

DUFF COOPER

*Das läßt
sich nicht
vergessen*

KINDLER UND SCHIERMEYER

Als im September 1938 die Ergebnisse der Münchener Konferenz in England bekannt wurden, trat der Erste Lord der Admiralität nach einer flammenden Rede im Unterhaus aus Protest zurück. Dieser Mann, der schon seit Jahren vor der Machtpolitik Hitlers gewarnt hatte, war Duff Cooper. Beim Lesen seiner nun auch in deutscher Sprache vorliegenden Autobiographie ersteht der Ablauf der letzten 35 Jahre noch einmal in brillanter Klarheit. Es ist eine bewegte Zeit, in der zwei Weltkriege tiefe Spuren im Gesicht der zivilisierten Welt hinterließen. Duff Cooper hat für alle geschilderten Dinge den Blick des Wissenden, den scharfen Verstand des Logikers und die schriftstellerische Begabung des erfolgreichen Autors, so daß sein Bericht von Beginn an fesselt. Sein Werk ist sowohl ein politisches Dokument als auch ein literarisches Buch; der Bogen der geschilderten Ereignisse, der Begegnungen und persönlichen Erinnerungen ist weit gespannt. Die Schlüsselfiguren der großen Politik, wie Asquith, Lloyd George, Chamberlain, Churchill, Roosevelt und de Gaulle spielen darin eine

ebenso große Rolle wie die familiären und privaten Begebenheiten. Alles dreht sich für Duff Cooper um eine zentrale Gestalt: der magische Mittelpunkt ist die große Liebe des Autors zu der Frau, die sein Leben bestimmte. Als Duff Cooper nach dem ersten Weltkrieg aus dem Felde nach England zurückkehrte, heiratete er, nicht ohne erhebliche Widerstände überwinden zu müssen, die Tochter des Herzogs von Rutland. Diana, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit, die auch von Lord Beaverbrook heiß umworben worden war, ebnete ihrem Mann den Weg in die Politik. Sie, die berühmte Bühnenkünstlerin, blieb ihm das ganze Leben hindurch eine treue Gefährtin und ein ausgezeichnete Mentor während seiner bedeutenden politischen Karriere. Die menschliche und berufliche Erfüllung, die Duff Coopers Leben gefunden hatte, ließ ihn ein Jahr vor seinem Tode in seinen hier vorliegenden Erinnerungen schreiben: „Das Leben hat es gut mit mir gemeint, und ich bin ihm dankbar dafür.“



Duff Cooper

DAS LÄSST SICH NICHT VERGESSEN

Autobiographie

von

DUFF COOPER

(Viscount Norwich)

KINDLER UND SCHIERMEYER VERLAG

Aus dem Englischen übertragen von Hans und Charlotte Kühner
Die englische Ausgabe hat den Titel: OLD MEN FORGET
The Autobiography of Duff Cooper

Copyright 1954
by Kindler und Schiermeyer Verlag
Alle Rechte, besonders der Übersetzung, Verfilmung usw., vorbehalten
Schutzumschlag und Einband: Hans H. Hagedorn, Hamburg
Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH.

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

TO DIANA

*Fear not, sweet love, what time can do;
Though silver dims the gold
Of your soft hair, believe that you
Can change but not grow old.*

*Though since we married thirty years
And four have flown away,
As bright your beauty still appears
As on our wedding day.*

*We will not weep that spring be past
And autumn shadows fall;
These years shall be, although the last,
The loveliest of all.*

AN DIANA

*Du wandelst dich – du alterst nicht,
Drum fürchte nicht das Fliehen
Der Zeit, da durch dein Goldhaar weich
Die Silberfäden ziehen.*

*Jahrzehnte sind, seit wir vereint.
Vergangen, doch noch immer
Strahlt wie an unsrem Hochzeitstag
Mir deiner Schönheit Schimmer.*

*Klag nicht, dass uns der Lenz entflo
Und Herbstes Schatten fallen –
Die letzten Jahre sollen uns
Die schönsten sein von allen.*

*Old men forget; yet all shall be forgot.
But he'll remember, with advantages,
What feats he did that day.*

Shakespeare: Henry V

I. KAPITEL

KIND UND KNABE

1890-1907

Zu den vielen Dingen, die alte Menschen vergessen, gehören die Schattenseiten der Kindheit. Gütig setzt die Zeit, früher oder später, den meisten von uns eine Brille auf, und wenn wir durch diese die Vergangenheit betrachten, zieht sich ein rosiger Schleier über die Linsen, so dass die Welt im Rückblick schöner als heute erscheint. Mein Gedächtnis ist jedoch noch recht gut, und ich sehe nun, dass die Kindheit nicht die glücklichste, sondern die am wenigsten glückliche Zeit meines Lebens gewesen ist.

Ich teile das Leben in Jahrzehnte ein, deren erstes die Kindheit, deren zweites die Knabenzeit, und deren drittes das Jünglingsalter umfasst. Danach ist ein Mann dreissig Jahre lang im mittleren Alter, bis er die Uhr Sechzig schlagen hört und weiss, dass nun das Alter begonnen hat. Von diesen sechs Jahrzehnten vermag ich wahrheitsgetreu zu sagen, dass ich jedes mehr als das vorangegangene genossen habe, und ich frage mich, ob nicht das Alter die Fülle des Lebens bedeutet, wären nicht das Wissen um das Nachlassen der Kräfte und die gelegentlichen Mahnungen an die Benrenztheit der Zeit.

Man darf indessen nicht glauben, ich sei als Kind schlecht behandelt worden. Ich war im Gegenteil das, was man gemeinhin verwöhnt nennt. Ich war das jüngste der fünf Kinder meiner Mutter und der vier meiner Eltern – meine Mutter war vorher bereits verheiratet gewesen – und der erste Knabe, so dass meine Ankunft hochwillkommen war. Als zartes und fügsames Kind konnte ich in den Augen der Erwachsenen nichts Unrechtes tun, und wenn ich jemals

fehlte, hiess es, ich sei von einer meiner Schwestern verleitet worden. Diese sekundäre Rolle bei «Verbrechen» verstimmte mich, doch wies ich sie vergeblich zurück.

Der Dichter Wordsworth schreibt, «Freude und Freiheit» seien das «einfache Glaubensbekenntnis der Kindheit». In Wirklichkeit geniesst ein Kind jedoch nur so viel Freiheit wie ein Sklave, und die Freuden der Kindheit sind fade und flüchtig. Der Kummer ist zwar ebenso flüchtig, jedoch so tief, dass er Kinder zur Verzweiflung treibt.

Alle Kinder sind Snobs, und die «Aristokratie» unter den Kindern bilden die älteren. Lässt sich ein Zehnjähriger dazu herbei, mit einem Siebenjährigen zu spielen, so wird dieser seinen sechsjährigen Freund auf dem Spielplatz schneiden. Ich war über drei Jahre jünger als die jüngste der drei Schwestern, mit denen ich aufwuchs; sie war immer sehr nett zu mir, solange die beiden älteren ihrer nicht bedurften.

Diese jüngste Schwester liebte ich innig, und sie hatte grossen Einfluss auf mein Leben. Sie war kein leicht zu behandelndes Kind, war wild und phantasiereich. Einmal erzählte sie mir, sie sei gar nicht meine Schwester, sondern unsere Eltern hätten sie einem Zirkus abgekauft, ein Glaube, an dem ich jahrelang festhielt und der meine Zuneigung romantisch verklärte.

Als sie sich immer unbändiger zeigte, wurde der Entschluss gefasst, die seit langem bestehende Drohung auszuführen und sie in die Schule zu schicken. Mädchen wurden in jener Zeit viel seltener zur Schule geschickt. Meine anderen Schwestern und die meisten ihrer Freundinnen wurden zu Hause von Gouvernanten unterrichtet. Sybil, meine jüngste Schwester, wurde also im Alter von zwölf Jahren in die Schule gegeben, gerade als ich mit neun Jahren in die Vorschule nach Westgate kam.

Als meine Schwester in den Sommerferien von der Schule zurückkehrte, war sie erfüllt von einer jener überschwenglichen Zuneigungen, die Mädchen zu einer Lehrerin fassen. Ausserdem war sie von dem für mich seltsamen und neuen Glauben besessen, dass Klugheit etwas sehr Gutes sei und der leichteste Weg zu ihr darin bestehe.

Bücher zu lesen, ganz gleichgültig, ob man sie verstand oder nicht. Wir gingen unverweilt an die Shakespeare-Dramen, verteilten die Rollen und tauschten sie dann untereinander aus. Wir lernten die grossen Dialoge auswendig – Brutus und Cassius, Romeo und Julia, Hubert und Arthur und die letzte Begegnung zwischen Macbeth und Macduff. Nachdem wir letzteren vor meinem Vater aufgesagt hatten, meinte dieser, wir sollten den Dialog, der sich mit allerlei Kraftausdrücken auf die Umstände von Macduffs Geburt – das Ergebnis eines posthumer Kaiserschnittes – bezieht, lieber vergessen. Jahre später, als wir beide erwachsen waren und meine Schwester verheiratet war, fragte ich sie, ob sie sich noch an den Tag jener Vorstellung erinnere. «Ganz genau», sagte sie, «Vater bekam einen fürchterlichen Hustenanfall und verzog sich hinter den Wandschirm im Salon.» «Ist dir je klargeworden», meinte ich, «dass er sich vor Lachen bog?» Nein, das war ihr nie in den Sinn gekommen!

Mein Vater war zu jener Zeit ein erfolgreicher Chirurg in London. Als jüngstes von vier Kindern, deren Vater, ein Rechtsanwalt, gestorben war, ehe er etwas für diese zurücklegen konnte, hatte er einen schweren Anfang gehabt. Er wurde an der Merchant-Taylor-Schule ausgebildet. Seine beiden älteren Brüder waren, wie ihr Vater und Grossvater, zur Advokatur zugelassen worden, doch mein Vater wollte Arzt werden. Er zeichnete sich, wie ich glaube, nicht auf wissenschaftlichem Gebiete aus, hatte aber schöne Hände, war ein geschickter Operateur und bei seinen Patienten sehr beliebt. Eine seiner häufigen Sentenzen war: «Wirf die Arznei den Hunden vor.» Und wenn er mich irgendein Tonikum schlucken sah, pflegte er zu äussern: «Was der Junge wirklich braucht, ist eine Flasche Champagner und ein Hammelkotelett.»

Sein Vater hatte neben juristischen auch literarische Ambitionen. Er schrieb drei Theaterstücke, eines davon in Versen, das die Auszeichnung erfuhr, nicht nur gedruckt, sondern auch an den Königlichen Theatern von King's Lynn und Norwich aufgeführt zu werden. Nach dem Versuch, sie zu lesen, war ich nicht mehr darüber erstaunt,

dass sie nie den Weg nach London gefunden hatten. Er gab auch in einem kleinen Band Lebensskizzen seines Vaters und seines älteren Bruders Henry heraus. Dieser ältere Bruder scheint ein hervorragenderer Rechtsanwalt gewesen zu sein als mein Grossvater William. Über seinen Vater, meinen Urgrossvater also, schreibt er: «Charles, jetzt besser bekannt als Altrechtsanwalt Cooper, ein bemerkenswerter Mann, der, wie der selige William Cobbett, obgleich bescheidener Herkunft, jenen Geist besass, welcher seit Deioeces von Ekbatana – wie Herodot berichtet – bis auf den heutigen Tag den Besitzer erhebt und Hochachtung abnötigt, während er den nicht geringen Neid kleinerer Geister erregt.» Ganz sicher erreichte mein Grossvater niemals die Einfachheit von Cobbetts Prosastil.

Dieser Urgrossvater wurde 1782 als Mitglied von Lincoln's Inn zugelassen, als er als «Charles Cooper aus der Stadt Norwich, ältester Sohn des Charles Cooper, Kaufmann daselbst» eingetragen wurde. Jedes Mitglied der Familie, einschliesslich meines Vaters, ist, soweit ich unterrichtet bin, in Norwich geboren, und als mir die Ehre zuteil wurde, Peer von England zu werden, fühlte ich mich daher aus Pietät getrieben, den Namen dieser altberühmten Stadt anzunehmen.

Die Familie meiner Mutter war berühmter. Die Schotten haben mehr Sinn für Familiengeschichte als die Engländer. Bei ihrer geringeren Bevölkerungszahl ist es leichter, den verwandtschaftlichen Beziehungen nachzuspüren. Das Clan-System verbindet auch den Bescheidensten im Lande mit irgendeinem grossen Oberhaupt. Ob es jemals einen Clan der Macduffs gegeben hat, ist ebenso zweifelhaft wie die Existenz des Thane of Fife, der Macbeth erschlug, und von welchem abzustammen die Familie meiner Mutter übereilt behauptete.

Sicher ist nur, dass im 17. Jahrhundert einige Leute mit dem Namen Duff in der Nachbarschaft von Aberdeen zu Wohlstand kamen und Land erwarben; dass im 18. Jahrhundert, nach der Union, ein Mitglied dieser Familie im englischen Unterhaus sass und dort in jener unauffälligen Weise, die Sir Robert Walpole so sehr schätzte, seinen

Dienst tat und dafür als Belohnung einen irischen Grafentitel erhielt. Zweifellos unter dem Einfluss jener alten Legende nahm er den Namen Fife an, obgleich er keinen Fussbreit Boden in dieser Grafschaft besass. Er besuchte auch niemals Irland und nahm den ihm zustehenden Sitz im irischen Oberhaus nicht ein.

Ein Jahrhundert später fielen der Familie weitere Ehren zu, dank der Zuneigung der Königin Viktoria zu Schottland und der Tatsache, dass sie Balmoral kaufte, wo die Fifes in Mar Lodge ihre Nachbarn waren. Der Erfolg war, dass mein Onkel, der den ererbten Reichtum vermehrt hatte, die Tochter König Eduards VII. heiratete und in den Herzogsstand erhoben wurde – das letzte bis dahin gegründete unabhängige Herzogtum.

Weit mehr als die schottischen Edelleute interessierte mich bei der Abstammung meiner Mutter die Tatsache, dass ihre Grossmutter die Tochter von Mrs. Jordan war, eines der zehn Kinder, welche diese dem Herzog von Clarence, dem späteren König Wilhelm IV., geboren hatte. Mrs. Jordan ist eine bezaubernde Gestalt in der Geschichte der englischen Komödie. William Hazlitt schrieb über sie: «Ihr Lachen zu hören, ist wie das Trinken von Nektar.» Und der grämliche alte Thomas Creevey, der bedeutende Politiker und Gesellschaftskritiker der Georgianischen Ära, beschreibt ihre Tochter, Lady Errol, meine Urgrossmutter, mit der er im gleichen Hause wohnte, wie sie «abends die Lieder ihrer Mutter in deren Weise sang und spielte – an ihrer geringeren Vollkommenheit ist das göttliche Original schuld –, aber ich habe sie trotzdem gern».

Meine Schwester und ich waren in dieser Zeit völlig dem Theater verfallen, hatten beide beschlossen, Schauspieler zu werden, und waren deshalb über die Entdeckung nur allzu froh, eine Schauspielerin und einen Dramendichter unter unseren Vorfahren zu besitzen.

Mein Vater verfügte, obwohl er keinen Begriff von der Bedeutung des Wortes Literatur hatte, über eine Reihe von Rezitationen, die ihn zweifellos sein Vater gelehrt hatte. Jeden Sommer verbrachten wir auf der Insel Arran, wo er ein kleines Haus besass. Der 12. August war ein Tag, auf

den wir uns freuten. Mein Vater verbrachte diesen Tag stets mit seinem älteren Bruder auf der Fuchsjagd. Seine ältere Schwester blieb zu Hause, da es ihr Geburtstag war. Wir Kinder kamen alle zum Dinner herunter, um das erste Birkhuhn zu geniessen. Es gab Champagner, aber ob zu Ehren des Birkhuhns oder Tante Aggies erfuhren wir nie. Nach dem Dinner wurden Spiele veranstaltet – immer Lebende Bilder, seltener Scharaden – und mein Vater pflegte den Dolchmonolog aus dem «Macbeth» vorzutragen oder den Mordmonolog aus dem «Othello» und die berühmte Ansprache aus der Douglas-Tragödie, die mit den Worten beginnt: «Mein Name ist Norval.»

Ich trat nun in das zweite Jahrzehnt meines Lebens. Rückblickend glaube ich, dass meine fehlende Lebensfreude in der Kindheit sehr wahrscheinlich von meiner zarten Gesundheit herrührte. Andere Kinder machten mich nervös, ich hatte keine Freude an Spielen im Freien und zog es vor, bis ich selber lesen konnte, am Kamin zu sitzen und mir vorlesen zu lassen oder Bilderbücher zu betrachten. Obwohl ich wahrscheinlich kaum das Wort gehört hatte, glaube ich jetzt, dass ich als Kind – wie viele Kinder – an unerträglicher Langeweile litt.

Aber von nun an hatte ich ein überwältigendes Interesse am Leben, das sich auf die Bühne konzentrierte und das mich durch die Bühne weiterführen sollte. Meine Schwester und mich trieb es auf die Suche nach geeigneten Stoffen zum Rezitieren, so dass wir nicht nur bei der alljährlichen Gelegenheit, wenn mein Vater das Wort ergriff, sondern auch an anderen Abenden, deren wir möglichst viele für uns zu gewinnen suchten, unsere Talente zur Schau stellen konnten. Bei diesem Suchen war es nicht verwunderlich, dass wir auf Dichtung stiessen. Diese grosse Entdeckung, die den meisten Menschen nie zuteil wird, muss viel köstlicher sein für Leute, die sie für sich selber machen, während sie durch den Wald der Literatur auf unbestimmter Suche tapen, als für jene, denen eine Landkarte gegeben und der Weg gezeigt wird, und die ihn womöglich noch entlanggeführt werden.

Die Rhetorik übt die erste Anziehungskraft auf Knaben

aus, die irgendeine literarische Neigung haben. Ich war glücklich, Macaulays «Lays of Ancient Rome» und des schottischen Dichters William Edmonstoune Aytouns «Lays of the Scottish Cavaliers» zu finden. Macaulay ist sowohl in der Prosa als auch im Vers der grösste Rhetoriker unserer Sprache. Und wer wagt zu behaupten, er gelange nicht, wie in der folgenden Stanze, in die Nähe der Dichtkunst?

Die Alten sollen dieses Jahr
Arretiums Ernten in die Scheuern bringen,
Und Umbros Knaben dieses Jahr
Die Herden wilder Schafe heimwärts treiben.

Der Most soll schäumen dieses Jahr
In Lunas Trotten um die weissen Füsse
Jauchzender Mädchen, deren Väter
Vor Zeiten gegen Rom gezogen sind.

Ich konnte den ganzen «Horatius» und Aytouns, «Charles Edward at Versailles» und «The Execution of Montrose» auswendig. Wahrscheinlich ist mir das frühzeitige Auswendiglernen langer Passagen von Versen wohl zustatten gekommen, denn es hat meinen Wortschatz bereichert und mir dadurch später bei öffentlichen Reden geholfen.

Es gibt kein für die Kunst des Vortragens geeigneteres Gedicht als Edgar Allan Poes berühmten «Raben», mit seiner Fülle dramatischer Effekte vom Anfang bis zum Ende. Ich wurde natürlich durch das Auswendiglernen dieses Gedichtes dazu verlockt, den Rest des schmalen Bandes mit Poes Versen zu lesen. Zwar fand ich nicht, was ich erwartete, fand aber Dichtung, und durch irgendeinen glücklichen Zufall war ich fähig, sie als solche zu erkennen. Es ist noch immer schwierig, Poes Stellung in der Literatur festzulegen. Seine Landsleute haben wenig Interesse an ihm bewiesen; für die Engländer ist er der Dichter des «Raben», der «Glocken» und einiger seltsamer Erzählungen; für die Franzosen ist er einer der grossen Meister, dem

zu dienen Baudelaire stolz war. Mir aber gab er den Schlüssel, der das Tor zu dem reichsten Palast der Welt öffnete.

Während der Weihnachtsferien des Jahres 1900 kam ich zum ersten Male nach Paris, wo meine ältere Schwester ihre Erziehung in einer französischen Familie beendete. Ich reiste mit meinen Eltern, während meine beiden jüngeren Schwestern in Schottland geblieben waren. Der Burenkrieg war seit einem Jahr im Gange. Ich interessierte mich jedoch nur wenig für ihn und folgte dem Feldzug nicht, wie es die meisten Jungen taten, auf Landkarten mit kleinen Fähnchen. Als ich zu Weihnachten eine Schachtel Soldaten in Khaki – damals eine Neuheit – bekam, ärgerte ich mich über die graugelbe Farbe und tauschte die Soldaten gegen ein paar Ritter in Rüstungen um, die ich in der Spielzeugabteilung des Magasin du Louvre fand.

Es war meine erste Reise ins Ausland, und die Erinnerung daran hat sich meinem Gedächtnis sehr klar eingeprägt. Wir stiegen in einem Hotel in der Rue de Rivoli ab, und aus den Fenstern unserer Zimmer überblickten wir die Gärten der Tuileries. Mein Interesse für Frankreich und französische Geschichte war schon damals durch «The Only Way» – eine Bühnenversion von «A Tale of Two Cities» geweckt worden, so dass ich erwartete, an jeder Strassenecke einem Sansculotte zu begegnen.

Noch kann ich mich der Restaurants erinnern, in die wir gingen, und wie lange mein Vater die Weinkarte zu studieren pflegte. Er war ein guter Kenner des französischen Rotweins, aber das lange Warten verärgerte meine Mutter ebenso sehr, wie es mich verblüffte. Auch war ich ungehalten – wie vermutlich alle Kinder – von der Art und Weise, mit der die Erwachsenen nach beendeter Mahlzeit plaudernd bei Tisch sitzenbleiben. Eines Tages hörte ich während eines dieser Gespräche meinen Vater sich mit einem Freund über den grossen, damals zwischen den Engländern und Franzosen herrschenden Groll, ja sogar Hass, unterhalten, was mich überraschte, denn ich hatte keinerlei Anzeichen dafür gesehen, und jedermann war freundlich zu mir gewesen. Kurz danach wurde ich zu einer Gesellschaft mitgenommen, in der das sogenannte amerikanische Bio-

skop, der Vorläufer des Kinematographen, vorgeführt wurde. Als Krüger, der Burenpräsident, erschien, wurde er mit lautem Applaus und begeisterten Hochrufen begrüsst. Für mich bedeutete er natürlich die Inkarnation des Bösen, und ich versuchte, meinem Protest durch Brüllen, Zischen und Schütteln meiner kleinen Fäuste Ausdruck zu verleihen. Ich fühlte, wie recht die Engländer hatten, die Franzosen zu hassen, und teilte diesen Hass. Dann aber wurde meine Aufmerksamkeit durch die grosse Gestalt eines neben mir stehenden bärtigen Mannes gefesselt. Es konnte kein Zweifel an seiner Nationalität bestehen, doch er sah mit einem solchen Ausdruck der Erheiterung und so voll freundlichen Wohlwollens auf mich herab, dass mein ganzer Hass schmolz und ich sein Lächeln erwiderte.

Dies alles liegt mehr als ein halbes Jahrhundert zurück, doch erinnere ich mich an alles noch ganz genau. Damals habe ich mich in Paris verliebt und bin dieser Liebe treu geblieben. Ich habe London nicht weniger geliebt und habe nicht eingesehen, weshalb die Liebe ausschliesslich sein sollte oder die Treue nicht geteilt werden könnte. Die Ereignisse meines Lebens binden mich an diese beiden Städte. Ich habe beide im Frieden und im Krieg erlebt. Ich habe von meinem Fenster in der St. James' Street die Pall Mall entlanggeblickt, während die ersten feindlichen Bomben auf die Stadt fielen, und habe vom nämlichen Fenster den Präsidenten der Vereinigten Staaten und den Marschall von Frankreich, der die alliierten Armeen kommandiert hatte, in der Stunde des Sieges vorbeifahren sehen. Ich habe mich unter die fröhliche, den Kriegsausbruch von 1914 bejubelnde Menge gemischt und habe meinen Weg durch die Verdunkelung getastet, die auf der schweigenden, von Ehrfurcht ergriffenen Masse am Vorabend der Kriegserklärung von 1939 lagerte. Ich habe das Entzücken der Ankunft in Paris beim Fronturlaub im ersten Weltkrieg erlebt und Paris 1940 im zweiten Weltkrieg bei einem wirklich vollkommenen Juniwetter besucht, wenige Tage bevor die Hauptstadt in die Hände der Deutschen fiel. Ich habe in London gelebt, als es der Feind jede Nacht vom Anbruch der Dunkelheit bis zur Morgendämmerung in Stücke riss

und seine Kinder hinschlachtete, und habe es abgehärmt, grimmig und unerschrocken sich aus der Feuerprobe wieder erheben sehen. Und ich war in Paris am Morgen seiner Befreiung aus vierjähriger Sklaverei und habe die leeren Strassen und die entblösten Schaufenster allmählich wieder ihre alten Gewänder der Fröhlichkeit anlegen sehen. Ich habe in beiden Städten gearbeitet und gespielt, doch rufe ich beim Klang ihrer Namen selten diese historischen Erinnerungen der Vergangenheit zurück, sondern denke lieber an lichte Frühlingmorgen in Paris und nebelverhangene Herbstabende in London, wenn ich, das Herz von grundlosem Frohlocken erfüllt, durch die Strassen ging.

Jene Weihnachtsferien im Jahre 1900 waren, im Gegensatz zu den meisten meiner anderen Ferien, äusserst ereignisreich. Nach unserer Rückkehr von Paris fuhren meine Mutter und ich nach Arran, um meine dort verbliebenen Schwestern zu besuchen. Sie hatten von dem eintönigen Leben genug und waren froh, mit uns heimreisen zu können. Am Morgen unserer Abreise berichtete der Gärtner, der gekommen war, um unser Gepäck hinunterzutragen, dass die Königin tot sei. Uns Kindern schien dies ein furchtbares Geschehnis. Was wir dabei empfanden, hätten wir nicht zu erklären vermocht, noch konnten wir wissen, dass es wahrhaft das Ende einer grossen Epoche bedeutete. Unsere Gedanken wurden durch die vielleicht boshafte Bemerkung unserer Gouvernante, alle Theater in London seien geschlossen, wieder auf die eigenen Interessen gelenkt.

Aus Gesundheitsgründen wurde ich der guten Luft wegen zuerst nach Westgate zur Schule geschickt, doch nach zwei Jahren fand man die Luft zu rauh, und ich kam in das für mich geeignetere Wixenford bei Wokingham, wo ich mich glücklicher fühlte. Aber ich hege gewisse Zweifel am Vorschulsystem. Es scheint mir grausam, ein neunjähriges Kind von zu Hause wegzubringen und der liebenden Sorge seiner Mutter zu entziehen. Jungen zwischen neun und dreizehn Jahren gewinnen wenig aus ihrer gegenseitigen Kameradschaft. Der Einfluss eines echten Zuhause sollte besser sein als der der besten

Schule. Ich habe Menschen gekannt, denen die Vorschule erspart blieb oder die nur in eine Tagesschule geschickt wurden, doch glaube ich, dass sie nichts verloren, und weiss, dass sie ein paar glückliche Jahre gewonnen haben.

Im Leben eines Engländers ist keine Periode entscheidender als die Jahre in der Public School. Als Kind tritt er ein und verlässt sie als Mann. Ein Erwachsener begleitet ihn zum Bahnhof, wenn er zum ersten Male aufbricht und noch einen bedauernden Blick auf die Spielzeugschublade wirft. Kommt er nach vier oder fünf Jahren für immer heim, hat er eine Zigarette im Munde und Zeitungen unterm Arm, aus denen er bereits die wichtigsten, ihn interessierenden Artikel über Sport oder Theater herausgesucht hat. Er geht als Raupe, voller Furcht, zertreten zu werden, und kehrt als Schmetterling mit flugbereiten Flügeln zurück.

Ich war noch nicht dreizehn Jahre alt, als ich nach Eton kam, war aber in gewisser Hinsicht frühreif. Während des ersten Semesters las ich Eliots «Mühle am Fluss» und war tief davon beeindruckt. Einer der Gründe, warum Eton die beste Schule der Welt ist, liegt darin, dass jeder Junge sein eigenes Zimmer hat, in dem er seinen Hobbies frönen und seine Lieblingsbücher lesen kann. Ein anderer Grund ist die Duldung von Überspanntheiten, die belustigt und mit guter Laune, nicht aber voller Misstrauen oder Verachtung, hingenommen werden. Ein Junge ohne Eignung und Interesse für die obligatorischen Spiele kann zwar niemals eine Berühmtheit an der Schule werden, wohl aber vollkommen glücklich sein. Ich verabscheute Fussball, verlor jedes Interesse an Cricket, sobald mein Tor gefallen war, und hielt Rudern lediglich für eine nützliche Methode, ein Boot vorwärtszutreiben.

Die schönsten Sommernachmittage wurden am und im Fluss verbracht, und zu den wenigen angesehenen Freuden gehörte das streng verbotene Bridge, das wir jedoch mit ausgiebigen Tees im Hinterzimmer eines Ladens in Windsor verbanden.

Ich lebte in einem unruhigen Haus, dessen Hausvater ein Wissenschaftler war, der die meiste Zeit in seinem Laboratorium verbrachte, was wir Jungen weidlich ausnützten.

Dem Rauchen wurde fast öffentlich gefrönt, und der Hausälteste fühlte sich keineswegs darüber erhaben, gelegentlich mit uns Roulette zu spielen.

Aber Missbrauch der Duldsamkeit bringt sich selbst zu Fall, und ein Wechsel des Hausvaters fand statt.

E. L. Churchill, der neue «Besen», war entschlossen, alles reinzufegen, und ich kam mit knapper Not darum herum, mit hinausgefegt zu werden. Aber wir lernten uns kennen und wurden die besten Freunde. Er war ein berühmter Ruderer und hatte natürlich ein Interesse daran, diejenigen zu trainieren, die sich dem Rudersport widmeten. Um dem Cricket zu entgehen, war ich also Ruderer geworden, doch nach einer Stunde auf dem Fluss in einem Viererboot lebte mein schwindendes Interesse am Cricket wieder auf.

Die Freiwilligen sorgten in jenen Tagen reichlich für Spass. Sie waren wirklich freiwillig und wurden von einem grossen Teil der Schule mit einiger Verachtung als die sogenannten «dog-potters» angesehen. Paraden, zu denen stets ein Ausflug mit Picknick gehörte, sowie ein nur zwei Tage währendes Camp am Schluss des Sommerhalbjahres waren höchst erfreuliche Abwechslungen. Meine letzten Stunden in Eton wurden im Camp verbracht, und beinah hätte es von mir geheissen, dass ich die Schule mit einem schlechten Ruf verlassen habe, weil ich in der letzten Nacht ein Schaf in das Zelt eines Hausvaters schmuggeln half – ein harmloser Streich, den die Vorgesetzten indessen aufs Äusserste missbilligten.

Man darf jedoch nicht glauben, mein Leben in Eton sei von wilden Eskapaden erfüllt gewesen. Ich war ein ernster Junge und verbrachte viele Stunden in der Schulbibliothek. Hätte ich meinen Schulaufgaben so viel Zeit gewidmet wie der wahllosen Lektüre, so hätte ich es vermutlich zu einigen Schulauszeichnungen gebracht, jedoch hatte ich die törichte Idee, dass intensive Arbeit an gegebenen Aufgaben erniedrigend sei. Glänzender Erfolg ohne übermässigen Fleiss, möglichst mit Zerstreutheit verbunden, war es, was ich bewunderte. Ich erinnere mich, wie ich Sir George Otto Trevelyan's «Early Life of Charles James Fox» entdeckte und mit Entzücken las. So wurde denn Fox mein

Held, Er ist für vieles verantwortlich, er und andere, die nach ihm kamen – manche sogar in unseren Tagen –, die ohne offenbare Plackerei grossen Ruhm erlangten und diesen durch liebenswürdige Fehler eher erhöhten als befleckten.

Während meiner Eton-Zeit schwand mein Interesse am Theaterspielen, dafür trat ein anderes an dessen Stelle. In jedem Haus gab es einen Debattierklub, dessen Mitgliedschaft auf die älteren Jungen beschränkt war und eine gewisse gesellschaftliche Auszeichnung bedeutete, so dass die meisten Jungen, obwohl sie das Debattieren eigentlich für langweilig hielten, froh waren, dem Klub anzugehören. Die Debatten fanden an Samstagabenden im Winter statt. Mir schienen sie endlich eine Gelegenheit zu bieten, ein paar jener Talente, die ich zu besitzen glaubte, zu entfalten. Ich freute mich besonders darauf und machte mir viele Gedanken über meine Reden, die ich jedoch nie niederschrieb, da bei uns die vortreffliche Regel des Unterhauses herrschte, Reden nicht abzulesen. Es gab in unserem Haus keinen meiner Klinge würdigen Gegner, und ich bin sicher, einen beträchtlichen Teil meiner Unbeliebtheit der Leichtigkeit zu verdanken, mit der ich triumphierte, und dem Vergnügen, das ich darüber empfand, der Gegenseite eins zu versetzen. Dennoch pflegte ich nach den Debatten stundenlang erregt wachzuliegen, mich vergessener Pointen zu erinnern oder mir zusätzliche auszudenken.

Niemals war die Politik Gegenstand unserer Diskussionen. Mit der Religion zusammen war sie, wie ich glaube, durch die Vereinssatzungen ausgeschlossen. Der Wunsch, diese Regeln zu durchbrechen, scheint nie bestanden zu haben, da Politik keinem von uns etwas bedeutete und wir wahrscheinlich alle die gleichen Ansichten hegten.

Dennoch boten diese Debatten Gelegenheit zu einem wertvollen politischen Training. Jedes Mitglied war zum Reden verpflichtet, wurde dadurch an den Klang der eigenen Stimme gewöhnt und lernte etwas vom Ablauf einer öffentlichen Versammlung. Der Hausälteste war Vorsitzender, und er forderte, nachdem der Antrag in geziemender Weise gestellt, unterstützt oder seine Verwerfung bean-

trägt worden war, alle Mitglieder nach eigenem Ermessen zum Reden auf. Fragen konnten, wie es im Unterhaus geschah, vor Beginn der Versammlung gestellt werden, und während der Debatten pflegten sich die Jungen mit «Herr Soundso» oder «der verehrte Abgeordnete» zu titulieren, wobei sie die entsprechenden Spitznamen, die ihnen viel leichter auf die Lippen kamen, eine Zeitlang vergassen.

Während ich in Eton war, fanden die allgemeinen Wahlen von 1905-1906 statt, und ich stürzte mich mit Leib und Seele in den Kampf. Jungen lieben jede Form von Wettstreit und sind von Natur parteiisch. In einer meiner Privatschulen waren wir in zwei Sektionen geteilt, die «Schwalben» und die «Kreuzritter». Keine der beiden Bezeichnungen hatte auch nur die geringste Bedeutung, aber jeder Neankömmling schlug sich sofort begeistert auf die eine oder andere Seite. Zwischen beiden fanden Wettspiele statt, und es wurden Abzeichen verliehen.

In der gleichen Weise wurde, wie W. S. Gilbert wahrheitsgetreu schreibt, im 19. Jahrhundert jedes Kind als ein kleiner Liberaler oder als ein kleiner Konservativer geboren. So kam es also, dass ich als ein kleiner Konservativer geboren wurde, und obwohl ich im Laufe meiner Karriere gelegentlich Zweifel an der unfehlbaren Weisheit der Konservativen hegte, haben diese mich nie zu bewegen vermocht, den Eintritt in irgendeine andere Partei auch nur zu erwägen.

über Politik wurde in meinem Elternhaus ebenso selten gesprochen wie über Literatur, und man setzte voraus, dass die Konservativen immer recht und die Liberalen immer unrecht hatten. Ein solch einleuchtender Grundsatz liess Gegenargumente ebenso wenig zu wie die Wahrheit der religiösen Offenbarung. Es war darüber kein Wort mehr zu verlieren. Ich erinnere mich, wie die Fahnen bei Gladstones Tod auf Halbmast wehten und meine Mutter mir erzählte, er sei zwar ein sehr böser, aber sehr grosser Mann gewesen. Beide Ansichten halte ich heute für unrichtig. Sie erzählte mir niemals, dass sie Disraeli persönlich gekannt hatte, bis ich sie, als ich erwachsen war, danach fragte. Sie

hatte es nicht der Mühe wert gehalten, diese Bekanntschaft überhaupt zu erwähnen.

Während der allgemeinen Wahlen, an denen ich ein so grosses Interesse nahm, und in denen die Konservative Partei die überwältigendste Niederlage ihrer ganzen Geschichte erfuhr, veranstaltete Sir Herbert Tree mit dem Instinkt des echten Theatermannes eine Neuinszenierung von Ibsens «Volksfeind». Es gibt darin eine Szene, in der bei einer öffentlichen Versammlung der Held auf dem Rednerpult die unpopuläre Sache vertritt und dem Hohn- und Gelächter und Jöhlen des Publikums entgegenruft: «Die Majorität hat immer unrecht – die grosse liberale Majorität hat immer unrecht.» Allgemeine Wahlen wurden in jener Zeit nicht an einem Tage abgeschlossen, sondern zogen sich über drei Wochen hin. Dennoch wurde für gewöhnlich schon nach dem ersten Tage bekannt, in welcher Richtung der Hase laufen würde. Ein solches Theaterstück musste daher in wohlberechneter Weise die Gemüter aufregen. Das Londoner Theaterpublikum ist vorwiegend konservativ, und wir Konservativen in His Majesty's Theatre pflegten dem Vortrag solcher Gefühle lauten Beifall zu klatschen, der von einer lautstarken Minderheit mit Zischen, Pfeifen und Zurufen beantwortet wurde. Ich ging mehr als einmal hin, um den Spass zu geniessen. So kam es, dass Rhetorik und Schauspiel, die mich vordem zur Dichtung geführt hatten, nunmehr zur Politik hinüberleiteten.

Diese Wahlen fanden während der Weihnachtsferien statt, die ich in London verbrachte. Die Ferien waren nun nicht mehr so unterhaltsam, da alle meine Schwestern geheiratet hatten, bevor ich fünfzehn Jahre alt war. Die jüngste beging diese Unklugheit schon kurz nach ihrem siebzehnten Geburtstag. Mein Vater hatte seine Praxis aufgegeben, und sein Gesundheitszustand verschlechterte sich, so dass ich mich für gewöhnlich allein mit meinen Eltern in irgendeinem Kurort aufhielt. Die drei letzten Winter seines Lebens verbrachten wir in Südfrankreich. Das erstemal kam ich während der Osterferien dorthin, völlig unvorbereitet auf den Unterschied zum englischen

Klima. Ich verliess London an einem rauhen, trüben März-morgen, so neblig wie im November und so kalt wie im Januar, und erwachte am nächsten Tage im strahlenden Sonnenschein der Riviera, wo die Hecken bereits voller Rosen hingen. Niemand hatte mir gesagt, dass es so sein würde, und ich konnte es kaum glauben. Es war in Costebelle bei Hyères. Ich bin nie wieder dort gewesen.

Während der zwei letzten Lebensjahre meines Vaters hatten wir eine kleine Villa in Menton gemietet, wo er im Frühjahr 1908 starb. Es war das erste Sterbebett, an dem ich stand. Niemals hatte ich meinen Vater irgendeine Gemütsbewegung zeigen sehen – und er tat es auch jetzt nicht. Er hatte uns immer aufgefordert, in die Kirche zu gehen, und sich dann nach der Länge der Predigt erkundigt. Als ihn aber meine aufrichtig fromme Mutter am letzten Morgen fragte, ob er einen Geistlichen sehen wollte, erwiderte er ruhig: «Ach du lieber Gott, nein.» Bis zuletzt war er völlig bei Bewusstsein, und als er nicht mehr sehen konnte, fragte er, ob ich noch im Zimmer sei. Als er hörte, ich sei da, bemerkte er mit seiner gewöhnlichen Stimme: «Ein ziemlich unerfreulicher Anblick für den Jungen.» Aber ich blieb.

Mein Kummer war nicht sehr gross. Ich hatte meinen Vater immer gern gehabt, und er war stets freundlich zu mir gewesen. Nie kam ein ärgerliches Wort über seine Lippen. Es wäre mir aber nicht eingefallen, ihm irgendetwas von den Dingen, die mich wirklich interessierten, zu erzählen, und er wäre, hätte ich es doch getan, wahrscheinlich in rechte Verlegenheit geraten. Jeden Sonntag schrieb er mir pflichtbewusst und teilte mir die Ereignisse der Woche und die Neuigkeiten in der Familie mit. Als ich noch in der Vorschule war, fragte er einmal in einem seiner Briefe, was ich später werden wollte, und stellte mir verschiedene Berufe zur Wahl. Als ich sie alle verwarf und meinen Entschluss, Schauspieler zu werden, mitteilte, hielt er dies nur für eine kindliche Schrulle, als die sich der Plan auch erwies. Hätte er gewusst, dass meine Ambitionen zur Zeit seines Todes dahin gingen. Dichter zu werden, hätte ihn das wohl stärker bekümmert.

Während meiner letzten Jahre in Eton wandten sich nämlich meine Hauptinteressen der Dichtung zu. Ich las öffentlich und schrieb im geheimen Gedichte. Der Zugang des Engländers zur Dichtung ist eigenartig. Nur sehr wenige lieben sie, und die es tun, schämen sich, es einzugestehen – und doch ist es die einzige Kunst, in der die Engländer Höchstes geleistet haben.

Eines Tages gab uns Hugh Macnaghten, mein Studienleiter, der beste Lehrer, dem ich je begegnet bin, als Thema für eine Lateinarbeit die Worte «Hannibal peto pacem», die mit «Ich bin es, Hannibal, der um Frieden bittet», übersetzt werden können. Beiläufig fügte er hinzu: «Wenn ihr wollt, könnt ihr es in englischen Versen machen.» Endlich glaubte ich meine Stunde gekommen und gab mir mehr Mühe mit den englischen Versen, als ich es je mit den lateinischen getan hatte. Das Ergebnis konnte nicht glänzend gewesen sein, aber Macnaghten war sehr freundlich und spendete mir grosses Lob.

Bevor ich lesen konnte, habe ich schon Bücher geliebt und pflegte meine Nurse anzuflehen, mir vorzulesen, bis sie heiser war. Ich brauchte bloss zu hören, irgendein Buch sei «nur für Erwachsene», um mich sofort mit Begeisterung darauf zu stürzen, es gewissenhaft bis zum Schluss zu lesen und zu behaupten, es durchaus genossen zu haben. Gibbon schreibt, er wolle seine Freude am Lesen nicht um alle Schätze Indiens eintauschen. Ich auch nicht! Reichtum und Mannigfaltigkeit der englischen Literatur sind unerschöpflich. Welch gewaltiges Erlebnis für einen jungen Menschen, wenn er dieses Erbe entdeckt! Es ist durchaus natürlich, wenn er einige Versuche macht, den Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die eine derartige Entdeckung in ihm auslöst.

In meinem letzten Jahr in Eton wurde ich Mitglied der Literarischen Gesellschaft und verfasste für diese zwei Essays, eines über Edgar Allan Poe, das andere über Browning. Ich lernte alle Oden von Keats und die meisten seiner Sonette auswendig.

Eines meiner Gedichte schickte ich an eine jener kurzlebigen College-Magazine, die, wie Eintagsfliegen, in Som-

mermonaten erscheinen. Es wurde angenommen, und ich sah mich zum erstenmal gedruckt. Das Gedicht war mit meinen Initialen gezeichnet. Mein Studienleiter fragte, ob es von mir stamme, und als ich es zugab, gestand er, er habe mir ein so gutes Gedicht gar nicht zugetraut. Es trug den Titel «Invitation to Bathe before Breakfast», doch kann ich mich keiner einzigen Zeile mehr entsinnen. Etwas später gelang es mir, ein kurzes Gedicht in der *Saturday Review* unterzubringen, dank der eifrigen Hilfe meiner jüngsten Schwester, die mit dem Besitzer befreundet war. Ich dachte, es würde auf meinen Vater Eindruck machen. Nachdem er das Gedicht mit einiger Verblüffung gelesen hatte, holte er *Whitaker's Almanach* hervor, um herauszufinden, wie hoch der Ehrensold eines englischen Poeta Laureatus sei, fand aber, dass sich eine derartige Ernennung nicht lohne. Als ich Eton verliess, hatte ich einen Gesang eines Epos über David und Bathseba sowie eine Anzahl kleiner Gedichte geschrieben und mein Herz in einem Sonettenzyklus erschlossen.

In dieser Zeit war mein Bühnenehrgeiz geschwunden, und während ich im Stillen hoffte, meine literarischen Anlagenwürden die Schriftstellerlaufbahn rechtfertigen, hatte ich mich mit der Aussicht auf die diplomatische Karriere getröstet. Das Beispiel Lord Lyttons, der Vizekönig, Botschafter und Dichter gewesen war, hatte mich dazu ermutigt.

Es wurde daher beschlossen – ich glaube, ich entschloss mich selber dazu –, dass ich Eton bald verlassen und ein Jahr im Ausland verbringen sollte, bevor ich auf die Universität ging. Ein weiser Entschluss! Ich war erst siebzehn Jahre alt, hatte jedoch das Beste, was Eton mir zu geben vermochte, in mich aufgenommen. Keine sportlichen Triumphe erwarteten mich. Ich war Hausältester und hatte dadurch einen Vorgeschmack von der Ausübung von Autorität bekommen – eine wertvolle Erfahrung. Obwohl ich an Homer, Horaz und Catull viel Freude hatte, wollte ich doch niemals Altphilologe werden. Mein Hauptinteresse galt der Geschichte und Literatur, die ebenso gut auch andernorts als in Eton studiert werden können. In vieler Hin-

sicht war ich frühreif und der Gesellschaft von Jungen entwachsen.

Dennoch machte es mich traurig, Eton zu verlassen. Es hatte mir viel bedeutet; wieviel, erkannte ich zu dieser Zeit noch kaum. Wenige ehemalige Eton-Schüler sind mir begegnet, die nicht ihre Zeit dort genossen hätten, und die für die Schule ein schwer erklärbares Gefühl hegen, das wenig mit dem Ort, obgleich er schön – noch mit dem Unterricht, obwohl er ausgezeichnet ist, noch mit ihrer glänzenden Tradition etwas zu tun hat. Es hängt wohl mehr mit den dort geschlossenen Freundschaften zusammen – jenen ersten Freundschaften, die sich in glücklicheren Zeiten oft als die dauerhaftesten erweisen. In meinem Falle waren diese Freundschaften geweiht, da sie fast ausnahmslos durch den Tod ein vorzeitiges Ende gefunden haben. Aber selbst solche Erinnerungen erklären jenes bewegende Gefühl nicht, das Eton in den Herzen seiner Kinder weckt, und das am zutreffendsten mit der Liebe verglichen werden kann.

II. KAPITEL

DER JÜNGLING

1907-1913

Im Herbst 1907 kam ich in Tours an, wo ich in das Haus von Monsieur Suzanne, einem älteren Professor, aufgenommen wurde, der im Siebziger Krieg gedient hatte. Er lebte mit Frau und Schwiegermutter in zwei Stockwerken über dem Laden eines Eisenhändlers und bot drei Engländern Unterkunft. Jeder von ihnen erhielt ein Wohnschlafzimmer. Monsieur Suzanne verstand nicht Englisch und war daher kaum geeignet, Französisch zu lehren. Die Unterrichtsstunden bestanden für gewöhnlich aus improvisierten Diktaten. Er nahm das Geschriebene mit, oft sogar ohne es zu korrigieren, und der Schüler konnte froh sein, wenn er das Ergebnis seiner Mühen je wiedersah, da diese Diktate in Wirklichkeit die ersten Entwürfe für Artikel darstellten, die der Professor für die Lokalpresse verfasste.

Das Haus war nicht sehr sauber und das Essen nicht sehr gut. Weder Madame Suzanne noch ihre Mutter besaßen irgendwelche liebenswerten Eigenschaften, und doch war ich vom ersten Abend meiner Ankunft an vollkommen glücklich. Das Leben in Tours unterschied sich so völlig von allem, was ich vorher gekannt hatte. Die beiden anderen Engländer, älter als ich und gerade von der Universität gekommen, waren schon seit einigen Wochen da und konnten bei den Zerstreungen, die Tours zu bieten hatte, die Führer spielen. Sie kamen von Oxford oder von Cambridge, so dass ich von ihnen viel über das Universitätsleben erfahren konnte.

Die von einer französischen Provinzstadt gebotenen Vergnügungen sind geringer, als man annehmen könnte. Es gab

ein in Abständen von Wandertruppen besuchtes Theater, ein Konzerthaus, kaum grösser als für eine Caféhauskapelle, das einzige bis nach Mitternacht geöffnete Etablissement, ausser dem Bahnhofsbüfett, wo wir – sofern unsere Mittel es erlaubten – mitunter vergnügte Abendessen veranstalteten.

Bei einer anderen Familie wohnte ein Freund aus Eton, und sonntags pflegten wir vier einen Wagen zu mieten und zu einem der berühmten Loireschlösser zu fahren. Wir fanden ein paar geachtete Freunde in der Umgebung auf dem Land und ein paar weniger geachtete in der Stadt selber.

In einem Vorstadtcafé, das einen Tennisplatz besass, entdeckten wir einen jungen Engländer, der dort wohnte und seinen ersten Roman schrieb, ehe er Lehrer wurde. Es war Hugh Walpole, mit dem wir Freundschaft schlossen, und der nun an unseren Expeditionen teilnahm.

Wir alle befanden uns noch in jenem herrlichen Entwicklungsstadium, wo der Unterhaltungsstoff unerschöpflich scheint. Oft sassen wir in einem unserer Zimmer bis vier Uhr morgens und redeten. Wie genoss ich diese langen Gespräche und Auseinandersetzungen! Wie genoss ich unsere sonntäglichen Fahrten nach Blois und Amboise, Chambord und Loches! Wie genoss ich das Leben in den Cafés, und vor allem die französische Literatur, in die ich mich zum ersten Male vertiefte.

Von den Dichtern weckte Musset meine höchste Begeisterung. Maupassant hatte ihn sehr richtig erkannt als «den Dichter aller jungen Menschen, der vor allen Dingen ein vom Leben Trunkener war, seine Trunkenheit unbefangen in schallenden Liebesfanfaren hinausposaunte – Echo aller jungen, von Sehnsucht erfassten Herzen». Mit dem hohen lyrischen Gehalt seiner Verse verbindet Musset wirkungsvolle Dramatik und romantische, das Herz der Jugend verzaubernde Melancholie. Ich lernte «Les Nuits» und «Lucie» auswendig und las wieder und wieder «Rolla». Das Ungeordnete seines Lebens und die noch grösseren Wirren im Dasein Verlaines förderten in mir die törichte, bereits durch Fox eingegebene Neigung zur Zerstreuung. Etwa zur gleichen Zeit las ich einen Essay von Cunning-

hame Graham, der die Ansicht vertrat, nichts sei so reizlos und vulgär wie der Erfolg. In Geschichte, Literatur und Leben waren immer die Misserfolge das Liebenswerteste und Ausgezeichnetste. Ich fing an, eine Art Kult des Verfalles zu betreiben. Auch Ernest Dowson bestärkte diese Tendenz durch Vorschrift und Beispiel. Ich billigte seine Treue zu Cynara und sehnte mich mit ihm danach

Zu streuen tanzend Rosen mit der Menge
Und aus dem Sinn zu scheuchen die verlornen.
Die blassen Lilien . . .

und – wie er – nach «wilderer Klängen und stärkerem Wein» zu verlangen. In einem verrufenen Café unter dem Einfluss von Absinth unsterbliche Verse zu schreiben, schien mir der Gipfel menschlicher Leistung zu sein, doch besass ich glücklicherweise genügend Selbstkritik, um zu wissen, dass meine Verse, deren ich in jener Zeit eine Menge schrieb, nicht unsterblich waren – und vielleicht traf es sich ebenso glücklich, dass ich in diesem Alter den Geschmack von Absinth nicht vertragen konnte.

Jeder Bericht aus meinem Leben wäre unvollständig ohne die Erwähnung meiner Freundschaft mit John Manners, die in meinem letzten Jahr in Eton begonnen hatte. Er war fast zwei Jahre jünger als ich. Phantasiereiche siebzehnjährige Jungen, die Gedichte lesen, verlangen nach einem Ventil für ihre Empfindungen, und wenn sie den grösseren Teil des Jahres von ihrem eigenen Geschlecht umgeben sind, wie bei unserem Public-School-System, und der Rest ihrer Zeit – wie in meinem Falle – im engen Familienkreis verbracht wird, so ist es nicht erstaunlich, dass männliche Freundschaften durch einen Anflug von Romantik angesteckt oder sublimiert werden. Es wäre töricht, die Gefahr einer solchen Beziehung zu missachten, doch kann diese auch leicht übertrieben werden. Normale junge Menschen mit weitgespannten Interessen und gesundem Appetit können es sich leisten, ihre männlichen Freundschaften ein wenig mit jenem Golde zu schmücken, das sie auf ihr erstes Liebeserlebnis ver-

schwenden werden, und es gibt nichts in meinem Leben, auf das ich mit weniger Gewissensbissen zurückblicke als auf jene beinahe leidenschaftliche Zuneigung, die ich für meinen besten Freund empfand.

John Manners verband Schönheit und sportlichen Mut mit einer Liebe zur Literatur, die ich vielleicht bestärkt habe, die aber schon vor unserer Begegnung vorhanden war. Er zeichnete sich in allen Sportarten aus. In seinem letzten Jahr in Eton trug er dazu bei, das berühmteste aller Kricketwettspiele zwischen Eton und Harrow zu gewinnen, um eine Woche später den Hamlet in einer von ihm selber inszenierten Aufführung vor dem Eton-Publikum zu spielen.

Nach dieser grossartigen Leistung schrieb er an seinen Vater, der ihn ermahnt hatte, sich durch den Erfolg den Kopf nicht verdrehen zu lassen, und sagte, er wollte lieber den grossen Nationalpreis für sein eigenes Pferd – wie sein Vater es getan – gewinnen, als Kricketmeister sein. Lord Manners, ein überaus bescheidener Mensch, erwiderte, er wisse nicht, welche der beiden Erfolgsarten erstrebenswerter sei, hoffe aber, sein Sohn möge, anders als er selber, um wesentlicherer Dinge als dieser beiden willen im Gedächtnis der Menschen fortleben. John Manners erwartete keine grossartige Laufbahn. Alles, was er tat, war, im Alter von 22 Jahren für sein Land zu sterben.

Dank dieser Freundschaft verbrachte ich die Sommerferien von 1908 in Clovelly. Dieser Besuch war ein entscheidendes Ereignis meines Lebens, denn er eröffnete mir eine neue Welt. Meine Mutter besass nur wenige Freunde und hatte keinerlei Verlangen nach weiteren. Die Tatsache, dass sie von ihrem ersten Gatten geschieden war, verschloss ihr in jener Zeit viele Türen, die wieder zu öffnen sie auch nicht den leisesten Wunsch hegte. Sie hatte einen Widerwillen gegen Freunde, was ein Familienfehler war. Ihre älteste Schwester lebte zur Zeit unseres Besuches im Jahre 1900 in Paris, und es war verabredet worden, dass meine Schwester und ich sie aufsuchen sollten. Im letzten Augenblick erschien ein Diener mit einem Geldgeschenk für uns beide und einem Brief für meine Mutter, auf deren Besuch

meine Tante sich, wie sie schrieb, sehr freue; sie fühle sich indessen nicht wohl genug, auch die Kinder bei sich zu sehen. So sah ich Tante Annie niemals, obgleich sie noch zwanzig Jahre lebte und mir häufig Geschenke schickte, meist in Gestalt von Gebetbüchern. Sie wurde zur richtigen Einsiedlerin und liess sich schliesslich in der Nähe von Gloucester nieder, weil dort die Verwandten ihres Mädchens lebten.

Der Vater meiner Mutter hatte die gleiche Schwäche besessen. Es wird von ihm berichtet, wie sein Wunsch, Gäste, die er zum Lunch nach Schottland eingeladen hatte, zu sehen, schwand, je näher die Stunde ihrer Ankunft rückte. Er soll dann den Butler angewiesen haben, zu sagen, dass er es wohl vergessen haben müsse, da er auf die Pirsch gegangen sei. Daraufhin begab er sich auf eine Anhöhe, von wo er durch ein Fernglas das Hauptportal beobachten konnte, und kehrte nicht eher nach Hause zurück, als bis er seine Freunde hatte fortfahren sehen.

Mein Vater hingegen war ausserordentlich gesellig, besass eine Unmenge von Bekannten, war allgemein beliebt und gehörte mehreren Klubs an. Er pflegte oft zu Jagdpartien zu fahren, auf die ihn meine Mutter niemals begleitete. Sie sah kaum jemanden ausser ihren Verwandten, und auch von diesen nicht alle, da sie mit ihrem einzigen Bruder in unversöhnlicher Feindschaft lebte. Sie war ihrem ersten Gatten durchgegangen – damals war noch die Zeit, in der Ehefrauen durchgingen –, und zwar mit dem Mann, den sie meiner Meinung nach am meisten geliebt hatte, und mit dem sie zwei oder drei Jahre glücklich verheiratet war. Er starb, und sie war Witwe, als sie meinen Vater heiratete, der sie schon vor ihrer ersten Ehe gekannt, geliebt, und der geschworen hatte, niemals eine andere Frau zu heiraten. Seine Treue wurde belohnt. Niemals sprach sie zu mir über ihre beiden früheren Gatten, doch die häufige Anwesenheit von Verwandten beider in unserem Hause überzeugte mich – sollte ich einmal Zweifel gehabt haben – dass ihr kein Vorwurf gemacht werden konnte.

Meine Mutter besass eine Tochter aus erster Ehe, die nach dem Scheitern dieser Ehe von der Grossmutter väter-

licherseits erzogen wurde, der sie feierlich versprechen musste, dass das Kind niemals das Haus meines Vaters betreten würde. Mein Vater war sicher nicht fähig, Unrecht zu tun, und die Einstellung dieser Grossmutter war einzig durch seinen geringeren gesellschaftlichen Stand begründet. Meine Mutter stand mit ihrer Tochter immer auf bestem Fuss und gab ihr stets ein grosszügiges Taschengeld, gestattete ihr jedoch nicht, ihre Halbgeschwister zu sehen, solange sie sich weigerte, in deren Vaterhaus zu kommen. Schliesslich gab die Tochter nach, indem sie sagte, sie sei sicher, ihre Grossmutter verstehe, dass sich die Zeiten geändert hätten. Doch war ich bereits elf und meine älteste leibliche Schwester sechzehn Jahre, ehe wir unsere Halbschwester Marie Hay kennenlernten, eine sehr intelligente, anziehende Frau, für mich als Jungen umso anziehender, als sie so lange von einem Geheimnis umgeben war. Sie schrieb geschichtliche Werke und historische Romane und heiratete Herbert Hindenburg, einen Verwandten des Feldmarschalls. Nachdem sie im ersten Weltkrieg sehr gelitten hatte – in Deutschland wurde sie mit Argwohn betrachtet, während sie gleichzeitig viele ihrer englischen Freunde verlor – starb sie glücklicherweise ein Jahr vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges.

In meinem Elternhaus begegnete ich nie anderen Menschen ausser einem sehr kleinen Kreis von Verwandten und angeheirateten Verwandten, so dass ich, als ich mich zum ersten Mal als Gast in einem grossen Landhaus befand, unter einer Menge Menschen, von denen ich nur einen einzigen kannte, von einer Schüchternheit übermannt wurde, unter der ich mehrere Jahre heftig litt. Da ich den falschen Zug genommen hatte, kam ich im ungeeignetsten Augenblick an, gerade als die übrige Gesellschaft das Dinner beendet und – glücklicherweise – das Speisezimmer verlassen hatte. Meine Gastgeberin kam heraus, um mich zu begrüßen und sofort völlig zu beruhigen. Mrs. Hamlyn, Besitzerin von Clovelly und Schwester von Lady Manners, war in mittleren Jahren Witwe geworden und hatte, so glaube ich, beschlossen, den Rest ihres Lebens nach dem Beispiel der Königin Viktoria zu gestalten, der ein gleiches

Schicksal widerfahren war. Immer erschien sie ganz in Schwarz gekleidet, mit einem kleinen Spitzenhäubchen auf dem weissen Haar, so dass ich sie für eine sehr alte Dame hielt, obwohl sie damals kaum über fünfzig Jahre alt gewesen sein mochte. Sie hatte eine gebieterische, dominierende Art, die jedoch niemanden beunruhigte – sie war eine Tyrannin, die keiner fürchtete und die viele zu necken liebten. Sie hatte feste politische Ansichten und war eine strenge Tory, liess aber ihre Ansichten niemals störenden Einfluss auf ihre Freundschaften nehmen. In ihrem Hause wie in dem von Lady Manners in New Forest war Asquith ebenso willkommen wie Balfour,

Am Abend meiner Ankunft nahm mich mein Freund, nachdem uns Mrs. Hamlyn verlassen hatte, in das leere Speisezimmer, wo mir am Ende einer für zwanzig Personen gedeckten Tafel die Überreste des Dinners serviert wurden. Während er mir allerlei über die anderen Gäste erzählte, öffnete sich die Türe etwas, und eines der bezauberndsten Gesichter, die ich je sah, blickte lächelnd herein und fragte, ob wir nicht irgendein Spiel mitmachen wollten. «Sie tut das nur», sagte mein Freund, «weil sie dich vor allen anderen sehen wollte.» Ich erkannte daraufhin voller Entsetzen, gerade als ich dabei war, meine Fassung wiederzuerlangen, dass er über meine Anziehungskraft Gerüchte verbreitet hatte, die zwangsläufig grosse Enttäuschungen verursachen mussten.

Die Küste von North Devon strömt eine Romantik aus, von der die Atmosphäre von Clovelly geradezu durchtränkt war. In meiner unklaren Erinnerung scheinen die Gäste des Hauses aus sehr distinguierten alten und sehr anziehenden jungen Menschen bestanden zu haben. Auf einem der Vorgebirge, hoch über der See, befindet sich eine «Gallantry Bower» genannte Höhle. Dorthin pflegten wir, manchmal auch bei Mondschein, zu pilgern. Tagsüber fanden Picknicks an schönen Stellen der Umgebung statt, und nach dem Dinner wurden Spiele und Scharaden veranstaltet, bei denen ich mich hervortat. Waren die Älteren zu Bett gegangen, gab es gelegentliche mitternächtliche Badeausflüge, gefolgt von heimlichen Futtereien in der Küche, unter

Flüstern und Lachen, Wir sangen viel, lasen, rezitierten Gedichte, lebten ganz uns selbst und hatten nur Interesse füreinander. Auch gab es manche Courmacherei und manchen unschuldigen Flirt.

Einige Jahre später überredete mich eine junge Dame – die gleiche, die an jenem Abend meiner Ankunft ins Speisezimmer gespäht hatte – bei irgendeiner Gelegenheit, nach dem Dinner eine meiner Novellen vorzulesen, wobei sie den anderen erklärte, die Erzählung sei von einem ihrer Freunde verfasst, und sie wolle gerne wissen, was die anderen darüber dächten. Diese hielten mit ihrer Ansicht nicht zurück, und die Erzählung wurde allgemein wegen ihrer gestelzten und langweiligen Schwerfälligkeit abgelehnt. Ich glaube, die junge Dame litt mehr als ich, obgleich ich das Manuskript anschliessend in Fetzen riss.

Meine Besuche in Clovelly waren der Höhepunkt des Jahres. Wie schön ist eine Verabredung, auf die man sich elf Monate hindurch freut! In einem der folgenden Jahre erfuhr mein Besuch eine reizvolle Verlängerung. Es war das Ende meines letzten und Johns ersten Jahres in Oxford. Ehe wir nach Clovelly gingen, blieben wir eine Zeitlang in dem einige Meilen weiter liegenden Hartland, wo Lady Stucley, Mrs. Hamlyns älteste Schwester, lebte. Ein Ort von seltener Schönheit, in einem tiefen Tal gelegen, das zu einem wilden Küstenstreifen führt, wo sich die Wellen des Atlantik an zerklüfteten Felsen brechen. Ein hoher Turm ragt auf dem Steilufer empor, auf dem die Mutter König Harolds auf das zurückkehrende Schiff des Sohnes gewartet haben soll.

Es tat gut, sich in solcher Umgebung von den Anstrengungen und Ängsten der Abschlussprüfungen zu erholen. Wir empfanden zu jener Zeit beide eine grosse Begeisterung für Irland und alles Irische. Das Ensemble des Abbey Theatre aus Dublin war damals während des Sommersemesters nach Oxford gekommen, und wir hatten zunächst an einem für die Schauspieler veranstalteten Souper teilgenommen und anschliessend den Rest der Nacht mit zwei Mitgliedern der Truppe in einem Kahn auf dem Cherwell verbracht. Auf dem Boden des Kannes gelagert, lauschten

wir irischen Liedern und Geschichten, bis die Morgendämmerung anbrach. Als Konservativer war ich ein Gegner des Home Rule, der Selbstverwaltung Irlands, doch vermochten Yeats und Synge und Maire O'Neill mich dort zu überzeugen, wo die Beredsamkeit aller irischen Abgeordneten im Unterhaus versagt haben würde.

Sechs Jahre hintereinander ging ich nach Clovelly und war gerade im Begriff, im August 1914 zum siebenten Male hinzugehen, als der Krieg ausbrach, der diesen glücklichen Jahren ein Ende machte.

Durch meine Freundschaft mit John Manners, meine Besuche in Clovelly und meine Einladungen in andere Landhäuser lernte ich eine glanzvolle Gesellschaft junger Menschen kennen; die meisten von ihnen, kaum älter als ich, hatten an der Universität Oxford bereits Aufsehen erregt. Sie waren beinahe berühmt, und ihre Aussprüche wurden zitiert. Wer sie gekannt hat, wird sich ihrer Namen immer erinnern, doch die nächste Generation hat sie bereits vergessen. Die Nachwelt kann sich nicht mit den Erben unerfüllten Ruhmes befassen, wie glänzend auch ihre Verheissung gewesen sein mag. Die Wissenschaft lehrt uns zwar, dass nur die Tüchtigsten den Daseinskampf überstehen, doch wir, die wir zwei grosse Kriege erlebten, haben mit eigenen Augen gesehen, dass immer die Tapfersten, Edelsten und Besten zugrunde gehen.

Die Berührung mit diesen vielen glänzenden Begabungen, die das Leben mit robuster Kraft und dem Entschluss, ihm die besten Seiten abzugewinnen, anpackten, brachte es endlich fertig, mich von jener schmachtenden Bewunderung für Misserfolge zu befreien, und Oxford, wohin ich im Herbst nach meinem ersten Besuch in Clovelly ging, vervollständigte die Kur.

Zu den Überraschungen beim Wechsel von der Public-School zur Universität gehört für einen jungen Mann die Entdeckung einer dort herrschenden völlig anderen Wertskala. Wohl geniesst der Sport noch immer eine ausserhalb Englands übertrieben angesehene Hochachtung, doch bildet er nicht mehr den einzigen Wertmassstab. Die jungen Menschen interessieren sich allmählich für die Beweg-

lichkeit von Geist und Gehirn ebenso wie für die von Gliedern und Augen. Geistige Gaben und Fertigkeiten fordern Bewunderung.

Ich besass gute Kenntnisse der englischen Literatur, wusste einiges über die französische und besass auch Talent für öffentliche Reden. Diese Dinge hatte ich stets als persönliche Eigenarten angesehen, ohne jedes Interesse für andere als nur für mich selber. Zu meinem Erstaunen zogen diese Kenntnisse jedoch die Aufmerksamkeit auf sich, und ich freute mich über die Entdeckung, unter meinen Altersgenossen im New College einen gewissen Einfluss zu besitzen.

Meine schauspielerischen Ambitionen hatte ich so völlig aufgegeben, dass ich mich niemals der Oxford University Dramatic Society anschloss, wohl aber sogleich Mitglied der «Union» sowie des Debattierklubs des College wurde. Meine erste Rede hielt ich bei der «Union» am 5. November, einem Tage, den gewöhnlich ein geräuschvoller Abend an der Universität beschliesst. Ich wurde hin und her gerissen zwischen der Absicht, an einer übermütigen Gesellschaft teilzunehmen und meine Jungfernrede über die Reform des Oberhauses zu halten. Schliesslich beschloss ich, beides zu vereinigen, und habe wahrscheinlich damit letzten Endes beides verdorben. Zugleich schien es echt Foxsches Verhalten, ein fröhliches Beisammensein von Krakeelern zu verlassen, um bei der «Union» hineinzuschauen und eine alle Zuhörer überzeugende Rede zu liefern.

Meine erste Rede beim New College Twenty Club, wie der Debattierklub hiess, hielt ich über einen Misstrauensantrag gegen die Regierung Seiner Majestät. Ich hatte mich nicht vorbereitet, und als ein Sprecher nach dem anderen die liberale Regierung verwarf, entschloss ich mich, diese zu verteidigen. Als die Reihe an mich kam, erklärte ich, als streng Konservativer alle englischen Institutionen zu unterstützen, zu denen auch die Liberale Partei gehöre, der man gestatten müsse, gelegentlich ans Ruder zu kommen, da sie sonst verschwinden würde und wir leicht etwas Schlimmeres an ihrer Stelle bekommen könnten. Wir sollten ihr angemessene Möglichkeiten und genügend Spielraum

geben und uns darauf verlassen, dass sie zu gegebener Zeit den rechten Gebrauch davon machen werde.

Diese, wenn auch erfolgreiche Rede, brachte mir den Ruf der Frivolität ein, der mir bei den äusserst ernst gesinnten jungen Leuten, die solche Versammlungen besuchten, sehr schadete. Ich fürchte, auch mein allgemeines, der Foxschen Tradition allzu streng folgendes Verhalten bestärkte diese feindselige Gesinnung. Einst hatte ich den Ehrgeiz gehabt, Präsident der Union zu werden; als ich mich aber um den Posten des Generalsekretärs bewarb, fiel ich bei der Wahl durch.

Nicht nur bei Debattierklubs ergriff ich das Wort. Die berühmteste politische Streitfrage des Tages war, ob wir unser System des Freihandels aufrechterhalten oder Schutzzölle einführen sollten. Ich schloss mich der Ortsgruppe der Tariff Reform League, der Zolltarif-Reform-Liga, an und hielt in den Dörfern der Umgebung Reden bei Versammlungen, was gewiss eine gute Übung für das Auftreten in der Öffentlichkeit darstellte. Es bedurfte einiger Selbstsicherheit, um den Versuch zu machen, eine Zuhörerschaft schläfriger Tölpel aus dem Oxfordshire von einem Karren herab zu überzeugen, dass sie glücklicher sein würden, wenn alle Einfuhren mit Zöllen belegt würden, Einfuhren, die auch einige Dinge ihrer täglichen Ernährung enthalten könnten.

Volkswirtschaft war und wurde nie ein Gebiet, auf dem ich mich sicher fühlen durfte. Zur gleichen Zeit, als ich der Wählerschaft die Vorteile des Schutzzolls auseinandersetzte, musste ich H. A. L. Fisher, meinem Studienleiter, einem treuen Liberalen und einer Leuchte unter den Befürwortern des Freihandels, einen Aufsatz über dieses Thema vorlesen. Er zerpflückte von Anfang an meine Argumente so gründlich, dass ich vorschlug, meinen Aufsatz nicht fertigzulesen; doch mit der ihm eigenen grossartigen Höflichkeit drängte er mich, fortzufahren, und sagte, obgleich er einige Verworrenheiten in meinen Gedanken gefunden hätte, könnten die von mir vertretenen und von vielen geteilten Ansichten nicht geschickter formuliert werden.

Ein Sportsfreund erzählte mir, wie das Gespräch – nachdem er eines Morgens Fisher seinen Aufsatz vorgelesen

hatte – auf sportliche Veranstaltungen abgeirrt sei und er erstaunt festgestellt habe, dass sein Lehrer darüber ebenso gründlich informiert war wie er selber. Einige Tage nachher sah ich einen Band französischer Gedichte auf dem Tisch liegen, und später fragte mich Fisher, der natürlich meine Geschmacksrichtung kannte, ob ich mit dem Werk Albert Samains vertraut sei. Schon bald fand ich heraus, dass er sehr viel mehr über die französischen Dichter der *Décadence* wusste als ich und sogar mit Verlaine verkehrt hatte.

Bisher hatte ich Kenntnisse auf Gebieten, die mich nicht interessierten, verachtet, doch Fisher stellte mir einen höheren Bildungsstand vor Augen, zeigte mir, wie ein wirklich kultivierter Mensch beschaffen sein müsse, und wurde mein Ideal. Meine Freundschaft und Bewunderung für ihn haben meine Oxforder Zeit überdauert, und Jahre später freute ich mich, ihn als Speaker im Unterhaus bei meiner Antrittsrede wiederzusehen, wo ihm das Amt zufiel, mir die üblichen Gratulationen auszusprechen.

Meine Beziehungen zu den anderen Koryphäen im New College waren weniger glücklich. Ich musste einmal bei einem unseligen Freudenfeuer mitmachen, einer albernen Form der Belustigung, die Studenten immer gerne veranstalten. Als das Brennmaterial allmählich abnahm, fiel es einem meiner Freunde und mir ein, dass wir zwar das meiste eigene Mobiliar verbrannt, das Eigentum der «Respektpersonen» jedoch unberührt gelassen hatten. Wir drangen deshalb in das Konferenzzimmer ein und raubten, nachdem wir dort einige Gegenstände entfernt hatten, das Zimmer eines der jüngeren Professoren aus, das nach dem Hof zu lag, auf dem das Feuer brannte. Später sickerte durch, dass sich in der Schublade eines kleinen, von uns verbrannten Tisches einige Aufzeichnungen befunden hatten, die die Frucht dreier Arbeitswochen waren. Ich wurde von Gewissensbissen gepeinigt und schrieb sofort eine ebenso dürftige wie aufrichtige Entschuldigung. Der unschuldige und sehr geschädigte Leidtragende nahm die Entschuldigung wohlwollend an, aber in der Universität verbreitete sich das Gerücht, ich hätte sein Lebenswerk absichtlich aus Hass oder Rachsucht vernichtet. Die Strafe für dieses

Vergehen war meine Verbannung aus dem College, so dass ich meine restliche Oxforder Zeit in Mietswohnungen verbringen musste.

Unter denen, die ich nicht nur gern hatte, sondern die mich auch geistig beeinflussten, war Patrick Shaw-Stewart, der glänzendste Vertreter jener besonderen Gruppe, von der ich schon berichtet habe. Als Schüler von Eton und Balliol hatte er alle von Eton und Oxford ausgesetzten Preise gewonnen und, als ich hinkam, bereits summa cum laude seinen Doktor gemacht. Er arbeitete damals für eine Stelle an All Souls, die er auf Grund seiner Verdienste auch erhielt. Ich erfuhr, dass die in seinen Prüfungsarbeiten dargelegten Thesen es wert seien, als Essay-Band veröffentlicht zu werden. Sein Einfluss bestärkte indessen das, was ich als die Foxsche Tradition beschrieben habe, denn er hatte alle Freuden des Daseins bis zur Neige genossen und war während seiner glänzenden Universitätslaufbahn mehr als einmal mit den Autoritäten in Konflikt geraten. Zum Erfolg entschlossen, befand er sich auf dem besten Weg hierzu, als er, noch nicht dreissigjährig, nur durch eigene Verdienste Teilhaber der Firma Baring geworden, im ersten Weltkrieg fiel.

In Eton hatte ich nur wenige Freunde gefunden, in Oxford hingegen sehr viele. Blicke ich nach so vielen Jahren auf jene Zeit zurück, so glaube ich, dass mein Charakter während dieser Periode eine Wandlung durchmachte. Ich war ein nervöser, zarter Junge gewesen, der weder an den natürlichen Vergnügungen seines Alters teilnahm noch an der Gesellschaft seiner Gefährten Freude fand, und hatte mich schliesslich für anders als meine Altersgenossen gehalten, worauf ich womöglich noch stolz war. Nie hatte ich mich in das Leben irgendeiner Schule gestürzt und hielt vermutlich mein eigenes Leben mit Büchern, Träumen und Gedichten für wichtiger. In Oxford befand ich mich jedoch in einer mir zusagenden Umgebung. Liebe zur Literatur wurde nicht länger als überspannt angesehen, und rednerisches Talent bedeutete einen Aktivposten. Ich vermochte alle landläufigen Jugendvergnügen zu schätzen, hatte Freude an fröhlichen Dinners, auf denen wir unsere Ge-

sprache für Glanzleistungen hielten und uns bemühten, sie entsprechend zu gestalten, und genoss tolle Nächte in London mit späten Heimfahrten einschliesslich gefährlicher Klettereien ins College-Gebäude.

An einem Junimorgen war ich gerade, angetan mit meinem Studententalar, auf dem Weg zu einer Vorlesung, als ein mit Freunden vollbesetztes Auto auf der Fahrt zum Derby neben mir hielt. Es bedurfte keines Drängens, um mich ihnen anzuschliessen, obwohl sie mir keine Zeit liessen, meine Habseligkeiten zu holen. So mussten wir unterwegs halten, um mir einen Hut zu kaufen. Minoru, das Pferd des Königs, gewann, und da wir alle treu auf dieses Pferd gesetzt hatten, fuhren wir nach London, um unsere Gewinne zu verjübeln.

An Kricket oder Fussball hatte ich niemals Freude gehabt, wohl aber verlegte ich mich in Oxford aufs Reiten, das ich schon als Kind gelernt hatte. Auf dem Fussballplatz hatte ich mich nie ausgezeichnet und mich allmählich für einen Feigling gehalten, doch zu Pferde litt ich nie an solchen Vorstellungen. Obgleich ich mir kein eigenes Pferd leisten konnte, folgte ich auf einem Mietpferd der Schlepplagd und ritt sogar beim New College Grind (in Oxford üblicher Name für ein Geländerennen) mit. Ich hatte ein Pferd, das ich vor dem Tage des Rennens noch nie gesehen hatte. Später erfuhr ich, dass es beim Start leicht lahmte – in jedem Falle lahmte es am Ende! Mein einziges Bestreben war, am Ziel anzukommen, was mir auch gelang, und ich musste entdecken, nachdem sich verschiedene Gewinner disqualifiziert sahen, weil sie die falsche Strecke geritten waren, dass ich mir den dritten Platz gesichert hatte. Der Ritt lohnte sich, nachdem ich, gegen jede Wahrscheinlichkeit, auf mich selbst gesetzt hatte.

Einer der vielen Freunde, die ich in Oxford fand, und einer der sehr wenigen, die den ersten Weltkrieg überlebten, war der mit mir gleichaltrige Sidney Herbert. Auch er war in Eton gewesen, wo wir uns indessen kaum begegnet waren, obwohl wir viel Gemeinsames hatten. Die meisten meiner Freunde verachteten die «Union» und die Tariff Reform League, doch er mit seinem parlamentarischen

Ehrgeiz unterstützte beide. Als ich an einem Herbsttage in einem leichten Jagdwagen mit ihm hinausfuhr, um eine politische Versammlung zu arrangieren und gleichzeitig eine Strecke für die Schlepjjagd zu besichtigen, empfand ich, dass so das Leben in Oxford in einem vergangenen Jahrhundert hätte sein können, und kostete jeden Augenblick bis zur Neige aus.

Ein anderer Freund war Voltelin Heath, den ich zuerst in Wixenford getroffen hatte. Er war ein Ästhet und widmete die meiste Zeit der Verschönerung seiner Zimmer, erst in Magdalen und später in Micklem Hall. Auch war er der beste Reiter der Universität, Master der Schlepjjagd und Präsident des Bullingdon Clubs. Mit ihm verbrachte ich einen der letzten Oxforder Tage. Es war der Krönungstag König Georgs V. Wir hatten beide unsere Abschlussexamen beendet und hätten nach London fahren können, zogen aber einen Ritt durch die Wälder von Wytham vor, auf dem wir ernsthaft unsere Karrieren besprachen. Heath war wohlhabend und besass politischen Ehrgeiz, hielt es aber für gut, zuerst zum Militär und dann in den Handel zu gehen, um dringend notwendige praktische Erfahrungen zu sammeln. Sehr streng und asketisch, war er eine der anziehendsten Persönlichkeiten meiner Generation. Er schloss sich den Konservativen an und widmete als junger Offizier in Windsor seine knappe Zeit dem Studium des Italienischen. Im September 1914 erlag er seinen Verwundungen.

Im zweiten Jahre wurde ich in den New College Essay-Verein gewählt, was mich sehr freute, weil dieser aus den intellektuelleren Mitgliedern des College bestand, meist Schülern von Winchester, von denen ich wenige kannte und deren Missbilligung ich fürchtete, mir zugezogen zu haben. Ich las ihnen einen Aufsatz über Rimbaud vor, wobei ich bezweifelte, ob viele von ihnen zu jener Zeit von diesem Dichter schon gehört hatten. Während meiner Oxforder Jahre schrieb ich nur sehr wenige Gedichte, ohne dabei meine literarischen Neigungen aufzugeben. Lese ich sie mit einigem Wohlwollen für mich, dann meine ich, in meinen hin und wieder niedergeschriebenen Versen einiges Gute zu finden, und frage mich, ob ein weniger glück-

liches Leben als das meine nicht von Vorteil für meine Muse gewesen wäre. Die Zeit in Oxford genoss ich vollauf, und abgesehen von einigen Sorgen, die untrennbar zum menschlichen Leben gehören, habe ich sicher von jeher mehr als meinen Anteil an Glück gehabt. Ich kann mir nicht denken, dass die Muse auf Behagen und Wohlstand gedeiht, aber ich ziehe es vor, ein glücklicher Mensch als ein berühmter Dichter gewesen zu sein.

Während des letzten Jahres arbeitete ich tüchtig. In Covelley erreichte mich die Nachricht, in Geschichte nur den zweiten Platz bekommen zu haben. Dies bedeutete einen schweren Schlag, den ich jedoch in keiner besseren Umgebung hätte empfangen können. Die Wunde war bald geheilt. Fisher schrieb mir einen warmherzigen, mitfühlenden, für ihn charakteristischen Brief und erklärte, ich sei auf der Grenzlinie zum ersten Platz gewesen, was allerdings, wie er zugab, nur einen geringen Trost darstelle. Im Frühherbst brach ich nach Hannover auf, um mich auf die Prüfung für das Foreign Office im folgenden Jahre vorzubereiten.

Was heute als das Foreign Office bekannt ist, bestand zu jener Zeit aus zwei Teilen: dem eigentlichen Foreign Office und dem diplomatischen Dienst. Kandidaten, die sich für letzteren meldeten, mussten, bevor sie die Prüfung ablegten, nachweisen, dass ihnen £ 400 im Jahr aus eigenen Mitteln zur Verfügung stünden. Es war bekannt, dass für kostspielige Posten, wie Petersburg oder Wien, die doppelte Summe erforderlich war, um den von jedem Mitglied der Botschaft erwarteten Lebensstandard aufrechtzuerhalten. Attachés erhielten während ihres ersten Jahres kein Gehalt, während des zweiten Jahres £ 100, die in jedem weiteren Jahre um £ 25 vermehrt wurden. Repräsentationsgelder standen nicht zur Verfügung, und für andere als wohlhabende junge Leute war es einfach unmöglich, Diplomat zu werden. Der Eintritt in das Foreign Office hingegen erlegte keine solchen Verpflichtungen auf. Hier belief sich das Gehalt von Anfang an auf £ 200 im Jahr, und der junge Anwärter konnte genau so billig leben wie in jeder anderen Abteilung des Verwaltungsdienstes auch. Schon zu diesem Zeitpunkt jedoch nahm die Zahl vermögender

Kandidaten ab, und es war daher unvermeidlich, dass das Wettrennen um das Foreign Office sehr viel schärfer als jenes für den diplomatischen Dienst werden musste. Der Austausch zwischen den beiden Abteilungen wurde gestattet, und hier war das Foreign Office wiederum im Vorteil, weil die meisten lieber zu Hause Dienst taten, während nur wenige ins Ausland gehen wollten. Es gab gewöhnlich eine Menge Kandidaten für das Foreign Office, und bei der ersten Gelegenheit, als ich mich dort vorstellte, war nur eine einzige Stelle frei. Wären selbst meine Gesamtnoten die besten gewesen, was nicht der Fall war, hätte ich keinen Erfolg gehabt, da ich bei dieser Prüfung im Deutschen versagte. Im Deutschen wie im Französischen wurde ein hoher Massstab angelegt, und trotz vieler stumpfsinniger Monate schwerer Arbeit in Hannover schaffte ich es nicht.

Ich bin sicher, dass Hannover in jenen Tagen die langweiligste Stadt der Welt und seine Einwohner Spiessbürger waren – eine Stadt ohne jedes bauliche oder historische Interesse. Als unmusikalischer Mensch bin ich nicht berufen, eine Meinung über die Oper zu äussern, die wahrscheinlich ihre Verdienste hatte; aber die in der Oper und in den Theatern aufgeführten Werke vermochten mich selten zu fesseln. Das Haus, in dem ich mit anderen, sich zur gleichen Prüfung vorbereitenden jungen Leuten wohnte, war behaglich, das Essen gut, die alten Damen, die es führten, waren freundlich, doch darüber hinaus hatte Hannover nichts Empfehlenswertes aufzuweisen.

Unter den Engländern, die mit mir in Hannover studierten, befand sich einer, den ich in Eton flüchtig kennengelernt hatte, und der anschliessend in Sandhurst gewesen war. Er hatte eine militärische Laufbahn zugunsten des diplomatischen Dienstes aufgegeben, doch gelang es ihm niemals, die Prüfungen zu bestehen. Seine sehr strengen politischen und religiösen Ansichten führten uns zu endlosen Diskussionen. Er war Republikaner und Atheist und versicherte mir, die englische Monarchie sei verdammt, und er gestehe ihr nur noch fünfundzwanzig Jahre zu. Die ganze Streitfrage endete mit einer Wette, die wir feierlich nieder-

schrieben, und in dem jugendlichen Glauben an die Gültigkeit von Stempeln auf Dokumenten drückten wir deutsche Siegel darauf und liessen die Wette durch einen unserer Gefährten, Maurice Peterson, der später Botschafter in Bagdad, Madrid, Ankara und Moskau wurde, beurkunden. Das Dokument befindet sich noch in meinem Besitz und berechtigt mich, £ 1'000 zu empfangen für den Fall, dass es im Jahre 1936 in England noch eine Monarchie geben sollte.

Im Laufe der folgenden Jahre machten die Ansichten meines republikanischen Freundes beträchtliche Wandlungen durch. Er wurde zuerst Katholik, dann Faschist und, nachdem er sich in Italien niedergelassen hatte, trug er so viel dazu bei, der Sache der Achse während des zweiten Weltkrieges zu helfen, dass er es für klüger hielt, am Ende des Krieges zu verschwinden, so dass ich ebenso wenig Aussicht habe, ihn je wiederzusehen, wie das mir geschuldete Geld zu erhalten!

Das Erlernen der deutschen Sprache bereitete mir wenig Vergnügen, und durch mein Unvermögen, ander deutschen Literatur Geschmack zu finden, wurde die Aufgabe umso unangenehmer für mich. Man schadet sich nur selber, wenn man an grossen Schriftstellern, die weitgehende Bewunderung herausgefordert haben, etwas aussetzt. Wenn Tolstoi Shakespeare angreift, so wird dabei nur Tolstoi kleiner, und wenn Bernard Shaw dasselbe tut, so ist es Shaw, der als lächerlicher Zwerg erscheint, wenn er die Fäuste gegen ein Gebirge schüttelt. Ich will mich deshalb vorsichtig mit der Feststellung begnügen, dass Heine der einzige deutsche Dichter war, den ich wirklich genoss und zu dem ich wieder und wieder mit unverminderter Freude zurückkehre.

Eine andere Beeinträchtigung beim Erlernen der Sprache war der bedauerliche Umstand, dass ich in Deutschland weder bei dem einen noch bei dem anderen Geschlecht Freunde gefunden habe. Der Fehler lag zweifellos bei mir, doch glaube ich, in einer anderen Stadt als Hannover wäre es mir leichter gefallen. In England herrscht – vermutlich noch aus der Regierungszeit des Hauses Hannover – der Aberglaube, in Hannover werde das beste Deutsch gesprochen. Selbst wenn dies zuträfe, wäre es an sich noch

kein hinreichender Grund, um nach Hannover zu gehen. Niemand darf hoffen, eine fremde Sprache akzentlos zu sprechen, wenn er sie nicht von Kindheit an gelernt hat. Ob ein Engländer Deutsch mit einem leichten Hannoveraner oder Wiener Akzent spricht, hat keinerlei Bedeutung. Wenn er nicht lernt, es wirklich fließend zu sprechen, wird seine englische Aussprache immer vorherrschen und jeden lokalen Einfluss verbergen. Oft habe ich gedacht, wieviel angenehmer es gewesen wäre, jene langweiligen Monate in Wien zu verbringen, und welche reizenden österreichischen Freunde ich dort hätte finden können.

Ich kehrte nicht nach Tours zurück, sondern verbrachte einige Zeit in Paris, wo ich Unterricht bei Jeanne de Hénaut nahm, jener bewundernswürdigen Lehrmeisterin, von der Harold Nicolson in «Some People» ein so glanzvolles Porträt gezeichnet hat, so dass mir über sie nur wenig zu sagen bleibt. Die Stärke ihrer Persönlichkeit war aussergewöhnlich. Junge, ungebärdige, jeder Disziplin abholden Menschen wie ich wagten es niemals, die ungeschriebenen Gesetze ihres Hauses zu verletzen. Das Dinner war um sieben Uhr. Nach einer mageren Mahlzeit wurde die Konversation, zu der sie selber das meiste beitrug, bis neun Uhr fortgesetzt. Dann zogen sich die jungen Leute, mit der Aufmunterung, noch recht lange zu arbeiten, auf ihre Zimmer, wie Mönche in ihre Zellen, zurück. Ich war immer tief dankbar, nicht derjenige gewesen zu sein, dem ein Besuch Patrick Shaw-Stewarts nach elf Uhr nachts gegolten hat. Weil er nicht gleich Einlass fand, drückte er den Finger so lange auf die Hausglocke, bis ein bass erstauntes Dienstmädchen aufstand und die Türe öffnete. Er ging dann den Korridor entlang und rief laut die Namen zweier Freunde, deren verstörte Gesichter wie erschrockene Kaninchen in ihren Türen erschienen und ihn beschworen, leise wegzugehen. Dieser Zwischenfall wurde zur Saga des Hauses, zum klassischen Beispiel schlechter Erziehung und Ausschweifung. Als man Jeanne versicherte, der Schuldige sei der glänzendste junge Mann der Zeit, zeigte sie sich keineswegs beeindruckt, sondern äusserte, er beabsichtige hoffentlich nicht, sich auf die Diplomatie zu verlegen.

Für sie war keine andere Laufbahn von Interesse, denn das ganze Jahr drehte sich bei ihr um die Prüfung. Sie bewahrte alle Zeugnisse auf und kannte die von ihren Lieblingskandidaten in den verschiedenen Fächern errungenen Noten auswendig. Tagsüber wurden ihre Opfer durch dauernd wiederholte, die Vorgänger betreffende Anekdoten strapaziert. Aber nur die Erfolgreichen fanden immer Erwähnung. Die Versager vergass sie zuvorkommenderweise, und es war ihr gleichgültig, was aus ihnen wurde.

Es gab nur eine Ausnahme von dieser Regel; ein «leuchtender Stern», der sich zwar auf der Höhe ihrer Ansprüche befunden hatte, war aus irgendeinem unerklärlichen Grunde dreimal – die Höchstgrenze – erfolglos ins Examen gegangen. Von dieser Katastrophe pflegte sie mit der Miene einer Königin in der Tragödie zu sagen: «Die Narbe dieser Wunde werde ich mit ins Grab nehmen.» Ich wünsche, sie hätte so lange gelebt, um die hohe Stellung zu erleben, die jener auf einem anderen, der Diplomatie eng verwandten Gebiet erreicht hat.

Die Öde dieser beiden Vorbereitungsjahre hing mit der Art der Prüfung zusammen. Um die Gesamtsumme der erforderlichen Noten zusammenzubringen, war es notwendig, eine sehr grosse Zahl von Fächern zu wählen, die ganz unvermeidlich jene bereits an der Universität gehörten einschlossen. Viele Stunden, die besser der Erwerbung

neuer Kenntnisse gewidmet gewesen wären, wurden mit dem Aufpolieren von bereits Erlerntem zugebracht – ein ermüdendes und nutzloses Verfahren. Das Examen konnte, wie ich bereits sagte, dreimal, zwischen dem zweiundzwanzigsten und dem vierundzwanzigsten Lebensjahr, gemacht werden. Es schien mir damals – und ich glaube es noch heute –, dass von jenen Kandidaten mit einem akademischen Grad keine besonderen Fächer verlangt werden sollten und dass sie in dem Wunsch, nach dem Verlassen der Universität ins Ausland zu gehen, bestärkt und womöglich mit einer Liste guter Bücher versehen werden sollten. Das Examen müsste ganz allgemeiner Natur sein, dazu bestimmt, Umfang und Genauigkeit der Kenntnisse der Kandidaten und deren natürliche Intelligenz zu prüfen. Ein

junger Mann verbringt offensichtlich seine Zeit besser mit der Lektüre neuer Bücher oder sogar mit dem Besuch ernsthafter Theaterstücke, Opern und Bildergalerien als mit dem Durchbüffeln solcher Fächer wie englischer Verfassungsgeschichte, in denen er bereits seine Beschlagenheit bewiesen hat.

Während dieser Zeit war ich ganz mein eigener Herr. Mein Vater war tot, und meine Mutter mischte sich nie in meine Pläne. Ich hätte meine Zeit sehr viel angenehmer verbringen können, als ich es tat, aber in Oxford hatte ich gelernt, den Erfolg zu bewundern, und war bereit, meine Tage arbeitsreich zu gestalten, um Erfolge zu erzielen. Auch war ich nicht über Gebühr von meinem ersten Misserfolg entmutigt, obwohl er während des zweiten Jahres einen längeren Aufenthalt in Deutschland zur Folge hatte.

«Vergesslich sind die Alten», und das Gedächtnis ist launisch. Meine Erinnerungen an diese beiden Vorbereitungsjahre sind verschwommener als die an Eton und Oxford. Der Hintergrund war aus Hannover und Paris zusammengesetzt. In letzterem befand sich meine Wohnung in der Rue de la Pompe, von wo ich vom Balkon von der Ecke des obersten Stockwerks in die Avenue du Bois sehen und einen flüchtigen Blick auf das berühmte Rosa Palais, das Bonifaz de Castellane erbaut hatte, werfen konnte. Auf eine Leistung war ich sehr stolz. Bevor ich mich anschickte, zum zweiten Male ins Examen zu gehen, verbrachte ich sechs Sommerwochen in Paris. Ich war dreiundzwanzig Jahre alt, und Nacht für Nacht zog ich mich nach dem Dinner in mein Zimmer zum Arbeiten zurück. Jeanne gestattete – und unterstützte sogar – einen Ausgang am Samstagabend. Sie behauptete, das, was sie «le petit week-end» nannte, biete dem Geist die nötige Zerstreuung. Am anderen Tage pflegte sie sehr geziert zu tun, Fragen zu stellen und sich dann in gespielter Verlegenheit mit den Worten zu zügel, sie fürchte, indiskret zu sein. Doch während dieses letzten Besuches versagte ich es mir, samstags auszugehen, was für einen dem Vergnügen so ergebenden Menschen wie mich eine beträchtliche Willensanstrengung bedeutete.

Nach dem Examen reiste ich nach Venedig, wo George Vernon, einer meiner Freunde, einen Palazzo gemietet hatte, und wo in diesem Herbst fast alle die Menschen, die ich am liebsten hatte, versammelt waren. Ich bin von da an immer wieder nach Venedig gegangen, ausser in jenen Jahren, als der Krieg es unmöglich machte, und habe eine stetig wachsende Zuneigung zu dieser Stadt empfunden. Doch niemals ist sie mir so heiter erschienen wie in jenem September 1913, als so viele meiner Freunde dort waren, die nie wiederkehren sollten.

Ende des Monats reiste ich mit Denis Anson, nach einem kurzen Aufenthalt in Paris, heimwärts. Unsere Geldmittel waren bei der Ankunft in England völlig erschöpft, und um etwas zu sparen, entschlossen wir uns, bei seinem Onkel, Sir William Anson, zu bleiben, der dreissig Jahre Rektor an All Souls und lange Zeit Parlamentsmitglied für die Universität Oxford gewesen war.

Sir William war unverheiratet und lebte mit seinen beiden Schwestern in Pusey. Es war ein äusserst viktorianischer Haushalt, und ich fragte mich eines Abends beim Dinner, wie lange ich wohl fähig sei, es hier noch auszuhalten, als mir ein Telegramm gebracht wurde, das mir mein bestandenes Examen mitteilte. Es war der Augenblick, auf den ich mich seit mindestens zwei Jahren gefreut hatte, und nun sehnte ich mich danach, mit viel Champagner zu feiern und an alle mir lieben Menschen Telegramme zu senden. Alles was ich tun konnte, war, der Tafelrunde die Neuigkeit mitzuteilen. Sir William sprach mir gemessen seine Gratulation aus, indem er sich über sein Glas mit leichtem Rotwein zu mir hin verbeugte.

Am nächsten Morgen herrschte ein vollkommenes englisches Herbstwetter – für mich das Schönste auf der Welt. Wir gingen auf die Jagd, die mein Lieblingssport ist – und ich schoss gut. Der Lunch wurde im Freien unter einem Baum serviert, und Sir William erzählte uns interessante Anekdoten aus der Vergangenheit. Ich hatte jetzt guten Grund, nach London zurückzukehren, und als ich im Zug durch den Abendnebel fuhr, wusste ich, dass dies einer der glücklichsten Tage meines Lebens war.

III.KAPITEL

IM FOREIGN OFFICE

1913-1917

Es war am 31. Dezember. Mit zwei Freunden stand ich an dem breiten Sims, das unter dem Fenster meines Wohnzimmers im Foreign Office entlanglief. Zwei Fenster sahen auf die Horse Guards Parade, zwei über den St. James' Park hinweg zum Buckingham Palace. Big Ben, von allen Glocken Londons begleitet, schlug Mitternacht, Als die feierlichen Klänge verhallt waren, tranken wir Portwein und wünschten einander Glück zum neuen Jahr – 1914. Einer meiner beiden Freunde war John Manners, der gerade bei den Grenadieren diente. Er hatte nur noch acht Monate zu leben. Der andere, Eric Forbes-Adam, der mit mir zugleich ins Foreign Office eingetreten war, sollte wenige Jahre später in Konstantinopel ein tragisches Ende finden.

Der Grund unserer Anwesenheit in jener Nacht war der, dass ich den Posten eines im Dienstgebäude wohnenden Sekretärs hatte annehmen müssen. Ich war also im Dienst. Eric, der eine gleiche Stellung innehatte, half mir bei meiner Arbeit, und John war gekommen, um den Silvesterabend in unserer Gesellschaft zu verbringen.

Es gab im Amt vier Sekretäre mit Dienstwohnung, von denen jeder eine Woche Dienst tat. Die Arbeitsmenge hing ab von der Anzahl der von unseren diplomatischen Vertretungen geschickten Telegramme und dem Zeitpunkt ihres Eintreffens. Von Dienstschluss um sechs Uhr etwa bis zum Beginn am anderen Morgen um elf Uhr und während des ganzen Sonntags war der Sekretär mit Dienstwohnung ein Gefangener. Ging er eine Stunde zum Essen fort, musste er die Telephonnummer hinterlassen, unter der er zu er-

reichen war. Aber es wurde ihm geraten, seine Mahlzeiten in seinen Räumen einzunehmen. In den Dienststunden hatte er die eingetroffenen Postsäcke zu öffnen und ihren Inhalt zu verteilen, auch musste er Telegramme dechiffrieren und die erforderliche Anzahl maschinengeschriebener Kopien anfertigen.

Die Gegenleistung für diese Arbeiten bestand in einer prächtigen Wohnung. Während des Krieges wurden diese Wohnungen in Büros verwandelt, und so ist es auch geblieben. Heizung, Licht und Telephon waren frei, ein Umstand, der für einen Beamten, der sonst seine Unterkunft hätte suchen müssen, eine beträchtliche Ersparnis bedeutete. Doch für mich, dessen Mutter eine Wohnung besass, in der ich sehr behaglich gelebt hatte, bot dies nur wenig Vorteile. Ich hatte die Ernennung nur angenommen, weil ich nicht anders konnte. In jener Zeit ärgerte ich mich darüber, die Einladungen für sieben Abende im Monat absagen und einen von vier Sonntagen in London verbringen zu müssen. Zwei Jahre lang hatte ich gearbeitet, um ins Foreign Office zu kommen, und nun gedachte ich, wie Papst Alexander VI. vom Papsttum sagte, es zu geniessen. Ich suchte deshalb nach der ersten Gelegenheit, um die erwähnten Vorteile einem anderen zu überlassen.

Glücklicherweise hatten mir 1913 im Foreign Office vier freie Stellen zur Verfügung gestanden. Ich hatte den dritten Posten angenommen, Eric Forbes-Adam war erster und Laurence Collier zweiter Sekretär geworden. Der vierte Platz hätte Maurice Peterson zufallen sollen, der in Oxford einen ersten Platz errungen hatte. Ich war sehr erstaunt, ihn übertroffen zu haben. Ich rangierte auch vor Courtenay Forbes, der wiederum vor Peterson stand, da diesem von der Gesamtsumme der Noten wegen seiner abscheulichen Handschrift einige Punkte abgezogen wurden. Petersons Vater war Rektor an der McGill-Universität und wurde, obgleich schottischer Abstammung, als Kanadier angesehen. Man hielt es geradezu für wünschenswert, im auswärtigen Dienst einen kanadischen Vertreter zu haben, und es schien unbillig, ihn wegen schlechter Handschrift auszuschliessen, die im Zeitalter der Schreibmaschine kaum

als ein ernsthaftes Hindernis betrachtet werden kann. So wurde nach langen, bei Verhandlungen mit Regierungsstellen unvermeidlichen Verzögerungen eine fünfte freie Stelle entdeckt und er gebührend in die Schar aufgenommen. Er besass zu dieser Zeit kein Heim in London und übernahm daher gerne den Posten des Sekretärs mit Dienstwohnung, den ich ihm nur allzu bereitwillig überliess.

Obwohl es, wie ich bereits sagte, das Zeitalter der Schreibmaschine war, so war es noch nicht, soweit es das Foreign Office betraf, das der Sekretärinnen. Der junge Neuling, in der Erwartung, in die Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht zu werden, sah sich die meiste Zeit vor einem Chiffrierbuch und den Rest des Tages vor einer Schreibmaschine, wobei erwartet wurde, dass er sich seine Tippfertigkeit selber beibrachte. Ich bezweifle, ob jemand über das Stadium hinausgelangte, mit zwei Fingern in weniger als dem halben Tempo zu tippen, in welchem er mit der Feder schrieb.

Obgleich es mir schwer fiel, grösseres Interesse an solcher mechanischen Arbeit zu gewinnen, war ich nichtsdestoweniger sehr glücklich, war froh und stolz, ins Foreign Office eingetreten zu sein. Ich besass eine grosse und wachsende Zahl von Freunden in London und genoss alle Vergnügen, welche die Stadt zu bieten hatte, gründlich.

Es war zu Beginn dieses Jahres, als ich Winston Churchill zum ersten Male begegnete. Als Mann des öffentlichen Lebens war er bei den Tories wahrscheinlich mehr unbeliebt als jedes andere Regierungsmitglied. Dass er zuerst als Konservativer gewählt worden, dass seine Sprache ebenso herausfordernd wie geschliffen war und dass er mehr auf dem linken als auf dem rechten Flügel seiner ehrbareren Kollegen zu stehen schien, war, zusammen mit seiner angeborenen Kampflust, zweifellos die Ursache für seine vielen Feinde. Wenngleich ich die Ansichten meiner Partei teilte, war ich dennoch hocheifrig, als ich von Miss Hozier, seiner jungen Schwägerin, die ich in Landhäusern und bei Tanzereien kennengelernt und mit der ich mich angefreundet hatte, ins Haus der Admiralität zum Dinner eingeladen wurde. McKenna, der damalige Innenminister,

Illingworth, der Parteiführer der Liberalen, und ein Mitglied vom Verwaltungsdienst waren die Herren der Gesellschaft. Und nachdem die Damen uns allein gelassen hatten, begannen sie, in – wie ich fand – anmassender Weise über Politik zu reden. Ich wäre zu schüchtern gewesen, sie zu berichtigen, obgleich ich, als Illingworth anfang. Hilaire Belloc, den ich kannte und liebte, und Cecil Chesterton zu beschimpfen, auf einmal die Schwierigkeiten etwas zu begreifen vermochte, die Petrus in Kaiphas' Haus durchgemacht hatte. Dies führte zu einer Diskussion über den Marconi-Skandal, der damals aller Welt noch frisch im Gedächtnis war, und ich war entzückt, als Churchill seinen Kollegen feierlich versicherte, diese Affäre hätte, wäre sie von der Opposition richtig gehandhabt worden, die Regierung stürzen können. Auf Illingworths' Erwiderung, die Tories seien viel zu töricht, um sie richtig zu behandeln, erklärte Winston: «Einige von ihnen waren zu töricht und einige waren – offen gesagt – zu anständig.» Obgleich er leidenschaftlich parteiisch sein kann, war Winston Churchill immer in der Lage, einen Fall auch von der anderen Seite zu sehen und dessen Stärken in gerechter Weise anzuerkennen.

Nach einigen Monaten wurde ich in die Handelsabteilung des Foreign Office versetzt, wo ich die Arbeit kaum interessanter als im Chiffrierbüro fand. Diese Abteilung besteht jetzt nicht mehr, da ihre Aufgaben von der während des Krieges ins Leben gerufenen Abteilung für den Überseehandel übernommen wurden. Die beiden anderen Bewohner des dritten Büros – jede Abteilung war in drei Büros geteilt: in das für den Chef, den Assistenten und die übrigen – waren die zwei späteren Unterstaatssekretäre Alec Cadogan und Orme Sargent, die mir ein Vorbild an Fleiss und Tüchtigkeit boten, dem zu folgen ich es indessen nicht übermässig eilig hatte. Dieser letzte heitere Sommer eines sterbenden Zeitalters war der erste Hochsommer, den ich als erwachsener Mann in London erlebte, und während die flüchtigen Monate dahingingen, weilten mein Herz und mein Sinn an ganz anderer Stelle als im dritten Büro der Handelsabteilung.

Dennoch warfen zwei Tragödien ihre Schatten über diesen Sommer. Im Laufe des Jahres war ein junger Flieger schwedischer Herkunft, Gustav Hamel, erschienen, ein hübscher, tapferer und fröhlicher Mensch und, wie ich glaube, ein ausgezeichneter Tänzer. Er freundete sich eng mit vielen meiner Freunde an, und ich verdanke ihm meine ersten Erfahrungen im Fliegen. Vor 1914 war das Flugwesen noch wenig entwickelt, und die ersten Flieger weckten viel Bewunderung, so dass, wenn einer von ihnen alle angenehmen gesellschaftlichen Talente mit Mut, Geschicklichkeit und beruflichem Ruhm verband, es nur allzu natürlich war, wenn er wie ein Held verehrt wurde.

Als Hamel eines Tages zu irgendeiner Flugvorführung erwartet wurde, erschien er nicht, obwohl es bekannt war, dass er den Kontinent mit seinem Flugzeug verlassen hatte. Weder er noch die Maschine wurden jemals wieder gesehen. Ein seidenes Halstuch, von dem man glaubte, es habe ihm gehört, wurde in der Nordsee aufgefischt. Ich schrieb ein paar Verse darüber und schickte sie jemandem, der ihn sehr geliebt hatte. Sie wurden dem Chefredakteur der *Times* gesandt und erschienen mit meinen Initialen. Zwar hatte ich die Veröffentlichung nicht beabsichtigt, war aber dann doch darüber erfreut und zugleich etwas beunruhigt. Viele brachten mich mit den Initialen nicht in Verbindung, so dass ich das Gedicht in meiner Gegenwart öfter ungünstig beurteilen hörte. Schon lange hatte die *Times* keine Gedichte mehr angenommen, und das meine lenkte deshalb die Aufmerksamkeit auf sich. Es war kein schlechtes Gedicht.

Tiefer noch berührte mich eine andere Tragödie dieses traurigen Jahres. Unsere Gesellschaft hatte zu einem nächtlichen Ausflug auf der Themse eine Barkasse gemietet, auf der es eine Musikkapelle, Abendessen und Tanz gab. Denis Anson, der vor kurzem die Baronets würde seines Onkels geerbt hatte, war berühmt für seine verwegenen Taten. Es wurde vorgeschlagen, er solle ans Ufer schwimmen, und ohne von den Strömungen in diesem Teil des Flusses etwas zu ahnen, sprang er ins Wasser. Bald darauf sahen wir ihn mit den Wellen ringen. Ein Orchestermittglied und Kon-

stantin Benckendorf, der Sohn des russischen Botschafters, versuchten vergeblich, ihm zu Hilfe zu kommen. Auch der Musiker wurde fortgerissen. Benckendorf, einem sehr guten Schwimmer, gelang es, ins Boot zurückzukehren. Ich hatte Denis sehr gerne gehabt, und es war der erste grosse Schmerz meines Lebens. Kaum hatte ich mich wieder etwas gefasst, brach der Krieg aus.

Bei Kriegsausbruch war ich vierundzwanzig Jahre alt. Elf Jahre war ich gewesen, als der Burenkrieg endete. Ich hatte über die englischen Kolonialkriege des vergangenen Jahrhunderts gelesen, über den Krimkrieg und den grossen Krieg gegen die Französische Revolution und Napoleon, wie über die anderen, von den Deutschen gegen Dänemark, Österreich und Frankreich begonnenen Kriege. Keiner dieser Kriege hatte viel oder sehr lang in das Leben der Zivilbevölkerung eingegriffen, und mir fehlte die Vorstellungskraft, um zu begreifen, dass sich dieser Krieg wahrscheinlich in einem sehr grossen Umfange von anderen Kriegen unterscheiden sollte – ein Mangel an Vorstellungsvermögen, der von der grossen Mehrheit meiner Landsleute geteilt wurde.

Es schien mir ganz natürlich, dass jene meiner Freunde, die gerade ihre Laufbahn begonnen, irgendeinen Beruf ergriffen hatten oder zur Advokatur zugelassen worden waren, sich freiwillig für Aufgaben im Heere meldeten. Ich war froh, dass es, dank meiner Tätigkeit im Foreign Office, nicht in meiner Macht lag, ihrem Beispiel zu folgen. Wäre ich aber frei gewesen, wäre ich freudig in den Krieg gezogen – eine solche Freiwilligkeit wäre aber damals grausam gegen meine Mutter gewesen, die sehr an mir hing, und die ich liebte. Weil ich gerne in den Krieg gezogen wäre, empfand ich keine Scham über mein Zurückbleiben, und als ich einige meiner über Nacht in Offiziere verwandelte Freunde mit einer Fülle freier Zeit und der Aussicht auf aufregende Abenteuer sah, konnte ich sie nur beneiden, während ich ins Foreign Office zurückkehrte, wo ich damals zwölf Stunden und länger am Tage arbeitete.

Die erste Auswirkung der Krise auf das Foreign Office war, noch bevor der Krieg erklärt wurde, das Eintreffen

enormer Mengen von Telegrammen. Das Chiffrierbüro forderte alle verfügbaren Hilfskräfte an, und drei Sekretäre mussten die ganze Arbeit leisten. Leute wie ich, die bis vor kurzem mit diesen Arbeiten beschäftigt gewesen waren und die Materie kannten, waren besonders willkommen. Wir wurden in Schichten eingeteilt, und ich arbeitete von morgens acht Uhr bis vier Uhr nachmittags, ehe ich hinaufging, um meine normale Tagesarbeit in der Handelsabteilung zu beginnen. Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, und ich wurde bald von der Handelsabteilung freigegeben und der Nachtschicht im Chiffrierbüro zugeteilt, wo ich von Mitternacht bis acht Uhr früh arbeiten musste.

Jene ersten Kriegsmonate waren für mich die dunkelsten. Das Land befand sich in einer aus Vertrauen und Erregtheit gemischten Stimmung. Die Nacht der Kriegserklärung war in London von wilder Begeisterung erfüllt. Die Menschen erinnerten sich an den Entsatz von Mafeking und von Ladysmith und den Sieg von Omdurman. Es herrschte allgemein die Vorstellung, der Krieg sei etwas Ruhmvolles, und die Engländer müssten immer gewinnen. Dann trafen die Berichte von Katastrophen, langen Rückzügen und Verlusten ein, und für mich die Kunde, dass John Manners vermisst sei. Die Gewissheit, dass er gefallen sei, traf gleichzeitig mit der Nachricht des Marne-Sieges ein, der mir aus diesem Grund kaum einen Trost bedeuten konnte. Wie trostlos waren jene Wintermonate. Ich kann mich erinnern, wie ich morgens im St. James' Park durch Nebel und Sprühregen nach Haus ging, nachdem ich die Nacht hindurch Telegramme mit schlechten Nachrichten dechiffriert hatte, und wie ich beim Zubettgehen eine gewisse Befriedigung bei dem Gedanken empfand, ich könnte nun eine Weile schlafen, während für andere ein neuer, düsterer Tag begann. Später empfand ich es als Glück, das Schlimmste so bald erlebt zu haben. Meine Freunde fielen einer nach dem anderen. Unaufhörlich kamen neue Schläge, doch der erste war der schlimmste gewesen, und wenn ich unter den anderen auch litt, so doch sehr viel weniger.

Beim Jahreswechsel, oder vielleicht auch etwas früher, besserte sich die Stimmung. London bot im ersten Welt-

krieg ein wesentlich anderes Bild als im zweiten. Ab April 1915 führte ich ein Tagebuch. Lese ich heute wieder darin, so staune ich über das darin geschilderte heiter-erfüllte Leben. Der Grund hierfür ist einleuchtend. Durch die Stadt ergoss sich ein unaufhörlicher Strom von heimkehrenden und wieder in den Krieg ziehenden Soldaten. Wenn jemand ein Recht auf Zerstreuung besass, so waren sie es. Diese kurzen Fristen zwischen unerträglicher Langeweile und Todesgefahr mussten mit all jener Fröhlichkeit, die ihre Freunde ihnen zu bieten vermochten, ausgefüllt werden. Obgleich es allerlei Kritik an jenen gab, die in Kriegszeiten tanzten, und denen man Herzlosigkeit vorwarf, wussten diese die rechte Antwort an ihre Kritiker. Wer wollte einem jungen Mann, der aus dem Krieg kommt und morgen wieder zurückgeht, ein harmloses Vergnügen verübeln? Alle Theater waren geöffnet. Die Gefahr von Fliegerangriffen wurde als geringfügig angesehen, wie es sich auch erwies. Wohl gab es Fliegeralarm, und ich hörte von Leuten, die im Keller Schutz suchten. Doch das waren seltene Vorkommnisse. Mit der Fortdauer des Krieges traten Verknappungen ein. Zucker und Butter waren kaum zu bekommen und Taxis waren eine Seltenheit. Der Benzinmangel führte zu einem kurzen Wiederaufleben eines zwar eleganten, aber unpraktischen Beförderungsmittels: der elektrischen Droschke.

Meine Arbeit im Foreign Office während dieser Jahre bot wenig Interessantes. Den grössten Teil der Zeit wurde ich beim Dechiffrieren festgehalten. Meistens arbeitete ich in der Schicht von acht Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags. Obwohl ich ungern früh aufstand, war ich froh, so viel vom Nachmittag für mich zu haben, und ich vermisste diese Annehmlichkeit, als ich später zunächst in die Abteilung für Kriegsbanntwaren und anschliessend noch einmal in die Handelsabteilung versetzt wurde. Ich war nicht mit dem Herzen bei meiner Arbeit und fand, man sollte mir entweder erlauben, Heeresdienst zu leisten oder andernfalls mich bei einer Arbeit verwenden, die meiner Ausbildung und meiner geistigen Fähigkeiten würdig war. Ich hatte noch nicht gelernt, dass ein Mann seine Fähigkeiten

in der fehlerlosen Durchführung der bescheidensten Aufgaben beweisen und nur durch die Bewährung auch in diesen Dingen eine Beförderung erreichen kann.

Mein Leben ausserhalb des Amtes nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch, und beim Nachlesen meiner Tagebücher sehe ich, dass es ein von Vergnügungen erfülltes Dasein war. Hätte ich irgendwelche Bedenken gehabt, ein solches Leben mitten in einem schrecklichen Krieg zu führen – ich kann keinerlei Anzeichen dafür finden – so hätte ich mich mit dem Einwand beruhigt, die erste Pflicht eines Bürgers in Kriegszeiten sei es, der Regierung seine Dienste zur Verfügung zu stellen und allen empfangenen Befehlen zu gehorchen. Und das hatte ich getan. Hätten alle Sekretäre des Foreign Office im militärpflichtigen Alter gleichzeitig darauf bestanden, den Fahnen zu folgen, wäre die Verwaltung in ernsthafte Verlegenheit geraten, während die Armee bestenfalls eine Kompanie gewonnen hätte.

Ogleich meine Funktionen im Foreign Office untergeordneter Art waren und meine Arbeit von jedem halbwegs gebildeten Mann, ob jung oder alt, hätte erledigt werden können, hatte ich den Vorzug, zu wissen, was sich zu einer Zeit ereignete, in der das Geschehen sich für die Geschichte der Menschheit als entscheidend erweisen konnte. Auch zog ich Nutzen aus dem Umstand, hinter den Kulissen zu sitzen und zu erkennen, wie oft die Zuhörerschaft im Erteilen ihres Beifalls unrecht haben kann.

Im Mai 1915 versenkten die Deutschen die «Lusitania», wobei viele Amerikaner ihr Leben verloren. Die Forderung, die Vereinigten Staaten müssten Deutschland den Krieg erklären, wurde sowohl in Amerika als auch in England laut. Damals litten wir an ernsthaftem Mangel an Munition, die wir aus Amerika erhielten, und die offizielle englische Ansicht war, dass Amerikas Kriegseintritt eine Katastrophe bedeuten könne. Ich bin nicht sicher, ob diese offizielle Ansicht richtig war. In meinem Tagebuch äusserte ich dies mit entsprechendem Vorbehalt;

Die Stimmung in Amerika ist so, dass dieses gezwungen werden könnte, den Krieg zu erklären. Sollte es sich, wirk-

lich dazu entschliessen, so würde das bedeuten, Deutschland in die Hände zu spielen, was zu verhüten wir äusserst bemüht sind. Es ist schade, dass die meisten Menschen sich das hier wie dort nicht klarmachen, doch ist unsere Presse ausnahmsweise sehr beherrscht und vernünftig. Hier hat man wieder ein Beispiel für die Wahrheit, dass es nicht Staatsmänner und Diplomaten sind, die für Kriege die Verantwortung tragen, sondern die Menschen selber; eine Wahrheit, die anzuerkennen der linke Flügel sich weigert. Und selbst ich hege meine Zweifel. Bei einem Kriegseintritt Amerikas wird der Schaden für uns unmittelbar militärischer Natur sein, aber ich kann nicht umhin, zu denken, dass neutrale Nationen und selbst die wenigen Nachdenklichen unter den Deutschen auf die Dauer von der Tatsache, dass alle Kulturvölker der Welt in einem Bündnis gegen einen einzigen Feind zusammengeschlossen sind, beeindruckt sein müssen.

Von der Art und Weise, wie ich in dieser Periode meine freie Zeit verbrachte, darf ich wahrheitsgetreu sagen, dass sie immer meinen Freunden im Heer zur Verfügung stand. Ich hatte viele, und immer waren einige auf Urlaub in London, über ihnen allen hing der Schatten des Todes. Wie herrlich widerstanden unsere jugendlichen Geister dem düsteren Schrecken, den dieser Schatten stets wirft! Es ist gut möglich, dass die Nähe des Todes uns dazu befähigt, eine klarere Erkenntnis seiner Bedeutung zu gewinnen. Das 19. Jahrhundert war, vor allem in England, eine Periode grosser Sicherheit gewesen, und ein plötzlicher Tod war so selten, dass er schliesslich als die grösste aller Katastrophen angesehen wurde. Diese vier Kriegsjahre mit grösseren Verlusten als je zuvor und seither, haben uns mit dem Gespenst des Todes vertraut gemacht. Wir empfanden unsere Verluste nicht weniger, weil wir unsere Trauer leichter trugen. Unter meinen eigenen Freunden wurde es zur Ehrensache, bei einem Fest niemals ein trauriges Gesicht zu zeigen. Und weinten wir – und wie wir weinten! – taten wir es im geheimen.

Kürzlich las ich eine Denkschrift über Professor Henry

Jackson, O.M., der gleichzeitig Ordinarius für Griechisch und Vizedirektor des Trinity College in Cambridge war. 1839 geboren, war er bei Kriegsausbruch längst über sein siebzigstes Lebensjahr hinaus. Während des Krieges korrespondierte er mit seinem alten Freund, dem berühmten Macaulay-Biographen, Sir George Otto Trevelyan, an den er im Mai 1916, mit der Beziehung auf etwas Gelesenes, Folgendes schrieb: «Es besitzt eine der Qualitäten, die der Krieg in uns erzeugt hat: Heiterkeit. Wir lernen einerseits, die Dinge ernst zu nehmen – sehr ernst sogar. Und zu gleicher Zeit, das Beste aus ihnen zu machen, wie schlimm sie auch sein mögen. Ich bin jetzt stolzer darauf, Engländer zu sein, als je vor dem Kriege. Wir haben alle viel gelernt.» Das war sicher eine vornehme Anerkennung der jüngeren Generation durch einen hervorragenden Viktorianer, einer Generation, die in Grund und Boden zu verdammen bei manchen älteren Leuten Mode war.

Obwohl die Gesellschaft, in der ich mich bewegte, fröhlich war, so war sie doch weder oberflächlich noch frivol und befasste sich eingehend mit der Kriegführung. Während dieser Jahre gewann ich einen Freund in Edwin Montagu, der 1915 Venetia Stanley heiratete. Ihr Heim in Queen Anne's Gate und später ihr Landhaus in Norfolk waren und blieben für mich zeit ihres Lebens Stätten der Gastlichkeit. Montagu war damals Staatssekretär im Schatzamt und wurde später Kanzler des Herzogtums Lancaster und Minister für Kriegsnachschub. Bei Asquith' Sturz demissionierte er, nahm aber später unter Lloyd George seine politische Tätigkeit als Staatssekretär für Indien wieder auf. Dass er diesen Posten innehatte, bedeutete für Indien ein Verhängnis.

Er war ein Mann, dessen äussere Hässlichkeit durch seinen persönlichen Zauber aufgewogen wurde. Er hatte einen riesigen, unbeholfenen Körper, eine tiefe, weiche Stimme und dunkle, vor Humor und Güte leuchtende Augen. Er liebte das Leben in der freien Natur – etwas Seltenes bei Männern seines Schlages – und besass grosse ornithologische Kenntnisse. Am glücklichsten fühlte er sich auf der Jagd oder beim Beobachten der Vögel in der freien Natur

der Norfolk Broads, Diese Vorliebe bildete ein Band zwischen ihm und Edward Grey, der oft in seinem Haus weilte. Montagu war sehr nervös und übertrieben pessimistisch. Wann immer er über die Zukunft sprach, warf er ein; «Aber dann bin ich natürlich schon tot», und wirklich starb er im Alter von erst fünfundvierzig Jahren.

Zwei andere intime Freunde waren Alan und Viola Parsons. Wenige Jahre älter als ich, war er Schüler von Eton und Magdalen gewesen und dann in den Verwaltungsdienst eingetreten, für den er sich wenig eignete. Die beiden Interessen seines Lebens galten der englischen Literatur und dem Theater. Er hatte Viola, die älteste Tochter Sir Herbert Trees, geheiratet, eine seltene und strahlende Persönlichkeit, der jedoch im Gesang und auf der Bühne das Letzte fehlte, um den Erfolg zu erzielen, der sie immer zu erwarten schien. Die drei Töchter Trees waren lange Zeit mit den drei Töchtern Manners befreundet gewesen. Auch ihre Mütter, Lady Tree und die Herzogin von Rutland, waren Freundinnen. Zu dieser Zeit wurde Diana Manners, was sie auch geblieben ist: die entscheidende Gestalt meines Lebens. Sie zu sehen, was mir auch meist gelang, war das Hauptanliegen meiner Tage.

Die Zeiten der Anstandsdamen waren zwar im Schwinden begriffen, waren aber noch nicht vorbei. Ein wohl-erzogenes unverheiratetes Mädchen durfte sich nicht allein in Begleitung eines Herrn in der Öffentlichkeit sehen lassen. Dieses Gesetz war wie alle Gesetze, die mit dem Geist der Zeit nicht in Einklang stehen, die Ursache vieler Heimlichkeiten und Ausflüchte. Junge verheiratete Frauen, die weitherzig, weil sie jung, und geeignete Anstandsdamen, weil sie verheiratet waren, waren für diesen Dienst sehr begehrt. Für zwei junge Menschen, die einander oft sehen wollten, war es ein grosser Vorteil, in London zwei Häuser zu wissen, in denen sie immer willkommen waren. Die Montagus gaben häufig Gesellschaften. Bei den Parsons' waren wir gewöhnlich nur zu viert, und da die Gastgeber unermögend waren, steuerte jeder zu dem Fest bei. Nach dem Dinner wurde meist vorgelesen, manchmal Szenen von Shakespeare oder einem anderen elisabethanischen

Dramatiker. Alan las nie vor, war aber immer voller Vorschläge für die Lektüre. Er war eine Autorität für Samuel Pepys und schwelgte in Shakespeares Lustspiel-szenen, die so viele Menschen nicht zu geniessen vermögen.

Einmal gaben Parsons' eine anspruchsvollere Gesellschaft als sonst, und ich habe sie in meinem Tagebuch geschildert:

Viola und Alan hatten, ausser uns, Premierminister Asquith und Edwin Montagu eingeladen. Sie waren hinsichtlich des Erfolgs des Abends sehr aufgeregt, und die Guten hatten sich grosse Mühe gegeben. Als Diener hatten sie einen Kurier vom Schatzamt, der behauptete, die Gewohnheiten von Ministern genau zu kennen. Es gab ein erlesenes Essen und ausgesuchte Weine, doch anfangs konnte Alan vor Schüchternheit nur grunzen und Viola nur stöhnen. Trotzdem wurde der Abend, entgegen ihren Erwartungen, ein glänzender Erfolg. Das Essen war ausgezeichnet, das Gespräch ermattete keinen Augenblick, und der Premier fühlte sich so wohl wie ein Fisch im Wasser. Nach dem Essen lasen Edwin eine von Chestertons Father-Brown-Geschichten vor, ich Max Beerbohms Essay über die Schweiz, der Premier trug ein Sonett von Keats so miserabel vor, dass es schwer war, nicht zu lachen, und Diana rezitierte die Ballade von Marie Hamilton.

Trotz dieser unehrerbietigen Kritik war ich voller Bewunderung für Asquith und voller Zuneigung für die Mitglieder seiner Familie, die mir die grössten Freundlichkeiten erwiesen und mich oft nach Downing Street und nach The Wharf in Sutton Courtenay einluden, auch war ich ein oder zweimal ihr Gast in Walmer, Asquith war nicht Warden of the Cinque Ports, der südenglischen Häfen, und sagte mir, er bedaure, diesen Posten, als er frei wurde, nicht übernommen zu haben, wie es Churchill als Premierminister später tat. Lord Beauchamp, der diesen Posten zu jener Zeit innehatte, stellte das Haus dem Premierminister zur Verfügung, so oft es dieser wünschte. Das erstmal war ich im März 1915 dort, und mein Besuch fiel mit einem der Frontbesuche des Premiers zusammen. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Am Sonntag fuhren wir nach dem Lunch mit dem Auto nach Dover, um den Premier zum Schiff zu bringen. Lloyd George, Grey und Kitchener waren ebenfalls da – eine seltsame Schar. Der Premier im braunen Mantel mit hochgeschlagenem Kragen, über den das weisse Haar wehte, und seinem roten Gesicht war eine eindrucksvolle, heitere Erscheinung. Grey mit weissem Gesicht und einer schwarzen Brille sah unheilvoll aus, Lloyd George wie immer unordentlich, gewöhnlich und unansehnlich, und Kitchener wirkte wie ein Offizier, der in eine Schar herumtummelnder Spieler geraten ist und sich vorzutäuschen bemüht, diese nicht zu kennen.

Der mir von Asquith verbliebene Eindruck ist der eines Mannes von grosser Würde, irgendwie olympisch-fern. Er gehörte der Viktorianischen Ära an und würde es für schlechte Erziehung gehalten haben, politische Tagesprobleme an der Dinnertafel zu diskutieren. Die in seinem Haus weilenden Gäste, vor allem diejenigen, die ihn am besten zu kennen behaupteten, pflegten zu sagen, was er dachte; sein eigenes Gespräch jedoch bot nie einen Anhaltspunkt. In meinem Tagebuch – ich befand mich damals in The Wharf – steht am 25. JUNI 1916:

Man sagt, der Premierminister sei darüber beunruhigt, Lloyd George zum Staatssekretär im Kriegsministerium ernannt zu haben, was er für den Fehler seines Lebens hält.

Vielleicht war es so!

Der Asquith, den wir am besten kannten und am höchsten schätzten, war Raymond, der älteste Sohn des Premiers – anerkanntermassen der begabteste und geistreichste dieser begabten und geistreichen Familie. In jenem Jahr wurde sein Sohn geboren. Raymond hatte bereits zwei Töchter. Diana und ich wurden als Paten gebeten und wohnten am 5. Juni der Taufe in der St.-Pauls-Kathedrale bei. Dean Inge vollzog die Zeremonie, und Mrs. Asquith, die etwas verspätet eintraf, fühlte sich verpflichtet, ihm die brühwarm von Downing Street mitgebrachte Neuigkeit zuzuraunen, dass Lord Kitchener mit seinem ganzen Stab

in der Nordsee ertrunken sei. Der Dean, daran gewöhnt, stets das Schlimmste zu erwarten, verriet keinerlei Bewegung und zog nur leicht die Augenbrauen hoch. Enttäuscht darüber, die erwartete Wirkung nicht erzielt zu haben und im Wissen um seine Taubheit, wiederholte sie ihre Mitteilung lauter, um wiederum nur mit einer leichten Neigung des Kopfes belohnt zu werden. Schliesslich erhob sie ihre Stimme zu einer Stärke, durch die sie die ganze Gemeinde in ihr Vertrauen einbezog. Die anwesenden Journalisten stürzten daraufhin hastig zum nächsten Telephon.

Raymond war an diesem Tage nicht zugegen, denn er war bereits nach Frankreich zurückgekehrt. Unter Druck hatte er eingewilligt, bis zur Geburt seines Kindes einen Posten beim Stab zu übernehmen, doch danach bestand er auf der Rückkehr zu seinem Regiment und fiel drei Monate später an der Somme als Leutnant bei den Grenadiere. Für die vielen, die ihn kannten und liebten, war sein Verlust unersetzlich. Er war die Legende seiner eigenen Generation, einer früheren als der meinen, und ich kann nichts Besseres tun, als zu zitieren, was John Buchan in seiner Kriegsgeschichte über ihn schreibt:

Ein Gelehrter des reifen elisabethanischen Typs, ein glänzender, vollendeter Dichter, ein tüchtiger Jurist – alles Dinge, die sich schwerelos in ihm vereinten, denn seine Grösse lag nicht in seinen Kenntnissen, sondern in ihm selbst. Er hatte immer eine merkwürdige Distanz rein weltlichem Erfolg gegenüber an den Tag gelegt. Er liebte die geistigen Dinge um ihrer selbst willen – gute Bücher, ein gutes Gespräch, das Zusammensein mit Freunden – und der Lohn gewöhnlichen Ehrgeizes schien ihm zu trivial, um sich darum zu kümmern. Er gehörte zu den verschwenderischen Gestalten des Lebens, teilte freigebig von den Reichtümern seiner Natur aus, ohne je etwas dafür zu erwarten. Sein mangelndes Interesse an persönlichen Vorteilen, seine Unfähigkeit, zu schwanken oder zu Kreuze zu kriechen, und die Zurückhaltung gegenüber dem billigen Wissen seiner Zeit liessen ihn vielen unverständlich erscheinen, und sein vornehm-wählerisches Wesen verlieh



Im Alter von etwa acht Jahren

ihm eine gewisse Unnahbarkeit. Von äusserst adeliger Erscheinung und mit aller Anmut in Stimme und Haltung, bewegte er sich unter den Menschen wie ein Wesen einer anderen Gattung, in verachtungsvoller Distanz von allen Alltagskämpfen, und nur seine Freunde wussten um die Wärme und Treue seiner Seele. Bei Kriegsausbruch trat er in ein Bataillon des Heimatheeres ein, von dem er später zu den Grenadieren versetzt wurde. Mehr als die meisten Menschen hasste er die lärmende Kriegslust der Politik, und er hat nie den Götzen der Masse gehuldigt. Sein kritischer Verstand dämpfte seine Begeisterung, und es war keine plötzliche sentimentale Aufwallung, die ihn zum Heer trieb. Er erkannte seine Pflicht, und obwohl sie die Zerstörung aller seiner Neigungen und Interessen bedeutete, erfüllte er sie freudig bis zum letzten Atemzug. Kurze Zeit bekleidete er einen Posten beim Stab, suchte aber um seine Rückversetzung zum Bataillon nach, da er keine Privilegien wünschte. In unserer langen Ehrenliste ist keine edlere Gestalt als er zu finden. Er war ein Vertreter seines Landes in dessen höchster Ausdrucksform, scheute wortreiche Bekenntnisse, hielt streng auf Selbstachtung – ein Mensch, der seine Hingabe unter der Maske der Gleichgültigkeit barg, um sie, wenn seine Stunde kam, in Taten zu enthüllen. Viele gaben sich ganz der Sache hin, aber nur wenige hatten so viel zu geben. Er liebte seine Jugend, und seine Jugend ist ewig geworden. In gleicher Weise zartfühlend, strahlend und mutig, ist er nun ein Teil jenes unsterblichen England geworden, das weder Alter noch Müdigkeit noch Niederlage kennt.

Etwas früher, am 10. JULI des gleichen Jahres, war ich bei einem Gespräch zugegen, das ich ebenfalls des Aufzeichnens für wert erachtete. Das Dinner fand in Downing Street statt, und die einzigen anwesenden Damen waren Mrs. Asquith und ihre Tochter Elizabeth. Die Herren waren, vom Premierminister abgesehen, Lord Crewe und Lord Robert Cecil. Ich war zweifellos eingeladen worden, um den vierten Mann beim Bridge abzugeben. Nachdem die Damen das Speisezimmer verlassen hatten,

fühlte ich mich zuerst sehr unbehaglich allein mit drei Ministern, die, wie ich fürchtete, Dinge sagen wollten, die nicht für meine Ohren bestimmt waren, doch schienen sie meine Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Sie unterhielten sich über den Feldzug in Mesopotamien. Die Misswirtschaft war der indischen Regierung, vor allem Sir Beauchamp Duff, zu verdanken. Lord Curzon hatte immer Lord Kitchener gegenüber den Standpunkt vertreten, es sei ein Fehler, die beiden militärischen Kompetenzen zu verbinden – und die Erfahrung hat Lord Curzon recht gegeben. Der Entschluss, die Einnahme Bagdads zu versuchen, rührte einzig von den militärischen Sachverständigen her. Kitchener hatte geäußert, man könne es zwar einnehmen, aber nicht halten. Dennoch hielt er das Unternehmen aus politischen Gründen für der Mühe wert, während Curzon gesagt hatte: „Nehmt es nicht, wenn ihr es nicht halten könnt!“

Der Premier erzählte, er habe Kitchener nur einmal wirklich erschüttert gesehen, und zwar, als die Evakuierung Gallipolis beschlossen worden war. Kitchener kam eines Morgens zu ihm und sagte, er habe zwei Nächte im Gedanken an die schrecklichen Verluste, die wir zwangsläufig erleiden müssten, nicht geschlafen. Er schätzte sie auf fünfzigtausend, während andere militärische Sachverständige die doppelte Zahl annahmen. Der Premier zitiert gerne diese Beispiele der Fehlberechnung seitens militärischer Sachverständiger. Er äusserte, Kitchener habe ursprünglich Rundle als Befehlshaber der Expedition von Gallipoli vorgeschlagen, später aber nicht in die verlangte Abberufung Jan Hamiltons eingewilligt. Crewe – und der Premier pflichtete ihm bei – meinte, das Misslingen der Dardanellen-Expedition sei einzig der Misserfolg eines einzelnen, eben Jan Hamiltons, gewesen. Alle stimmten in das Lob Archibald Hunters ein, den der Premier als den vernünftigsten Soldaten, den er je gesehen, schilderte. Er sagte, Hunter habe die Schlacht von Omdurman trotz Kitchener gewonnen und Ladysmith trotz White verteidigt, zeige aber Anwandlungen von Wahnsinn.

Die dramatischste Geschichte, die der Premier erzählte,

war die der Debatte im Unterhaus über die Herabsetzung von Kitcheners Sold. Der Premier hielt eine Rede, in der er Kitchener verteidigte und pries. Als er sich wieder setzte, sagte der neben ihm sitzende Bonar Law: «Das war eine sehr gute Rede. Sie wird es mehr denn je erschweren, ihn loszuwerden.» Vier Tage später war Kitchener tot. «Niemand wird das je erfahren», fügte der Premier hinzu. Offensichtlich war das ganze Kabinett zur Zeit seines Todes entschlossen, ihn loszuwerden.

Ich habe noch ein anderes Gespräch über Kitchener aufgezeichnet, das ich im vorhergehenden Oktober mit Lord Haldane führte:

Er (Haldane) erklärt, unser ganzer Misserfolg in diesem Krieg rühre von zwei Dingen her: dem Mangel an richtiger Ausbildung und dem Fehlen eines Generalstabs. Als er selbst ins Kriegsministerium kam, war seine erste Amtshandlung die Schaffung eines Generalstabes, der aus etwa achtzig Mitgliedern bestand, was für unsere damalige kleine Armee mehr als ausreichend war. Auch verdoppelte er die Zahl der Militärakademien für Stabsoffiziere. Doch alles dies wurde durch Seely und teilweise durch Asquith zunichte gemacht, der Wolfe Murray an die Spitze des Generalstabs setzte, weil dieser geeigneter war, das Ulster-Problem zu behandeln, der aber sonst keinerlei Befähigungen aufwies. Kitchener beschloss, als er einen unfähigen Generalstab vorfand, ohne diesen vorzugehen und die ganze Arbeit allein zu leisten, was hellen Wahnsinn bedeutete. Er glaubte, gegen den deutschen Generalstab zu kämpfen sei dasselbe, wie gegen den Kalifen oder den Mahdi zu kämpfen. Haldane sprach mit beträchtlicher Bitterkeit über Kitchener und mit grösster Verachtung von Winston. Er ist unduldsam dem Volk gegenüber, das er für ungebildet hält.

Wir waren im gleichen Landhaus eingeladen gewesen und fuhren am Sonntagnachmittag gemeinsam wieder nach London. In mein Tagebuch trug ich ein: «Wir konnten in Paddington kein Taxi finden und mussten uns daher in eine Droschke teilen.»

Vielleicht wurde die Schroffheit seiner Ansichten durch die Unbequemlichkeit des Vehikels verstärkt.

Unter den Mitgliedern jener denkwürdigen Regierung hatten wir noch einen anderen guten Freund, nämlich Augustin Birrell. Mehr Literat als Philosoph, empfand er für Haldane etwas von jener Verachtung, die dieser für andere hegte. Als er ihn einmal kritisiert hatte, wagte ich einzuwerfen, ich nähme an, er stimme darin mit mir überein, dass Haldane voll der besten Absichten sei. «Haldanes Absichten», schnob er, «sind voll von schwarzem Schlamm.» Ich habe ein Streitgespräch zwischen ihm und Asquith über Shakespeares Sonette aufgezeichnet, in dem der Premier die Ansicht vertrat, diese seien rein literarische, an niemanden gerichtete Überlegungen. Dies ist mir stets als eine unhaltbare Auffassung erschienen, und ich habe nie aufgehört, mich darüber zu verwundern, sie nicht nur von einem so klugen Manne wie Asquith, sondern auch von einem echten Dichter wie Hilaire Belloc vertreten zu sehen.

Wir sahen Birrell öfter nach seinem Sturz, dem Ergebnis der erfolglosen irischen Erhebung vom April 1916. Am 24. APRIL trug ich in mein Tagebuch ein:

Während des Morgens wurde uns ein Telegramm herübergebracht, das Birrell aus Irland erhalten hatte und das zu dechiffrieren ihm nicht möglich war, da sein Sekretär nicht anwesend war und niemand sonst wusste, wo der Code sich befand! Wir dechiffrierten es, und sein Inhalt lautete ziemlich aufregend. Er besagte, dass der in Tralee verhaftete Mann ein volles Geständnis abgelegt habe. Dass er mit Casement gelandet sei, dass der Aufstand an diesem Tage habe beginnen und ein Angriff auf Dublin Castle habe stattfinden sollen. Es scheint wirklich verblüffend, dass, wenn derartige Dinge in Irland vorgehen, Birrell unfähig sein sollte, seine eigenen Telegramme zu dechiffrieren, weil niemand in der Irlandabteilung weiss, wo der Code ist.

Nachdem Asquith nicht mehr Premier war, diskutierten wir eines Tages darüber, ob er wohl unter seinem Sturz gelitten habe. Er war zu gross, zu sehr «nach hoher römi-

scher Art» gebildet, um Schwäche zu zeigen oder Gemütsbewegungen zu bekunden, und jemand äusserte die Ansicht, er sei vielleicht, nachdem er fast zehn Jahre das Amt eines Premierministers bekleidet habe, froh über die Ruhe und von seinem Sturz nicht schmerzlich berührt. «Unsinn», knurrte Birrell, «natürlich schmerzt es ihn. Ich weiss, wie sehr es mich schmerzte, als ich von meinem Esel fiel, deshalb kann ich mir vorstellen, was er fühlte, als er von seinem Elefanten stürzte.»

Birrell flösste uns, obwohl er zu dieser Zeit den Siebzig näher als den Sechzig war und wir alle unter dreissig Jahren, keinerlei Respekt ein und passte vollendet in unsere Gesellschaften. Hier die Aufzeichnung einer anderen Gesellschaft in Alan und Viola Parsons' kleinem Haus in Chelsea:

Es stellte sich als ein sehr erfolgreicher Abend heraus. Diana sah wunderschön aus, und Birrell befand sich in sehr guter Form. Ich hatte Champagner in Mengen gestiftet. Nach dem Dinner las jeder etwas vor – ein ganz reizender Abend.

Bei einer anderen Gelegenheit dinierten wir bei Birrell. Wir waren zu acht, und ich scheine den Abend nicht genossen zu haben, denn ich schrieb:

Ich hielt es für einen äusserst misslungenen Abend. Der alte Birrell, so reizend er auch ist, versteht es nicht, eine Gesellschaft zu unterhalten. Zum Dinner gab es nicht genug zu trinken. Anschliessend las er in einem höchst ungemütlichen, schlecht beleuchteten Raum einiges vor, und ich rezitierte Browning. Lady Goonie (Lady Gwendoline Churchill) sah entzückend aus, fand ich, doch Diana meinte später, sie habe sie nicht gut aussehend gefunden. Jedenfalls war es ein danebengeratener Abend.

Aus nächster Nähe erlebte ich die Ereignisse, die zur Bildung von Lloyd Georges Regierung im Dezember 1916 führten. Hier ein paar Tagebucheintragen aus dieser Zeit:

3. DEZEMBER. Nach dem Dinner ging ich nach *Queen Anne's Gate*. Bei meiner Ankunft sollte ich gleich ins Speisezimmer geführt werden, wo Edwin, der Premierminister und Reading auf Lord Crewe warteten. Ich hielt den Diener rechtzeitig zurück und ging hinauf in den Salon, wo ich Venetia, Lady Wimborne und Lady Goonie, auf Kissen am Kamin sitzend, antraf. Sie sahen alle sehr hübsch aus und waren elegant angezogen. Das Bild gefiel mir – lauter bezaubernde Frauen, die sich an diesem verhängnisvollen Abend am Feuer wärmten, während im Raum unter ihnen das Schicksal des Empire entschieden werden sollte. Im angrenzenden Zimmer spielte Margot mit langgezogenem Gesicht mit Francis McLaren, Oliver Stanley und Mrs. Henley Bridge. Endlich kamen Edwin, Reading und der Premier herauf, die beiden ersteren ziemlich blass und sorgenvoll, der Premier hingegen glücklich und unbekümmert, als ich ihn je gesehen habe. Wir spielten Bridge, Venetia und ich gegen den Premier und Lady Goonie. Nachdem sie gegangen waren, erfuhren wir von Edwin, die Rücktrittsgesuche des ganzen Kabinetts würden morgen verlangt, wie es bei der Bildung einer Koalition üblich ist. Edwin schien glücklich.

Alan Parsons, den ich in dieser Zeit täglich sah, war Privatsekretär von McKenna, dem Schatzkanzler.

4. DEZEMBER. Alan erzählte mir, Lloyd Georges Plan sei er selbst im Foreign Office, Carson im Kriegsministerium und Bonar Law bei der Admiralität. Er berichtete mir auch, von Edwin gehört zu haben, dass sowohl Bonar Law als auch Lloyd George sich geweigert hätten, die Bildung einer eigenen Regierung zu versuchen.

6. DEZEMBER, ich sah Venetia vor dem Lunch und Alan danach. Es scheint, dass der Premierminister anfangs in Lloyd Georges kleinen Kriegsrat einwilligte, dessen Mitglied der Premier selber gar nicht wirklich werden sollte, dass er ihn aber später auf Rat seiner liberalen Kollegen, besonders McKennas und Runcimans, ablehnte.

Aus der grossen Verbitterung, mit der Venetia über ihn sprach, schloss ich, dass selbst seine treuesten Anhänger

über diesen letzten beklagenswerten Mangel an Entschlusskraft ziemlich verärgert waren. Alan hat den ganzen Morgen im Finanzministerium für McKenna gepackt... Es verlautet jetzt, Lloyd George habe seinen Rücktritt angeboten. Wäre ich Premier, so würde ich seinen Rücktritt annehmen, Jellicoe und Robertson zu Peers und zum Ersten Lord der Admiralität, bzw. zum Staatssekretär im Kriegsministerium machen. Ich glaube wirklich, dass er dann weitermachen könnte, vor allem, wenn er Grey loswürde und Harding oder selbst Curzon zum Staatssekretär des Äusseren machte.

Während ich meinem Tagebuch diese bewundernswerten Pläne zur Unterstützung des Premierministers anvertraute, trat dieser zurück, und die neue Regierung übernahm ihr Amt. Am 8. DEZEMBER schrieb ich:

Mit Diana, Edwin und Venetia in Queen Anne's Gate diniert. Edwin war sehr deprimiert und vermochte über nichts anderes als die politische Situation zu reden. Er ist unglücklich über seinen Rücktritt und glaubt, er hätte ihn verhindern können, eine Ansicht, die ich nicht teile. Er hat Lloyd George sehr gern und hasst alle anderen Liberalen. Vor allem war er über McKenna verbittert. Seiner Ansicht nach hätte alles gut gehen können, wenn nicht McKenna und Margot auf der einen Seite Asquith von Lloyd George – und Harmsworth und Hedley LeBas auf der anderen Lloyd George von Asquith weggezerrt hätten.

Jener Winter 1916/17 war der längste und kälteste, dessen ich mich entsinnen kann, doch entschädigte mich dafür der Sommer, der fast Übergangslos und ohne Frühling kam. Da wir ganz in London festgehalten waren – Diana arbeitete in dem in ihrem Haus in der Arlington Street eingerichteten Lazarett – verzehrten wir mitunter in Kensington Gardens unseren Lunch, zu dem wir unsere eigenen Vorräte mitbrachten, die wir aus dem unzulänglich versorgten Erfrischungsraum ergänzten. Auch brachten wir es fertig, auf dem Coombe-Golfplatz abendliche Picknicks mit der angeblichen Erlaubnis des Clubvorstandes zu arrangieren.

Es war nur scheinbar ein heiterer Sommer, dessen Lachen jedoch, bald erstickt, in Schluchzen überging. Im Verlauf dieses Sommers mussten wir jede Hoffnung aufgeben, dass der uns allen sehr teure Lord Elcho, Dianas Schwager, mit dem Leben davonkäme. Er wurde seit vielen Monaten im Mittleren Osten vermisst und war nach Berichten, die sich in- dessen bald als falsch herausstellten, in Gefangenschaft geraten.

Mein eigener Kummer wurde in dieser Zeit durch die Hoffnung, die allmählich zur Gewissheit wurde, verringert, dass ich vom Foreign Office für den Militärdienst freigegeben werden sollte, da eine sehr heftige Pressekampagne gegen das Zurückbehalten von Männern im militärpflichtigen Alter im Verwaltungsdienst im Gang war. Die Behörden wurden als die «Drückebergerposten von Whitehall» bezeichnet, und der ehrliche Taufname «Cuthbert» wurde den jüngeren Verwaltungsbeamten angehängt, die täglich mit Beschimpfungen überschüttet wurden, weil sie ihre Pflichten gemäss den erhaltenen Instruktionen erfüllten. Soweit ich mich erinnern kann, berührten mich diese Zeitungsartikel in keiner Weise, und in meinem Tagebuch finde ich keinerlei Anspielungen darauf. Die erste Erwähnung eines möglichen Wechsels in meiner Tätigkeit stammt vom 17. MAI 1917.

Die Regierung braucht mehr Soldaten für die Armee, und wir im Foreign Office sollen alle ärztlich untersucht werden. Ich denke, sie werden einige von uns ziehen lassen müssen. Wenn irgendeiner die Erlaubnis erhält, zu gehen, so bin ich es, da ich der Jüngste des ständigen Personals, unverheiratet und, wie ich glaube, voll diensttauglich bin. Dieser Gedanke erfüllt mich mit Freude, doch gestehe ich es nicht ein, weil die Menschen es für Bluff halten würden. Es ist durchaus möglich, dass ich mich sehr bald aufrichtig wieder zurückwünsche, aber jetzt sehne ich mich nach einem Wechsel. Immer schon wollte ich in den Krieg ziehen, obwohl jetzt weniger als zu Beginn, und beneide jeden um seine Erfahrungen und Abenteuer. Obgleich ich das Leben liebe und dessen Verlust verabscheuen sollte,

habe ich keine Angst vor dem Tod. Einen guten Offizier werde ich vermutlich nicht abgeben. Die einzige Schattenseite ist der schreckliche Schlag für meine Mutter. Ich weiss nicht, wie ich es schaffen soll, es ihr zu sagen. Auch Diana würde meiner Ansicht nach wohl Einwände vorbringen.

Als ich es Diana mitteilte, machte sie in der Tat Einwände, und zwar hauptsächlich den, dass ich selber keine Einwände hätte.

Ich erwiderte ihr, nicht mein Verlangen, für mein Land zu sterben oder die Deutschen zu schlagen, triebe mich in den Krieg, sondern einfach das langgehegte Gefühl, etwas zu versäumen – das unbestimmte Bedauern, das man empfindet, wenn man nicht zu einem Ball eingeladen wird, selbst wenn man kaum hoffen dürfte, sich auf diesem Ball zu amüsieren.

Oft habe ich bei ernsten Diskussionen über die Gründe, weshalb junge Leute ins Heer eintraten und wofür sie in diesem oder jenem Krieg kämpften und starben, an diese Eintragung gedacht. Natürlich gibt es Menschen mit Gewissenskonflikten, ehe sie sich entscheiden – Menschen, für die jeder freie Willensentschluss ein Problem darstellt. Der normale junge Mann jedoch zieht mit erregender Erwartung, wenn er abenteuerlich, und voller Bedenken, wenn er furchtsam veranlagt ist, in den Krieg: in beiden Fällen aber, weil es einfach eine Anstandspflicht ist, nicht anders, als biete man einer alten Dame seinen Platz an oder nehme an geweihtem Ort seinen Hut ab.

Ich hatte nicht den Mut, meiner Mutter die Neuigkeit, die sie aus anderer Quelle erfuhr, mitzuteilen. Die Wirkung war so schlimm, wie ich gefürchtet hatte – ja, noch schlimmer, weil ich, alles in allem nicht einmal zu Unrecht, beschuldigt wurde, sie getäuscht zu haben. Sie sprach eine rührende, für das Ausmass ihrer Weltferne bezeichnende Bitte aus. «Versprich mir wenigstens», flehte sie, «nicht bei der Kavallerie einzutreten. Mein Leben lang hatte ich einen Abscheu vor Pferden.» Nun lief – obwohl sie es nicht

wusste – ein junger Mann, der 1917 bei der Kavallerie eintrat, das Risiko, für feige gehalten zu werden, nachdem die Aussichten dieser einst so schrecklichen Waffe, im weiteren Kampfgeschehen eine entscheidende Rolle zu spielen, geschwunden waren.

Am 21. Mai sprach ich bei dem Regimentsadjutanten der Gardegrenadiere in der Wellingtonkaserne vor. Er war ein Freund von mir und stellte mich Sir Henry Streatfeild, dem Regimentskommandeur, vor, der mich mit grosser Zuvorkommenheit empfing – ganz der Gardeoffizier der alten Schule. Er sprach mit mir über meine Mutter, die er vor Jahren gekannt hatte, und sagte, er wolle meinen Namen vormerken und mein Eintrittsgesuch in Erwägung ziehen. Nachdem ich ihn verlassen hatte, eilte mir der Adjutant nach und äusserte, ich könne die Angelegenheit praktisch als erledigt ansehen.

Trotzdem erfuhr ich erst am 18. Juni, dass ich eintreten könnte. Am 20. JUNI schrieb ich:

Ich verliess das Foreign Office ohne jedes Bedauern. Am Morgen ging ich noch hin, kehrte aber nach dem Lunch nicht mehr zurück. Gerne denke ich an die trostlosen Papierstösse, die ich nicht wiederzusehen brauche. Selbst wenn ich den Krieg überlebe, bezweifle ich, ob ich ins Foreign Office zurückgehen werde, so widerwärtig ist mir diese eintönige, mechanische Pflichterfüllung.

Diesem Tag folgte ein kurzer Urlaub, den ich durch ein ganz neues Gefühl des Befreitseins von Verantwortlichkeit noch mehr genoss, und am 5. Juli trat ich als Offiziersanwärter in das Bataillon der Gardebrigadeoffiziere ein, das damals in einem ehemaligen ländlichen Hotel in Bushey Park untergebracht war.

V. KAPITEL

BEI DER ARMEE IN ENGLAND

1917-1918

Von den vielen glücklichen Ereignissen meines Lebens war eines der glücklichsten mein Eintritt in die Armee im Sommer 1917. Er hing nicht, wie der Eintritt in das Foreign Office oder ins Unterhaus, nur von mir selber ab, und beinahe wäre es gar nicht dazu gekommen. Wäre der Mangel an Soldaten etwas weniger akut, die Pressekampagne etwas weniger heftig oder der Widerstand der Regierung etwas bestimmter gewesen, dann hätte der Entschluss, junge Leute aus dem Verwaltungsdienst zu den Streitkräften zu versetzen, vielleicht nie gefasst werden müssen.

Für mich war auch der Zeitpunkt dieses Entschlusses günstig. Wäre er früher gefasst worden – das heisst, wäre ich länger im Krieg gewesen – hätte ich leicht fallen können. Wäre er später gefasst worden, so wäre meine Ausbildung in England zur Zeit des Waffenstillstandes kaum beendet gewesen, wie es in der Tat das Schicksal des nächsten Schubs war, den das Foreign Office frei gab.

Keiner dieser Vorteile wurde mir indessen klar, als ich bei der Garde eintrat. Ich hatte erwartet, eine Art Sandhurst vorzufinden, das auf ältere Offiziere und Offiziersanwärter in der Gardebrigade zugeschnitten ist und gedachte mich des Umstandes zu erfreuen, den Sommer anstatt in meinem Büro, nun im Freien in angenehmer Umgebung und mit gleichgearteten Gefährten zu verbringen.

Ich war nun siebenundzwanzig Jahre alt, hatte mein bisheriges Leben sehr behaglich verbracht und war dazu gekommen, Behaglichkeit nicht nur sehr hoch einzuschätzen, sondern sogar darauf zu bestehen, von allem nur das Beste

zu haben. Einige meiner Freunde und ich hatten es zum Prinzip erhoben, niemals das Zweitbeste anzunehmen, wenn das Beste erreichbar war. Man kann sich also meine Gefühle vorstellen, als ich sah, dass ich das Leben eines Gemeinen führen, selber meine Schuhe und Ausrüstung putzen, selber mein Bett machen, unter Pferdedecken schlafen und mich mit meinen Kameraden in das Scheuern der Kaserne teilen sollte. Die grosse Mehrheit der Offiziersanwärter bestand aus Unteroffizieren, die von der Pike auf gedient hatten. Mit dem äusseren Elend war die Sehnsucht nach meinem früheren Leben und nach den Menschen, die ich geliebt hatte, verbunden. Selten in meinem Leben bin ich so restlos unglücklich gewesen wie während der ersten Tage meines Aufenthaltes in Bushey Hall.

Als sich die Woche ihrem Ende näherte, entdeckte ich die Möglichkeit, von Samstagmittag bis Sonntag um zehn Uhr abends Urlaub zu bekommen, und suchte sofort darum nach. Zu meinem Erstaunen wurde er bewilligt, doch war es zu spät, um Verabredungen mit den Menschen zu treffen, nach denen mich am meisten verlangte. Die Möglichkeit, nach London zurückkehren und mich meiner schlechtsitzenden Uniform eines Gemeinen und meiner Dienststiefel entledigen zu können, verlieh mir das Gefühl, aus dem Gefängnis zu entrinnen. Ich verbrachte einen stumpfsinnigen Abend mit einem Freund, der in einer Villa in Tadworth einquartiert war. Bereits nach diesen wenigen Tagen hatte ein Offizier der Brigade – mein Freund war es übrigens – in meinen Augen eine gottähnliche Stellung gewonnen. Am Sonntag regnete es den ganzen Tag, und aus lauter Nervosität, ich könnte die Stunde der Rückkehr versäumen, ging ich zeitig am Nachmittag weg. In London konnte ich keinen Bekannten auftreiben und begab mich allein zum Essen in einen Klub. Ein schweres Gefühl der Niedergeschlagenheit senkte sich auf mich herab, und ich glaubte mich noch unglücklicher, als ich es in Bushey gewesen war.

Es war eines der grossen Klubhotels, in denen ich niemanden kannte, wo aber zu jener Zeit das Essen einfach und gut, und der Wein sehr billig war. Auch eine Biblio-

thek war vorhanden. Ich bestellte eine Flasche Champagner von jenem bewundernswerten Umfang, den es heute, wie so viele schöne Dinge auf Erden, nicht mehr gibt. Dann holte ich mir *Alice Through the Looking-Glass*, das mir während des Essens Gesellschaft leisten sollte. Am anderen Morgen schrieb ich in mein Tagebuch:

Wie durch einen Zauber verliess mich meine Melancholie, und ich wusste, dass ich nicht mehr unglücklich sein würde. Der verlorene Mut kehrte wieder und ich verachtete mich wegen meiner früheren Mutlosigkeit, ging in meine Wohnung, zog meine Uniform wieder an, sprach mit den Montagus, die gerade zurückgekommen waren, fuhr mit dem Auto nach Bushey und fühlte mich vollkommen glücklich.

Ob meine wiederhergestellte Stimmung dem Humor Lewis Carrolls, des Verfassers der *Alice*, oder dem perlenden Veuve Cliquot zu verdanken war, ist schwer zu sagen. Ich denke, es war beides zusammen. Das Glück, das ich mein ganzes Leben lang durch die Literatur erfuhr, habe ich bereits erwähnt, und so sollte ich hier vielleicht auch den Trost preisen, der mir immer und immer wieder aus dem Saft der gegorenen Traube zuteil geworden ist. Heute, da ich in meinem vierundsechzigsten Jahr diese Zeilen niederschreibe, kann ich ruhig eingestehen, dass ich, seitdem ich mündig bin, stets mehr getrunken habe, als es die meisten Menschen bei mir für richtig hielten. Und ich bereue es nicht!

Der Wein ist mir ein treuer Freund und ein weiser Ratgeber gewesen und hat mir oft – wie in dem gerade erwähnten Fall – die Dinge in ihrer wahren Perspektive gezeigt und, wie durch die Berührung eines Zauberstabes, grosse Bedrängnisse in kleine Unannehmlichkeiten verwandelt. Der Wein hat mir die Werke der Literatur erleuchtet und im Leben die auch im Gemeinplatz verborgen liegende Romantik enthüllt.

Der Wein hat mich kühn, doch nicht töricht gemacht – hat mich dazu verführt, alberne Dinge zu sagen, nicht aber, sie zu tun. Unter seinem Einfluss sind oft allzu leicht Worte gesprochen, die ich besser verschwiegen, Briefe geschrie-

ben worden, die ich besser nicht abgeschickt hätte. Doch zähle ich diese kleinen, auf der Sollseite des Weinkontos stehenden Unbesonnenheiten zusammen, so fallen sie doch im Vergleich zum unermesslichen Reichtum der Habenseite nicht ins Gewicht.

Ich bin stolz darauf, dass Bellocs grosses Gedicht über den Wein mir gewidmet sein soll und schreibe hier die ersten Zeilen nieder:

Hebet verzückt auf den Thron ihn, geleitet herein ihn und schützt
ihn;
Freund du der Menschheit, erfüllt von Geheimnissen, sei uns
willkommen,
Wein, der du wahrer Erzeuger uns bist der lebendigen Künste,
Wein, der ein heiliges Vorrecht du bist des vollkommenen Freien,
We der Bewahrer du bist, der ein Weiser du bist und ein
Starker,
Wein, der ein strahlender Rächer du bist dem verschlagenen
Falschen –
Wach auf, ausonische Muse, und singe des Weinberges Lied.

Dieser «geheimnisvolle Freund» hat sich mir und allen jenen gegenüber, die eine Freundschaft nicht missbrauchen und aus Erfahrung lernen, dass selbst zwischen Freunden übermässige und plumpe Vertraulichkeit nicht erlaubt ist, als allzeit treu erwiesen. Auch soll man nicht von mir denken, ich schlosse, während ich meine dem Wein geschuldete Huldigung darbringe, jene von ihrem Anteil an dieser aus, die – wenn sie auch nicht nach der hohen Würde der Freundschaft trachten dürfen – doch eine tiefe, vertrauenswürdigen und treuen Dienern gebührende Dankbarkeit verdienen. Ich verweise auf Bier und Spirituosen, die einer ganz anderen Klasse als der des Weines angehören, aber seinetwegen nicht weniger geliebt und geehrt werden sollen. «Klasse» ist ein Wort, das in unserer Zeit die Leidenschaften aufwühlt und die Menschen herausfordert, Unsinn zu reden. Es gibt sogar solche, die, wenn sie es könnten, eine klassenlose Gesellschaft schaffen wollen. Wäre eine derartige Gesellschaft möglich, wäre sie nutzlos wie eine ranglose Armee und so langweilig wie eine Weinliste, die weder die Namen noch den Jahrgang ver-

zeichnet. «Klasse» ist ein unvermeidliches Attribut der menschlichen Natur. Das Ziel des Gesetzgebers sollte es sein, die Beziehungen zwischen den Klassen glücklich zu gestalten und den Übergang von der einen zur anderen zu erleichtern. Erst wenn die naturgegebene Klasse zur Kaste entartet, die naturwidrig ist, wird sie zum Übel.

Der Mensch, der sich plötzlich in eine andere Klasse versetzt sieht, fühlt sich unbehaglich – sei es nun ein Bauer in einem Palast oder ein Prinz in einer Bierwirtschaft. Ein Teil meines Elends während der ersten Tage meiner Ausbildung in Bushey rührte daher, dass ich mich in einem Raum mit sechs Gefährten befand, deren Gewohnheiten, Interessen und Gesprächsstoffe sich völlig von den meinen unterschieden. Es war zwar an sich kein allzu grosses Unheil, aber eines, an das ich nicht gewöhnt war. Gestärkt durch die bei meinem einsamen sonntäglichen Essen gewonnene Weisheit kehrte ich in einer Stimmung, die meinen Kameraden gerechter wurde, zurück und schrieb in mein Tagebuch:

Ich bin mit sechs anderen, alle aus dem Mannschaftsstand hervorgegangenen Offiziersanwärtern zusammen, ausser einem Bankangestellten, der bisher irgendwie um den Militärdienst herumgekommen ist. Es sind im Einzelnen: Clay, ein Schuhmacher aus Nottingham, ein sehr netter, freundlicher Bursche, der mir viel bei meiner Ausrüstung und in anderer Weise hilft. Alle Männer sind wirklich sehr nett und hilfsbereit. Schofield, ein neunzehnjähriger Junge, der den breiten Yorkshiredialekt spricht und die ganze Dienstvorschrift auswendig weiss. Selten redet er über irgend-etwas anderes. Harris, ein grosser, hagerer, dunkler Bursche, der vor dem Krieg Schaufensterdekorateur in Sheffield war. Er ist ganz nett. Catley, ein gewöhnlicher Bursche mit gewichstem Schnurrbart, der ununterbrochen schwätzt, sich grossartig findet, vom «schönen Geschlecht» redet, durchblicken lässt, was er für ein Eroberer ist und abends als letztes und morgens als erstes Virginiazigaretten raucht – ein harmloser Kerl. Durgass, kein übler Bursche, uninteressant, schläft im Taghemd. Jones, ein Bankangestellter,

mit einem herrlichen Cockney-Akzent und einem Vorrat an schlüpfrigen Geschichten, die mitunter die anderen abstossen, mich aber immer amüsieren.

Ich war zwar ungerne in Bushey, war aber nicht unglücklich. Die Regelmässigkeit mechanischer Pflichterfüllung liess die Tage schnell verstreichen. Der Kommandeur, Oberst Ebenezer Pike und seine Gattin, die bekannte Porträtmalerin Olive Snell, waren, wie übrigens alle Offiziere, sehr gütig zu mir, obwohl ich kein vielversprechender Anwärter war. Es fiel mir sehr schwer, das Drillen anderer zu erlernen, und wurde ich selber gedrillt, war ich meistens zerstreut. Auch bei den intellektuelleren Seiten des Berufes wie Kartenlesen – eine Fähigkeit, die zu beherrschen mir nie gelang – zeichnete ich mich nicht aus.

Die Misshelligkeiten des dortigen Lebens wurden grossenteils durch einen fünf Minuten von Bushey Hall entfernten Golfklub gemildert. Obwohl ich selten Golf spielte, da mir mein täglicher Dienst bereits die erforderliche körperliche Bewegung verschaffte, wurde ich ein regelmässiger Besucher des Klubhauses, in dem diejenigen unter uns, die an bessere Kost als die von Bushey Hall gewöhnt waren, sich sowohl vor als auch nach den Mahlzeiten, bei denen die Anwesenheit obligatorisch war, zu versammeln pflegten. Manchmal erlangten einer oder zwei von uns die Erlaubnis, dem Essen fernzubleiben, worauf wir uns gegenseitig oder Freunde aus London in den Klub einluden. Mitunter luden wir auch einen Offizier in der Hoffnung ein, dadurch vom sogenannten «Privatstudium», dem durch Dienstvorschrift die Stunde vor der Schlafenszeit gewidmet war, entschuldigt zu werden.

Der Kurs dauerte vier Monate. An fünf Wochentagen war die Arbeit anstrengend. Sie hörte am Samstagvormittag um elf Uhr auf, und bis zu diesem Moment war es ungewiss, ob der so sehnlich erwartete Urlaub von vierunddreissig Stunden gewährt werden würde, was indessen gewöhnlich der Fall war. Noch entscheidender war der in der Mitte des Kurses allen Teilnehmern gewährte viertägige Urlaub.



Als Schüler in Eton

Einer der prachtvollsten Freunde, die ich in Oxford gewonnen habe, und für den meine Freundschaft in den folgenden Jahren mehr und mehr wuchs, war Edward Horner, der mehr zu Patrick Shaw-Stewarts Generation als zu der meinen gehörte, und den ich in Eton noch nicht gekannt hatte. Er sah gut aus, war strahlend und extravagant und hätte lieber unter der Regentschaft gelebt als in unserer Zeit. Bei Kriegsausbruch telephonierte er mich an und sagte, er habe nicht die Absicht, den Krieg in irgendeiner Weise störend in sein Leben eingreifen zu lassen. Wir alle müssten lernen, uns wie Martian von irdischen Dingen loszulösen. Wenige Tage später rief er wieder an. Er schien das Gesagte völlig vergessen zu haben, teilte mir mit, er habe seinen Gestellungsbefehl bekommen und fragte mich, in welches Regiment ich eintreten wollte. Er war überzeugt, dass der Krieg ein kolossaler Spass sein werde, und hatte sich gerade ein Paar Extrastiefel bestellt, um darin in Berlin einzuziehen. Bald darauf wurde er schwer verwundet, hatte sich aber bis 1917 wieder erholt und war noch einmal mit seinem Regiment in Frankreich. Er war ein Liberaler, weil seine Familienmitglieder immer Liberale, Whigs und «Rundköpfe» gewesen waren, und sein Vorfahre war es, auf den man das Kinderlied *Little Jack Horner* gedichtet hatte. Die «Rosine», die er «aus dem Weihnachtskuchen herausgepickt» hatte, war das Landgut Melis in Somerset, das seine Familie zur Zeit der Auflösung der Klöster erworben hatte.

Es traf sich, dass Edwards Urlaub aus Frankreich mit dem meinen aus Bushey zusammenfiel, den ich deshalb in Melis, einem der schönsten Plätze in England, verbringen konnte. Das Wetter war so herrlich, wie es nur der September zu schenken vermag. Wir verlebten samstags einen wunderbaren Tag auf der Jagd, und alle Gäste waren die, nach denen mich am meisten verlangte. Ich war vollkommen glücklich und berichtete in meinem Tagebuch über jede Minute dieser vier Tage. Hier ein kurzer Auszug:

Das Dinner am Sonntagabend war noch anregender als das am Abend vorher. Es gab zwei Tische. Edward, Diana

und ich sassen am kleineren. Diana war von königlicher Schönheit, wie eine Märchenprinzessin. Edward und ich priesen ihre Schönheit und schwelgten in unserer kurzen Stunde des Glücks. Nach dem Dinner spielten wir Bridge, und dann sassen Edward, Michael Herbert, Tommy Bouch und ich bis zwei Uhr nachts bei Religionsgesprächen. Ich genoss alles sehr.

Der jähe Übergang vom Luxus zu Strapazen, die Ungewissheit der Zukunft und die Unsicherheit des Lebens an sich steigerte die Vergnügen jener Zeit, ohne dass man hysterischen Übertreibungen verfiel. Unter den Gästen jener Tage in Melis war Edwards Schwester Katharine, die vor knapp einem Jahre ihren geliebten Gatten, Raymond Asquith, verloren hatte. In anderen Zeiten und anderen Ländern hätte die Teilnahme einer Witwe an einer fröhlichen Gesellschaft so bald nach dem Tode ihres Mannes Anstoss erregen können, doch waren solche veralteten Konventionen nicht am Platz. Ihr Herz war gebrochen, aber sie trug kein Schwarz, um es zur Schau zu stellen, und hätte es für unrecht gehalten, den Schatten ihres trostlosen Leides über die flüchtigen Augenblicke unserer Fröhlichkeit zu werfen.

Die Rückkehr nach Bushey nach diesem Besuch schildere ich als niederdrückend, und die beiden folgenden Monate waren sicher nicht besser als die vorangegangenen. Das Wetter wurde schlechter. Verdruss wird bei Hitze leichter als bei Kälte ertragen. Und über uns hing die Drohung, möglicherweise im Schlussexamen durchzufallen, was bedeutete, einen weiteren Monat, den November, Offiziersanwärter zu sein. Doch bald war nach viel Angst, die uns zu angestrengter Arbeit trieb, die Gefahr überwunden, das Examen abgelegt und die vier unangenehmsten Monate meines Lebens beendet.

Auf Melis gab es zwei Haupthäuser: das grössere, sogenannte Parkhaus, das vermietet war, und das kleinere, ältere, sogenannte Herrenhaus, in dem die Familie lebte. Im Oktober brannte das Haus bis auf die Grundmauern nieder. Edward war der einzige Sohn, und diese Kata-

strophe verursachte juristische Komplikationen. Die Abschliessung von Pachtverträgen und die Unterzeichnung von Dokumenten war nötig, und er erhielt einen Sonderurlaub und war wieder zu Hause, als ich Bushey verliess. Anderntags fuhr ich nach Melis und verbrachte dort einen schönen Jagdtag und einen glücklichen Sonntag. Am folgenden Samstag fuhr ich wieder hin. Einige Tage später wurde Edward, obwohl sein Urlaub noch nicht abgelaufen war, nach Frankreich zurückgerufen und fiel am 21. November. Es war der schwerste Schlag, den ich seit John Manners' Tod drei Jahre zuvor empfangen hatte. So schrieb ich denn in mein Tagebuch:

Edward hat mir viel im Leben bedeutet. Kein Mann war mir so ans Herz gewachsen. Sein hoher Mut und seine herrliche Unabhängigkeit hatten den Auswirkungen des Krieges gegenüber so prachtvoll Widerstand geleistet, dass er bereits wie der glorreiche Überrest einer glorreichen Vergangenheit erschienen war. Durch seinen Tod verliert unser kleiner Kreis einen der letzten wertvollen Menschen, der ihm sein Gepräge verlieh. Und ich glaube, wir haben mehr als unseren Zöll gezahlt. Der Rückblick auf unser erst vier Jahre zurückliegendes Zusammensein in Venedig bedeutet für mich, nur Tote ins Gedächtnis zurückzurufen. Die ursprünglichen vier, die gemeinsam hinfuhren, waren Denny Anson, Billy Grenfell, George Vernon und Edward, von denen keiner mehr lebt. Die bedeutendsten Gäste, in Wirklichkeit die einzigen, an die ich mich erinnern kann, als ich dort weilte, waren Raymond Asquith und Charles Lister, beide tot. Mit Rottingdean, einer anderen Erinnerungsstätte unseres Glücks, verhält es sich genau so, nur dass statt Charles Ego(Elcho) dabei war. Nur Patrick und ich sind übriggeblieben. Wir werden kaum mehr neue Freunde gewinnen, die uns die alten ersetzen. Ich hatte mich auf Jahre des Glücks mit Edward gefreut. Er war der einzige Gefährte, mit dem ich mich vollkommen verstand und den ich immer erheitern konnte. Patrick ist zuverlässiger in Gesellschaft und in jeder Hinsicht, doch habe ich mit Patrick niemals so viel Spass gehabt wie mit Edward. All-

mählich habe ich das Gefühl, dass der festliche Reigen schon vorbei und es Zeit ist, zu gehen.

Zwei Abende später dinierte ich allein mit Venetia Montagu, als Patrick Shaw-Stewart antelephonierte und uns sagte, er sei gerade aus Saloniki angekommen.

Er wusste nichts von Edwards Tod, den Venetia ihm am Telephon mitteilte, und kam gleich zum Essen zu uns. Ich war sehr gerührt beim Wiedersehen, da er fast der letzte meiner Freunde ist. Wir stimmten darin überein, so wenig sei im Leben übriggeblieben, dass wir allen Widerstand gegen das Sterben aufgegeben hatten.

Ich hatte mein früheres Londoner Leben da wieder aufgenommen, wo ich es verlassen hatte, mit dem einzigen Unterschied, dass ich meine Arbeitszeit jetzt in der Chelsea-Kaserne anstatt im Foreign Office verbrachte. Meine Wohnung befand sich über dem Postamt am Ende der St. James' Street, und ich musste früh aufstehen, durch den Park zur St. James' Untergrundbahn gehen, von wo aus ich zum Sloane Square fuhr. Nach wie vor zeigte ich keinerlei Hang zum Drill und brauchte länger als die meisten jungen Offiziere, bis ich den gestellten Anforderungen entsprach.

Edwin Montagu, nun Staatssekretär für Indien, war gerade auf jener Inspektionsreise dorthin begriffen, deren Ergebnis der sogenannte Montagu-Chelmsford-Bericht war. Er hatte Alan Parsons als Privatsekretär mitgenommen, so dass beide Häuser, in denen Diana und ich immer willkommen waren, vorübergehend verwaist standen. Venetia Montagu gab indessen weiterhin grosszügig wie immer Gesellschaften, und am Weihnachtsabend berichte ich von

einem heiteren Weihnachtsdinner in Queen Anne's Gate. Um den Tisch versammelt waren Venetia, Freyberg, John Lavery, Lady Constance Stewart-Richardson, ich, Geoffrey Howard, Hazel Lavery, Hugo Rumbold, Bruce Otley, Baronesse d'Erlanger und Mr. Birrell. Der Letztgenannte war in bester Form, sehr witzig und sehr verständnisvoll. Später gingen wir alle zu einer Gesellschaft bei den Fairbairns', was auch viel Spass machte.

Das alles klingt nach einem leichtfertigen Dasein, aber am 31. DEZEMBER schrieb ich:

Das Jahr 1917, meiner Ansicht nach das am wenigsten glückliche meines Lebens, geht zu Ende.

Als ich diese Zeilen schrieb, wusste ich noch nicht, dass Patrick Shaw-Stewart am Tag vorher in Frankreich gefallen war.

Erst am 3. Januar erhielt ich die Nachricht. Der nächste Tag war ein Freitag, und ich sollte in Taplow Court bei Lord und Lady Desborough einen Besuch machen. Schon viele Jahre vor dem Krieg war ihr Haus als gesellschaftlicher Mittelpunkt berühmt, und als ihre Kinder heran-gewachsen waren, stand es auch der jüngeren Gene-ration offen, die es als den Höhepunkt alles Entzückens betrachtete. Die beiden älteren Söhne, Julian, ein aus-gezeichneter Sportsmann und begabter Dichter, und Billy, der seinem Bruder im Sport zwar ebenbürtig war, ihn an Gelehrsamkeit jedoch übertraf, waren beide gefallen. Patrick, der im Alter zwischen beiden gestanden hatte, war mit beiden eng befreundet gewesen und hatte ihre Mutter so geliebt – seine eigenen Eltern waren gestorben –, dass diese in seinem Leben wahrscheinlich mehr als jeder andere Mensch eine Rolle spielte. Auch sie hatte ihn geliebt, ihm bei seiner Laufbahn geholfen und war stolz auf seine Erfolge gewesen. Es gab kein Haus im ganzen Land, in dem man seinen Verlust so stark empfunden hätte. Mein Tagebuch aus jenen Tagen zeigt, wie wir zu dieser Zeit gelernt hatten, mit Schicksalsschlägen fertig zu werden:

4. JANUAR. Die Zeilen, die mir den ganzen Tag durch den Kopf gingen, heissen:

*Nichts aber blieb übrig
Unter dem alles schauenden Mond.*

Ich telegraphierte Diana die Nachricht. Michael Herbert kam am Nachmittag. Wir waren auf dem Weg nach Tap-low, fragten uns aber, ob wir gehen sollten, und ob Lady Desborough die Nachricht schon erhalten hätte. Phyllis

kam auch – ein noch sehr junges Mädchen, das Patrick geliebt und mit dem er den Abend vor seiner Abreise vor weniger als drei Wochen verbracht hatte. Sie war sehr blass, aber ruhig und freundlich. Wir beschlossen, doch nach Taplow zu gehen, und erreichten den Fünfuhrzug. Mit uns fuhren Rosemary Leveson-Gower, Casie, Lady Desboroughs Tochter, und Diana Wyndham. Sie waren in bester Laune und hatten offensichtlich noch nichts gehört. Als wir im Bahnhof von Taplow ankamen, teilte ich es Rosemary mit, die es dann den anderen sagte. Sie nahmen es alle gefasst auf. Keine peinlichen Tränen, keine lauten Klagen. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, dass Lady Desborough in ihrem Zimmer war und die Nachricht schon empfangen hatte. Sie hatte Patrick beinahe angebetet. Nach dem Tee ging ich zu ihr und fand sie am Kamin, fast im Dunkeln sitzend. Sie war krank gewesen. Sie küsste mich, und mir kamen die Tränen. Wir sassen zusammen und sprachen bis zum Dinner über Patrick. Sie ist die wunderbarste Frau, die ich kenne – und die tapferste. An diesem Abend kam sie nicht zum Dinner. Nach dem Essen forderte mich Rosemary auf, einige Kapitel aus *SOUTH WIND* vorzulesen, was Lord Desborough ziemlich ent-rüstete.

5. JANUAR. Lady Desborough kam zum Frühstück herunter und spielte an der Tafel die Gastgeberin so überlegen wie immer. Wir verbrachten einen angenehmen Vormittag, beschäftigten uns mit Ponys und Eseln und sassen herum. Vor dem Tee ging ich mit Rosemary spazieren – den gleichen Spaziergang wie vor einem Monat, als wir um Edward trauerten. Wir hatten nicht einmal Zeit gehabt, neue Worte für unser neues Leid zu finden. Ich mag sie riesig gern, sie ist so verständig. Am Abend kamen noch weitere Gäste an; Michael, Rosemary, Diana und ich spielten bis zum Dinner Bridge. Ich sass zwischen Lady Desborough und Ivo. Wir unterhielten uns über die Vergangenheit, jetzt mein Lieblingsthema. Nach dem Dinner etwas Bridge, und dann versuchten Michael und ich Kunststücke zu machen, die aber gar nicht komisch wirkten. Ich sass mit ihm zusammen, und wir plauderten bis spät in die Nacht.

6. JANUAR. Am Morgen spielte ich Tennis. Zum Lunch erschien Lord Revelstoke, mit dem ich über Patrick reden wollte, was ich indessen unterliess. Je mehr der Tag verstrich, desto bedrückter fühlte ich mich. Wie hatte ich meinen Besuch genossen und mich in meinem Jammer glücklicher gefühlt, als ich für möglich gehalten hätte. Es war mir, als läge ich mit einer schlimmen Wunde im Spital und spürte, dass ich das Spital verliess, ehe die Wunde geheilt war. In der Tat wurde ich in diesen Tagen wie ein Kranker behandelt – hatte von allem das Beste erhalten, sass auf den besten Plätzen und jedermann war freundlich zu mir. Nach dem Dinner musste ich nach London zurückfahren.

Diese ärztliche Metapher scheint meine Vorstellung beeinflusst zu haben, denn einige Tage später schrieb ich:

Manchmal glaube ich, krank zu werden. Die aussergewöhnliche. Lethargie und der Mangel an Interesse, die ich die ganze Zeit über empfinde, könnten, abgesehen von der Wolke von Kummer, die meine Tage verdunkelt, von einer physischen Ursache herrühren. Zwar habe ich mich schon bedeutend elender gefühlt, doch nie so unaussprechlich traurig.

Doch das menschliche Herz ist, vor allem in der Jugend, von wundervoller Spannkraft, und jeder, der die folgenden Seiten meines Tagebuches liest, sei entschuldigt wegen seiner Zweifel an der Aufrichtigkeit meines Kummers. Viele fröhliche Abende werden geschildert, einschliesslich eines mit Scharaden bei Lady Gwendoline Churchill, wo wir die Gerichtsverhandlung Bolos spielten; Winston machte den Richter, Michael den Bolo und Rosemary Madame Caillaux.

Es gab einige Fliegerangriffe in dieser Zeit, und ich hatte gelegentlich Alarmbereitschaft, was bei Fliegeralarm sofortige Rückkehr in die Kaserne bis zur Entwarnung bedeutete. Im Licht späterer Erfahrung ist es schwer zu verstehen, was der Sinn dieses Manövers möglicherweise gewesen sein könnte. Der betreffende Offizier musste den

Weg zur Kaserne zu Fuss zurücklegen; er war die ganze Zeit nutzlos der Gefahr ausgesetzt, um bei seiner Ankunft im Vorraum eine grosse Gruppe von Offizieren, ohne jeglichen Schutz, versammelt zu finden. Die Bombenflugzeuge von 1918 wurden sicherlich mit grösserer Verachtung behandelt als ihre Nachfolger. Ich erzähle von einer Gesellschaft in einem von Lord und Lady Pembroke gemieteten Haus in Chesterfield Gardens. Unter den Gästen befand sich der Prinz von Wales:

Die Geschütze dröhnten bei unserer Ankunft, doch Lord Pembroke befahl der Negerkapelle, ohne Unterbrechung weiterzuspielen. So vollführte das Orchester einen ohrenbetäubenden Lärm, weit schlimmer als alle Kanonen, die es völlig übertönte. Es war eine gelungene Gesellschaft.

Der Frühling nahte, und im März unternahmen die Deutschen ihre letzte grosse Anstrengung, den Krieg zu gewinnen.

5. APRIL. Ich dinierte mit Venetia im Savoy. Sie hatte mit Winston und Lloyd George geluncht, die beide, wie sie erzählte, ziemlich düsterer Stimmung seien, darauf vorbereitet, Amiens zu verlieren. Goughs ganze Armee war weggelaufen. Robertson und Wilson wollten schon immer Gough loswerden, doch Haig wollte es nicht und will es auch jetzt noch nicht.

Diese Ereignisse hatten die Konferenz von Doullens und die Ernennung Fochs zum Oberbefehlshaber zur Folge. Die Rückwirkungen spürte man auch in der Chelsea-Kaserne, wo die jungen Offiziere anfangen, sich mehr in die Riemen zu legen und ihre notwendigen Ausbildungskurse zu beenden, bevor sie ins Feld gingen. Meine mangelnden Fähigkeiten beim Exerzierdienst hatten mich bereits einigen meiner Kameraden gegenüber ins Hintertreffen geraten lassen, und als diese einer nach dem anderen nach Frankreich gingen und fielen, wurde ich ungeduldig. Ich konnte meine Abkommandierung an die Front kaum erwarten.

Ostern fiel früh in diesem Jahr. Ich verbrachte die Tage

in Sussex im Haus meiner ältesten Schwester mit meiner Mutter und Verwandten. Meine älteste Schwester hatte vor dem Krieg ihren ersten Mann verloren und sich vor Kurzem wieder verheiratet. Ihr zweiter Mann war 1914

schwer verwundet worden. Es war ein kaltes, melancholisches Osterfest, da meine Mutter wegen meiner bevorstehenden Abreise sehr unglücklich war. Der April hingegen war warm und schön, und meine Laune hob sich bei dem Gedanken, dies könnte mein letzter Monat in London sein. Immer schon hatte ich gedacht, dass das Fortgehen viel weniger traurig sei als das Zurückgelassenwerden. So viele meiner Freunde waren gegangen, und da jetzt die Reihe an mich kam, gab es nur einen einzigen Menschen, den zu verlassen mich wirklich unglücklich machte.

So genoss ich jene warmen Apriltage in London. Meine Pflichten wurden leichter und hörten schliesslich ganz auf. Ich hatte mehr Zeit für meine Freunde, und die Tatsache, dass die Zeit begrenzt war, verlieh jedem Vergnügen einen eigenartigen Reiz. Der letzte Abend war am schönsten. Unsere Ersatzmannschaft, vier Offiziere und etwa sechzig Mann, sollte um 11.55 nachts in Chelsea in Reih und Glied antreten. Also war Zeit genug für einen vergnügten Abend. Wir dinierten mit Harold Baker, einem meiner liberalen Freunde. Er war mit dem Kabinett Asquith zurückgetreten und wurde später Rektor von Winchester. Diana, Venetia, meine Schwester Sybil, Michael Herbert und Hugo Rumbold bildeten die Gesellschaft:

Die Atmosphäre war anfangs etwas gespannt, doch unter dem Einfluss des Weines ging alles ganz gut, wie ich fand. Wir sassen lange bei Tisch. Mutter telephonierte, um Lebewohl zu sagen. Dann gingen wir zu Venetia, wo wir eine letzte Flasche tranken. Ich entdeckte, dass ich meinen Mantel vergessen hatte. Sybil erbot sich, ihn mit einem Taxi zu holen, kehrte aber mit dem falschen Mantel zurück. Nun gingen Diana und ich, ihn zu holen, wodurch es so spät für mich wurde, dass unsere letzte gemeinsame Fahrt durch meine Unruhe, ich könnte zu spät kommen, beeinträchtigt wurde. Sie setzte mich in Chelsea ab. Auf dem Kasernenhof

war es dunkel. Die Ersatzmannschaft war schon angetreten. Der Adjutant war da und lachte nur über meine Verspätung. Der Transportoffizier war zwar eingetroffen, jedoch nicht in der Verfassung, mit uns zum Waterloobahnhof zu marschieren. Er war daher wieder weggegangen, um mit dem Taxi nachzukommen. Teddie, der Adjutant, glaubte, ich sei vermutlich in der gleichen Verfassung. Ich erklärte ihm jedoch, dass dem nicht so sei. Da ich älter als die beiden anderen Offiziere war, übernahm ich das Kommando und führte die Mannschaft unter Trommelwirbel zum Bahnhof. Die Kapelle spielte fast auf dem ganzen Weg von Chelsea zum Waterloobahnhof, und ich empfand eine romantisch-stolze Begeisterung. Am Bahnhof stand eine Menge Menschen, die Baronin d'Erlanger, Hugo, Ivo, Gerard Brassey, Sybil, Venetia und Diana. Diana hatte sich umgezogen oder sich irgendetwas umgeworfen, ich sah nicht, was, aber sie schien ganz in Schwarz zu sein und ihr Gesicht war weiss, so weiss. Wir mussten am Bahnhof noch etwas warten, doch schien uns diese Zeit viel zu kurz. Diana und ich fanden einen dunklen, menschenleeren Wartesaal, in dem wir uns zum letzten Male umarmten. Endlich führen wir ab. Wieder spielte die Kapelle, als der Zug den Bahnhof verliess.

V. KAPITEL

BEI DER ARMEE IN FRANKREICH

1918

Ende April verliess ich England und kehrte Ende Oktober wieder zurück. Ich hatte somit sechs Monate an der Front verbracht – die schönsten Monate des Jahres und, wie sich zeigte, die erfolgreichsten des Krieges. Nach ihrer grossen Frühjahrsoffensive wurden die Deutschen tatsächlich geschlagen, wie es Sir Douglas Haig, der englische Oberbefehlshaber, vorausgesagt hatte, eine Tatsache, von der sich jedoch nur sehr wenige Deutsche überzeugen liessen. Obgleich ich es nicht wusste und der letzte war, es zu glauben, hatte sich das Blatt endgültig gewendet. Ich hatte in der Tat Glück, gerade in dieser Zeit in den Krieg zu ziehen.

Verbitterung, Langeweile und Furcht sind die Gefühle, die das Leben eines Soldaten an der Front bestimmen, wobei die beiden ersteren vorherrschend sind. Es war verbitternnd, aus England, wo jeder Tag kostbar schien, fortgeeilt zu sein und achtundvierzig Stunden über Folkestone, Boulogne und Étaples nach Le Havre zu fahren, um dort vierzehn Tage lang untätig in der Etappe herumsitzen. Aber in meiner Freude, nach fünf Jahren wieder in Frankreich zu sein, empfand ich keinerlei Langeweile und war fähig, auch die einfachen, von einer französischen Provinzstadt selbst in Kriegszeiten gebotenen Vergnügen zu geniessen. Es tat mir indessen nicht leid, Le Havre zu verlassen und mich dem 3. Bataillon meines Regiments anzuschliessen, das damals an der Front lag.

«Vergesslich sind die Alten», doch besitze ich glücklicherweise noch mein Tagebuch und meine Briefe aus der damaligen Zeit. Es ist deshalb viel besser, den Feldzug so

gut wie möglich mit den Worten dieser Originaldokumente zu schildern, als nach neuen zu suchen, um unbestimmte und unbelegbare Erinnerungen mitzuteilen. Am 22. MAI schrieb ich einen Brief aus dem Schützengraben:

Gestern Abend nach dem Tee ritten Gunther, ein Junge namens Inglis-Jones, der Ordonnanzoffizier und ich zu den Schützengräben. Ein recht angenehmer Ritt, aber zu warm wegen der allzu dicken Uniform. Als wir uns der Feuerlinie näherten und die Geschütze lauter dröhnten, wurde mein Pferd ziemlich nervös und scheute bei jedem Granateinschlag, so dass ich fürchtete, herunterzufallen. Schliesslich sassen wir ab und liessen die Pferde mit zwei Burschen zurück. Dann hatten wir noch ein paar hundert Meter zum Bataillonsgefechtsstand zu gehen. Dort stiegen wir in das Innere der Erde, einen ausserordentlich tiefen Unterstand, in den holprige, ungesicherte Stufen führten. Unten trafen wir Harry Lascelles, den ungewöhnlich eleganten und adretten stellvertretenden Kommandeur dieses Bataillons. Ich genierte mich, so schweissbedeckt und unordentlich zu sein und die Uniform eines Gemeinen zu tragen. In seiner Begleitung befand sich ein anderer eleganter junger Mann, namens Fitzgerald. Auf dem Tisch lagen Zeitungen und Zeitschriften wie COUNTRY LIFE und BURLINGTON MAGAZINE verstreut, wie man sie in den gepflegten Häusern reicher Leute findet.

Ein Melder brachte mich auf einem Weg von zwanzig Minuten durch grüne Felder zu meiner Kompanie, während die Sonne in goldener Pracht unterging. Endlich langten wir an einem normalen Unterstand an, und hier traf ich meinen Hauptmann – und niemand war erstaunter als er, da er einen anderen gleichen Namens erwartet hatte. Er bestellte Essen für uns beide, gute Suppe, warmen Fisch, der wie Sardinen schmeckte, aber grösser war – keiner wusste, was es war – kaltes Fleisch, Mixed Pickles und Erbsen, Pflaumenkompott und Pudding, dazu viel Whisky und Portwein. Es war noch hell, als wir mit dem Essen fertig waren, und ich wurde nach vorn geschickt, um den dortigen Offizier abzulösen. An der Front herrschte Ruhe,

und die Vorstellung, dass zwischen mir und den Deutschen nur das Niemandsland lag, erregte mich.

In meinem Tagebuch fasste ich meine Dienstzeit an der Front folgendermassen zusammen:

Alles in allem war ich vierzehn Tage in der vordersten Linie, abwechselnd zwischen Front, Reserve und Ruhestellung. Während dieser Zeit machte ich keine Eintragungen und kann deshalb jetzt keinen genauen Bericht davon geben. Die Nächte waren aufregend, und wir wurden oft heftig beschossen. Ich war froh über die Feststellung, nicht beunruhigter als die anderen zu sein und vermutlich sogar weniger – vor allem, wie ich gestehen muss, nach dem Essen. Das Wetter war wunderbar, wir hatten nur einen ausgesprochenen Regentag.

Eines Tages wurden wir in der Ruhestellung beschossen, und Inglis-Jones, dessen Kompanie neben der unseren lag, wurde verwundet – aber nicht schwer. Ich konnte nicht umhin, ihn um seine Rückkehr nach England zu beneiden. Später, als wir in Reserve lagen, gab es einen unangenehmen Augenblick, als die Deutschen anfangen, am frühen Morgen Gasbomben herüberzuschicken. Ich schlief gerade, erwachte mit einem Ruck und spürte sofort den Gasgeruch. Unklugerweise hatte ich zum Schlafen meine Gasmasken abgenommen und daher einige Schwierigkeiten, sie wiederzufinden. Einer unserer Feldwebel – er hiess Shakespeare – wurde getötet.

Im Grossen Ganzen war die Front nicht so schlimm, wie ich erwartet hatte, wobei der Schmutz und die geringe Möglichkeit, sich zu waschen, das Lästigste waren. Ich sah natürlich alles in günstigem Licht, da die ganze Zeit über schönes und warmes Wetter herrschte.

In mein Tagebuch machte ich nur in Abständen Eintragungen, doch schrieb ich täglich Briefe. Ich lasse daraus einige Auszüge aus der Zeit meines ersten Frontdienstes folgen:

23. MAI. Glücklicherweise stehe ich gut mit den beiden Offizieren hier draussen. Heute diskutierten sie über den

amerikanischen Bürgerkrieg und hatten eine kleine Auseinandersetzung darüber, auf welcher Seite Washington kämpfte, oder ob er zu dieser Zeit nur Präsident gewesen war. Es ist mir ein Rätsel, wie Menschen ohne Interesse an Büchern diese Art Leben überhaupt aushalten können, wenn sie nicht, wie einige von ihnen, die Fähigkeit besitzen, zu jeder Stunde und solange sie wollen zu schlafen. In meiner Gibbon-Ausgabe, die ich bei mir habe, stellte ich fest, dass die unanständigen lateinischen Zitate in den Anmerkungen weggelassen sind. Ist es nicht eine Schande? Ich habe kaum noch Lust, weiterzulesen. Ich habe diesen Brief noch einmal durchgelesen und geniere mich deswegen. Wie Macchiavelli glaube ich, man müsse sauber, bequem und gut angezogen sein, um gut zu schreiben.

Es war das vierte Jahr des Stellungskrieges. Obwohl man an den höheren Instanzen Kritik üben könnte, weil es ihnen nicht gelang, irgendeinen Weg zu seiner Beendigung zu finden, sollte man es ihnen wenigstens als Verdienst anrechnen, die Technik dieser Kriegführung so gemeistert zu haben, dass das körperliche und geistige Wohlbefinden der Soldaten in den Grenzen des Möglichen gesichert war. In einem meiner Briefe gab ich eine kurze Beschreibung des Systems:

Auf das Risiko hin. Dich zu langweilen, muss ich unsere Organisation doch etwas näher erklären, um später keine Zeit damit zu verlieren. Sind wir an der Front, das heisst in der vordersten Linie, in Reservestellung usw., kurz gesagt, dem Normalzustand, falls nicht gerade die ganze Division zurückgezogen und ausser Gefecht ist, was selten vorkommt, so haben wir jeweils nur drei Offiziere in jeder Kompanie. Die übrigen stehen Sonderkommandos zur Verfügung, wo sie sicher sind und einige Bequemlichkeit haben. Und dabei sollten wir sechs Offiziere in jeder Kompanie haben, und im Augenblick sind wir in der unsrigen sogar sieben.

Ich hätte noch hinzufügen können, dass das Bataillon aus vier Kompanien bestand und jede Kompanie zwei Tage in

der vordersten Linie verbrachte, wo die Uniform nie gewechselt wurde und Waschen und Rasieren kaum möglich waren – dann zwei Tage als Eingreifreserve, wobei die Bedingungen kaum besser waren, und zwei weitere Tage als zweite Reserve fungierte, wobei sich die Umstände dann beträchtlich besserten und wir meistens Schlafsäcke und frische Verpflegung erhielten.

Diese Methode war in bewundernswerter Weise dazu angetan, um die im Krieg den Soldaten erzwungenermassen auferlegten Anstrengungen so zu verteilen, dass sie auf ein mögliches Minimum herabgesetzt wurden. Anwandlungen von Furcht wurden durch die Seltenheit, mit der man der Gefahr ausgesetzt war, gemildert, Eintönigkeit durch fortwährenden Wechsel vermieden. Fast immer war etwas am übernächsten Tage im Gange. Die Nerven sind dem Verschleiss unterworfen. Der jahrhundertealte Glaube, erfahrene Truppen seien unter allen Umständen verlässlicher als frisch rekrutierte, überlebte nicht den Prüfstein der Schützengräben. Der nicht immer leicht von Feigheit zu unterscheidende Schock bei Beschuss wurde als eine Erkrankung anerkannt. An ihr trug der Leidende so wenig Schuld wie an einer Gehirnerschütterung. Doch die diesen Schocks am meisten unterworfenen Männer waren nicht die zuletzt Angekommenen, sondern jene Soldaten, die sich am längsten an der Front befanden.

Aus meinen Briefen und Tagebuchnotizen geht deutlich meine Hoffnung hervor, einen «Heimatschuss» zu erhalten. Deshalb war ich durch die Aussicht, an die Front zu gehen, nie übermässig deprimiert. Aber nichtsdestoweniger war ich froh, gesund herauszukommen und mich noch einmal in verhältnismässiger Sicherheit und – was ich anscheinend noch höher einschätzte – in verhältnismässiger Bequemlichkeit zu befinden. Hier zum Beispiel eine Eintragung nach einer weiteren längeren Dienstperiode an der Front:

Heute wurde ich abgelöst und begab mich zu meiner grossen Freude und Erleichterung in Ruhestellung. Ich hatte eine Pause nötig. Es war ein schöner Tag, ich machte einen

erholsamen Ritt in den sinkenden Abend hinein und erreichte Bailleulmont gerade zur Essenszeit. Die Musikkapelle spielte im Rosengarten. Welcher Gegensatz zur Front, wenn man deren Nähe bedenkt.

Und am folgenden Tag schrieb ich:

Nach herrlich durchschlafener Nacht und einem Frühstück im Bett um neun Uhr morgens verbrachte ich den ganzen Tag im Sessel mit Lesen und etwas Bridge. Ein guter Tag.

Zweifellos war ich an diesem Tag nur deshalb von allen Pflichten befreit, weil ich gerade von der Front kam, denn Müssiggang wurde selten gestattet. Das Leben eines Soldaten der Gardebrigade ähnelte, wenn er nicht gerade im Kampf stand, dem in Friedenszeiten. Sein ganzer Vormittag war mit Übungen, Exerzieren, Schiessunterricht und anderen Ausbildungsarten ausgefüllt, denen mitunter weiterer Dienst am Nachmittag folgte, so dass in manchen Fällen – ganz gewiss in meinem! – das angenehme Gefühl der Sicherheit bald durch ein akutes Gefühl von Langeweile ersetzt wurde.

Den grösseren Teil des Juni lag das ganze Bataillon in Ruhestellung. Wir waren in einem riesigen Gutshof einquartiert. Der Bataillonsstab und die Kompanie, in der ich diente, besetzten das Herrenhaus mit der Wohnung des Gutsherrn, dem das Besitztum gehörte. Statt mit anderen ein Schlafzimmer zu teilen, bezog ich lieber ein Zelt, in dem ich es mir recht behaglich machte. Zwar gehöre ich nicht zu denen, die das Leben unter Zeltbahnen lieben, doch habe ich immer Alleinsein einer zufälligen Gesellschaft vorgezogen.

Von den sechs in Frankreich verbrachten Monaten war dieser der unerfreulichste. Der Morgen war intensiven Übungen gewidmet, und nachmittags trieben wir Gemeinschaftsspiele wie Fussball, das ich schon immer verabscheut hatte. Doch selbst hier gab es Abwechslung.

14. JUNI. Allmählich langweile ich mich hier schrecklich. Das Leben ist eintönig, die Kompanie wenig unterhaltsam.

15. JUNI. Heute Morgen Übungsmarsch. Ich wurde mit zwei Mann als Vorausabteilung losgeschickt, nachdem mir die Route auf der Karte erklärt worden war. An einer Stelle glaubte ich, falsch gegangen zu sein, und machte erschreckt kehrt – die Musikkapelle hinter mir machte ebenfalls kehrt und hörte auf zu spielen – ein Bild grösster Verwirrung, bis sich herausstellte, dass ich die ganze Zeit über doch richtig gegangen war.

16. JUNI. Nach dem Militärgottesdienst war Pistolen-schiessen. Ein friedlicher Nachmittag und ein ausgezeichnetes Essen, da Pilcher, der Chef der 4. Kompanie, zum Diner kam, das aus Kaviar, Suppe, Lachs in Mayonnaise aus Büchsen, vorzüglichem Roastbeef mit Kartoffeln und Erbsen, Spargel, Pudding, Sardinen auf Toast, Erdbeeren und Rahm bestand. Kein schlechtes Menü, so wenige Kilometer von der Front entfernt! Ich sass neben Lascelles, den ich weit amüsanter und kultivierter als irgendjemand sonst in der Messe fand. Wir sprachen über Wein, Bücher, Stammbäume und alte Häuser. Er hat das Chesterfield House in London gekauft. Nach dem Essen spielte ich Bridge, und gerade vor dem Schlafengehen erfuhr ich, dass ich am nächsten Tag nach Hardelot zu einer einwöchigen Nahkampf-ausbildung gehen müsste. Ich freute mich in jeder Hinsicht, nur werde ich in dieser Zeit meine Post nicht erhalten. Dianas Briefe sind meine tiefe und bleibende Freude, doch sonst ist meine Versetzung eine erfreuliche Aussicht. Ich habe diesen Ort satt, und Hardelot ist ganz nahe bei Boulogne und der Zivilisation.

17. JUNI. Um ein Uhr nachmittags verliessen wir Saulty. Wir fanden ein Abteil für uns allein, doch der Zug fuhr nur bis Doullens. Dort hielten wir kurz nach halb drei Uhr nachmittags und bekamen gesagt, wir müssten um sechs Uhr wieder am Bahnhof sein. Wir schlenderten in die ganz verlassene und verödete Stadt. In dem einzigen Hotel weigerte man sich, uns Essen zu bringen, verkaufte uns aber eine Flasche Champagner. Als wir wieder in den Zug stiegen, glaubten wir, wir würden die ganze Nacht dort verbringen, machten es uns so bequem wie möglich und legten uns schlafen. Um Mitternacht hielt der Zug in Abbeville und

sollte, wie wir erfuhren, nicht weiterfahren. Der Bahnhof lag in völliger Dunkelheit. Nirgends war eine Seele zu sehen, da gerade Fliegerangriff war. Da wir nicht wussten, was tun oder wie wir den nachts völlig verödeten Weg zur Stadt finden sollten, stiegen wir wieder in den Zug und schliefen bis zum Morgen.

18. JUNI. Ein schöner Morgen. Wir gingen in die Stadt und fanden den Offiziersklub – ein recht hübsches Haus – in dem wir uns erst einmal ordentlich wuschen und dann ausgezeichnet frühstückten, das beste frische Butterbrot, das ich seit langem gegessen hatte. Gegen halbzehn Uhr fuhren wir in einem überfüllten Zug weiter und stiegen in einen grossen Salonwagen. Alle Offiziere in diesem Abteil waren zu unserem grössten Neid nach England unterwegs. Kurz vor zwei Uhr kamen wir in Boulogne an und stürzten sofort ins «Folkestone», in dem wir einen guten Lunch bekamen. Ein herrliches Gefühl, wieder in der Welt zu sein, der Welt der Restaurants und Läden und Droschken und Frauen ...

Den ganzen Nachmittag bummelten wir durch die Stadt und verbrachten einige Zeit beim Friseur. Vor dem Essen nahm ich im «Folkestone» ein heisses Bad. An unserem Dinner nahm ein Kamerad teil, der hier in der Zensurabteilung arbeitet, ein netter Bursche. Reichlich betrunken brachen wir nach Hardelot auf, in der Hoffnung, von einem vorbeifahrenden Lastwagen mitgenommen zu werden. Hardelot liegt etwa zehn Kilometer entfernt. Wir hatten Erfolg und kamen sicher an.

Eine derartige Abwechslung bedeutete eine willkommene Unterbrechung unseres eintönigen Lebens. In der heissen Sonne tummelten wir uns einige Tage auf dem breiten Strand von Hardelot, und am Samstagabend gelang es mir, Rosemary Leveson-Gower und Katharine Asquith, die als Krankenschwestern tätig waren, in einem Lazarett bei St. Omer zu besuchen.

Die Sonne schien tatsächlich so heiss, dass einige meiner Gefährten einen Sonnenbrand bekamen, und ich selber erlitt einen kleinen Unfall, weil einer von ihnen aus Ver-

sehen sein Bajonett in meinen Finger stiess. Mein erster Gedanke war der, ob wohl die Verwundung schwer genug sei, um nach Hause geschickt zu werden. Als aber der Arzt jegliche Hoffnung zunichtemachte und sich erbot, mich in ein Lazarett nach Boulogne zu überweisen, lehnte ich diesen Vorschlag ab, weil es am Ende der Woche war, und ich nur daran dachte, zurück zum Bataillon, zu meiner Post und zur Front zu kommen, wo allein ich jene ersehnte Verwundung erhalten konnte.

Bald darauf kehrte ich in das friedliche Leben auf dem Gutshof zurück, wo wir weitere zehn langweilige Tage verbrachten. Soweit ich mich erinnern kann, war es ein schöner Ort, aber ich war froh, ihn verlassen zu können. Ich bin nun einmal nicht zum Soldaten geboren und vermochte nicht das Gefühl eines der älteren Offiziere meines Regiments zu teilen, der einmal gesagt haben soll: «Ich bin froh, wenn dieser verdammte Krieg vorbei ist und wir wieder zum richtigen Soldatenleben zurückkehren können.»

Anfang Juli gingen wir wieder an die Front und blieben dort die nächsten sechs Wochen. Die jüngste taktische Entwicklung hatte das frühere System, nach dem die Front durch eine geschlossene Reihe fast Schulter an Schulter in den Schützengräben stehender Soldaten gehalten wurde, von Grund auf geändert. Es war nun durch eine Reihe etwa vierhundert bis fünfhundert Meter voneinander entfernter Stützpunkte ersetzt worden. In meinem Tagebuch berichte ich, dass die zu dieser Zeit von unserer Kompanie gehaltene Front so lang war, dass man über zwei Stunden brauchte, um sie abzuschreiten. Da die Offiziere jeweils vier Stunden Dienst hatten, waren sie vollauf beschäftigt, wenn sie jeden Posten zweimal inspizieren wollten.

Nächtliche Patrouillen waren eine Form der Tätigkeit, der die Vorgesetzten grosse Wichtigkeit beimassen. Der betreffende Offizier musste nach Einbruch der Dunkelheit in Begleitung von zwei oder drei verlässlichen Männern aufbrechen, im Niemandsland zwischen den Schützengräben herumkriechen, um so nah wie möglich an den Feind heranzukommen und zu entdecken, wo und wie der

Stacheldrahtverhau verlief, wo Stützpunkte waren und dergleichen mehr. War ausgiebig erkundet worden, wurde ein Überfall befohlen, um Gefangene zu machen und herauszufinden, welche deutschen Regimenter welchen Abschnitt hielten. Diese Überfälle trugen viel dazu bei, den Stellungskrieg aufregend zu gestalten und dem Nachrichtendienst möglichst wertvolle Informationen zukommen zu lassen, über meine erste Erfahrung berichte ich:

8. AUGUST. *Heute Abend gehe ich auf Patrouille und behnde mich in stolzer Erregung – vielleicht habe ich auch ein kleines bisschen Angst, aber ich bin nicht sicher. Ich wäre jedenfalls sehr enttäuscht, müsste ich auf einmal hierbleiben.*

9. AUGUST. *Schliesslich war es gar nicht sonderlich aufregend. Ich zog mit der mir unbekanntem Streife des Stabsquartiers los und musste mich mehr oder weniger führen lassen. Wir gingen zu dem Beobachtungsgraben, von dem aus ich mit zwei Mann bis auf etwa zwanzig Meter Entfernung zu einem deutschen Maschinengewehrposten kroch. Um drei Uhr kamen wir zurück, und ich begab mich zum Bataillon, wo ich frühstückte. Miz Churchill war da, der ebenfalls auf Patrouille und in ein Gefecht verwickelt worden war. Er hatte zwei Mann verloren und glaubte, viele Deutsche getötet zu haben.*

Gordon bekam letzte Nacht durch Granatsplitter eine Kopfwunde und kam deshalb – statt meiner – nach hinten. Die Kompanie wurde an der Frontlinie eingesetzt. Ich ging mit de Reuter auf Patrouille nach vorne. Es war sehr kalt, sonst blieb alles ruhig. Gegen 3.30 Uhr kamen wir zurück. Im Morgengrauen wurden wir schwer beschossen und hatten einige Verluste durch Gasbomben.

10. AUGUST. *Ich schlief den ganzen Morgen und hatte fast den ganzen Nachmittag Dienst. Nachts ging ich mit zwei Gruppen auf Patrouille. Wir irrten ziemlich viel herum, und einen Augenblick lang hatte ich keine Ahnung, wo wir waren. Doch es war eine sternklare Nacht, und als wir uns nach Norden wandten, befanden wir uns schneller als erwartet in unseren eigenen Linien. Wir kamen ziemlich*

früh zurück, weil für 3.15 Uhr ein Vorstoss geplant war. De Geijer sollte den Maschinengewehrposten vor dem Beobachtungsgraben überfallen. Als er dort anlangte, traf er weder Maschinengewehr noch Deutsche an. Sie waren alle verschwunden.

11. AUGUST. Heute Nachmittag kroch ich hinaus zum Beobachtungsgraben, um de Geijers Gasmasken zu holen, die er dort liegen gelassen hatte. Ich fand sie und kroch weiter, bis ich auf ein Skelett stiess, das eine behandschuhte Hand aus der Erde streckte. Dann ging ich zum Stützpunkt Nr. 10, in den ich hineinschlüpfte, ohne vom Posten entdeckt zu werden. Es war ziemlich unvorsichtig, zeigte aber, wie unsicher Nr. 10 ist.

Ich war sehr stolz darauf, mein Leben wahrscheinlich meinen rudimentären astronomischen Kenntnissen zu verdanken. Seither pflegte ich diese Geschichte immer so zu erzählen, dass wir gerade im Begriff waren, direkt in die deutschen Schützengräben zu laufen, als ich zufällig zum Himmel hinauf sah und sofort «Kehrt» befahl. Es kann so gewesen sein. Ich war sogar davon überzeugt, bis ich einen Blick in mein Tagebuch warf, das nichts von einem derartigen dramatischen Zwischenfall erwähnt. «Vergesslich sind die Alten», doch erinnern sie sich auch – und vielleicht viel häufiger – «immer neu jenes Tages und ihrer Taten».

Nach weiteren sechs Wochen Frontdienst wurde das Bataillon plötzlich zurückgezogen, um, wie wir richtig errieteten, eine kurze Ruhezeit zu haben, ehe wir in den grossen Vormarsch geworfen wurden, um den so viele Gerüchte schwirrten. Sofort nach der Schlacht berichtete ich in meinem Tagebuch darüber:

20. AUGUST. Am Morgen um 9 Uhr erteilte uns der Bataillonskommandeur die letzten Weisungen für den Kampf, der ein gewagtes Unternehmen zu sein scheint. Doch bin ich ganz zuversichtlich. Den restlichen Vormittag verbrachte ich damit, das Baden der Mannschaft zu überwachen. Ich schrieb an Diana und versuchte ihr zu sagen, wie sehr ich sie liebe, aber es misslang mir – es misslang.

Vor dem Aufbruch gab es noch ein kurzes Essen mit Tee. Wir stiegen gegen acht Uhr auf einen Lastwagen und fuhren in die Nähe von Hendecourt, wo uns Tee und Kekse erwarteten. Der Mond schien hell, doch ehe wir losmarschierten, zog plötzlich dichter Nebel auf. Wir gingen vor bis zur Roten Linie, wo wir die Nacht verbringen sollten, und kamen um Mitternacht dort an. Bis zwei Uhr hatte ich Wache und ging die Grabenlinie auf und ab. Die Männer schienen sehr fröhlich zu sein. Um zwei Uhr kehrte ich zurück und bekam im Hauptquartier etwas zu essen und zu trinken. Um fünf Uhr sollte das Sperrfeuer losgehen, und zwanzig Minuten später sollten wir stürmen. Kurz vorher bezog ich mit meinem Zug Stellung. Das Sperrfeuer war fürchterlich. Nie hatte ich etwas Ähnliches erlebt. Wir verliessen pünktlich den Graben. Der Nebel war so dicht, dass man nicht weiter als zwanzig Meter sehen konnte. Mein Zug stand am linken Flügel, aber es gelang uns nicht, mit der übrigen Kompanie in Fühlung zu kommen. Die ersten Leute, auf die wir stiessen, gehörten zum Stab des 1. Schottischen Gardebataillons. Zwei Offiziere wiesen mich zu unserem Frontabschnitt. Wir kreuzten die eigenen Linien und zogen in der, wie ich hoffte, befohlenen Richtung los. Wir begegneten einem Offizier mit einem Kompaniezug, der uns sagte, die Schottische Garde habe ihr Operationsziel verfehlt, alle seien verloren, und der Schützengraben, in dem wir uns befanden, wimmle von Deutschen. Ich erwiderte, ich wolle mir den Schützengraben, den ich für Moyblain, unser erstes Operationsziel hielt, vornehmen und vom Feind säubern. Wir zogen weiter, und bald darauf traf ich Alec Robartes und Fryer. Letzterer befehligte die 1. Kompanie, die unsere 3. Kompanie hätte unterstützen sollen, die aber, was ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht wusste, diese schon überholt hatte. Danach eilte ich mit meinem Zug weiter, indem ich mich ungefähr nach dem Donnern unserer Geschütze richtete. Hie und da wurden wir durch Maschinengewehrfeuer aufgehalten und stiessen auf ein oder zwei versprengte Abteilungen der Schottischen Garde ohne Offiziere. Schliesslich trafen wir eine ziemlich grosse Abteilung von Shropshires, die meines

Wissens auf unserem rechten Flügel hätten stehen sollen. Ihr Offizier hatte keine Ahnung, wo er sich befand, und wir kamen überein, gemeinsam weiterzugehen, wobei wir auf eine kleine feindliche Abteilung stiessen, von der wir sechs Mann töteten und zwei Gefangene, einschliesslich eines Offiziers, machten. Wir erfuhren dann, dass wir uns in der Nähe von Courcelles befanden, da wir viel zu weit nach rechts abgekommen waren. Ich versuchte, auf einer nach links führenden Strasse zurückzugehen, was aber wegen eines die Strasse beschiessenden Maschinengewehres nicht möglich war. Auf der Strasse lagen mehrere Tote, einer davon mit zerfetztem Gesicht. Es war ein furchtbarer Anblick – der erste dieser Art. Ich war froh, dass es mich gar nicht berührte. Oft hatte ich befürchtet, es könnte irgendeine körperliche Wirkung auf mich ausüben, da ich im normalen Leben ekelregende Anblicke verabscheue und immer vermeide. Ich ging zum Anfang der Strasse zurück, wo ich auf einen Tank stiess, der, wie alle übrigen, im Nebel den Weg verloren hatte. Er erklärte sich bereit, vor uns herzufahren, und wir wurden nicht mehr durch das Maschinengewehr gestört. Auf einer anderen, direkt zur Haltestelle der Eisenbahnlinie Arras - Albert führenden Strasse ging ich weiter. Es war der richtige Weg zum beabsichtigten Operationsziel meiner Kompanie. Vor uns lag ein zerschossenes Gebäude, aus dem einige Schüsse abgefeuert wurden. Wir warfen uns zu Boden und erwiderten das Feuer mit Gewehren und Pistolen. Sechs Deutsche kamen mit erhobenen Händen herausgelaufen. Wir nahmen sie gefangen. Fast gleichzeitig kam eine Gruppe von Shropshires links ums Gebäude herum. Am Rand der Eisenbahnlinie war ein steiler Abhang, und ich befahl meinen Leuten, dort Schützenlöcher zu graben. So erreichten wir unser Operationsziel. Wir waren nicht nur die ersten, sondern auch der einzige Zug unserer Kompanie, dem es überhaupt gelungen war. Ich schickte dem Kommandeur eine Meldung und erhielt im Verlauf des Tages eine Erwiderung mit den zwei Worten: «Gut gemacht.»

Es war um 9 Uhr morgens. Kurze Zeit danach sah ich die 1. Kompanie über die Anhöhe hinter uns herkommen.

Fryer kam zu mir und teilte uns mit, dass die 2. Kompanie, die durch die 4. wie die 1. durch die 3. geraten war, sich zu unserer Linken befinde, dass aber eine beträchtliche Lücke dazwischen sei. Fryer und ich machten uns auf, dem Bahndamm entlang zur 2. Kompanie zu gehen. Plötzlich bemerkten wir ein feindliches Maschinengewehr, das die Hecke beschoss, an der wir entlangliefen. Es war gerade vor uns, und wir wären beinahe in seine Garben hineingeraten. Wir eilten zurück und wurden unterwegs von der anderen Seite des Eisenbahneinschnitts her mit Maschinengewehren beschossen. Fryer hiess mich mit zwei Gruppen das feindliche Maschinengewehr ausser Gefecht zu setzen – ein recht aufregender Befehl.

Gleichwohl brachte ich mein Maschinengewehr bis auf achtzig Meter Entfernung davor in Stellung, indem ich die Hecke entlangkroch und losfeuerte. Sobald sein Schiessen aufhörte, stürzte ich nach vorn, sah mich um und entdeckte, dass mir niemand folgte. Später erfuhr ich, dass die ersten beiden Leute hinter mir verwundet und der dritte getötet worden waren. Die übrigen waren nicht weitergekommen. Ein oder zwei Maschinengewehre jenseits des Dammes beschossen uns. Ein paar Meter vor dem Maschinengewehr, das ich ausser Gefecht setzen sollte, liess ich mich auf den Boden fallen und kroch darauf zu. Zuerst sah ich niemanden. Als ich hinuntersah, erblickte ich einen Mann, der auf der anderen Seite den Abhang hinauf wogelief. Ich schickte ihm einen Pistolenschuss nach. Im gleichen Augenblick sah ich unter mir zwei Soldaten sich vorsichtig bewegen. Ich rief ihnen in dem bisschen Deutsch, dessen ich mich in dem Moment erinnern konnte, zu, sich zu ergeben und die Hände hochzuhalten, was sie umgehend taten, da sie offensichtlich nicht merkten, dass ich allein war. Sie kamen mit erhobenen Händen den Einschnitt herauf, zu meinem Erstaunen von anderen gefolgt, zusammen etwa achtzehn oder neunzehn Mann. Hätten sie sich auf mich gestürzt, hätten sie es ohne Weiteres tun können. Man kann mit einem Stock keinen Elefanten erledigen, und meine eigenen Leute waren achtzig Meter entfernt. Sie kamen indessen wie die Lämmer mit mir. Ich legte den

Weg grösstenteils kriechend zurück, um Beschuss von jenseits der Eisenbahn zu vermeiden. Zwei von ihnen waren Sanitäter und verbanden meine Verwundeten. Fryer schickte zwei Kompaniezüge, um die Lücke auszufüllen.

Ausser einer Orange und ein paar Keksen ass ich kaum etwas an diesem Tag und lebte hauptsächlich von Whisky und Wasser. Der Nebel hatte sich gegen 10 Uhr gelichtet, und eine strahlende Sonne brach durch. Am Nachmittag ging ich zu einem vierhundert oder fünfhundert Meter zurückliegenden Unterstand, wo Fryer sein Stabsquartier aufgeschlagen hatte, und schlief etwa anderthalb Stunden. Am Abend beim Appell kam der Kommandeur die Eisenbahnlinie entlang und sagte zu mir: «Der Generalmajor und der Brigadekommandeur sind ausserordentlich zufrieden mit der Arbeit Ihres Zuges und baten mich, Ihnen das mitzuteilen. Sie haben Ihre Arbeit ausgezeichnet gemacht.»

Nach dem «Rührt euch» führte ich meinen Zug zur Kompanie zurück, die an einer steilen Böschung weiter hinten lag. Es schien mir eine Rückkehr zur Sicherheit, obwohl es sich später alles andere als sicher erwies. Nach einem kleinen Schwatz legte ich mich an einer Stelle hin, die so lang wie ein Kindergrab war. Ich konnte zwar meine Beine nicht ausstrecken, erreichte aber wenigstens, ein paar Stunden zu schlafen.

22. AUGUST. Ich hatte wieder bis 2.00 Uhr morgens Dienst. Wieder eine schöne Mondnacht und heute Morgen kein Nebel. Kurz nach 4.00Uhr setzte feindlicher Artilleriebeschuss ein, der fast anderthalb Stunden andauerte. Während der ganzen Zeit hatten wir einen Angriff erwartet. Anscheinend war ein solcher auch gestartet worden, ohne indessen unsere Linien wegen unseres Sperrfeuers zu erreichen. Wir hatten mehrere Verluste. Zwei Mann fielen neben mir, und ein kleiner Schrapnellsplitter der Granate, die einen der beiden getötet hatte, traf mich ins Gesicht, liess etwas Blut fliessen und blieb in meiner Wange stecken. Schliesslich hörte das Feuer auf, und wir frühstückten. Man kochte uns ein paar Extraeier, über die wir äusserst froh waren.

Nach dem Frühstück legte ich mich zu einem zweistün-

digen erfrischenden Schlaf hin, dem tiefsten während der ganzen Schlacht. Beim Erwachen kam eine Meldung des Inhalts, auf der Front der 2. Kompanie sei ein Gegenangriff zu erwarten, und man bäte um Verstärkung. Ich wurde mit zwei Zügen hingeschickt.

Den ganzen Tag – es war sehr heiss – sassen wir an einer flachen Böschung in ununterbrochenem Granatfeuer von 1.30 Uhr bis 7.00 Uhr. Wir hofften, am Abend abgelöst zu werden, wie uns versprochen worden war, und lebten ganz von dieser Hoffnung. Im Verlauf des Tages änderte sich das Gerücht, doch erfuhren wir erst kurz vor Mitternacht, dass wir morgens um 4.00 Uhr einen neuen Angriff vortragen sollten. Der Kommandeur kam, und in dem kleinen Unterstand, der das Quartier der 1. Kompanie gewesen war, herrschte ein schreckliches Gedränge. Um das Durcheinander noch zu vergrössern, wurde Post verteilt. Drei schöne Briefe von Diana! Ich musste nun versuchen, sie zu lesen, etwas Essen zu erwischen und meine Instruktionen zu verstehen – alles in wenigen Minuten in einem überfüllten, schlecht beleuchteten Unterstand. Es war ein Wunder, dass wir die Kompanie rechtzeitig in Stellung brachten. Sie hatte den ganzen Abend über durch Granatfeuer Verluste erlitten, und als ich zu meinem Zug ging, fuhr wieder eine Granate nieder, die weitere fünf Mann tötete. Als wir schliesslich zum Angriff angetreten waren, hatte ich nur zehn Mann, und der Höhepunkt war die Entdeckung, dass mein Zugführer, der den ganzen vorherigen Tag sich ausgezeichnet gehalten hatte, derart betrunken war, dass er ausfiel. Er begann noch den Angriff mit uns, doch sahen wir ihn bis zum nächsten Tag nicht wieder.

Der Angriff selber war schön und aufregend – einer der denkwürdigsten Augenblicke meines Lebens. Das Sperrfeuer setzte um 4.00 Uhr morgens ein: Eine Feuerwalze, hinter der wir zum Angriff vorgingen. Wir hielten unsere Richtung, indem wir uns nach einem Stern orientierten. Zu unserer Rechten schien der riesige Vollmond. Ich war toll vor Erregung und Siegesgewissheit und spürte keine Angst. Als wir an unserem Operationsziel, dem feindlichen

Schützengraben, ankamen, konnte ich es kaum glauben. Die Zeit war so rasch wie ein Augenblick vergangen. Wir fanden eine Menge toter Deutscher vor. Die Lebenden ergaben sich.

Es war jetzt hell, und ich war völlig erschöpft. Wir hingen vollkommen im Leeren – die Shropshires, die längst hätten da sein sollen, hatten nicht zu uns stossen können. Wir mussten unsere Leute einteilen, um so viel vom Schützengraben zu erobern, wie wir konnten. Später, gegen 9.30 Uhr, wurde mir befohlen, mit ein paar Mann so weit wie möglich nach rechts zu gehen, um mit einer anderen Gruppe Fühlung zu bekommen und mit zwei Maschinengewehren, die uns sowohl von vorne als auch von hinten beschossen, fertig zu werden. Niemals war mir ein Befehl unangenehmer gewesen. Mut hängt zur Hälfte von Gesundheit und Energie ab, und ich fühlte mich erschöpft und durchaus nicht mutig.

Der Schützengraben war durch unser Sperrfeuer derart zusammengeschossen worden, dass man an manchen Stellen selbst kriechend für die feindlichen Maschinengewehrschützen sichtbar war. Dennoch zog ich weiter, und obwohl ich für dieses Unternehmen keinerlei besondere Auszeichnung erhielt, war ich auf dieses doch stolzer als auf jedes andere.

Wir gingen ziemlich langsam zu dem Schützengraben, hielten häufig an, weil wir den halben Weg abwechselnd laufen, kriechen und springen mussten. Um 11.00 Uhr hatten wir den äussersten Punkt, zu dem wir aufgebrochen waren, erreicht, als plötzlich unsere Geschütze kurz vor uns ein Sperrfeuer legten. Bald darauf sahen wir unsere eigenen Leute über den hinter uns liegenden Hang strömen. Es war ein prächtiger Anblick, sie in vollendeter Formation wie bei einer Parade daherkommen zu sehen. Voran fuhren die Tanks. Unsere Angst war, sie könnten uns irrtümlicherweise für Feinde halten. Wir warteten, bis sie nahe genug waren, dann standen wir alle auf, schwenkten unsere Mützen und jubelten ihnen zu. Als sie sich mit uns in einer Linie befanden, gingen wir mit ihnen einige hundert Meter vor. Die Deutschen ergaben sich auf allen Seiten. Wir

machten über achtzig Gefangene, die wir mit uns zurückführten. Der restliche Tag verlief ereignislos, und bei Einbruch der Nacht wurden wir von der Schottischen Garde abgelöst, eine hochwillkommene Ablösung. Wir marschierten nach Ayette zurück, ich glaube, ich war nie so durstig und so müde wie bei unserer Ankunft dort, trank Kübel von heissem Kakao und habe sicherlich niemals einen Trank so genossen. Die Nacht verbrachten wir in einem Keller, in dem wir zum Liegen nur Bretter hatten, aber es gelang mir, gut zu schlafen.

24. AUGUST. Heute Morgen konnten wir uns waschen und rasieren – ein grosses Vergnügen. Unsere äussere Erscheinung war nachgerade abstossend geworden. Den ganzen Morgen zogen Kavallerie und Artillerie durch Ayette. Es war erfreulich, sie in völliger Sicherheit durch ein Dorf, das sich zwei Tage vorher in deutschen Händen befunden hatte, passieren zu sehen. Am Nachmittag hörten wir, dass wir noch weiter zurückgehen sollten. Wir marschierten um 6 Uhr abends los.

Auf der Strasse mussten wir halten, weil unser Führer nicht da war. Während wir hielten, ritt der Bataillonskommandeur mit dem Brigadekommandeur vorbei, und ich hörte den ersteren sagen: «Das ist Duff.» Der Brigadekommandeur hielt an und gratulierte mir mit Worten, die mich vor Stolz erschauern, vor Freude erröten und vor Verlegenheit schwitzen liessen.

Es war herrlich, zu unseren neuen Quartieren zurückzugehen. Sie schienen sehr friedlich. Kein Geschütz war zu hören, obwohl sie noch zwei Tage vorher mitten in der Verteidigungslinie gelegen hatten. Dort fanden wir unser Gepäck vor, und der Höhepunkt der Freude war, sich seiner Kleidung zu entledigen, den eigenen Pyjama anzuziehen und in den eigenen Schlafsack zu kriechen.

25. AUGUST. Spät aufgestanden, ein herrlicher Morgen, ein köstliches Frühstück im Freien, ein wunderbares Gefühl von Wohlbefinden. Nach dem Lunch tauchte der Brigadekommandeur wieder auf und sprach wiederum in sehr anerkennender Weise mit mir. Vor dem Tee nahm ich ein Bad, und nach dem Tee hörten wir alle der Musik-

kapelle zu. Zum Essen gab es Champagner, und dann ging ich zur 1. Kompanie, wo wir alle zusammensassen, Portwein tranken und über die Schlacht sprachen.

26. AUGUST. Morgens versuchten wir, eine Übung abzuhalten, aber es regnete zu heftig. Abends hatten wir wieder ein gutes Essen mit Champagner und gingen früh zu Bett.

27. AUGUST. Morgens fand die Übung statt. Nach dem Lunch ging ich zur Abteilung zurück, die von Bailleulmont nach Berles-aux-Bois abgerückt war. Es tat mir etwas leid, die Kompanie zu verlassen, doch es ist schön, wieder einmal für kurze Zeit in einem Haus zu wohnen.

28. AUGUST. Das Leben hier ist vollkommen ruhig, ohne irgendwelchen Dienst. Heute las ich den Rapport des Kommandeurs. Er schliesst mit einer kurzen Zusammenfassung der Höhepunkte, von denen er unter Nr. 1 die glänzende Führung des 10. Kompaniezug durch Leutnant Duff Cooper erwähnte. Ich habe wirklich mehr Lob geerntet, als ich verdiente, denn ich hatte nur sehr viel Glück gehabt.

In der Tat hatte ich mehr Glück gehabt, als mein Bericht wiedergibt, denn mein Leben lang fehlte es mir an Ortsinn. In einer vertrauten Gegend und in Strassen, wo ich jahrelang gelebt habe, verirrte ich mich oft, und erst kurz zuvor hatte ich, wie bereits erwähnt, beinahe das ganze Bataillon in die Irre geführt. Dennoch gelang es mir, bei dieser besonderen Gelegenheit, als im dichten Nebel alles vom Ortssinn abhing, den Weg zu finden, den alle anderen verloren hatten. Ich bin immer schon ein Spieler ein wesen, und bis zu dem eben geschilderten Zeitpunkt mir äusserst unglücklicher. Einen grossen Teil des kleinen, ich von meinem Vater hinterlassenen Vermögens hatte der bereits verloren. Diese Verluste waren eine Quelle

Sorge für alle, die mich gern hatten, und ich hatte oft versprochen, diese üble Angewohnheit aufzugeben und war ebenso oft rückfällig geworden. Viele dieser Vorwürfe waren berechtigt. Als ich Diana nach der Schlacht schrieb und mich meiner Tapferkeit gerühmt hatte, fügte ich hinzu:

Aber um die Wahrheit zu sagen, verdanke ich meinen Erfolg zum grossen Teil jener unbeständigen Göttin, um

deren Lächeln ich so oft am grünen Tisch geworben habe, wo sie es so oft zurückgehalten hat, um es für diese wertvollere Gelegenheit aufzubewahren.

Und Diana erwiderte darauf:

Seltsam, dass ich eine solche Möglichkeit niemals vorher ins Auge gefasst habe. Ich legte keinen Wert auf die Hoffnung und hegte daher keine. Dennoch scheint es jetzt das zu sein, was mich am glücklichsten gemacht hat, seit Du fort bist. Solches Glück – verzeih, Liebster – ist uns so selten beschieden, dass die ganze Kraft unserer Hoffnung negativ gerichtet ist, und unser einziges Gebet lautet – «nur nicht Tod»!

Vielleicht schreibe ich Deinen Triumph zu sehr dem Glück zu. Zutiefst in meinem Herzen glaube ich, dass es ganz Dein Verdienst ist, aber in einer merkwürdigen Anwendung, die anderen zu verteidigen, ertappe ich mich dabei, alles dem Schicksal zuzuschreiben. War denn nicht jeder Einzelne an Tapferkeit ein Herakles? Doch sie hatten sich nur weniger Taten zu rühmen.

Das war eine rechtzeitige Mahnung hinsichtlich unserer vielen Freunde, die alle Helden waren, und doch gefallen sind, ohne eine ruhmreichere Auszeichnung erhalten zu haben als jenes Holzkreuz auf einem Soldatengrab.

Am ersten September verliess uns unser Kommandeur Oberst Andrew Thorne, da er zum Brigadekommandeur ernannt worden war. Harry Lascelles war sein Nachfolger. Ich schrieb in mein Tagebuch:

Ich hatte es mir schon lange gewünscht, doch wie bei so vielen Wünschen bedauert man, sobald sie in Erfüllung gegangen sind, dass man sie überhaupt gewollt hat. Thorne war ein Mensch, der für nichts als das Soldatentum etwas übrig hatte, und die Energie, die er entfaltete und erwartete, war in unseren Mussstunden sehr lästig. Aber er war ein sehr befähigter Kommandeur und besass die Macht, Vertrauen einzufliessen. Jedermann fühlte sich sicher in seiner Gegenwart oder zum mindesten war man sicher, dass das Beste für alle getan wurde. Auch hatte ich vermutlich

gerade seine Anerkennung gefunden. Lascelles ist weit menschlicher. Ich komme gut mit ihm aus, und doch spürt man, dass man sich im Kampf weniger auf ihn verlassen könnte. Es ist einfach der Unterschied zwischen dem Fachmann und dem Dilettanten.

18. SEPTEMBER. Heute Morgen erfuhren wir, dass unsere Kompanie am 24. einen Angriff vortragen soll.

20. SEPTEMBER. Jeden Nachmittag spielen wir Schach und Domino. Heute Abend veranstalten wir aus Anlass einer Beförderung ein grosses Dinner. Wir waren zu acht. Es war recht lustig. Nacher spielten wir Vingt-et-un, wobei ich gewann. Gerade vor dem Dinner kam sehr gelegen eine Sendung Portwein, Sherry und Gänseleber für mich an.

Obwohl ich keinerlei diesbezügliche Hinweise in meinem Tagebuch finde, erinnere ich mich, vor diesem Angriff tiefere Besorgnis als vorher empfunden zu haben. Der Grund dafür mag gewesen sein, dass ich bestrebt war, die gewonnene Anerkennung etwas länger zu geniessen, oder, wie Diana es ausgedrückt hätte, mich meiner Medaille zu «rühmen»; es konnte auch daran liegen, dass unsere Heirat durch die tägliche Korrespondenz während der vergangenen vier Monate mehr in den Bereich des Möglichen gerückt war als vorher, und die Zukunft uns verheissungsvoller als je zuvor erschien. Oder auch, dass das Entrinnen aus Todesgefahr den Lebenshunger verschärft, ein auch bei anderen Gelegenheiten erlebtes Phänomen.

Was auch immer der Grund gewesen sein mag, ich verbrachte auf jeden Fall einige ruhelose Nächte, ehe ich wieder in den Kampf zog. Ich erklärte mir diesen Zustand als die instinktive animalische Reaktion auf die Gefahr, Hierbei ist die Todesfurcht die Abwehr der Natur, die der Erhaltung der Spezies dient.

Der siegreiche Vormarsch der Alliierten ging weiter.

Vor der Gardedivision lag der Canal du Nord, vor welchem die Deutschen sich fest verschanzt hatten. In der bevorstehenden Schlacht war nur eine Kompanie des 3. Bataillons eingesetzt – nämlich meine eigene – und eine Abteilung einer anderen Kompanie uns angeschlossen. Wir

verfügten über ausreichende Zeit zur genauen Ausarbeitung unserer Pläne und zur Gewinnung eines lückenlosen Überblicks der vom Feind besetzten Schützengräben, denen wir unsere eigenen Namen gaben und die wir, während wir unsere Operation studierten, mit weissen Streifen auf dem Boden nachbildeten. Ja, wir gingen so weit, den deutschen Unterstand auszusuchen, in dem wir unseren Lunch einzunehmen beabsichtigten, und wiesen unsere Burschen an, uns dort mit allem Erforderlichen zu treffen.

22. SEPTEMBER. Wir mussten in Legnicourt dem Kriegesgericht über die in Berles-aux-Bois arretierten Feldwebel beiwohnen. Hinterher gingen wir nach Vaux-Vraucourt, um im Offiziersklub zu essen. Das Essen war schlecht, aber es gab guten Château Yquem, zwei Flaschen, und hinterher Kognak. Wir waren ziemlich angeheitert, und es gelang uns, ein Fahrzeug zu finden, das uns zurückbrachte. Wir verbrachten den restlichen Tag mit Dominospielen. Morgen gehen wir an die Front. Zwar wissen wir nicht, wann der Angriff erfolgen soll, spüren aber, dass es die grösste Schlacht des Krieges sein wird.

23. SEPTEMBER. Am Nachmittag machten wir ein paar letzte Dominospiele und marschierten dann um 7.15 Uhr los – ein langer, sehr ermüdender Marsch. Nachts schlief ich ausgiebig.

24. SEPTEMBER. Hatte von 4.30 Uhr bis 8.30 Uhr Dienst, frühstückte dann ausgezeichnet und schlief wieder. Es war ein schöner, warmer Morgen. Wir leben in einem sehr tiefen Unterstand – sehr kalt. Dienst von 1.30 Uhr bis 7.30 Uhr, dann Essen, ein kurzer Schlaf und Dienst von 10.45 Uhr bis 2.30 Uhr. Die Nacht war ruhig.

25. SEPTEMBER. Um 9.00Uhr früh ging ein fürchterlicher feindlicher Beschuss los, in dessen Verlauf ich in die vorderste Linie gehen musste. Mein Meldegänger wurde unterwegs verwundet. Ich entdeckte, dass bei einem unserer Posten drei Mann, einschliesslich eines Feldwebels, gefallen waren – schrecklich zugerichtet. Blieb auf Wache bis 1.30 Uhr, ging dann zurück und bekam einen guten Lunch – schrieb an Mutter und Diana, von denen ich am vorigen

Abend Post hatte. Wir hören, der Angriff lande nicht vor übermorgen statt – sehr unangenehm. Je früher, desto besser. Dienst von 8.00 Uhr bis 11.30 Uhr. Kam zurück und fand zwei Flaschen Portwein vor, die gerade für mich angekommen waren – zur rechten Zeit – trank etwas und schlief gut.

26. SEPTEMBER. Dienst von 7.00 Uhr bis 10.30 Uhr. Kam zurück und ruhte mich gerade aus, als ich vom Kommandeur gerufen wurde, bei dem sich der Generalmajor befand, den ich nie zuvor gesehen hatte. Ich musste ihm unseren Angriffsplan erklären. Von 5.00 Uhr bis 8.30 Uhr tat ich Dienst und liess an den verschiedenen Stellen im Schützengraben Zeichen anbringen, wo die einzelnen Abteilungen zum Angriff anzutreten hätten. Man löste mich ab. Es bedurfte einiger Zeit, um zum Unterstand zurückzugehen, da die Schützengräben von Truppen auf dem Vormarsch verstopft waren. Ich war völlig ruhig, heiter und zuversichtlich, obgleich ich in der vergangenen Woche öfter Angst gehabt hatte. Je näher der Zeitpunkt der Schlacht rückte, desto unbehaglicher hatte ich mich gefühlt. Nach dem Essen legte ich mich zu kurzer Ruhe hin, schlief aber fest bis nach 3.00 Uhr.

27. SEPTEMBER. Vor dem Aufbruch frühstückten wir. Ich trank etwas Portwein und einen Schluck Rum. Während der Nacht hatte es heftig geregnet, doch hatte der Regen, als wir den Unterstand verliessen, aufgehört. Es war sehr dunkel. X-Zeit war um 5.30 Uhr, und wir gingen gleichzeitig mit dem einsetzenden Sperrfeuer los. Ich kletterte gerade die Brustwehr hoch, als zwei von unseren Mörsergranaten beinahe mitten unter uns einschlugen und zwei Mann verwundeten. Die übrigen krochen in den Schützengraben zurück. Ich wartete eine halbe Minute und ging dann wieder los. Wir hielten uns dicht an den Vorhang des Sperrfeuers, ohne weitere Verluste davonzutragen. In drei Abteilungen griffen wir an. Ich führte den mittleren Zug. Alle feindlichen Kräfte, mit denen wir in Berührung kamen, ergaben sich umgehend. Bald stiess ich direkt auf den Canal du Nord zu, wobei ich beinahe von einer Handgranate einer kleinen, gleich darauf zurückgehenden deutschen

Gruppe getroffen worden wäre. Die Granate explodierte gerade hinter mir und traf meinen Meldegänger. Es war jetzt hell und ein schöner Morgen. Bald waren wir mit unseren am rechten Flügel angreifenden Truppen in Fühlung. Die Deutschen versuchten rechts Gegenangriffe und gingen dreimal über den Hang vor, es war aber kein Schwung dahinter, und etwas Maschinengewehrfeuer genügte, um sie jedesmal zurückzuwerfen. Die Maschinengewehre vor uns feuerten noch kurze Zeit, doch vor Mittag war alles ruhig, die Schlacht war weiter nach vorn gerollt.

Wir assen in dem deutschen Unterstand, wo unsere Burschen uns erwartet hatten, zu Mittag, und verbrachten den Nachmittag damit, von einer Halde aus die lerne Schlacht und die langen Züge deutscher Gefangener zu beobachten, die zurückgeführt wurden. Am Abend wurden wir abgelöst und marschierten in die Nähe von Doignies zurück, wo uns eine gute warme Mahlzeit erwartete. Obwohl wir ziemlich eng zusammengedrängt waren, machten wir es uns bequem und schliefen die ganze Nacht. Unser Gepäck kam rechtzeitig an, so dass wir in unseren Schlafsäcken schlafen konnten. Alles in allem war es eine erfolgreiche Schlacht.

An diesem Abend wäre ich noch glücklicher gewesen, hätte ich gewusst, dass der Krieg für mich zu Ende war. Ich sollte noch einen weiteren Monat in Frankreich verbringen, davon zehn Tage in Paris, jedoch nicht mehr an weiteren Kämpfen teilnehmen. Als ich mich anschliessend auf Urlaub in England befand, verpasste ich den letzten Vormarsch, in dem das Bataillon eingesetzt war, wobei Madox Gunther fiel, als er dem schwerverwundeten Carroll Carstairs zu Hilfe kommen wollte, der dann lebenslänglich ein Krüppel blieb.

Mit Carroll verbrachte ich meinen Urlaub in Paris und hätte keinen geeigneteren Gefährten wählen können. Er kannte die Stadt ebenso gut oder sogar besser als ich. Sein Vater war Teilhaber der Firma Knoedler, des berühmten Bilderhändlers. Obwohl Amerikaner, war Carroll bei Kriegsausbruch in die englische Armee eingetreten und hatte bereits das Militärverdienstkreuz bekommen. Er

hatte einige Gedichte veröffentlicht und war der spätere Verfasser von *A Generation Missing*, einem Buch mit Kriegserinnerungen, die auch einen Bericht dieses Pariser Besuches enthalten. Wir hatten viele gemeinsame Interessen, einschliesslich Literatur und Schach.

In einer Hinsicht war ein Urlaub in Paris noch genussreicher als die Heimkehr. Er bedeutete Vergnügen ohne gleichzeitige Verpflichtungen. Es gab keine älteren Verwandten, die einen Besuch erwarteten, man brauchte weder auf Gefühle noch auf Bekannte Rücksicht zu nehmen. Der junge Soldat durfte vom Erwachen am Morgen bis zum Schlafengehen am anderen Morgen an nichts als an sein eigenes Vergnügen denken.

Während dieser Pariser Tage machte ich meinen ersten Besuch in der englischen Botschaft. Der Botschafter war Lord Derby, und seine Tochter, Lady Victoria, lebte bei ihm. Zweifellos hatte ich meine Einladung in die Botschaft ihr, als einer meiner Bekannten, oder den in Paris weilenden Lord und Lady Pembroke zu verdanken. Zweimal dinierte ich dort, und vor meiner Abreise sagte Lord Derby, ein ehemaliger Grenadier, zu mir, ich möge alle wissen lassen, dass jeder Regimentsangehörige, der sich in Paris aufhalte, nur die Botschaft anzurufen und sich zum Lunch oder Dinner anzusagen brauche, jeder sei stets willkommen. Seine Gastfreundschaft war fürstlich.

Wenn ich schrieb, ich hätte in Paris keine Pflichten gehabt, so hatte ich doch eine vergessen, deren ich mich freudig erinnere, nämlich eines Besuches bei meiner alten Französischlehrerin, Jeanne de Hénaut.

Sie fiel mir aus Liebe und Dankbarkeit über meinen Besuch um den Hals. Da das Zimmer sehr dunkel war und sie mit dem Rücken gegen die dürftige Beleuchtung sass, konnte ich kaum erkennen, wie alt sie aussah, aber sie musste allmählich sehr gealtert sein.

Als ich im nächsten Sommer auf meiner Hochzeitsreise wieder nach Paris kam, war sie tot.

VI. KAPITEL

HEIRAT

1918-1922

Innerhalb von vierzehn Tagen nach meiner Rückkehr aus Paris hatte ich das Glück, einen Englandurlaub gewährt zu bekommen. Am 31. Oktober kam ich in London an und fand dort alles so vor, wie ich es erhofft und erträumt hatte. Den ersten Sonntag verbrachte ich in Taplow und den zweiten in Breccles, dem Landhaus in Norfolk, das Edwin Montagu vor Kurzem gekauft hatte. Ich war vorher noch nicht dort gewesen. Als wir am Samstagabend von der Jagd nach Hause kamen, erfuhren wir, dass der deutsche Kaiser abgedankt hatte, und auf der Fahrt nach London am Montagmorgen sahen wir immer mehr Freudenzeichen in jeder Stadt und jedem Dorf, durch die wir kamen. Wir trafen um 11.00 Uhr im Liverpoolbahnhof ein. Der Waffenstillstand war inzwischen unterzeichnet worden, und die Stadt befand sich in einem Freudentaumel. Als wir den Bahnhof verliessen, fühlte ich mich unfähig, an der Begeisterung teilzunehmen. Das war der Augenblick, auf den ich mich seit vier Jahren gefreut hatte, und nun, da er eingetreten war, überwältigte mich die Melancholie. Inmitten von Tanz, Jubelrufen und Fahnschwingen konnte ich nur an meine toten Freunde denken.

Meine Unfähigkeit, an der gehobenen Stimmung der Menge teilzunehmen, hatte zweifellos ebenso körperliche wie seelische Ursachen. Ich fühlte mich nicht wohl. Trotzdem quälte ich mich zu einem fröhlichen Dinner an diesem Abend, da es ein Anlass war, bei dem ich nicht fehlen durfte, musste aber vorzeitig aufbrechen und zu Bett gehen und kämpfte dann eine Woche lang mit einem heftigen Grippe-

anfall. Als ich in dieser Nacht im Bett lag und den Jubelrufen der Menge lauschte, dachte ich, es wäre eine grausame Ironie des Schicksals, den Krieg überlebt zu haben, um kurz nach dem Waffenstillstand an Grippe zu sterben.

Meine Befürchtungen waren auch nicht unbegründet, denn diese Geißel war niemals gefährlicher als in diesem Jahr, und im folgenden Monat starb meine älteste Schwester daran. Damals schrieb ich in mein Tagebuch:

Diese letzten vier Jahre haben mich so an den Tod gewöhnt, dass ich an ihm nicht mehr zu leiden vermag. Ich habe Steffie sehr geliebt und nie im Leben mit ihr gestritten. Unser Verhältnis war ideal. Wir freuten uns immer, einander zu sehen, was wir stets von Zeit zu Zeit taten. Manchmal sahen wir uns monatelang nicht, aber ich wusste immer, dass sie, wenn ich sie in The Priory, ihrem Landhaus in Sussex, besuchte, entzückt wäre, mich zu sehen und nicht fragen würde, warum ich so lange nicht gekommen sei. Sie war mit ihrem Leben zufrieden und, wie ich glaube, in den beiden letzten Jahren sehr glücklich. Zwar war sie nicht klug, aber ausser mir das einzige Familienmitglied mit gesundem Menschenverstand.

Meine kurze Krankheit kam mir gut zustatten, denn wäre ich gesund gewesen, hätte ich wenige Tage nach dem Waffenstillstand zum Bataillon zurückkehren und an dem Einmarsch in Deutschland teilnehmen müssen, in dessen Verlauf meine Kameraden mehr Hunger, Verdruss und Entbehrungen erdulden mussten als jemals zuvor. Auch war es ganz ungewiss, wie lange ich mit der Besatzungsarmee hätte bleiben müssen, ehe der langsam arbeitende Amtschimmel der Regierung mich wieder angefordert hätte. Doch geschützt durch ein ärztliches Zeugnis hatte ich Zeit, die Maschinerie schneller laufen zu lassen, so dass das Foreign Office seine Forderung auf meine Rückkehr ohne Verzögerung vorbrachte und das Kriegsministerium mir Urlaubsverlängerung bis zum endgültigen Entscheid gewährte.

Während ich in Frankreich gewesen war, hatte Diana in Lord Beaverbrook einen neuen Freund gewonnen, den ich

unbedingt kennenlernen wollte. Mein erster Eindruck von ihm war günstig, doch bezweifle ich, ob dies auf Gegenseitigkeit beruhte. Er bewunderte Diana aufrichtig und hielt mich ebenso aufrichtig für ihrer unwert. Wir beide verbrachten das Wochenende während der allgemeinen Wahlen mit ihm in Cherkley, wohin Lloyd George am Sonntag zum Lunch kam. In meinem Tagebuch steht:

Ich war noch niemals mit dem Premierminister bisher zusammengekommen, nur in einer Theaterloge hatten wir einander einmal flüchtig begrüßt. Es ist etwas sehr Bemerkenswertes an ihm: Er macht den Eindruck eines grossen Mannes ohne jede Theatralik, aber auch ohne Aufrichtigkeit. Nachdem die Damen uns verlassen hatten, sassen wir nach dem Lunch noch eine Weile zusammen, und er sprach von nichts anderem als von den Wahlen – welche Parolen bei der Wählerschaft Glauben fanden und welche nicht – und stellte Mutmassungen über die möglichen Resultate an, ganz anders als Asquith, der von nichts Näherliegendem als von Thukydidies zu reden liebt. An einer Stelle wurde er beredt und sprach über das weit zurückreichende Gedächtnis des englischen Volkes, wie es sich der Feuer von Smithfield und der hungrigen Vierzigerjahre erinnere, und dass man nie diese Erinnerungen aufrühren solle, weil es etwas Schreckliches sei, gegen Gespenster zu kämpfen.

Aus meinem Tagebuch könnte ein anscheinend geringes Interesse an diesen Wahlen hervorgehen. Seither habe ich mich oft gewundert, dass meine politischen Ansichten durch die vielen ausgezeichneten liberalen Freunde unbeeinflusst geblieben waren. Ich kannte niemanden von ähnlicher Bedeutung in der Konservativen Partei, und dennoch neigte ich niemals dem Liberalismus zu. In einem Brief aus Frankreich hatte ich geschrieben: «Manchmal habe ich meine besondere Meinung über die Politik und stimme mit niemandem überein. Der alberne reaktionäre Chauvinismus der *Morning Post* reizt mich kaum weniger als der törichte Pazifismus von X. (einem unserer Freunde).» Soweit es die Liberale Partei betraf, stand ich unverbrüchlich auf Seiten jener, die zu Asquith gehalten hatten, und gegen

diejenigen, die Lloyd George folgten. Der Koalition, deren Führer letzterer war, brachte ich nur wenig Begeisterung entgegen. Meine Achtung für sie sank noch tiefer, als der Misserfolg des gemeinen Black-and-Tans-Experimentes in Irland – ein Versuch, das Gangstertum durch Gangster in Uniform zu unterdrücken – von einem noch gemeineren Absinken in eine Mordkampagne gefolgt war. Diese Ereignisse jedoch, weit entfernt, mich zu den übrigen Liberalen der echten Überzeugung zu treiben, lenkten mich vielmehr zu den unentwegten Konservativen, die für einen Grundsatz einzustehen schienen und die abtrünnigen Liberalen aus dem konservativen Lager zu jagen versuchten.

Gegen Ende des Jahres 1918 erfüllte mich indessen eine persönlichere und wichtigere Angelegenheit als Politik. Als Ergebnis des zwischen Diana und mir während meiner sechsmonatigen Abwesenheit täglich geführten Briefwechsels hatten wir uns allmählich entschlossen, zu heiraten, wenn alles gut ginge. Es war auch alles gut gegangen. Der Krieg war vorbei, und wir sahen keinen weiteren Grund zum Warten, wussten jedoch, dass wir zwangsläufig mit dem heftigsten Widerstand ihrer Eltern rechnen mussten – einem Widerstand, bei dem es mir schwerfiel, so zu tun, als könne ich ihn nicht verstehen.

Als Schönste ihrer Generation hatte sie, dank ihrer Stellung, ihrer Talente, ihrer Freunde und Feinde eine solche Berühmtheit erlangt, wie sie kein anderes junges Mädchen je genossen. Auch die Hoffnung selbst weniger weltlich gesinnter Eltern wäre berechtigt gewesen, sie möge einen Mann heiraten, dessen grosser Name, gewaltiger Reichtum oder glänzende Leistungen ihre Wahl zu rechtfertigen schienen. Ich besass nichts von alledem und hatte keinerlei Aussicht, es zu erreichen. Mein Gehalt als Sekretär im Foreign Office betrug etwa £ 300 im Jahr, und ebensoviel hatte ich aus eigenen Mitteln. Meine Mutter, immer bereit, sich etwas zu versagen, hatte im Fall meiner Heirat die Absicht, mir eine jährliche Zuwendung von einigen weiteren £ 100 zu machen, was sie sich jedoch kaum leisten konnte. Ich kann auch nicht annehmen, dass mein Ruf als der eines tollen jungen Mannes, der zu hoch spielte und

zu viel trank, geeignet war, mich zu empfehlen. Trotzdem war ich – vielleicht über Gebühr – über den Schock erstaunt, den die Ankündigung bei meiner zukünftigen Schwiegermutter verursachte, und über die Heftigkeit und Hartnäckigkeit ihres Widerstandes. Nach einer fruchtlosen und peinlichen Unterredung während eines zu Ehren des Sieges in Albert Hall veranstalteten Balles äusserte sie, wenn ich noch irgendetwas zu sagen hätte, sollte ich besser mit Dianas Vater sprechen. Ich glaubte, er hätte eine weniger festgelegte Ansicht über die Sache, und hoffte, bei ihm etwas Eindruck machen zu können. Doch als die Unterredung stattfand, bemerkte ich, dass er seine Weisungen erhalten hatte und sie getreu befolgte:

Um 12.00 Uhr besuchte ich den Herzog. Diese feierliche Unterredung mit dem schwerfälligen Vater hatte etwas grotesk Altmodisches an sich. Er empfing mich sehr zuvorkommend, hörte sich meine Argumente an, sagte mir Artigkeiten über die Art, wie ich sie vorgebracht hatte, fügte hinzu, er habe mich immer gern gehabt, worauf er mit den Worten schloss, er könne der Heirat unmöglich zustimmen und ziehe es vor, nicht weiter darüber zu sprechen. Ich fragte ihn, ob er mir irgendwelche Gründe für sein Verhalten angeben könne, was er verneinte. Weiter fragte ich, ob es eine Geldfrage sei, was er wiederum verneinte. Schliesslich fragte ich, ob er irgendetwas Ungünstiges über mich gehört habe, was er ebenfalls verneinte. Ich versuchte, ihm die törichte Grundlosigkeit seiner Haltung vor Augen zu führen und deutete an, diese könnte mich dazu treiben, das Heft selber in die Hand zu nehmen. Doch er erwiderte lediglich: «Ich bedaure, aber ich kann nicht mehr sagen.» Wir waren beide sehr höflich gewesen und trennten uns ebenso höflich.

Wir wurden, oder besser, wir blieben die besten Freunde. Damals hielt ich ihn für töricht, aber in der Erinnerung erscheint mir seine Handhabung der Situation meisterhaft. Lange danach erzählte er mir, Disraeli, der beste Freund seines Vaters, habe zu ihm als ganz jungem Mann gesagt: «Mein lieber Henry, du musst niemals etwas erklären.»

Anfangs des neuen Jahres änderte sich diese Haltung, und wir einigten uns dahin, dass uns kein Hindernis mehr in den Weg gelegt werde, wenn wir noch ein Jahr warteten, dass aber in der Zwischenzeit keine Verlobung stattfinden solle. Diana war viel weniger als ich gewillt, diesen Kompromiss hinzunehmen, da sie sich in den Kopf gesetzt hatte, im Frühling oder Frühsommer zu heiraten und den Gedanken an eine Winterhochzeit nicht leiden konnte. Aus meinem Tagebuch geht nicht klar hervor, ob wir auf diesen Vorschlag eingingen. Jedenfalls betrugten wir uns weiter, als seien wir verlobt, und unsere Freunde behandelten uns genau so. In der Erkenntnis der Vergeblichkeit jedes weiteren Widerstandes, eröffnete Ende April Dianas Mutter ihrer Tochter, ihr Vater werde sich, wenn sie mit ihm spreche, möglicherweise erweichen lassen.

30. APRIL. Am Abend hatte Diana ihre Unterredung mit ihrem Vater. Nachher trafen wir uns im Ritz. Ihre Eltern haben auf der ganzen Linie nachgegeben und sind bereit, uns heiraten zu lassen, sobald wir wollen. Es ist zu wunderbar und kaum zu glauben. Der Herzog sei, wie sie sagte, grossartig gewesen und habe die ganze Angelegenheit beendet, indem er ihr nach der Unterredung, die nur zehn Minuten dauerte, sagte: «Geh jetzt nicht gleich hinauf. Ich möchte nicht, dass deine Mutter glaubt, ich hätte sofort nachgegeben.»

1. MAI. Um 6.30 Uhr besuchte ich, gestärkt durch einige Whiskys, den Herzog, war aber fast ebenso nervös wie bei unserer letzten Unterredung. Er war ausserordentlich charmant, hätte gar nicht netter sein oder es mir leichter machen können. Dann sprach er noch ein paar Worte über Existenzfragen. Unsere Unterredung dauerte nur etwa zwanzig Minuten, und es gelang uns, die halbe Zeit über andere Dinge, wie das Anwachsen des Bolschewismus und die zukünftige Entwicklung auf dem Festlande, zu sprechen.

Ich erinnere mich auch, dass er sagte, je früher die Hochzeit stattfinde, desto besser sei es, da er zu Pfingsten verreisen und überfüllte Eisenbahnzüge vermeiden wolle.

Inzwischen war ich vor Ende des Jahres 1918 ins Foreign

Office zurückgekehrt und kam noch einmal in die Handelsabteilung. Ich war viel glücklicher bei der Arbeit als je zuvor und machte sie auch besser, weil ich mehr Interesse an ihr hatte. Die Armee war mir eine grosse Lehre gewesen. Ich werde nicht nur immer froh sein, in ihr gedient zu haben, und mich stolz fühlen, Grenadier gewesen zu sein, sondern ich werde mir auch stets bewusst bleiben, während meines Dienstes Lehren erhalten zu haben, die mir sonst nie zuteil geworden wären. Ich lernte die Bedeutung der Tüchtigkeit, der wesentlichsten Eigenschaft eines Offiziers, und ich lernte, dass das Bemühen, Tüchtigkeit zu erlangen, auch der langweiligsten Aufgabe Interesse verleiht. Meine Vorgesetzten merkten bald, dass meine Leistungen besser waren und wunderten sich darüber, da ihrer Ansicht nach achtzehn mit roher, ausschweifender Soldateska verbrachte Monate viel eher Trägheit als fleissige Pflichterfüllung zur Folge haben müssten.

I

Am 2. Juni 1919 heirateten wir und verbrachten unsere Flitterwochen in Paris, Florenz, Rom und in einer schönen Villa in Süditalien. An Flitterwochen erinnert man sich lieber, als dass man darüber redet. Ich schrieb sorgfältig Erinnerungen nieder, die mit dem Satze schliessen: «Nie hat ein Mann schönere Flitterwochen erlebt.» Da es uns vor unserer Abreise nicht gelungen war, ein geeignetes Haus zu finden, hatten wir nun kein Heim, in das wir zurückkehren konnten. Zuerst wohnten wir bei dem einen oder anderen Freund und dann bei Dianas Eltern in der Arlington Street. Und erst im nächsten März konnten wir in unser eigenes Haus in der Gower Street ziehen, in dem wir siebzehn Jahre lang glücklich lebten.

Am 19. Juli sahen wir von Carlton House Terrace dem Friedensumzug zu, in dem Foch meiner Ansicht nach die eindrucksvollste Erscheinung war. Am Abend gingen wir zu einem Dinner bei Freunden in einem Haus in Mayfair, um das Feuerwerk zu sehen. Wegen der Menschenmenge in den Strassen und der Unmöglichkeit, eine Fahrgelegenheit zu bekommen, trafen wir erst sehr spät ein, als das Essen bereits beendet war. Wir bedienten uns gerade mit den Resten, als es hiess, das Feuerwerk beginne. Die immer

begeisterte Diana führte die Prozession aufs Dach. Ich brachte die Nachhut hinauf, war gerade im obersten Stockwerk angelangt und im Begriff, die zum Dach hinaufführende Leiter zu erklimmen, als ich das Klirren von zersplittertem Glas und nach einer mir lang erscheinenden Pause einen dumpfen Fall vernahm. Ich öffnete eine Türe, hinter der ich den Lärm gehört hatte, und erblickte Diana am Boden einer engen Kofferkammer liegend. Sie war durch ein Oberlicht über sieben Meter tief gestürzt. Die Öffnung war so schmal, dass der grosse Hut, den sie getragen hatte, auf dem Dach hängengeblieben war. Sie hatte sich den Oberschenkel gebrochen.

Das war kein glücklicher Beginn für unsere Ehe. Noch hatten wir kein eigenes Heim, und dieser Unfall erschwerte uns die Wohnungssuche noch mehr. Wir hatten wenig Geld, und das Gespenst von Arztrechnungen war beunruhigend. Die Genesung ging zwangsläufig langsam und schmerzhaft voran. Dennoch überstanden wir dieses Unglück, und es mag sogar noch seine guten Seiten gehabt haben. Während der folgenden Monate war uns, die wir an ein ausserordentlich bewegtes Gesellschaftsdasein gewöhnt waren, ein Leben streng mechanischer Pflichterfüllung auferlegt. Ich hatte einen einmonatigen Urlaub für meine Flitterwochen erhalten und wahrscheinlich gehofft, vor Ende des Sommers noch einmal verreisen zu können. Jede derartige Hoffnung war nun zunichte geworden und mit ihr jeder ähnliche Wunsch. Ich richtete mich auf tüchtige Arbeit im Foreign Office ein und bekam keinen weiteren Urlaub bis zum nächsten Februar. Da durften wir beide für eine Woche nach Paris fahren. War ich nicht bei der Arbeit, sass ich an Dianas Bett, bis ich sie in einem Rollstuhl spazierenfahren konnte. Die erste Gelegenheit hierzu bot sich am Sonntag, dem 28. September, als wir die Picadilly bis zum Hyde Park Corner und zurück zum Ritz gingen, wo wir lunchten, und ich den Rollstuhl ins Restaurant schob. Danach gingen wir abends häufig aus. Es machte mir Spass, den Rollstuhl durch die Strassen und in Theater und Restaurants zu schieben.

Ungefähr zur gleichen Zeit erkrankte mein Chef im

Foreign Office, so dass ich ihn vertreten musste. Als er zurückkam und Diana wieder gehen konnte, gratulierte ich mir selber, dass ich in diesen sechs Wochen weder einen schweren Fehler in der Leitung der Handelsabteilung begangen noch den Rollstuhl im Laufe unserer nächtlichen Wanderungen umgeworfen hatte.

In dieser Zeit bekümmerte uns die zwischen zweien unserer Freunde, Max Beaverbrook und Winston Churchill, entstandene Spannung. Letzterer war Staatssekretär im Kriegsministerium und wurde mit jener Politik identifiziert, die alle die Parteien in Russland unterstützte, welche gegen die Bolschewistenherrschaft kämpften. Deswegen wurde er mehrere Monate lang in den Spalten des *Daily Express* heftig angegriffen. Anfangs September äusserte ich mich in meinem Tagebuch dazu:

Heute Abend kamen zuerst Beaverbrook und nachher Edwin Montagu zu Diana zu Besuch. Mit Max sprach sie über seine Angriffe auf Winston. Später unterhielten wir uns mit Edwin über die Ursache dieser Angriffe, die er in einer zwischen Max und Winston eines Abends in Paris erfolgten Auseinandersetzung sieht, als Winston den Satz prägte: «Die Presse wird leichter erdrückt als bestochen.» Edwin glaubt, Max würde das nie verzeihen. Ein lächerlich unbedeutender Grund für ein derartiges Verhalten. Max selber berichtete uns, von Bonar Law (dem damaligen Leader des Unterhauses und der Konservativen Partei) einen sehr energischen Brief dieser Angriffe wegen erhalten zu haben, auf den er lediglich erwidert habe, er überwache die Artikel im EXPRESS nicht und habe den Brief an den Redakteur Blumenfeld weitergeschickt.

Diana, die beide gern hatte und immer vermittelnd wirkte, versuchte, eine Versöhnung herbeizuführen. Wir lebten damals in der Arlington Street, wo uns der grosse rückwärtige Salon, ein hoher, langer Raum, der auf den Green Park hinausging, als Wohnschlafzimmer diente. Das Bett befand sich am einen Ende, und in der Mitte stand ein schmaler Refektoriumstisch, an dem wir unsere Mahlzeiten einnahmen und mitunter unsere Freunde bewirteten.

Am 4. NOVEMBER schrieb ich:

Heute Abend hatten wir eine denkwürdige Gesellschaft zum Dinner – Winston, Beaverbrook, Nellie Romilly und die Montagus. Es war das erstemal, dass sich Winston und Max nach mehreren Monaten wieder begegneten. Vom Gesichtspunkt der Dinner-Gesellschaft aus war es ein riesiger Erfolg. Winston kam als erster, dann Nellie, dann Max. Die beiden schüttelten sich die Hände und waren offensichtlich nervös. Max noch mehr als Winston. Dann kamen die Montagus an. Das Dinner fand wie gewöhnlich im Schlafzimmer statt. Die Tafel ist sehr schmal, was meiner Ansicht nach die Unterhaltung fördert. Das Essen war ausgezeichnet, der Champagner kreiste reichlich, und das Gespräch stockte keinen Augenblick. Es ging von allgemeinen Themen, wie der Douglas-Pennant-Untersuchung aus, über die sich alle einig waren, und schwenkte allmählich auf Politik und auf Russland über. Winston zeigte sich von seiner besten Seite, witzig, liebenswürdig, gesprächig. Max fühlte sich weniger behaglich, was bei ihm ausserhalb seines eigenen Hauses nie der Fall ist. Einige Male befürchtete ich Unheil, was aber immer vermieden wurde. Edwin verfolgte eine neutrale Mittellinie und wirkte eher als Schiedsrichter. Am Schluss waren sie wieder die besten Freunde und betonten beide, aneinander Freude gehabt zu haben, was ich auch glaube.

Ich gewann den Eindruck, diese Gesellschaft habe Erfolg gezeitigt, und die Pressekampagne gegen den Staatssekretär im Kriegsministerium sei nun eingestellt. Doch «vergesslich sind die Alten», und ich habe die alten Ausgaben des *Daily Express* nicht zu Rate gezogen, um mein Gedächtnis aufzufrischen.

Inzwischen ging das Leben der alten Handelsabteilung des Foreign Office seinem Ende zu. Sie wurde von der Abteilung für Überseehandel geschluckt, und ich entging mit knapper Not der Gefahr, mitgeschluckt zu werden. Auf Grund meines Protestes, ich interessiere mich nicht für Handelsfragen, sondern für Politik, wurde ich Anfang 1920 in die Ägyptenabteilung des Foreign Office, ebenfalls ein

Produkt der Kriegszeit, versetzt. Leiter war John Murray, der vierzehn Jahre im ägyptischen Verwaltungsdienst verbracht hatte und 1919 an die Spitze der neuen Abteilung ins Foreign Office berufen worden war. Er war ein Mann von grossen Fähigkeiten, wurde ordentliches Mitglied des diplomatischen Dienstes und starb noch jung als Gesandter in Mexiko.

Es war eine kleine Abteilung. Wir waren nie mehr als drei und sassen in meinem ehemaligen privaten Wohnzimmer aus meiner Sekretärzeit mit Dienstwohnung. Die in dieser Abteilung verbrachten Jahre waren die interessantesten meines Dienstes im Foreign Office und für mich die nutzbringendsten. Es waren wichtige Jahre auch in der Geschichte Ägyptens, und der bescheidene Verwaltungsbeamte durfte spüren, dass auch er im Kleinen einigen Einfluss auf die nationale Politik ausübte. Murray wurde als Experte auf diesem Gebiet von den höheren Autoritäten, die seine Ansicht meistens billigten, wenig gestört und pflegte jedes Problem mit mir zu besprechen und dem, was ich dazu zu sagen hatte, Gewicht beizulegen – trotz meines völligen Mangels an Kenntnissen aus erster Hand auf diesem Gebiet.

Viele Misserfolge englischer Staatskunst rührten von dem Widerstand der Minister her, ein Problem anzupacken, solange man es noch hinausschieben konnte. Allzu oft waren wir am Ende gezwungen, eine unbefriedigende, ja sogar demütigende Lösung anzunehmen, weil wir uns zu Anfang geweigert hatten, einer weit günstigeren zuzustimmen. Allzu oft mussten wir widerwillig und zu spät viel mehr gewähren als das, was zu einem früheren Zeitpunkt freudig und dankbar angenommen worden wäre.

Bei Kriegsausbruch 1914 hielt sich der Khedive von Ägypten zufällig in Konstantinopel auf und verband sich unverzüglich auf Gedeih und Verderb mit Englands Feinden. Viele Jahrhunderte lang hatte die Türkei eine Schatten-Souveränität über Ägypten ausgeübt. Wir befanden uns nun mit der Türkei im Krieg und erklärten daher diese Souveränität für aufgehoben, errichteten ein britisches Protektorat, setzten den Khediven ab und ein anderes

Mitglied seiner Dynastie an seine Stelle. Es waren offensichtlich Kriegsmassnahmen und als solche vollauf gerechtfertigt, doch die Ägypter erwarteten, dass die Situation nach Kriegsende noch einmal diskutiert werde.

Bald nach dem Waffenstillstand erschien Zaghlul, der Führer der nationalen Bewegung, an der Spitze einer Delegation beim britischen Generalresidenten und forderte die Unabhängigkeit Ägyptens. Da es nicht innerhalb der Machtbefugnisse des Hochkommissars lag, eine befriedigende Antwort zu erteilen, bat Zaghlul um die Erlaubnis, mit seiner Delegation nach England reisen und seine Forderung der Regierung Seiner Majestät vorlegen zu dürfen. Das Gesuch wurde dem Foreign Office zugeleitet und abgewiesen. Es folgte jedoch ein ähnliches, vom ägyptischen Premierminister, Ruschdi Pascha, und seinem bedeutenden Kollegen, Adly Pascha, vorgebrachtes Gesuch. Obwohl dieses Gesuch durch den Hochkommissar, Sir Reginald Wingate, nach Kräften unterstützt wurde, begegnete es einer plumpen Weigerung des Foreign Office. Balfour, der damalige Staatssekretär, hätte es besser wissen sollen. Eine von einem Anführer des Mob – als welcher Zaghlul, wenn auch nicht ganz zu Recht, hätte gelten können – gestellte Forderung abzulehnen, war die eine Seite der Angelegenheit. Auf einem ganz anderen Blatt stand jedoch die Weigerung, zwei gemässigte und geachtete, die höchsten Verwaltungsstellungen ihres Landes innehabenden Staatsmänner auch nur zu empfangen. Es war schlimmer als verfehlt, es war ungehörig. Durch die Diskreditierung der Gemässigten wurden die Radikalen gestärkt, und die beiden Minister traten dieser Beleidigung wegen zurück. Dadurch wurde das Feld für Zaghlul frei, der den Aufruhr schürte, bis er, nach vorheriger Warnung, verhaftet und deportiert wurde. Unruhen brachen aus. Engländer und andere Europäer, für deren Sicherheit wir verantwortlich waren, wurden ermordet, bis die Anarchie durch energische militärische Massnahmen unterdrückt wurde. Das war der Zustand, in den die englische Koalitionsregierung das Land gebracht hatte, als Lord Allenby im März 1919 als Hochkommissar in Kairo eintraf.

Er war in der Annahme geschickt worden, der Typus des zähen Soldaten zu sein – in der Armee war er als «der Bulle» bekannt – der keinen Unfug dulden würde, aber das erste, was er nach seiner Ankunft vortrug, war die Forderung nach Zaghlu's Freilassung. Es war weder das erste noch das letzte Mal, dass Politiker in ihrem Glauben, Soldaten seien stupide Geschöpfe, die nichts als Gewaltanwendung kennen, enttäuscht wurden.

Allenby wäre der letzte gewesen, die Notwendigkeit von Gewalt zur Wiederherstellung der Ordnung zu leugnen, doch war sie von General Bulfin vor seiner Ankunft klug angewendet und die Ordnung wiederhergestellt worden. Er glaubte daher, dies sei der Augenblick, um in einer Atmosphäre der Ruhe und nach Beweisen der Stärke grosszügige Konzessionen zu machen. Die englische Regierung dachte jedoch anders. Ihrer Ansicht nach war es der Moment, um einen Untersuchungsausschuss zu schicken. Man bestimmte Lord Milner zum Leiter der Mission. Die Regierung hätte keinen Besseren mit grösserer Erfahrung und Klugheit aussuchen können. Doch wieder einmal verkannte sie den Einfluss der Zeit. Sie hatte sich geweigert, Ruschdi und Adly zu empfangen, als diese kommen wollten, und sie eingeladen, als es zu spät war.

Im April ernannte man Lord Milner. Im Dezember traf seine Mission ein. Inzwischen hatte sich die Lage verschlechtert. Zaghlu hatte die acht Monate bis zum Eintreffen der Mission nicht in geduldigem Abwarten verbracht, sondern den Widerstand gegen diese versteift, mit der Begründung, ihre Richtlinien schlössen die Erhaltung des Protektorates ein. Bei ihrer Ankunft wagte es daher keine massgebende Persönlichkeit in Ägypten, mit ihr Verbindung aufzunehmen. Nachdem die Mission genug vom Land gesehen hatte, um sich ein Bild vom Zustand der öffentlichen Meinung zu bilden, und nach einigen sehr geheimen Unterredungen mit ein oder zwei prominenten Männern, kehrte sie im Februar 1920 wieder nach England zurück.

So standen die Dinge, als ich in die Ägypten-Abteilung eintrat, und einer unserer ersten Erfolge, für den ich keinerlei Anerkennung beanspruchen darf, war der, dass Zagh-

lul, der sich geweigert hatte, Lord Milner oder irgendein anderes Mitglied seiner Mission in Ägypten zu sehen, in eine Unterredung mit ihm in London einwilligte. Zaghlu und sein Stab trafen im Juni ein. Unterhandlungen mit Lord Milner wurden sofort angeknüpft und bis zum Ende des Sommers fortgesetzt.

Bald nach ihrer Ankunft verbrachten wir ein Wochenende in Highclere, wo Lord Carnarvon eine grosse Gesellschaft zu Ehren der Ägypter veranstaltet hatte. Das war, soweit ich mich erinnere, meine einzige Begegnung mit Zaghlu, einem nach aussen wohlwollenden alten Herrn mit unstem Blick. Ädly, Mohammed, Mahmud und Lufti waren ebenfalls anwesend. Am Sonntagnachmittag führte man ihnen die Rennpferde ihres Gastgebers vor. Als die Besichtigung halb vorbei war, entdeckte man das Fehlen Zaghlus. Nach einer hastigen Suchaktion fand man ihn in ganzer Länge auf einem Heubündel in einer leeren Pferdebox hingestreckt. Müdigkeit und möglicherweise Langeweile hatten ihn überwältigt, denn obgleich ein grosser Spieler am Pokertisch, besass er keinerlei Interesse für Pferde.

Als Ergebnis der Unterhandlung zeigte sich Milner bereit, kluge und weitgehende Konzessionen an das ägyptische Nationalgefühl zu machen. Seine Art und Weise indessen, die Angelegenheit in ihrem letzten Stadium zu handhaben, zeigte einen merkwürdigen Mangel an Verhandlungsgeschick. Am 23. AUGUST schrieb ich in mein Tagebuch:

Die TIMES veröffentlichte heute Morgen einen mehr oder weniger korrekten Bericht über die Ergebnisse von Milners Gesprächen mit Zaghlu. Die Situation ist immer noch äusserst unbefriedigend, da niemand, weder die Ägypter noch wir, in irgendeiner Weise vertraglich gebunden ist, worauf das Kabinett nie Rücksicht genommen hat. Vor der telegraphischen Übermittlung nach Ägypten zeigte man die Bedingungen Curzon und Bonar Law, denen sie völlig überraschend kamen. Es erstaunt mich, dass Milner keinen Kabinetts-Beschluss übermittelt bekam, ehe er so weit ging.

Ich war an diesem Tag von einem einmonatigen Urlaub zurückgekehrt, und Murray war tags zuvor abgereist, so dass ich keinen Bericht über das letzte Stadium der Verhandlungen vorliegen hatte. Es war tatsächlich zu keiner Übereinkunft gekommen, da Zaghlul deutlich zu erkennen gegeben hatte, dass er sich nicht festlegen könne, bevor er nicht die Ansicht des ägyptischen Volkes zu Lord Milners Vorschlägen ermittelt habe.

Als Murray und Lord Curzon Anfang Oktober aus dem Urlaub zurückkehrten, wurde die Abteilung aufgefordert, ihre Ansichten hinsichtlich des Milner-Planes darzulegen, dessen Hauptpunkt darin bestand, das Protektorat durch einen Vertrag zu ersetzen, der die Unabhängigkeit Ägyptens unter Beibehaltung einiger englischer Kontrollen über die Verwaltung anerkennen sollte. Murray und ich begünstigten energisch eine Regelung in diesem Sinn und äusserten uns auch entsprechend. Doch es gab eine tiefe Spaltung im Kabinett.

Am 4. NOVEMBER dinierten wir bei dem Ehepaar Churchill.

Die Montagus und Laverys waren da, Jack und Goonie und Michael. Winston war in bester Form, zog Edwin wegen Gandhi auf, den man seiner Ansicht nach an Händen und Füßen gebunden an die Tore Delhis legen und dann von einem riesigen Elefanten, auf dessen Rücken der neue Vizekönig sässe, zertrampeln lassen sollte. Er glaubt fest, dass zur Zeit eine weltumspannende Reaktionsbewegung im Gange sei, und sieht optimistisch in die Zukunft. Edwin ist natürlich pessimistisch und murmelte etwas von einer kommenden Revolution. Winston sei, wie er mir sagt, im Kabinett der Hauptgegner von Milners ägyptischen Plänen, über die sie am Morgen diskutiert hätten. Im Oberhaus hatte am Nachmittag eine Debatte über dieses Thema stattgefunden, wo die Opposition, Salisbury und Selborne, von Curzon und Milner gründlich erledigt worden war.

Zu Anfang des Jahres 1921 entschloss sich die Regierung, den Milner-Bericht, dessen Hauptpunkte bereits bekannt

waren, zu veröffentlichen. Es wurde auch beschlossen, eine Entscheidung so lange zurückzustellen, bis der Plan dem Empire-Kabinet vorgelegt werden konnte. Inzwischen sollte der Sultan, wie der Nachfolger des Khediven genannt wurde, aufgefordert werden, im Frühling eine Delegation zu schicken, um das Problem zu besprechen.

Adly unternahm Anfang April einen Versuch, Zaghulul zu überzeugen, mit ihm zu arbeiten und ihn nach England zu begleiten. Doch Zaghulul, erfüllt von der durch die Unterstützung des Volkes gezüchteten Selbstüberschätzung, weigerte sich, in der Delegation irgendeinen Posten ausser dem des Führers anzunehmen, den ihm Adly als Premierminister jedoch unmöglich zugestehen konnte. Auch war es für Adly schwierig, eine wirklich repräsentative ägyptische Delegation, die nicht Zaghulul einschloss, zusammenzustellen. Während das Gezänk zwischen den beiden weiterging, traf ich am 3. MAI Winston bei einem Dinner und berichtete darüber:

Hatte eine lange Auseinandersetzung mit Winston über Ägypten. Er wies triumphierend auf das offenbare Versagen unserer Politik hin. Er entwickelte die grosse Linie gut, die Einzelheiten schlecht. Sein entscheidender Grundsatz war, dass man nur einem besiegten Volk Konzessionen machen könne. Er führte als Beispiel den Erfolg dieser Haltung in Südafrika an.

Einige Tage später entschloss sich Adly indessen, Zaghululs Widerstand unbeachtet zu lassen, die stärkstmögliche Delegation zu bilden und sie nach England zu bringen. Zwei Monate später, Anfang Juli, kam sie an. Kurz vor ihrer Ankunft schrieb ich:

7. JULI. Wir hatten, einen schweren Tag im Foreign Office. Ich ging nicht vor 8.20 Uhr weg. Der Grund war der, dass Curzon im Kabinet von Massey, dem Premierminister von Neu-Seeland, vorgeworfen worden war, seine eigene Meinung (über Ägypten) nicht zu kennen, worauf dieser erwiderte, dass er sie nicht nur kenne, sondern im Foreign Office zwei einander ausschliessende Vertragsentwürfe

bereit halte, die er im Kabinett zirkulieren lassen wolle. Darauf kam er hinüber ins Büro und liess uns die Verträge sogleich vorbereiten.

9. JULI. Samstag. Als ich gegen 4 Uhr im Office sass und ans Heimgehen dachte, klingelte das Telephon, und Crowe fragte nach Murray, der dem Cricket-Match Eton gegen Harrow zusah und, soviel ich wusste, nicht die Absicht hatte, zurückzukommen. Crowe sagte, dass Curzon vor allem über Agypten sprechen wollte. Lindsay war abwesend. Es war ein fataler Augenblick. Während ich noch mit Crowe sprach, erschien zu meinem grössten Entzücken Murray wieder. Wir hatten dann einen äusserst hektischen Nachmittag. Murray und Crowe kamen um 5 Uhr aus Curzons Zimmer mit einem Vertrag aus Zetteln und Bruchstücken, den ich mit Hilfe der noch anwesenden Sekretärin im Foreign Office um 5.45 Uhr in anständiger Form überreichen konnte. Sie nahmen ihn mit hinüber zum Carlton House Terrace (wo Curzon wohnte), und ich ging nach Hause, konnte aber London nicht verlassen, bis ich das Ergebnis hörte, für den Fall, dass meine Dienste weiter benötigt würden. Erst um 8 Uhr rief Murray an und sagte, ich könne abreisen. Sofort fuhren wir im Wagen los nach Monkey Island. Es war ein himmlischer Abend nach einem erschöpfenden Tag. Die Fahrt war bezaubernd, und alles ging gut. Wir kamen kurz nach 9.30 Uhr an, und alles war für uns bereit. Es war noch taghell. Zum Dinner in unserem kleinen Gartenhaus hatten wir kalten Lachs und Ente und zwei Flaschen Champagner. Es war so schön und romantisch wie nur möglich. Der Besitzer war sehr gemütlich und ziemlich betrunken. Seine Tochter wartete uns in vollendeter Form auf. Bald nach dem Dinner gingen wir zu Bett und schliefen gut.

10. JULI. Ein herrlicher Tag – der heisseste des Jahres. Wir lagen den ganzen Morgen im Schatten und lasen. Vor dem Lunch, den wir wieder in unserem Aussichtstempel einnahmen, ging ich baden. Anschliessend schliefen wir, und später kamen ein paar von der Taplower Gesellschaft herüber, um uns zu besuchen. Nachdem sie wieder fort waren, gingen wir zum Fluss und ruderten um die Insel und

lasen vor, assen im Tempel zu Abend und kehrten nach dem Dinner nach London zurück. Es war ein vollkommener Tag vollkommenen und unvergesslichen Friedens.

Am anderen Tag traf die ägyptische Delegation ein, und tags darauf schrieb ich:

2. JULI. Heute Nachmittag hatte Adly seine erste Unterredung mit Lord Curzon. Sie waren allein und kamen ganz gut voran. Curzon fragte ihn, was die Delegation wolle. Adly erwiderte, den Milner-Bericht und darüber hinaus die Zaghlul-Vorbehalte. Curzon war offensichtlich erstaunt darüber und fand es bedauerlich. Doch musste Adly als Ausgangspunkt natürlich das Höchstmass verlangen. Das erste Galatreffen soll morgen stattfinden.

Das Folgende ist der kurze Überblick über das Treffen:

Sie waren sieben, wir waren fünf – Lord Curzon, Vansittart (damals Curzons Privatsekretär), Lindsay, Murray und ich. Wir mussten tüchtig schreiben, um von allen Punkten Notizen zu machen. Wir nahmen von 3 bis 6 Uhr an der Sitzung teil, dann musste ich das Protokoll diktieren, eine Arbeit, die mich bis 8.30 Uhr festhielt. Ich glaube nicht, dass Curzon ein guter Unterhändler war. Er war zu sehr Parlamentarier, zu streitlustig und zu bestrebt, zu gewinnen. Adly hielt sich meiner Ansicht nach gut. Nur er, Ruschdi und Curzon sprachen. Die Ägypter schienen im Ganzen recht vernünftig.

26. JULI. Die Ägypter liessen uns heute ihre Formulierung zugehen, die nichts Neues und kein Zeichen eines Zugeständnisses enthält. Die Unterhandlungen könnten jetzt nur noch an der militärischen Frage scheitern, was ich indessen nicht glaube. Die Delegation wird sicher deren Verlängerung über die Ferien hinaus wünschen.

Ich hatte recht. Wir verhandelten bis Mitte August weiter. Dann begaben sich die Ägypter an verschiedene schöne Plätze Europas, wo sie zweifellos ihre Ferien auf Kosten ihrer Regierung sehr genossen. Auch ich nahm einen Monat Urlaub, und als ich wiederkam, war Murray

nach Schottland gefahren, so dass ich die Abteilung vertretungsweise leiten musste:

2. OKTOBER. *Wie ein Bulle kam Allenby heute Morgen in mein Zimmer hereingestürzt. Als er sich einem Dreikäsehoch wie mir gegenüber sah, erwartete er wohl, dass ich in der Bereitschaft, Befehle entgegenzunehmen, stillstehen würde. Als ich ihm ruhig meine Hand entgegenstreckte, guten Morgen wünschte und ihn sich zu setzen bat, blickte er ebenso verduzt wie amüsiert drein, während sein hinter ihm stehender Adjutant nur verduzt aussah. Sein Besuch kam sehr gelegen, da Crowe gerade geäußert hatte, er wünsche ihn zu sehen.*

3. OKTOBER. *Heute kam Murry zurück. Es tut mir leid, dass er wieder da ist, obwohl es in mancher Hinsicht eine Erleichterung bedeutet. Ich habe keine Verantwortung mehr, die ich gerade zu genießen begann.*

12. OKTOBER. *Murray und ich gelangen zu der Ansicht, es lohne sich, weit grössere Konzessionen als die bisher erwogenen zu machen, um eine Übereinkunft mit Ägypten zu sichern.*

21. OKTOBER. *Der Premierminister sagt, es sei Zeit, irgendwo fest aufzutreten, und hat Ägypten für diese Operation gewählt. Es wurde ein Unterausschuss des Kabinetts gebildet, bestehend aus Winston, Austen Chamberlain, Worthington-Evans, Fisher und Curzon. Allenbys auf den morgigen Tag festgesetzte Rückkehr nach Ägypten ist zu seiner grössten Empörung verschoben worden.*

4. NOVEMBER. *Augenscheinlich weigerte sich der Premierminister, den Ägyptern irgendwelche Konzessionen zu machen, die über das hinausgehen, was das Kabinett ursprünglich vor der Ankunft der Delegation gebilligt hatte. Allenby hält dies für katastrophal. Es ist weitgehend sein Fehler, vor dem Kabinett nicht zugunsten der Konzessionen gesprochen zu haben. Für heute Nachmittag um 5 Uhr ist eine Kabinettsitzung einberufen worden, der Allenby beiwohnen soll. Wenn sie seine Reise wieder verschieben, ist das der Gipfel!*

5. NOVEMBER. *Diana und ich fuhren nach dem Lunch*

nach Breccles. Wir mussten in Ely umsteigen und eine halbe Stunde warten. Wir gingen zur Kathedrale, die wunderschön aussah. Sie wirkte sehr stimmungsvoll, und die Umgebung ist entzückend. Es wurde gerade Gottesdienst gehalten, und das Innere war ziemlich dunkel. Draussen herrschte ein vollkommener Herbstabend. Die Bäume alle rostbraun und es lag Frost in der Luft. In Breccles veranstalteten sie bei unserer Ankunft ein überaus lustiges Feuerwerk. Die Gesellschaft wurde nach dem Dinner durch Winstons Ankunft belebt. Wir hatten eine grosse Auseinandersetzung wegen Ägypten. Edwin unterstützte mich recht hitzig. Nur in ihrer Verachtung Allenbys stimmten sie überein, der sich in der Kabinettsitzung anscheinend schwach gezeigt hatte. Winston sagt, wenn Ägypten in sein Ressort fielen, wäre seine erste Tat, Allenby und Zaghul auszubooten. Edwin äusserte, wenn Winston die Betreuung hätte, würde er in drei Monaten eine Verständigung mit Adly erzielen, indem er ihm mehr zugestände, als irgendjemand bisher zu tun vorgeschlagen hätte.

Am 15. November legte die ägyptische Delegation ihr Schlusskommunikä vor und kehrte, da es keinerlei Hoffnung auf eine Verständigung gab, nach Ägypten zurück.

6. DEZEMBER. Heute ein langes Telegramm Allenbys mit dem Vorschlag, sofort die Vertragsbedingungen, die Ägypten zurückgewiesen hat, in Kraft zu setzen, d.h. das Protektorat abzuschaffen und den Ägyptern die Kontrolle über aussenpolitische Angelegenheiten zu gewähren – meiner Ansicht nach ein lächerlicher Vorschlag. Warum etwas ohne Gegenleistung geben, wozu das Kabinett, in der Hoffnung, die ägyptische Frage zu lösen, sich ohnehin nur zögernd entschlossen hatte? In diesem Sinne haben wir einen Entwurf aufgesetzt.

Meine erste Reaktion auf diesen Vorschlag war nicht unnatürlich. Andere teilten sie, doch ich änderte bald meine Meinung. Adly war zurückgetreten. Der Misserfolg der Verhandlungen hatte natürlich sein Prestige im eigenen Land in gleichem Masse geschwächt, wie er das Zagh-

luls steigerte. Das Land war ohne Regierung, und die Auf-
rührer nutzten die Situation aus, um einen anarchistischen
Zustand herbeizuführen. Kurz vor Weihnachten liess Allen-
by in einem Handstreich Zaghul und fünf seiner Anhänger
verhaften und verbannte sie auf die Seychellen. Unruhen
brachen aus, doch vermochte er Herr der Situation zu bleiben,
und wir daheim waren über die nur geringe Verstimmung er-
staunt, die daraus folgte.

13. JANUAR 1922. Heute Morgen erhielten wir im For-
eign Office einen Stoss Telegramme von Allenby. Sarwat ist zu
einer Regierungsbildung bereit. Er kann dies unter gewis-
sen Bedingungen tun, die Allenby ihm zu stellen wünscht,
und für die er die Billigung der Regierung Seiner Majestät
einholen muss. Die Situation sieht wirklich hoffnungsvoller
aus, und die mögliche Lösung der ägyptischen Frage
scheint in Sicht. Es trifft sich unglücklich, dass Curzon in
diesem Moment gerade in Cannes weilt. Briand trat gestern
zurück, ein Schlag für die Entente. Die Konferenz von Cannes ist
vorbei.

18. JANUAR. Heute fand eine Kabinettsitzung über
Ägypten statt, bei der jeder Versuch einer Lösung kläglich
scheiterte; es wurde nur an Allenby telegraphiert, jeman-
den zu schicken – man schlug Amos und Clayton vor –
um ihnen weitere Weisungen zu erteilen. Lindsay meint,
darauf käme es nicht an, und das Ganze würde zunächst
auf Eis gelegt, während Murray es für eine Katastrophe
hält und glaubt, die Verzögerung zerstöre die Möglichkeit von
Sarwats Regierungsbildung.

21. JANUAR. Eine Erwiderung Allenbys. Sollte sein
Vorschlag nicht angenommen werden, würde er zurück-
treten. Er weigert sich, Amos und Clayton nach London zu
schicken, regt aber an, das Kabinett solle Selby anhören,
der morgen zurückkommt. Allenby weiss, dass Curzon ihn
stützt. Die Frage ist die, ob Curzon ebenfalls zurücktritt,
wenn Allenbys Rücktritt angenommen wird. Er sollte es
unbedingt tun. Oder werden andererseits Winston und das
Kabinett nachgeben? Ich glaube es, Murray nicht. Curzon
soll morgen den Premierminister besuchen. Beim Lunch

traf ich kurz Edwin und informierte ihn über Allenbys Rücktrittsdrohung, was ihn sehr interessierte. Er sagte, er selber habe Curzon nicht in dem Glauben unterstützt, wir gäben alles weg, um nichts zu gewinnen. Ich ging ins Büro zurück und sprach mit Murray den ganzen Nachmittag über die Situation. Curzon sollte eigentlich, wenn sein Rat abgelehnt wird, zurücktreten. Ob er es tut?

22. JANUAR. Sonntag. Dicker Nebel. Wir lunchten bei den Laverys. Wir fuhren mit der Untergrundbahn hin und konnten uns kaum den Weg von der Station bis zu ihrem Hause ertasten. Hazel hatte Winston und Michael Collins am vorhergehenden Abend zum Dinner eingeladen und war noch ganz erfüllt von ihnen und ihrer Freude über die gelungene Verständigung mit Craig.

Nachmittags musste ich wegen einiger Papiere, die der Premierminister brauchte, ins Foreign Office gehen. Dann begab ich mich zum Victoriabahnhof, um Selby zu treffen, da er eventuell morgen vor dem Kabinett erscheinen muss und niemand seine Adresse weiss. In der Menge und in dem Nebel verfehlte ich ihn und sprach deshalb jemand anderen an, dessen Gepäck Kairo-Etiketten trug, und fragte ihn, ob er Selby kenne, was glücklicherweise zutraf. Er wusste, dass dieser im Zug gewesen war, und glaubte, er sei im Bahnhofshotel abgestiegen. Ich versuchte es im Grosvenor, wo ich ihn fand. Selby bestand darauf, mir sofort lang und breit über die traurige Lage in Ägypten zu berichten, regte sich sehr auf und ist bereit, zurückzutreten, wenn Allenby es tut. Er zeigte mir ein in Marseille von Allenby erhaltenes Telegramm, des Inhalts, dass alle Sachverständigen ebenfalls zurücktreten würden.

23. JANUAR. Edwin lunchte bei Diana und mir, und wir besprachen die ganze Zeit die ägyptische Frage, wobei Edwin die Ansicht vertrat, man besitze, wenn man das Protektorat weggäbe, ohne dafür einen Vertrag zu erhalten, keine gesetzliche Handhabe, um überhaupt in Ägypten zu bleiben. Nach dem Lunch besuchte er Curzon, der ihn zweifellos um seine Hilfe anzugehen beabsichtigte. Das Kabinett trat um 5 Uhr zusammen und beschloss, dass sich am folgenden Tag ein Kabinettsausschuss bemühen sollte, einen Ver-

tragsentwurf aufzusetzen, der einen annehmbaren Kompromiss vorsähe.

24. JANUAR. Der Kabinettsausschuss schickte ein Telegramm an Allenby mit der Bitte, nicht zurückzutreten, und mit dem Anerbieten, das Parlament um die Erklärung zu bitten, dass das Protektorat abgeschafft werde, wenn in gewissen anderen Punkten eine Übereinkunft erzielt sei. Das ist ganz nutzlos und läuft nur auf die Bestätigung hinaus, dass wir im Falle eines Vertrages versprechen, unseren Teil davon zu erfüllen.

26. JANUAR. Heute Abend fand eine Kabinettsitzung über Ägypten statt wegen eines weiteren Telegramms von Allenby mit der Forderung, dem König seine Rücktritts-erklärung vorzulegen. Abends traf ich Edwin. Anscheinend war er, als er neulich bei uns lunchte, mit mir wirklich derselben Ansicht über Ägypten und stellte sich nur auf die andere Seite, um sich selbst mit meinen Argumenten zu stärken. Er ging direkt zu Curzon und erklärte sich zu seiner Unterstützung bereit, fand diesen aber bereits auf dem absteigenden Ast. Er hatte ein Telegramm nach Kairo entworfen, das anschliessend aufgegeben wurde.

28. JANUAR. Wir haben Allenby ein sehr beleidigendes Telegramm geschickt, mit der Weigerung, seinen Rücktritt anzunehmen, und mit der Aufforderung, zur Berichterstattung zu erscheinen. Er ist reichlich schlecht behandelt worden. Im Büro hatten wir mit der Vorbereitung eines Blaubuches einen sehr geschäftigen Nachmittag.

30. JANUAR. Diana lag abends mit Halsschmerzen zu Bett, ich ass in ihrem Zimmer. Nach dem Dinner kam Edwin. Er war zornig über Winston wegen einer Rede, die dieser über die Inder in Kenya gehalten hatte. Er ist ganz geladen über die Bosheit der Regierung.

2. FEBRUAR. Dianas Erkältung wieder schlimmer. Sie legte sich zu Bett, anstatt mit zum Dinner zu Goonie zu kommen. Ich ging allein, Edwin und Winston waren da, sowie das Ehepaar Ned Grosvenor. Winston meinte zu Beginn des Essens, wir sollten weder über Ägypten noch über Kenya diskutieren, was wir auch taten. Es wurde ein wirklich sehr angenehmer, netter Abend.

3. FEBRUAR. *Allenby verliess heute Kairo. Alle Parteien und Nationalitäten scheinen ihm eine grossartige Abschiedsfeier bereitet zu haben. Northcliffe war ständig bei ihm und hat sich offensichtlich seiner Sache angenommen, da er zweifellos in ihr eine gute Waffe sieht, um die Regierung damit anzugreifen. Tant mieux.*

Am Tage von Lord Allenbys Abreise aus Ägypten verliess ich die Ägypten-Abteilung, so dass ich im letzten Akt dieses Dramas nicht einmal mehr hinter der Bühne eine Rolle spielte. Ich war nicht anwesend, als der Feldmarschall, flankiert von seinen beiden Sachverständigen, Sir Gilbert Clayton und Sir Sheldon Amos, eintraf, gerüstet mit seinem Gegentelegramm, das seine Antwort auf das beleidigende Telegramm darstellte, und entschlossen, sich auf keinerlei Diskussionen einzulassen, sondern entweder seinen Willen durchzusetzen oder zurückzutreten. Dieses Gegentelegramm war ein solch niederschmetterndes Dokument, dass Lord Curzon sich fürchtete, es unter seinen Kollegen zirkulieren zu lassen, jedoch nachgeben musste, als Allenby darauf bestand.

Bei der Unterredung, die zwischen beiden stattfand, merkte Curzon bald, dass Allenby weder beschwätzt noch von seinem Entschluss weggelockt werden könne, und die Aufgabe wurde daher dem Premierminister übertragen. Erst ein Vierteljahrhundert später, bei der Lektüre von Lord Wavells Lebensbeschreibung Allenbys, erfuhr ich, was in dieser Unterredung zur Sprache gebracht worden war.

Allenby wurde von seinen Sachverständigen begleitet und hielt an seiner Politik der Weigerung, etwas zu diskutieren, fest, doch Amos sah sich – durch eine Bemerkung des Premierministers gereizt – zu einem Protest veranlasst. Eine Auseinandersetzung schien unvermeidlich, jedoch hielt Allenby sie mit der Bemerkung auf, es sei nutzlos zu streiten: «Ich habe Ihnen gesagt, was ich für nötig erachte. Sie wollen es nicht haben. Und es steht mir nicht zu. Sie zu zwingen. Fünf Wochen lang habe ich auf eine Entscheidung gewartet und kann nicht länger warten. Ich werde Lady Allenby auffordern, zurückzu-

kommen.» Lloyd George wusste, dass er geschlagen war. Wie konnte er, ein liberaler Premierminister, zum Unterhaus gehen und erklären, er sei weniger liberal gesinnt als der strenge Soldat, den er ausgesandt hatte, um Ägypten zu regieren? Er verstand es aber auch, eine Niederlage hinzunehmen. Während er seine Hand leicht auf den Arm des Feldmarschalls legte, sagte er zu ihm: «Sie haben fünf Wochen gewartet, Lord Allenby, warten Sie noch fünf Minuten» – und fuhr mit seiner Erklärung fort, den ganzen Plan mit einigen unbedeutenden Berichtigungen annehmen zu wollen. Diese erwiesen sich nach Prüfung durch die Sachverständigen als völlig improvisiert, zweifellos dazu bestimmt, das Gesicht derer zu wahren, die den Plan als unannehmbar angeprangert hatten.

Obgleich ich nichts von dem wusste, was sich bei diesen Unterredungen ereignet hatte, war ich mir natürlich darüber klar, dass die Regierung nachgegeben und Lord Allenbys Vorschläge angenommen hatte. Ich hörte deshalb einen Monat später mit einiger Verwunderung Austen Chamberlain im Unterhaus versichern, es sei Lord Allenby gewesen, der sich ergeben und, als ihm die Gedanken der Regierung «von Angesicht zu Angesicht» erklärt worden waren, diese freudig angenommen habe. Die Tage von Lloyd Georges Herrschaft und die seiner in Misskredit gebrachten Koalition waren gezählt. Zu derartigen Ausflüchten waren er und seine Kollegen gezwungen, um ihren wackeligen Bau zu stützen.

VII. KAPITEL

PRIVATSEKRETÄR

1922-1924

Obgleich ich bedauerte, die Ägypten-Abteilung in einem für die Geschichte Ägyptens so dramatischen Augenblick zu verlassen, war ich doch über meinen neuen Posten eines Privatsekretärs beim Unterstaatssekretär im Parlament äusserst zufrieden. Nie hatte ich die Hoffnung aufgegeben, einmal Parlamentsmitglied zu werden. Im Verlauf der Jahre nahm diese Hoffnung zu, und am 30. NOVEMBER 1922 verzeichnete ich in meinem Tagebuch:

Die ganze Zeit beschäftigte Dianas und meine Gedanken ein Gegenstand, den wir den «Plan» nennen. Kurz gesagt, wir wollen nach Amerika gehen, damit sie beim Film in einigen Jahren ein grosses Vermögen verdienen könnte. Für mich schliesst dies das Aufgeben des Foreign Office ein mit dem Gedanken, bei unserer Rückkehr für einen Sitz im Parlament zu kandidieren. Es könnte vielen so scheinen, als hätte ich mich entschlossen, das Arbeiten aufzugeben und vom Gelde meiner Frau zu leben. Ich sollte daher tüchtig arbeiten und mich bemühen, mein Buch über Talleyrand zu schreiben – der einzige Weg, auf dem ich ins Parlament gelangen, der einzige Weg, auf dem jeder von uns je Reisen machen könnte, wonach wir beide uns sehnen. Ich fühle, dass es richtig ist, obwohl ich natürlich zögere, einen Beruf aufzugeben, in dem ich zehn Jahre gearbeitet und den ich gerne habe. Es wird ein grosses Abenteuer sein und unendlich viel besser, als im ausgetretenen Geleise weiterzufahren.

Geldmangel war von Anfang an eine unserer Schwierigkeiten, und wir hatten uns energisch bemüht, damit fertig

zu werden. Noch ehe wir verheiratet waren, hatte Lord Beaverbrook liebenswürdigerweise sechs gut bezahlte Artikel für sein neues journalistisches Wagnis, den *Sunday Express* in Auftrag gegeben. Sie waren so erfolgreich, dass der *Express* und andere Zeitungen weitere Artikel bestellten, manchmal Berichte über öffentliche Geschehnisse, manchmal Beiträge zu einer die Gemüter der Zeitungsleser beschäftigenden Diskussion. Kurz nach unserer Heirat übernahm Diana die nominelle Schriftleitung einer neuen *Femina* genannten Monatsschrift. Ihre Arbeit beschränkte sich auf einen sehr langen Leitartikel in jeder Nummer, doch war dem Magazin nur eine kurze Lebensdauer beschieden.

Entscheidender als diese journalistischen Versuche waren zwei Filme, in denen Diana mitspielte, und die den grössten Teil ihrer Zeit in Anspruch nahmen, während ich mich mit Adly und Zaghlul befasste. Diese Filme gehörten zu den ersten Farbfilmen, wurden in England mit englischer Besetzung gedreht und waren beide historischen Inhalts. Der erste handelte von der Regierung Karls II. einschliesslich der Pest und des Brandes von London. Der zweite spielte in den Tagen Elisabeths I., und Diana wurde die Rolle der Königin übertragen, für die sie sich nicht eignete. Ich habe mir nie etwas aus geschichtlichen Filmen gemacht, vielleicht weil ich etwas von Geschichte verstehe, doch diese beiden hielt ich in ihrer Art für leidlich gut und fand die Farben erstaunlich befriedigend. Gross war der Erfolg nicht, indessen bekamen diejenigen, die an diesem Geschäft interessiert sind, Kenntnis von Dianas schauspielerischen Fähigkeiten, was später Früchte tragen sollte.

Einer der Gründe, warum ich mit meinem neuen Posten so zufrieden war, bestand darin, dass ich als Privatsekretär im Jahre zusätzliche £ 150 erhielt – keine grosse Summe, doch in jenen Tagen zählte sie. Weit wichtiger erschien mir die Tatsache, dass ich mich nunmehr in engem Kontakt mit dem Unterhaus befand. Da der Staatssekretär, Lord Curzon, im Oberhaus sass, fiel die ganze Arbeit des Unterhauses dem Unterstaatssekretär zu, dessen Privatsekretär auf den für Verwaltungsbeamte reservierten Sitzen «unter

der Galerie» bei der Fragestunde und bei jeder Debatte, in der auswärtige Angelegenheiten zur Diskussion standen, anwesend sein musste. Hier war für einen jungen, nach politischer Karriere strebenden Mann eine wundervolle Gelegenheit, Verfahren, Methoden und Stimmungen des Unterhauses zu studieren.

Während der zwei Jahre, in denen ich diesen Posten innehatte, diente ich drei Herren, einem liberalen, einem konservativen und einem Labour-Mitglied. Ich freue mich darüber, mit allen dreien gut ausgekommen zu sein und an jeden von ihnen gleichermaßen angenehme Erinnerungen zu bewahren.

Der erste von ihnen war Cecil Harmsworth. Er hatte seinen Sitz während seiner parlamentarischen Karriere als Liberaler innegehabt und seine jüngste Beförderung zweifellos der Freundschaft seines Bruders, Lord Northcliffe, mit dem Premierminister verdankt. Lloyd Georges Freundschaften waren jedoch nicht immer von Dauer, und die Freunde von gestern wurden mitunter die erbittertsten Feinde von morgen. Seine Beziehungen zu Northcliffe boten ein Beispiel dieser in Hass verwandelten Liebe und veranlassten ihn zu heftiger Gegnerschaft. Die Lage des armen Cecil Harmsworth zwischen diesen mächtigen Gegenspielern war wenig beneidenswert. Er war eine Art Liebespfand, ein Beweis früherer Zuneigung, ein weder zurückgefordertes noch zurückgewiesenes Pfand. Am 10. MAI schrieb ich in mein Tagebuch:

Ich fand eine Mitteilung von Harmsworth vor, er hoffe, Montag zurück zu sein, und er glaubte, wie er hinzugefügt hatte, dass Wickham Steed, Northcliffe und die TIMES seine Stellung dem Premierminister gegenüber unerträglich machen, und dass er deshalb sehr deprimiert sei. Hoffentlich tritt er nicht zurück.

Ich hatte keinen Grund, mir einen anderen Chef zu wünschen. Er war freundlich, rücksichtsvoll und stellte nur ein Mindestmass von Anforderungen an seinen Sekretär. Nicht nur, dass er mich nie um etwas zu bitten pflegte, was nicht zu seinen Foreign-Office-Pflichten gehörte, sondern auch

der ihm vom Foreign Office zugeteilten Sekretärin diktierte er niemals einen Brief an einen Wähler oder rein privaten Inhalts. Auch gestattete er nicht, dass solche Schreiben auf Briefbogen des Foreign Office geschrieben wurden. Er hatte seinen eigenen Sekretär, der täglich kam, um solche Dinge zu erledigen. Nur wenige Minister beflissigten sich einer so hohen Redlichkeit, und auch ich kann nicht von mir behaupten, später ebenso gehandelt zu haben.

Ein politisches Ereignis, das sich bald zutrug, nachdem ich meinen neuen Posten übernommen hatte, war der Rücktritt meines Freundes Edwin Montagu. Er hatte, ohne das Kabinett zu befragen, in der Presse eine Feststellung unterstützt, es sei vom Standpunkt der indischen Regierung der Gefühle der Moslem wegen wesentlich, dass gewisse Territorien, einschliesslich Konstantinopels, Thrakiens und Smyrnas, der Türkei wiedergegeben werden sollten. Am Nachmittag des Tages, an dem diese Ankündigung erschien, stellte Austen Chamberlain, der damalige Leader des Hauses, fest, der Staatssekretär für Indien sei zurückgetreten – eine Mitteilung, die von der Torypartei mit lauten Beifallsrufen entgegengenommen wurde. Ich schrieb: «Was Edwin zu diesem Schritt veranlasste, kann sich niemand erklären. Ob er sich darüber klar war, dass er ohnehin gehen musste, und die Gelegenheit für seinen Rücktritt günstig fand, oder ob er einfach den Kopf verloren hatte, oder ob es eine Mischung von beidem war, kann ich nicht sagen.» Trotz seines persönlichen Charmes war er kein beliebtes Regierungsmitglied, und es sah zu jener Zeit aus, als ob die Koalition ihn dem Rudel der konservativen Wölfe hingeworfen hätte, die bereits nach seinem Blute lechzten. Wenn es so war, diente dieses Opfer – wie es bei Opfern gewöhnlich der Fall ist – nur dazu, einen vorübergehenden Aufschub zu sichern. Der Zwischenfall bewies, dass in der Politik der Persönlichkeit höhere Bedeutung zukommt als dem Prinzip. Denn hier freuten sich die traditionell für die Türken und für die Moslems eingestellten Konservativen über den Sturz eines Mannes, der für diese Sache gegen die traditionelle liberale, den Griechen



Student in Oxford

freundliche Politik kämpfte, die sich bekanntlich der Unterstützung des Premierministers erfreute.

Mit der Begründung, dass die Fragen auswärtiger Angelegenheiten miteingeschlossen seien, gelang es mir, im Unterhaus bei seiner Abschiedsrede anwesend zu sein – die erste von vielen solchen Situationen, denen ich beigeohnt habe. Meiner Ansicht nach hätte er sich mehr der öffentlichen Politik als dem persönlichen Verhalten widmen sollen. Er versuchte, seine ohne die Zustimmung des Kabinetts erfolgte Autorisierung der Veröffentlichung zu rechtfertigen, was nicht zu rechtfertigen war. Er hätte vielmehr nachweisen sollen, dass seine Politik die richtige war – wie sich später auch erwies – und dass er, angesichts der Weigerung seiner Kollegen, seine Politik anzunehmen, versucht hatte, sie durch die Veröffentlichung zu zwingen. Das wäre kühn gewesen und hätte seine Rückkehr erleichtert; aber er war kein Mensch, der Kühnheiten liebte, und es sollte für ihn leider keine Rückkehr geben.

Wie richtig Edwin Montagu die Situation eingeschätzt hatte, zeigten die folgenden Ereignisse im Nahen Osten. Die Siege Mustapha Kemals gaben der Türkei alle Territorien zurück, die Edwin ihr abzutreten wünschte, und sechs der führenden Politiker Griechenlands, alle frühere Premierminister, die glaubten, sie könnten sich bei ihrem Widerstand gegen die türkischen Ansprüche auf die englische Unterstützung verlassen, wurden vor ein Exekutionskommando gestellt. Im Verlauf dieser Ereignisse sah sich Grossbritannien am Rand eines Krieges mit der Türkei. Es liefen sogar Gerüchte um, dass Minister den Krieg als das beste Mittel ansähen, um das Leben der Koalition zu verlängern. Im Foreign Office herrschte allgemein die Ansicht, Curzon gehöre zu diesem Zeitpunkt nicht zum engeren Kreis der Minister, und es würden entscheidende Beschlüsse gefasst, ohne ihn zu befragen, da der Premierminister aus Erfahrung zu der Ansicht gelangt war, dass er – Curzon – unter keinen Umständen seinen Rücktritt einreichen würde.

Als ich von meinem Sommerurlaub in Venedig zurückkehrte, war die Krisis auf dem Höhepunkt angelangt:

9. SEPTEMBER. Mr. Harmsworth kehrte heute Nachmittag wegen der Kriegspanik und Curzons Reise nach Paris unerwartet zurück. Ich kann nicht glauben, dass wir in irgendeinen Kampf verwickelt werden sollten.

20. SEPTEMBER. Curzons heutiges erstes Gespräch mit Poincaré verlief recht befriedigend. Sie stimmten hinsichtlich der Notwendigkeit einer Konferenz überein. Inzwischen wurde dem Oberbefehlshaber der Seestreitkräfte im Mittelmeer Weisung erteilt, jede für notwendig erachtete Massnahme zu ergreifen, um Kemals Streitkräfte daran zu hindern, die Meerengen zu überschreiten. Dies könnte zu einem Zwischenfall wie Navarino oder Kopenhagen führen.

22. SEPTEMBER. Nach Berichten aus Konstantinopel ist Kemal entschlossen, nach Konstantinopel und Chanak vorzudringen. Das bedeutet Krieg. Heute Morgen kam ein amüsanter Telegramm von Curzon über Unterredungen mit den Serben und Rumänen in Paris und über die törichte Hartnäckigkeit Pasitschs. Curzon ist ein Meister in der Kunst, sich bei Gesprächen die beau rôle zu geben. Das Zweite Grenadierbataillon und ein Coldstream Bataillon rücken aus.

24. SEPTEMBER. Curzon hat sich mit Poincaré und Sforza über die Bedingungen der an Kemal adressierten Einladungen geeinigt. Es sah zuerst nicht so aus, als ob ihm dies gelänge, und sein Erfolg bedeutet einen grossen Triumph. Nun sieht es plötzlich so aus, als sollte alles gut gehen. Wir sind meiner Ansicht nach sehr unbesonnen vorgegangen und haben Glück, so gut davongekommen zu sein. Ich bin nicht derselben Ansicht, wie die meisten Leute, sondern glaube, die Franzosen hätten recht, sich aus Chanak zurückzuziehen. Die dortigen Truppen dienen keinem praktischen Zweck und waren eine Herausforderung für Kemals siegreiche Armee, vor allem nach unserer säbelrasselnden Erklärung vom 16. September (die Lord Curzon vor ihrer Veröffentlichung nicht gesehen hatte). Hätte Kemal diese Truppen angegriffen und vernichtet, was er dem Anschein nach leicht hätte tun können, wären wir unwiderruflich in einen langen, kostspieligen Krieg verwickelt worden. Ich glaube, England und Lloyd George haben das an Pre-

stige verloren, was Frankreich und Curzon gewonnen haben. Es gab einen aussergewöhnlichen Auftritt bei der Zusammenkunft am Freitag, als Poincaré jede Selbstbeherrschung verlor und in einer Weise gegen Curzon tobte, dass dieser unter Protest das Zimmer verliess. Poincaré musste hinter ihm herlaufen und sich entschuldigen, um ihn wieder zurückzuholen.

Während dieser Zeit erschien in irgendeiner, dem sogenannten Gesellschaftsklatsch gewidmeten Zeitungsspalte eine Mitteilung, Diana und ich hätten für die Sommermonate einen Palazzo in Venedig erworben. Das Ergebnis war:

9. OKTOBER. *Am Nachmittag schickte Bland nach mir und sagte, Curzons erste Handlung bei seiner ruhmreichen Rückkehr aus Paris, wo er das Schicksal der Nationen entschieden habe, sei ein Anruf bei Crowe gewesen, dem gegenüber er äusserte, ich hätte seiner Ansicht nach zu viel Urlaub. Ich rechnete Bland vor, wieviel Urlaub ich genommen hatte und bewies mit leichter Kürzung der Oster- und Pfingstepisoden, dass ich weniger gehabt hatte, als mir zustand. Ich sagte ihm auch gleich, dass ich heute für drei Tage zur Jagd nach Belvoir fahren wollte. Crowe schickte darauf eine Notiz an Curzon, des Inhalts, wieviel Urlaub ich gehabt hätte, dass er meine Absicht, drei Tage wegzugehen, verstehe und keinen Grund sehe, mich daran zu hindern.*

Folglich fuhr ich weg und schrieb bei meiner Rückkehr:

13. OKTOBER. *Heute Morgen zeigte mir Bland Curzons Notiz über die Darstellung, die Crowe ihm wegen meiner Urlaubsfrage gesandt hatte. «Es ist nicht so sehr sein gewöhnlicher Urlaub, gegen den ich etwas einzuwenden habe, sondern seine Fähigkeit, während er seinen Pflichten nachkommt, gleichzeitig eine Menge – von seinen Mitarbeitern nicht beanspruchter – gesellschaftlicher Zerstreuungen zu geniessen.» Noch nie hatte ich eine so völlig sinnlose Faselei gelesen, was ich auch äusserte, und Bland stimmte mir bei. Er erzählte mir, Crowe habe dazu be-*

merkt, gerade solche Zwischenfälle machten es unmöglich, für den Staatssekretär irgendwelche Achtung zu empfinden.

Cecil Harmsworth' Reaktion war sogar noch heftiger. Schliesslich war doch er mein Chef, und der Umfang meines Urlaubs in erster Linie seine Sache. Wenn das Unterhaus nicht zusammengetreten und er abwesend war, gab es für seinen Privatsekretär nur sehr wenig zu tun.

16. OKTOBER. Ich erzählte Harmsworth von dem Vorfall mit Lord Curzon. Er war empört, erklärte es für eine infernalische Unverschämtheit von Seiten Curzons und schwor, die Sache in Ordnung zu bringen. Ich weiss nicht, was er unternehmen wird.

Er hatte keine Zeit, viel zu unternehmen, denn drei Tage später:

18. OKTOBER. Ein ereignisreicher Tag. Chamberlain erlitt morgens im Carlton Club eine Niederlage. Der Premierminister demissionierte am Nachmittag. Während ich dies schreibe, erwarte ich Harmsworth' Rückkehr, der nach Nr. 10 hinübergewandert ist. Er fand den Premierminister aussergewöhnlich heiter, nur machte sich dieser Gedanken darüber, was er am Samstag in Leeds sagen soll.

Einige Tage später nahm Harmsworth beim Staatssekretär seinen Abschied.

Er sagte, nachdem er bei Curzon gewesen war, er glaube, meine Angelegenheit in Ordnung gebracht und sehr energisch gesprochen zu haben. Curzon sei ausserordentlich nett gewesen.

Kurz vorher hatte er mir mitgeteilt, er beabsichtige nicht, wieder für das Parlament zu kandidieren. Er war durch Lord Northcliffes Tod sehr angegriffen, der nach einem im August erlittenen geistigen Zusammenbruch erfolgt war. Wie er mir sagte, hielt er dies für eine Warnung, dass Männer seiner Familie nach einem gewissen Alter nicht zu schwer arbeiten sollten, was mich leicht amüsierte, denn ich bezweifelte, ob übermässige Hingabe an schwere Arbeit jemals Cecil Harmsworth' Schwäche gewesen ist. Einen seinem dynamischen Bruder weniger ähnlichen Menschen

konnte man sich kaum vorstellen. Er war dazu geboren, das geruhsame Leben eines Landedelmannes zu führen, Beiträge für den *Field* zu schreiben, und eine reizende Broschüre über das Fischen mit Fliegen zu verfassen. Dank seines weisen Entschlusses, seine geistigen Fähigkeiten nicht über Gebühr anzustrengen, lebte er, wie ich mit Vergnügen berichten kann, noch sechsundzwanzig Jahre.

Bonar Law wurde Premierminister, Curzon blieb Aussenminister, und bald darauf wurde Ronald McNeill zum Unterstaatssekretär ernannt und damit mein zweiter Chef. Er stammte aus Ulster, war ein überzeugter Tory und hatte vor vielen Jahren durch den Sitzungssaal des Unterhauses ein Buch gegen Winston Churchill geschleudert. Später wurden sie gute Freunde und arbeiteten gemeinsam als Schatzkanzler, beziehungsweise Finanzsekretär beim Schatzamt – eine fruchtbare Zusammenarbeit.

Ich konnte mich meinem neuen Chef nicht sogleich vorstellen, weil die Regierung, da sie keine unabhängige Majorität besass, sofort einen Volksentscheid herbeiführen musste, und McNeill sich bereits in seinen Wahlkreis Canterbury begeben hatte, wo er bis nach der Wahl blieb. Im Verlauf dieses Wahlkampfes beging ich eine schwere Unklugheit.

9. NOVEMBER. Fuhr mit dem Wagen nach Bethnal Green zu einer politischen Versammlung. Auf dem Weg dorthin bat mich Scatters (Sir Matthew Wilson, das Parlamentsmitglied) zu sprechen. Ich habe natürlich kein Recht dazu, doch schien wenig Gefahr zu bestehen, dass es je ruchbar würde, und so stimmte ich zu. Es war eine sehr lärmende Versammlung mit vielen Kommunisten, die einen kaum zu Wort kommen liessen, doch brachte ich es fertig, eine Zeitlang zu reden, etwas, was ich seit Oxford nicht mehr getan habe. Ich genoss es gründlich.

Den Verwaltungsbeamten ist es zu Recht untersagt, an der Parteipolitik teilzunehmen, und ich hatte daher ein törichtes Risiko auf mich genommen, denn wäre ich entdeckt worden, hätte ich ernsthafte Schwierigkeiten gehabt. Dies zeigt nur, wie stark ich zu dieser Zeit den Wunsch

nach öffentlichem Wirken hegte. Leider muss ich gestehen, dass mein Kandidat seinen Sitz verlor, obgleich ich nicht glauben kann, dass meine Rede zu seiner Niederlage beigetragen hatte.

Schon bald verbanden mich sehr freundschaftliche Beziehungen mit Ronald McNeill, dessen einziger Fehler meiner Meinung nach in einem ausserordentlichen Widerstreben bestand, zum Lunch auszugehen. Er war nicht mehr jung, es war sein erster ministerieller Posten, und er war entschlossen, tüchtig zu arbeiten. Er entwickelte daher die meiner Ansicht nach absonderliche Gewohnheit, Sandwiches ins Büro mitzunehmen und dort zu bleiben, bis er ins Unterhaus ging. Ich war infolgedessen gelegentlich gezwungen, meine Gewohnheiten den seinen anzupassen, obwohl es gegen meine Prinzipien versties. Ich war einmal tief beeindruckt von der Bemerkung eines alten Beamten im Foreign Office, den ich eines Nachmittags sehr niedergeschlagen antraf. Auf meine Frage, ob etwas nicht in Ordnung sei, erwiderte er, es sei etwas durchaus nicht in Ordnung, er habe nämlich einen schlechten Lunch gehabt. Als ich sein Missgeschick leicht zu nehmen schien, sagte er: «Bedenken Sie, die Anzahl der Lunchs in unserem Leben ist begrenzt. Es ist deshalb eine traurige Sache, wenn einer davon schlecht ist.» Von der Zeit an habe ich mein Bestes getan, um zu vermeiden, in diesen Fehler zu verfallen.

Mein neues Arbeitsgebiet gehörte sicher zu den angenehmeren im Foreign Office. Im Gegensatz zu den meisten Wirkungskreisen im Verwaltungsdienst, war es nicht eintönig. Tagte das Haus, war meine Arbeit äusserst anstrengend, tagte das Haus nicht, hing die Arbeitsmenge von der Tätigkeit meines Chefs ab, der, wie tatkräftig er auch sein mochte, ziemlich viel Zeit in seinem Wahlkreis verbringen musste, wodurch er dem Gesichtskreis seines Privatsekretärs im Foreign Office entschwand.

Parlamentarische Anfragen sind Gift im Leben des Privatsekretärs. Achtundvierzig Stunden, bevor sie beantwortet werden sollten, mussten sie gedruckt und in Umlauf gesetzt sein, doch war der Zeitraum viel zu kurz, um ihnen durch die Labyrinth, die sie zwangsläufig zu durchlaufen hatten,

zu folgen. Von der Zentralregistratur wurde die Frage zu der betreffenden Abteilung geleitet, die sie sehr oft einem anderen Dezernat zuzuschieben versuchte. War das Problem der Beantwortung geregelt, so waren möglicherweise einige Nachforschungen erforderlich, und die Anfrage musste erst durch die drei Büros der Abteilung gehen, ehe sie zum Unterstaatssekretär geschickt wurde, der sie dem Ständigen Unterstaatssekretär weitergab. Von diesem gelangte sie zum Parlamentarischen Unterstaatssekretär, meinem Chef, der sie, nachdem er sie gutgeheissen oder abgeändert hatte, dem Staatssekretär zuleitete, öfters pflegten auch die Fragen unterwegs zwischen den Papierstössen auf dem Schreibtisch irgendeines Bearbeiters verlorenzugehen, und dann oblag es mir, sie aufzuspüren und ihnen von einem Versteck zum anderen zu folgen. Konnte ich sie vor Mitternacht oder später zu Lord Curzon bringen, so wusste ich, dass ich sie am nächsten Morgen mit seiner endgültigen Entscheidung auf meinem Schreibtisch vorfinden würde. Er war ein Nachtarbeiter und liess über Nacht kein ungelesenes Schriftstück auf seinem Tisch. Am anderen Morgen jedoch war der Zutritt zu ihm weniger leicht, und obwohl die Unterhausanfragen höchsten Vorrang hatten, brachte mir die Aufgabe, die Aufmerksamkeit Seiner Lordschaft vor dem Lunch auf irgendein Schriftstück zu lenken, manche bange Stunde. Der Grund lag nicht in seinem späten Aufstehen oder in seiner mangelnden Bereitschaft, die laufenden Geschäfte zu erledigen, sondern darin, dass seine Vormittage so sehr mit anderen Aufgaben angefüllt waren, denen er seine Aufmerksamkeit zuzuwenden hatte, dass sich seine Sekretäre nur ungern einmischten.

Ein anderer Dorn im Fleische eines Privatsekretärs waren die persönlichen Interpellationen. Eine Anfrage solcherart konnte mit Erlaubnis des Speakers am Morgen desselben Tages, an dem sie beantwortet werden musste, an den Minister gesandt werden. Die bei der Beantwortung von Fragen sich ergebenden Schwierigkeiten kann man sich bei der schwerfälligen Methode des Foreign Office vor-

stellen. Selbst wenn die endgültige Form der Beantwortung Zustimmung gefunden hatte, war die Verantwortung des

Privatsekretärs noch nicht zu Ende, da der Minister in Erwartung nachträglicher Fragen noch in letzter Minute zusätzliche Informationen verlangen könnte. Um diese zu liefern, war die Anwesenheit des Privatsekretärs im Hause erwünscht. Diese Arbeiten, verbunden mit der Anwesenheit während der Debatten über auswärtige Angelegenheiten, die bis spät in die Nacht dauern konnten, gestalteten das Leben eines Privatsekretärs ausserordentlich betriebsam. Brach jedoch das Haus am Freitagnachmittag seine Sitzungen ab, war seine Arbeit beendet und – anders als bei seinem Chef – beanspruchten keine zudringlichen Wähler seine Aufmerksamkeit.

6. MÄRZ. Heute Nachmittag Debatte über die Ruhr. Curzon machte gestern ein grosses Getue, weil niemand im Office wusste, dass hierüber gesprochen werden sollte. Es gab aber keinerlei Grund, warum sie es hätten wissen sollen, da sich doch der Premierminister damit belastet. Curzon veranlasste jedoch einen der Privatsekretäre des Premierministers zu der Äusserung, er hätte gerne unsere Unterstützung. Dies hatte zur Folge, dass die unglückliche Abteilung dazu gebracht wurde, eine Menge Memoranden aufzusetzen, die der Premierminister natürlich niemals anschaute. überdies schrieb Curzon einen äusserst groben Brief an McNeill voller bissiger Bemerkungen über «Ihren Privatsekretär». Es war eine stumpfsinnige Debatte, erst um 8.15 Uhr beendet.

15. MAI. Diana bekam ein Angebot, im nächsten Winter in New York im «Mirakel» von Carl Vollmoeller zu spielen.

Dieses Angebot, zu dem ich mich damals noch nicht näher äusserte, sollte uns für die Zukunft grossen Erfolg einbringen und die Antwort auf unseren sogenannten «Plan» bedeuten. Morris Gest, der amerikanische Impresario, der für die Inszenierung des «Mirakel» verantwortlich und dessen Idee es gewesen war, Diana die Hauptrolle zu übertragen, traf im Spätsommer ein. In den Ferien gingen wir nach Salzburg zu Max Reinhardt, damit er Diana sehen und sich von ihrer Eignung überzeugen konnte.

Schloss Leopoldskron, wo Reinhardt lebte, war ein schö-

nes Haus, das früher einmal, wie ich glaube, Landsitz des Fürstbischofs gewesen war. Reinhardt war ein Mensch von erlesenem Geschmack, und die Ausstattung des Hauses vollendet. Aber ich hatte das Empfinden, als gehöre er selber nicht hierher, und als zeige seine anziehende Schüchternheit, dass er darum wusste. Jeder Raum war wundervoll eingerichtet, wirkte aber allzu sehr als Bühnenbild. Mein Gefühl, ich sei im Theater, wurde bestätigt, als beim Dinner ein weissbärtiger Majordomo – würdig eines Erzbischofs oder Erzherzogs – eine in eine Serviette gehüllte Flasche hereintrug, von der man vermuten konnte, sie enthalte entweder den besten Champagner oder kaiserlichen Tokaier. Aus dieser schenkte er Bier ein, das einzige Getränk, das zu der mageren Mahlzeit vorgesehen war.

Doch ich hatte Reinhardt gern, obwohl ich angesichts der Erkenntnis beschämt war, mein Deutsch so weitgehend vergessen zu haben, dass ich unfähig war, ein vernünftiges Gespräch mit ihm zu führen. Er wurde und blieb ein guter Freund Dianas, und ehe wir Salzburg verliessen, wurden alle Abmachungen für sie getroffen, um Ende des Jahres an der Aufführung des «Mirakel» in New York mitzuwirken. Ihre Gage sollte so hoch sein, dass mein Austritt aus dem Foreign Office greifbare Formen annehmen konnte, vorausgesetzt, dass die Aufführung ein Erfolg wurde.

Während der Pfingstferien hatten wir eine Pilgerfahrt nach Saint Sauveur in den Pyrenäen gemacht, wo ich Diana zu einer Kur zurückliess. Nach meiner Abreise kam unsere liebe Freundin Katharine Asquith zu ihr. Als sie auf ihrer Rückreise durch Lourdes kamen, sprachen beide dort ein Gebet, Diana, dass sie ein Kind bekommen möge, Katharine, dass sie zum Katholizismus bekehrt werde. Als die Stunde kam, wurden beide Gebete erhört.

Während unserer Reise trat Bonar Law zurück und Baldwin wurde sein Nachfolger. Der Wechsel wirkte sich nicht weiter auf mich aus, da Lord Curzon, der auf das Amt des Premierministers gehofft, im Foreign Office verblieb, und McNeill, der seine Versetzung ins Gesundheitsministerium befürchtet hatte, zu seiner eigenen Befriedigung am alten Platz verharrte.

Im Herbst nahmen unsere Reisepläne nach Amerika greifbarere Gestalt an. Meine schwindende Neigung zu meiner Karriere im Foreign Office war zweifellos die Ursache, dass ich den Entschluss fasste, Diana auf ihrer Reise zu begleiten, obwohl mein Jahresurlaub bereits erschöpft war, um dann mit dem gleichen Schiff wieder nach England zurückzukehren. Dies bedeutete eine dreiwöchige Abwesenheit vom Dienst, doch wurde der Vorschlag durch die bevorstehenden allgemeinen Wahlen annehmbarer, da diese McNeill für etwa die gleiche Zeitspanne vom Büro fernhalten würden. Er legte mir keine Schwierigkeiten in den Weg, und so schifften wir uns auf der «Aquitania» nach New York ein. Ich genoss diese Reise wie alle folgenden Fahrten über den Atlantik. Wir kannten niemanden an Bord, waren uns aber selber genug, und die Reise bedeutete uns beiden etwas Neues.

Mein erster Eindruck von Amerika war nicht besonders glücklich. Es war die Zeit, in der das Leben für reisende Europäer durch das unheilvolle Experiment der Prohibition unerträglich gemacht wurde. Für sie war es schlimmer als für die Amerikaner, die zumeist nicht daran gewöhnt sind, zu den Mahlzeiten Wein zu trinken. Wer zufällig doch diese Gewohnheit angenommen hatte, der hatte auch zweifellos seinen Keller gut versehen, ehe der Schlag fiel. Die wohlorganisierten «Flüsterkneipen», die später eine erfreuliche Abwechslung in der Befolgung des Gesetzes boten, waren noch nicht entstanden. Es gab zwar viele Restaurants, in denen zweifelhafte geistige Getränke zu hohen Preisen zu haben waren, für einen friedlichen Ausländer, der sich als Gast des Landes zur Befolgung des Gesetzes mehr verpflichtet fühlte, als es zu Hause der Fall gewesen wäre, war es jedoch äusserst unangenehm, das Gewünschte durch ein Zwinkern und einen heimlichen Rippenstoss vom Kellner zu erlangen, wodurch er sich stillschweigend zum Mitschuldigen machte.

Die katastrophalen Folgen der Prohibition, die hier nicht aufgeführt zu werden brauchen, sollten allen zukünftigen Gesetzgebern als Warnung dienen, niemals ein Gesetz zu erlassen, das ehrbare Bürger zwangsläufig durchbrechen

müssen. Vom Präsidenten selber, von den Richtern des Obersten Gerichtshofes abwärts gab es niemanden, der über der Verletzung des achtzehnten Änderungsantrags stand. Ohne Zweifel gab es viele lebenslängliche Abstinenzler, die keine Schwierigkeit darin sahen, und die sich an den Leiden, die sie ihren Landsleuten auferlegten, freuten.

Man darf indessen nicht glauben, das gastlichste Volk der Welt habe nur einen Augenblick geduldet, dass es mir an irgendetwas fehlte, was es mir beschaffen konnte. Noch am Nachmittag unserer Ankunft wurde ein Geschenk in Form von Whisky in unserem Hotel abgegeben, dessen Absendung wie Annahme in sich schon einen Bruch der Verfassung bedeutete, und am anderen Morgen nahm mich mein alter Freund und Kriegskamerad Carroll Carstairs mit in seinen Klub, wo er mich nicht nur Mitglied werden liess, sondern mir auch den Schlüssel seines mit Spirituosen wohl versorgten Schrankes überreichte und mich aufforderte, mich zu bedienen, so oft ich das Bedürfnis nach einer Erfrischung verspürte.

Nach sechs Tagen fuhr ich traurig zurück – traurig, weil es der Anfang unserer ersten langen Trennung war. Ich kam am Schluss der zweiten allgemeinen Wahlen von 1923 an, die durch Baldwins Entschluss, ein Mandat für die Politik der Schutzzölle zu beantragen, verursacht worden waren. Das Ergebnis war, dass die Konservativen ihre unabhängige Mehrheit verloren, und obzwar sie die grösste Partei im Hause waren, wurde es den Labours mit liberaler Unterstützung möglich, eine Regierung zu bilden. Baldwin beschloss, im neuen Jahr mit einem Programm vor das Parlament zu treten, in welchem die Schutzmassnahmen fallen gelassen worden waren, und der liberalen Partei die Entscheidung zu überlassen, wer regieren sollte. Mein eigenes Leben blieb vorläufig unverändert, weil die Konservativen von Canterbury erneut ihr Vertrauen in Ronald McNeill bekundet hatten. Am Ende des Jahres wurde ich jedoch in den Rang eines Ersten Sekretärs erhoben und war als solcher nicht länger wählbar, wie auf meinem bisherigen Posten. Weihnachten verbrachte ich mit meiner Mutter in

Südfrankreich und schrieb am 31.DEZEMBER in mein Tagebuch:

Das vergangene Jahr ist für mich besonders glücklich gewesen: viel Urlaub und Auslandsreisen – eine Seltenheit im Leben eines schwer arbeitenden Verwaltungsbeamten. Ich wage kaum zu hohlen, dass das kommende Jahr ebenso günstig sein wird.

Asquith vertrat immer die Ansicht, die Liberalen hätten klug daran getan, die Labourparty im Jahre 1924 ans Ruder zu lassen. Als es so weit war, bedeutete dies den Todesstoss für die Liberale Partei, was, wenn überhaupt, nur wenige Liberale zu jener Zeit verstanden. Dies hätte sie jedoch, selbst wenn sie es verstanden hätten, nicht davon abschrecken dürfen, im nationalen Interesse zu handeln. Damals glaubte ich nicht, sie handelten entsprechend, doch habe ich meine Meinung angesichts der späteren Geschehnisse geändert.

Es ist leichter, sich an Ereignisse zu erinnern, als sich Gefühlsregungen ins Gedächtnis zurückzurufen. In dem unmittelbar auf den ersten Weltkrieg folgenden Zeitraum herrschte in England eine weitverbreitete Furcht vor der Revolution. Da diese Revolution nie ausbrach, weil alle ihre Ziele seither durch konstitutionelle Methoden erreicht wurden, ist die Furcht vor ihr geschwunden. Grosse Gewinne waren aus dem Krieg gezogen worden, und vielen dieser Kriegsgewinnler war es gelungen, in das erste Nachkriegs-Unterhaus zu kommen: jene «hartgesottenen Männer, die aus dem Krieg ein gutes Geschäft gemacht haben». Es gab einen wirtschaftlichen Aufschwung, und es verbreitete sich das allgemeine Gefühl, der Krieg habe nicht, wie erwartet, Armut, sondern Überfluss gezeitigt. Doch während er die Wenigen bereicherte, gab es keine Verbesserung der Lebensbedingungen der Vielen. Die ersten allgemeinen Wahlen von 1923 waren eine völlige Ablehnung der veralteten Koalitionsregierung gewesen, die zweiten eine Zurückweisung der Konservativen Partei. Obwohl einige Konservative ihre Sitze an Liberale verloren, war das hervorstechendste Merkmal dieser zweiten

Wahlen doch der Erfolg der Labourparty. Und zum ersten Male zeigte es sich deutlich, dass das grosse Erbe der Whigs und liberalen Parteien auf die Labourparty übergegangen war.

Hätten sich unter diesen Umständen die beiden älteren Parteien verbunden, um den Siegern die Beute abzujagen, was sie völlig rechtmässig gekonnt hätten, dann hätten sie nicht nur jene tief verbittert, die sie von ihrer ersten Chance, ihr Glück bei der grossen Aufgabe der Regierung zu versuchen, ausschlossen, sondern auch in der Wählerschaft den Eindruck erweckt, dass Reichtum und Vorrechte vereint worden seien, um die arbeitenden Klassen einer Gelegenheit zu berauben, sich die Sporen zu verdienen. Viele hätten das Gefühl gehabt, die junge Partei – und Jugend ist immer anziehend – sei nicht gerecht behandelt worden. Auch kann keinerlei Zweifel darüber herrschen, dass die Mitglieder der Labourparty während ihrer ersten kurzen Amtszeit viele unschätzbare Lehren empfangen. Nichts vermag einen Theoretiker so schnell aufzuklären wie die Aufgabe, mit einem praktischen Problem fertig zu werden, nichts einen Aufrührer so völlig zu ernüchtern wie das Gewicht der Verantwortlichkeit:

8. JANUAR. Ich ging in die Albert Hall, um mir die sogenannte Labour-Siegesdemonstration anzusehen. Es war ein sehr zahmes Schauspiel. Kein einziger revolutionärer Ton. Das Ganze wirkte eher wie eine Versammlung von Nonkonformisten aus dem Mittelstand. Zwischen den Reden sangen sie Hymnen, die sich alle um den lieben Gott drehten.

Ich hätte mich darüber freuen sollen, aber ich fürchte, ich war enttäuscht.

Am 15. JANUAR fand die Parlamentseröffnung statt. Ich war dort, bis sich das Haus nach der Rede des Premierministers vertagte. Ramsay MacDonal sprach recht gut, Lloyd George schlecht. Baldwin sehr schlecht. Es war der Vorabend von Dianas erstem Auftreten, und ich veranlasste alle Leute, mit denen ich dinierte, ihr ein Telegramm zu

senden. Ich selber hatte ihr bereits eins geschickt. Wir gingen ins Embassy (den beliebten Nachtclub jener Zeit), wo wir viele Freunde antrafen, mit denen ich ein weiteres Telegramm an Diana schickte. Fast den ganzen nächsten Tag verbrachte ich im Unterhaus, ging aber rechtzeitig fort, um bei Goonie zu dinieren, die Winston und Clemmie und einige andere eingeladen hatte – ein sehr genussreicher Abend. Ich hatte eine etwas hitzige Auseinandersetzung mit Winston (der seinen Sitz bei den ersten Wahlen von 1923 verloren hatte und auch in den zweiten durchgefallen war). Er ist sehr darum bemüht, koste es was es wolle, zu verhindern, dass eine Labourregierung ans Ruder kommt.

21. JANUAR. Ich hatte eine langwierige Fahrt nach London, da in der vergangenen Nacht ein Streik ausgebrochen ist. Der Zug brauchte dreieinhalb Stunden. Im Amt herrschte Hochbetrieb, und ich konnte erst um 3 Uhr zum Lunch gehen. Den restlichen Tag verbrachte ich im Unterhaus und beobachtete den Todeskampf der Regierung. Ein sehr interessantes Schauspiel. Baldwin sprach gut, Hogg ebenfalls. Die Liberalen sahen recht beschämt drein.

22. JANUAR. Nachmittags nahm ich traurig Abschied von McNeill. Es tut mir ehrlich leid, ihn zu verlieren.

24. JANUAR. Heute Morgen kam ich ziemlich verspätet im Amt an und sah, dass Arthur Ponsonby, mein neuer Chef, schon einige Zeit vor mir eingetroffen war. Trotz seiner abscheulichen Prinzipien scheint er ein recht annehmbarer Mensch zu sein. Er war vor zwanzig Jahren im Foreign Office und hatte einen Zusammenstoß mit Sanderson, dessen letzte Worte zu ihm waren: «Wenn Sie je zurückkommen wollen, wird Ihnen das nie gelingen!» Beim Lunch in der Arlington Street war ich mit dem Herzog und Letty zusammen. Ich fand ihn recht alt aussehend. Fast der ganze Nachmittag verging damit, Ponsonby im Amt herumzuführen und ihn allen Leuten vorzustellen.

25. JANUAR. Hatte einen sehr arbeitsreichen Tag mit Ponsonby. Man wünscht, dass er Ingram als meinen Nachfolger nimmt. Er sah sich Ingram an, mochte ihn aber nicht, fand ihn zu alt, zog Butler vor und bestand darauf, ihn zu bekommen. Was aus mir werden soll, weiss ich nicht. Bland

sagte zuerst, ich solle Ingrams Platz bekommen, ich wies aber darauf hin, dass dies eine merkwürdige Art der Beförderung sei, da es darauf hinauslaufe, zu meiner Tätigkeit von vor vier Jahren zurückzukehren. Er äusserte, Murray sei nicht da, was stimmt, doch kommt er zurück.

28. JANUAR. Heute Morgen bekam ich drei Briefe von Diana mit Berichten über ihr Debüt. Es scheint ein wunderbarer Erfolg gewesen zu sein.

29. JANUAR. Zum ersten Male gelang es mir, vor Ponsonby im Amt zu sein. Ich hatte den ganzen Tag über bis 7 Uhr viel zu tun. Ein Telegramm von C. B. Cochran heute Morgen mit dem Wortlaut: «Aufführung Ihrer Gattin ausserlesen schön, fraglos die Leistung einer feinfühligten Künstlerin mit vielen eigentümlichen Nuancen, Ergebnis von Nachdenken und völliger Beherrschung seltener Ausdrucksmittel.» Es ist interessant, die neue Verwaltung mit dem Foreign Office ringen zu sehen, dennoch bin ich froh, meine Stelle als Privatsekretär aufzugeben. Es ist unmöglich, Ponsonby nicht gern zu haben, doch die Menschen, die ihn aufsuchen und die seine Freunde sind, und die Ansichten, die er vertritt, sind mir gleicherweise widerwärtig. Der Premierminister (der auch zugleich Aussenminister war) macht reichlich viel Gebrauch von ihm und beschäftigt ihn praktisch als Privatsekretär. Sie gehen alle Schriftstücke miteinander durch, und in Abwesenheit des Premierministers ist es Ponsonby, der alles entscheidet. Doch schon geraten sie mit ihren eigenen Anhängern in Schwierigkeiten, die ungeduldig auf die Anerkennung Russlands warten und nicht verstehen, warum es auch nur eine Stunde Verzögerung geben sollte. Heute Nachmittag hatte Ponsonby eine Unterredung mit einem Mann, der wegen dieser Angelegenheit eine Demonstration organisierte. Er war überzeugt, sie verschieben zu können. Schon sagen sie, der DAILY HERALD entgleite ihnen. Und schon machen sie sich allmählich den offiziellen Standpunkt zu eigen.

Die Haltung eines Verwaltungsbeamten Parteipolitikern gegenüber sollte neutral sein, und er müsste sein Bestes tun, jede Sympathie, die er für die eine oder andere Partei

empfindet, zu ersticken. Indessen hegte ich damals nicht nur ausgeprägte politische Ansichten, sondern erwog sogar, mich in den Kampf zu stürzen. Als ich daher – infolge der Bedeutung der vom neuen Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten gespielten Rolle, die sich wesentlich von der seiner beiden Vorgänger unterschied – häufig hoch vertrauliche, mit der Arbeit der Abteilung nicht näher verbundene Schriftstücke sah, hatte ich das unbehagliche Gefühl, Zugang zu Geheimnissen zu haben, die zu kennen ich nicht befugt war.

Ramsay MacDonald hatte in der Tat eine schwere Aufgabe zu erfüllen. Weder er noch irgendjemand in seinem Kabinett, mit Ausnahme Lord Haldanes, der schon vorher Lordkanzler gewesen war, hatten je zuvor ein Regierungsamt inne. Es war daher nicht unnatürlich, dass sie den Verwaltungsdienst mit Argwohn betrachteten. Einige der radikaleren, ungestümen Anhänger erwarteten, dass wichtige Posten im Verwaltungsdienst sozialistischen Parteigängern zugesprochen würden. Angesichts der Zahl der Stellengesuche, die Arthur Ponsonby erhielt, kann ich die Zahl der an den Premierminister gerichteten Bewerbungen schätzen. In dieser Menge befanden sich einige von früheren Mitgliedern des Auswärtigen Dienstes, die gezwungen gewesen waren, diesen aus dem einen oder anderen Grunde zu verlassen. Sie suchten nun darum nach, ihren Fall wieder aufzurollen, mit der Begründung, ein Opfer ihrer fortschrittlichen politischen Gesinnung gewesen zu sein.

Ich erinnere mich, wie ich einmal Arthur Ponsonby einen Brief brachte, der, wie er sah, sehr lang war. «Will er eine Stelle?» stöhnte er. «Nein», erwiderte ich, «er betont ausdrücklich, keine zu wollen, er sei aber im Interesse des Landes bereit, seine natürlichen Neigungen zu überwinden und alles anzunehmen, was vorhanden ist.»

Die Ausschliesslichkeit, mit der diese dringenden Bitten abgelehnt wurden, war immerhin bewundernswert. Der richtige Bewerber kann nicht immer ausgewählt werden, aber ich will nicht noch einmal jenen Fall aufrollen, als Ramsay MacDonald während seiner ersten oder zweiten



Als Sekretär im Foreign Office

Regierungszeit auf politischen Druck hin eine wirklich verhängnisvolle Ernennung aussprach.

Obwohl ich froh war, den Posten des Privatsekretärs aufzugeben, tat es mir leid, Arthur Ponsonby zu verlassen, mit dem ich immer auf bestem Fusse stand, selbst als wir auf den entgegengesetzten Seiten des Unterhauses sassen. Man wurde ihm in dieser Versammlung nie gerecht. Reichten seine politischen Ansichten auch sehr weit nach links, so blieb er doch Aristokrat. Er hasste schlechte Manieren. Die rohen Zwischenrufe, denen alle Redner im Unterhaus ausgesetzt sind, ärgerten ihn, vor allem, wenn sie von Leuten kamen, die seine Gunst genossen hatten. Die von ihm vertretenen Ansichten erbosten die Tories mehr als sie es getan hätten, wären sie von jemandem bescheidenerer Herkunft gekommen. Das Ergebnis war unglücklich. Es war eine seltsame Ironie des Schicksals, das einen so aufrichtigen Sozialisten ins Oberhaus führte. Seine Partei war klug, ihn dorthin zu schicken, wo er sich als ebenso erfolgreich erwies, wie er sich im Unterhaus erfolglos gezeigt hatte. Die Atmosphäre entsprach ihm, Ihre Lordschaften hatten ihn gern, er war zu Hause.

Bei Philip Snowden geschah genau das Gegenteil. Ihm bedeuteten die Zwischenrufe seiner Gegner, während er sprach, was dem Rennpferd das Sausen der Peitsche oder der Reiz der Sporen ist. Sie regten ihn zu weiteren Anstrengungen an, sie stachelten ihn auf, seine ganzen Kräfte herauszustellen. Ein Meister im Spotten und Sticheln, liebte er es, seine Zuhörerschaft in Wut zu versetzen, und lächelte mit grimmiger Befriedigung, wenn seine Hiebe sassen. Angesichts der ruhigen Selbstzufriedenheit des Oberhauses war er verloren. Als seine grausamsten Sticheleien, sein bitterster Hohn mit Stillschweigen aufgenommen wurden, vielleicht mit einem Hochziehen der Augenbrauen, erkannte er, dass er sich einer Form des Widerstandes gegenüber befand, gegen die er machtlos war.

Ausserhalb des Unterhauses besass Arthur Ponsonby einen scharf geschliffenen Humor. Er kandidierte für den Wahlkreis Brightside in Sheffield, einem der sichersten Laboursitze im Land. Er erzählte mir, er sei einer der drei

Bewerber um diesen Sitz gewesen, die aufgefordert wurden, vor dem Wahlausschuss zu erscheinen. Die beiden anderen Männer waren aus der Arbeiterklasse, und er war daher höchst erstaunt, gewählt zu werden. Anschliessend befragte er eines der Mitglieder des Ausschusses, das ihm entgegnete, sein «College-Akzent» hätte natürlich gegen ihn gesprochen. Man hätte jedoch mit den Mitgliedern aus der Arbeiterklasse schlechte Erfahrungen gemacht, die bei der Rückkehr aus Westminster zu sagen pflegten, die Tories seien gar nicht so schlimm und einige von ihnen sogar recht annehmbare Kerle. Die Tories hatten sie natürlich zum besten gehabt. «Sie hingegen», sagte er zu Ponsonby, «haben diese Leute Ihr Leben lang gekannt, und Sie zum Narren zu haben, wird ihnen nicht gelingen.» Der Zwischenfall entzückte ihn, denn er hatte natürlich viele lebenslange Freunde unter den Konservativen.

13. FEBRUAR. Heute Abend erfuhr ich, ich sei zum Chef der Nachrichtenabteilung bestimmt. Es ist ein Posten für einen Blödsinnigen, aber leicht, und einer, auf dem man sein eigener Herr ist. Ich habe nichts dagegen, es macht mich nur immer entschlossener, nicht im Foreign Office zu bleiben. Bland entschuldigte sich sehr und sagte, es sei nur für ein Jahr.

Diese Abteilung war aus der Kriegszeit hervorgegangen. Vor 1914 war die ganze Arbeit des Chiffrierens und Dechiffrierens, das übertragen mit der Schreibmaschine, die Verteilung der Telegramme und, wenn nötig, das Redigieren der Meldungen, von den drei jüngsten Sekretären ausgeführt worden, deren einer ich während meines ersten halben Jahres im Amt gewesen war. Diese Arbeiten wurden nun von zwei Schichten mit jeweils einem Dutzend von Kräften ausgeführt, die acht Stunden Dienst hatten. Keiner von ihnen brauchte eine Schreibmaschine anzurühren, da ihnen ein ganzes Zimmer mit Sekretärinnen zur Verfügung stand. Meine Arbeit bestand von nun an einfach darin, sie bei ihren Arbeiten zu überwachen, die von ihnen verfassten Telegramme durchzulesen, sie auf Fehler hinzuweisen, mögliche Streitigkeiten zu schlichten und Ur-

laub zu gewähren, wenn sie es verdienten. Ich hatte ein eigenes Zimmer und konnte kommen und gehen, wann ich wollte. Das einzige wirkliche Problem, dessen ich mich erinnern kann, betraf eine Chiffriermaschine, die ein früheres Mitglied des Amtes erfunden hatte und der Regierung Seiner Majestät zu verkaufen wünschte. Niemand im Amt fühlte sich berufen, ein Urteil über die Nützlichkeit dieser Maschine abzugeben, und es war noch schwieriger, ihren geldlichen Wert einzuschätzen. Aus einleuchtenden Sicherheitsgründen war es nicht wünschenswert, diese Frage amtsfremden Untersuchungen und Ratschlägen zu unterwerfen. Das Ergebnis waren endlose Noten und verwirrende Konferenzen, und das Problem war noch ungelöst, als ich den Dienst quittierte.

Im März fanden die Nachwahlen für den Abbey-Bezirk von Westminster statt, wobei Winston Churchill als «Konstitutioneller» gegen den offiziellen Kandidaten der Konservativen Partei stand. Am Morgen des 20. März wurde das Ergebnis bekanntgegeben, und um 12.45 Uhr las ich im Foreign Office: «Churchill wiedergewählt.» Ich schickte ihm ein begeistertes Glückwunschtelegramm und ging zum Lunch. Als ich zurückkam, war das Ergebnis umgekehrt, es hatte eine Nachzählung gegeben, und er war mit einigen fünfzig Stimmen geschlagen worden. Ich schrieb ihm einen Entschuldigungsbrief wegen meines Irrtums und gab der Hoffnung Ausdruck, unter ihm zu dienen, wenn er Parteivorsitzender würde. Achtzehn Jahre später wurde meine Hoffnung erfüllt.

Im Mai gewährte ich mir selber einen Monat Urlaub, den ich benutzte, um nach New York zu fahren, wo ich vierzehn Tage verbrachte. Dann nahm ich Diana mit nach Hause. Die Wintersaison des Theaters war vorbei und Diana war frei, bis das Stück im Herbst von Neuem über die Bühne ging. Diesen zweiten Besuch in Amerika genoss ich sehr viel mehr als den ersten. Das Frühlingswetter war herrlich, und ich fand viele neue Freunde.

Obwohl ich weiterhin meine geringfügigen Pflichten, wie ich hoffe, gewissenhaft erfüllte, war ich in Gedanken nicht bei der Arbeit. Ronald McNeill hatte mich liebens-

würdigerweise dem Zentralen Parteivorstand der Konservativen empfohlen, und mit seiner Hilfe war ich äusserst geschäftig auf der Jagd nach einem Wahlkreis.

12. JULI. Heute verbrannte ich meine Schiffe hinter mir und reichte mein Rücktrittsgesuch ein. Es erschien mir als schrecklicher Schritt, einen Beruf aufzugeben, in dem ich seit nahezu elf Jahren arbeitete, doch verlasse ich ihn ohne jedes Bedauern.

VIII. KAPITEL

PARLAMENTSKANDIDAT

1924

An einem Sommernachmittag fuhr ich nach Stroud in Gloucestershire, dessen Glaube an die Konservative Partei im Rufe stand, stark genug zu sein, um alle politischen Wechselfälle zu überstehen. Der Abgeordnete wollte sich nicht mehr aufstellen lassen, und ich war einer der drei, zwischen denen der Ortsausschuss zu wählen hatte. Ich hatte mir vorgestellt, ich müsste ein paar eingehende Fragen über damals dem Unterhaus vorliegende Gesetzesentwürfe beantworten, mit deren Einzelheiten ich schlecht vertraut war, und hatte mich sogar mit einigen landwirtschaftlichen Dingen befasst, ein grosses Thema, über das ich jammervoll wenig wusste. Deshalb war ich erleichtert, als sich die kleine, aus sechs oder sieben Damen und Herren bestehende Gesellschaft, die mich empfing, nur über meine Gesundheit, Religion und über die Höhe meines Beitrages für die lokalen Ausgaben erkundigte. Wenn ich ihre Erkundigungen nach meiner Religion erwähne, so muss ich erläutern, dass sie sich nur vergewissern wollten, dass ich kein Katholik sei. Für die meisten Engländer gibt es

nur zwei Religionen, den Katholizismus, der falsch ist, und die andere, auf die es nicht ankommt. Ich konnte ihnen die erforderlichen Auskünfte über Gesundheit und Religion geben und verpflichtete mich, jährlich £ 300 der örtlichen Parteivereinigung beizusteuern, die ich aus meinem parlamentarischen Gehalt hoffte leisten zu können. Man war sehr höflich, und als ich abends nach London zurückfuhr, dachte ich, während ich zum Fenster hinaussah, mit charakteristischem Optimismus, wie gut ich diese Strecke in

kommenden Tagen kennenlernen würde. Nicht lange sollte ich diese Illusion hegen, noch diese Reise ein zweites Mal machen. Zwei Tage später erfuhr ich, ein älterer, vermutlich gescheiterer und reicherer Kandidat sei gewählt worden.

Mein Leben hätte wahrscheinlich einen ganz anderen Verlauf genommen, wäre ich Abgeordneter von Stroud geworden. Es gibt in England keine schönere Gegend als die Umgebung von Stroud. Wir hätten dort sicher ein Haus gekauft und lebten dort wohl bis auf den heutigen Tag. Ich hätte 1929 meinen Sitz nicht verloren und zwei Jahre Unterhaus verpasst, zwei kostbare Oppositionsjahre – noch hätte ich die Zwischenzeit zu nutzen vermocht, um ein Buch zu schreiben. Die literarische Seite meines Lebens hätte gelitten, die politische gewonnen. Was geschah, war vermutlich zu meinem Besten, doch manchmal denke ich sehnsüchtig an ein graues steinernes Herrenhaus in den Cotswolds.

Mein nächstes und erfolgreicherer Wagnis spielte sich in einem ganz anderen Teil des Landes ab. Die Stadt Oldham liegt etwa eine halbe Stunde von Manchester entfernt und bildet einen Teil des riesigen, den südlichen Teil von Lancaster bedeckenden Industriegebietes. Es ist eine Baumwollstadt, die seit der Reform Bill von 1832 (Gesetz über die Erweiterung des Wahlrechts) im Parlament vertreten ist. William Cobbett war einer seiner ersten Abgeordneten, und es war Winston Churchills erster Wahlkreis. Es wählte zwei Abgeordnete ins Parlament, und da solche doppel-läufigen Sitze heute abgeschafft sind, möchte ich gerne das System, unter dem sie wirksam waren, näher erläutern. Zwei Abgeordnete wurden von der Wählerschaft gewählt, wobei jeder Wähler zwei Stimmen hatte. Wenn daher in Zeiten mit drei Parteien jede Partei durch zwei Kandidaten vertreten war, musste offensichtlich die stärkste gewinnen. Doch wenn zwei der Parteien je einen Kandidaten aufstellten, während die dritte zwei Kandidaten aufstellte, dann konnten die beiden einzelnen Kandidaten, wenn zwischen ihren Parteien eine gewisse Übereinstimmung herrschte, auf die Unterstützung von zwei Parteien rechnen, und

waren damit unleugbar im Vorteil vor dem im Doppelgeschirr laufenden Paar mit nur einer Partei hinter sich.

Die im Jahre 1923 ins Parlament gewählten Abgeordneten waren je ein Labour und ein Liberaler. Baldwins Programm der Schutzzölle war in Lancashire, der traditionellen Heimat des Freihandels, schlecht aufgenommen worden. Die Labourparty hatte nur einen, die beiden anderen Parteien hatten zwei Kandidaten aufgestellt, und die beiden Konservativen standen zuunterst auf der Wahlliste. Der erfolgreiche Liberale, Sir Edward Grigg, blieb damals nur wenige hundert Stimmen hinter dem Labourabgeordneten, der an der Spitze der Liste stand. Grigg war ein mächtiger Kandidat. Er hatte sich bereits als Journalist ausgezeichnet, hatte während des Krieges bei den Grenadieren gedient, war beim Premierminister als Privatsekretär und beim Prinzen von Wales als militärischer Sachverständiger tätig gewesen. Als ich ihn fragte, sagte er mir, wenn die Konservative und die Liberale Partei je einen Kandidaten aufstellten, würden sie wahrscheinlich beide ins Parlament gelangen. Er werde den Liberalen ganz gewiss in diesem Sinn raten, doch könne er nicht versprechen, dass sie seinen Rat annähmen. Er bezweifelte es sehr und machte mir wenig Mut.

Doch die Zeit verging. Die Regierung lebte nur geduldet, und man sprach von baldigen allgemeinen Wahlen. Ich war ein Mann der Musse geworden mit spärlichen eigenen Mitteln, während meine Frau ein grosses Einkommen hatte. Nachdem ich von Stroud abgelehnt worden war, hatte ich keine andere sofort greifbare Möglichkeit als Oldham, das ich auf Wunsch des Zentralausschusses, der bereit war, einen grossen Teil meiner Wahlspesen zu tragen, annehmen sollte. Nach einer Begegnung mit dem Parteivorsitzenden in London willigte ich ein und machte am 31. JULI dem Wahlort meinen ersten Besuch.

Ich kam um 6.30 in Manchester an, wo mich Mr. Howcroft, der Vorsitzende der Konservativen Partei, und Mr. Greenwood, der Abgeordnete für Stockport, abholten. Wir fuhren gemeinsam nach Oldham zu einem Arzt, bei dem ich

übernachten sollte. Der Haushalt bestand aus meinem Gastgeber, seiner sehr betagten Frau und seiner Tochter. Das Dinner war eine Quälerei. Ich fühlte mich nicht sehr wohl, so dass mich nur Champagner hätte beleben können, was aber dem süßen Grave des Doktors durchaus nicht gelang. Ausserdem fand ich es unmöglich, mich am Gespräch zu beteiligen, so dass sie mich für recht stumpfsinnig gehalten haben müssen. Bei der folgenden Versammlung machte ich indessen meine Sache hinreichend gut und wurde einstimmig als Kandidat angenommen. Vor meiner Rede war ich etwas nervös, wurde aber beim Klang meiner eigenen Stimme wieder ruhiger. Nichts hätte besser geeignet sein können, um mich nervös zu machen. Die Versammlung begann, während ich in einem anderen Raum wartete, dann wurde ich herausgebeten und befand mich in einem kleinen Raum, in welchem etwa dreissig Menschen an der Wand entlang sass. In der Mitte stand ein Tisch, an dem der Vorsitzende Platz genommen hatte, und neben ihm war ein Stuhl für mich. Da sass ich nun, während mich alle anstarrten und der Vorsitzende über mich sprach. Dann musste ich aufstehen und ihnen meine Ansichten darlegen, was mir jedoch zu ihrer Zufriedenheit gelang.

Das war der Anfang meiner politischen Laufbahn. Lese ich diese Tagebucheintragung, fallen mir in der Erkenntnis späterer Erfahrungen zwei Bemerkungen auf. Ich schrieb, dass ich mich nicht wohl fühlte. Viele Jahre später stellte ich fest, dass ich mich vor irgendeiner wichtigen Rede niemals wohl fühle, und nur durch folgerichtiges Nachdenken entdeckte ich schliesslich, dass dieses Übel eine Form unterdrückter Nervosität war.

Ferner schrieb ich, dass ich unfähig war, an der Unterhaltung teilzunehmen. Diese Unfähigkeit sollte sich als eine ernsthafte Behinderung erweisen. Das Talent, mit Fremden mühelos ins Gespräch zu kommen, sollte eigentlich die entscheidendste der von einem Politiker in einer Demokratie verlangten Begabungen sein. Ich habe sie leider nie besessen. Diana ihrerseits fühlt sich in jeder Gesellschaft, in der sie sich gerade befindet, sofort zu Hause,

seien es nun Arbeiterfrauen, die in einer armseligen Strasse in Oldham Tee trinken, oder französische Kabinetttminister, die im Quai d'Orsay Champagner schlürfen. Einst sass sie bei einem Dinner neben dem Bey von Tunis, der kein Wort einer europäischen Sprache beherrschte. Noch ehe die Mahlzeit vorbei war, verstanden sie sich, indem sie kleine Zeichnungen auf ihre Menükarten kritzelten und fröhlich miteinander lachten.

In der folgenden Woche stattete ich Oldham einen weiteren Besuch ab und sprach vor den Mitgliedern des Parteivorstandes. Ich hielt meine zweite Rede für besser als die erste und war froh bei dem Gedanken, Fortschritte zu machen. Der Grund lag wahrscheinlich in der grösseren und mir mehr entgegenkommenden Zuhörerschaft. Beim Erfolg oder Misserfolg jeder Rede spielt die Zuhörerschaft eine grosse Rolle.

Da ich meine Urlaubstage nicht länger zählen und im Kalender geschickt verteilen musste, genoss ich nun meine neugefundene Freiheit. Diana musste zur Wiederaufnahme des «Mirakel» nach New York zurückkehren, und ich hatte, nachdem ich den Besuch meines Wahlkreises für den Oktober angesetzt hatte, keine Ursache, in England zu bleiben, und begleitete sie deshalb. So kam es, dass ich den Atlantik innerhalb von neun Monaten zum fünften Mal überquerte.

Wir fuhren auf der «Berengaria», und der Prinz von Wales war an Bord. Er reiste mit den Mountbattens zu den anglo-amerikanischen Polospielen. Dicky Mountbatten überredete uns mit seiner gewohnten Energie dazu, ein Tauzieher-Team zu bilden und die Amerikaner herauszufordern. Angesichts unserer Einwände, keiner von uns sei sehr schwer oder muskulös, versicherte er, alles hinge nur davon ab, in der richtigen Weise zu ziehen, und wir würden uns unter seiner Leitung als unbesiegbar erweisen. Nach einigem üben holten wir uns ein Team der Schiffsmannschaft, die sicher schwerer und stärker als wir war, doch nach zähem Kampf gelang es uns, sie zu schlagen. In unserer gehobenen Stimmung fiel es uns keinen Augenblick ein, dass unsere Gegner wahrscheinlich strengen Befehl erhalten hatten, auf keinen Fall das Team des Prinzen

von Wales herüberzuziehen. Später erfuhren wir, dass andere Augen Zeugen unseres Sieges gewesen, und dass ein «feindlicher Agent» ihn von einem verborgenen Platz aus beobachtet und im amerikanischen Lager Unruhe durch Berichte von unserer Tapferkeit verbreitet hatte. Das Ergebnis war, dass sie hastig neue Rekruten suchten und die stärksten und schwersten Amerikaner an Bord gewannen. Diese Riesen hielten, als wir ihnen im Wettkampf gegenüberstanden, ihre Kräfte auch nicht aus Achtung vor der Person des Rechtmässigen Thronerben zurück. Sie zogen uns so mühelos hinüber, dass sie einen Augenblick, als sie auf dem Rücken lagen, gedacht haben müssen, das Seil sei zerrissen. Und der zweite Gang war ebenso demütigend wie der erste.

Die Niederlage der Briten bei den internationalen Polospielen war fast so vollständig wie die Niederlage des königlichen Teams beim Seilziehen, aber es war eine heitere Saison in New York und auf Long Island, und wir genossen die prächtigen Gesellschaften, die zu Ehren des Prinzen veranstaltet wurden. Nach der dritten Woche kehrte ich allein zurück, um die für Anfang Oktober in Oldham festgesetzten Verabredungen einzuhalten.

Bei diesem und allen zukünftigen Besuchen in meinem Wahlkreis stieg ich in Manchester im Midland Hotel ab, das mir für die Dauer meiner Beziehung zu Oldham ein zweites Zuhause wurde. Am ersten Abend, als ich nach drei Versammlungen in Oldham, denen ich beiwohnen musste, dorthin zurückkehrte, überlegte ich mir in meiner Unwissenheit, ob es wohl möglich sei, vor dem Schlafengehen noch ein Abendessen zu bekommen. Auf meine besorgte Erkundigung wurde mir erwidert, wenn ich Musik und Tanz wünsche, so gäbe es dafür die Trafford Gallery, doch wenn ich Ruhe vorzöge, so könne ich in den französischen Grillroom gehen. Beim Eintritt in diesen fand ich lauter bekannte Gesichter und sass bald mit Freunden zusammen. Am nächsten Nachmittag sah ich zum letzten Mal «The Only Way», nachdem ich das Stück ein Vierteljahrhundert vorher zum ersten Male gesehen hatte.

Die besten Theaterstücke und Revuen wurden immer zu-

erst in Manchester ausprobiert, die besten Theatertruppen kamen oft zu Gastspielen hin, die führenden Politiker erschienen, um Reden zu halten, und es war von so vielen Wahlkreisen umgeben, dass das Midland Hotel zum Mittelpunkt einer aktiven Theater- und Politikerwelt wurde. Das Abendessen dort war ein guter Abschluss für die ermüdende abendliche Arbeit im Wahlkreis.

Am Tag gab es in Oldham wenig zu tun, da die ganze Bevölkerung bei der Arbeit war. Besuche in Baumwollspinnereien und in Fabriken für Baumwollmaschinen füllten die Zeit etwas aus, und hierbei entdeckte ich wieder einen Mangel in meinem politischen Rüstzeug, den ich niemals zu beheben vermocht habe. Die Technik übt keinerlei Anziehungskraft auf mich aus, und ich habe niemals die geringste Befriedigung beim Studium eines Fabrikationsvorganges empfunden. Wie oft fiel mir das Herz bei einer herzlichen Aufforderung, einmal die Arbeit anzusehen, in die Schuhe. Fabriken erwecken nicht nur keinerlei Interesse in mir, sondern bringen mich in Verlegenheit, weil ich spüre, ich müsse nun intelligente Fragen stellen, und befürchte, beim Versuch, dies zu tun, nicht nur lächerliche Unwissenheit, sondern auch Unaufmerksamkeit einer soeben erklärten Sache gegenüber zu verraten. Müsste ich in dessen meine Lieblingsfabrik nennen, so wäre es die Baumwollspinnerei. Sie hat viele Vorzüge. Der Lärm schliesst jede Art von Gespräch aus, die Temperatur ist warm, der Geruch angenehm und die rosigen Gesichter der Mädchen, deren Teint durch die weiche, feuchte Luft von Lancashire günstig beeinflusst wird, wandeln die eintönigen Fabrikbezirke in einen Blumengarten.

Meine Abende verbrachte ich hauptsächlich mit dem Besuch der Klubs. Ich lernte viel in Oldham. Bevor ich dahin kam, ahnte ich nicht, dass in jedem Bezirk einer grossen Industriestadt Arbeiterklubs existierten, die jeweils einer der drei politischen Parteien angehörten. In Oldham gab es elf Konservative Klubs, und jeder musste mindestens einmal im Jahre besucht werden. Es war möglich, drei Besuche an einem Abend zu erledigen, doch war es besser, sie nur auf zwei zu beschränken. Ein Besuch schloss Ge-

sprache, ein oder zwei Drinks und eine Rede ein. Der Vorsitzende des Klubs pflegte ebenfalls zu sprechen, und andere fühlten sich mitunter, wenn auch selten, bemüssigt, an der Diskussion teilzunehmen. Für gewöhnlich fand ich es leichter eine Rede zu halten, als mich zu unterhalten.

9. OKTOBER. *Ich fuhr mit dem Frühzug nach Oidham und wurde von Shepherd, unserem Agenten, in Greenwoods Baumwollspinnerei mitgenommen. Greenwood traf uns dort und führte uns herum. Eine Baumwollspinnerei ist viel angenehmer als eine Maschinenfabrik und es machte mir Spass, sie zu sehen. Er fuhr mich nach Manchester zurück. In London angekommen, erfuhr ich, das Parlament sei aufgelöst und am 29. Oktober fänden allgemeine Wahlen statt. Das ist mindestens zehn Tage früher, als ich erwartete, und lässt mir nur sehr wenig Zeit. Ich telegraphierte sofort an Diana und drängte sie, sich übermorgen einzuschiffen. Daraufhin ging ich zu Buck, das an diesem Abend den Eindruck eines politischen Klubs machte. Dort waren lauter ehemalige Abgeordnete und Kandidaten, und keiner sprach von etwas anderem als den Wahlen. Ich war froh, beteiligt und nicht länger nur Zuschauer zu sein.*

10. OKTOBER. *Heute Morgen ging ich zum Zentralausschuss, um zu veranlassen, dass mir einer der führenden Leute der Partei, der für mich sprechen sollte, mitgegeben werde. Dort herrschte ein vollkommenes Tohuwabohu, es war aber sehr aufregend. Ich erreichte nur, dass mein Name auf eine Liste gesetzt wurde, die mir schon reichlich lang schien. Ich ging zu White zurück und schrieb, nachdem ich allen Mut zusammengenommen hatte, an Lord Derby, und bat ihn, mir zu Hilfe zu kommen. Nach dem Lunch schrieb ich ausserdem an Ronald McNeill und Philip Lloyd-Greame. Ich erreichte den Zug nach Wilton, wo ich ein zusagendes Telegramm von Lord Derby vorfand.*

Ich werde Lord Derbys Liebenswürdigkeit bei dieser Gelegenheit nie vergessen. Mein einziger Anspruch auf seine Bekanntschaft war die mir seinerzeit in Paris erwiesene Gastlichkeit. Nach seiner prompten Erwiderung wurde festgesetzt, dass er bei einer Nachmittagsversammlung

sprechen sollte. In ganz England gab es kein ehemaliges Kabinettsmitglied, das die Leute in Oldham mit grösserem Vergnügen begrüsst hätten. Er bat mich, vor der Versammlung eine Lunchgesellschaft im Midland Hotel zu arrangieren und meine Hauptanhänger einzuladen. Als die Wahlen vorbei waren, bezahlte ich freudig meine Hotelrechnung für drei Wochen, ohne die Einzelheiten nachzuprüfen. Einige Zeit später bekam ich einen Brief von Lord Derby, er sei «entsetzt» darüber, dass ich seinen Lunch bezahlt hätte. Er hatte die Kosten im Hotel in Erfahrung gebracht und legte einen Scheck über den entsprechenden Betrag bei. Ein leuchtendes Beispiel dafür, wie ein grosser Patrizier sich einem Manne ohne jede Bedeutung gegenüber verhalten und nicht nur Grosszügigkeit, sondern auch Rücksichtnahme zeigen kann.

11. OKTOBER. Ned Grigg rief mich, nach dem Dinner an, um mir zu sagen, er habe mit grosser Schwierigkeit seine Liberalen davon überzeugt, nur einen Kandidaten aufzustellen. Das ist die beste Nachricht.

Das war sie in der Tat, denn obwohl ich es zu der Zeit kaum glaubte, machte sie das Ergebnis zur Gewissheit.

Diana kam am Ende der Woche zurück, und ich fuhr nach London, um sie abzuholen. Wir hatten vor meiner Abreise aus New York vereinbart, dass sie unter diesen Umständen kommen könnte. Wir fuhren für die letzten vierzehn Tage vor den Wahlen gemeinsam nach Oldham. Viele Freunde und Verwandte kamen, um uns zu helfen. Maurice Baring mit seiner glücklichen Gabe, schnell Freunde zu gewinnen, war unschätzbar, um Stimmen zu werben, vor allem bei dem wichtigen katholischen Teil der Gemeinde.

Es gibt Menschen, die an Wahlen Freude haben. Ich gehöre nicht zu ihnen. Die Mischung von Unruhe und Langeweile ist äusserst anstrengend. Die Wahl ist das einzige Gesprächsthema, zu dem man, so sehr man sich auch bemühen mag, es zu vermeiden, immer wieder zurückkehrt. Man spricht über die guten Ideen, die plötzlich den Anhängern einfallen, ihre Hoffnungen und Befürchtungen und

ihre geringfügigen Streitigkeiten; die Gerüchte über Erfolge der Gegner, das einzige, was man hätte tun sollen und vergessen hat, den grossen Fehler, den man gemacht und den man – da es zu spät ist – nicht wieder gutmachen kann; die ungeheure Anhäufung täglicher Schikanen, die in den abendlichen Reden gipfeln, und denen schlaflose Nächte voll Grübelns über alle möglichen unklugen Äusserungen folgen. Alles dies schafft eine bedrückende Atmosphäre, durch die der ferne Wahltag mit der Verheissung der Befreiung schimmert. Endlich nahte er und mit ihm der Sieg. Ich stand an der Spitze mit einigen hundert Stimmen mehr als Grigg und einer Mehrheit von dreizehntausend Stimmen über den Labourkandidaten.

Die Stimmen wurden noch in der gleichen Nacht gezählt, und dem Zählen folgte ein grosses Treffen, um den Sieg zu feiern. Am anderen Morgen fuhren wir mit dem Wagen nach Belvoir und hielten unterwegs zum Essen. Es war ein schöner Herbsttag, der 30. Oktober. Sturm und Druck der Wahlen waren vorüber, ein neues Leben voller Abenteuer lag vor mir. Ich war nun Parlamentsmitglied – ein lang gehegter Ehrgeiz war gestillt. Das Haus sollte nicht vor einem Monat zusammentreten, so dass mich keine dringenden Pflichten riefen. Am nächsten Morgen wollte ich in der schönen Landschaft auf die Jagd gehen. Wie zauberhaft sah das Land aus, als ich mit der Aussicht auf wohlverdiente Musse dahinfuhr, den köstlichen Geschmack des Erfolges im Munde.

IX. KAPITEL

PARLAMENTSMITGLIED

1924 - 1926

Das gegen Ende 1924 gewählte Unterhaus hatte eine stärkere konservative Mehrheit als erwartet. Von grossem Einfluss auf dieses Ergebnis war vermutlich die Veröffentlichung eines Briefes einige Tage vor der Wahl, der wahrscheinlich von Sinowjew unterzeichnet war, einem der damaligen Kommunistenführer Russlands und später einem der zahllosen Opfer Stalins. Ich teilte diese Ansicht jedoch nicht und machte bei meiner Wahlkampagne keinerlei Anspielung auf diesen Brief. Dieser bewies nur, dass die Russen in der kommunistischen Propaganda in England die Hand im Spiele hatten, und dass die Labourregierung davon wusste. Für mich waren diese Tatsachen schon so offenkundig, dass es schien, jedermann müsse sie kennen. Ich sah keinen Grund dafür, dass sie die Stimmabgabe beeinflussen sollten.

Es gab genügend andere Gründe für die Mehrheit der Konservativen. Das Land war der Wahlen müde, die eben erfolgte war bereits die dritte innerhalb von zwei Jahren. Die Labourregierung hatte während ihrer neunmonatigen Amtszeit nichts unternommen, um ihre Leistungsfähigkeit zu beweisen oder Popularität zu erlangen. Die noch immer gespaltene Liberale Partei hatte ihren schlechten Ruf eher vermehrt als vermindert, weil sie lieber die Sozialisten als die zahlenmässig stärkeren Konservativen an die Macht brachte und daher an der Unbeliebtheit der Regierung mitschuldig wurde. Die Politik der Schutzzölle, die ihre Aussichten bei den letzten Wahlen zerstört hatte, war von der Konservativen Partei aufgege-

ben worden. Dieser wandte sich die Wählerschaft nunmehr zu, weil sie ihr die grösste Chance für den allgemein ersehnten Frieden bot.

Die Liberale Partei war, wie schon gesagt, noch immer gespalten, doch herrschte auch in der Konservativen Partei ein gewisser Mangel an Übereinstimmung unter den Führern. Lloyd Georges Koalition war achtzehn Monate zuvor durch eine im Carlton Club vorgenommene Abstimmung gestürzt worden, die sich gegen einen von Austen Chamberlain vorgeschlagenen Antrag richtete. Chamberlain galt zusammen mit Birkenhead und Winston Churchill als einer der unentwegtesten Wortführer des Premierministers. Hauptgegner Austen Chamberlains bei dieser Gelegenheit war Stanley Baldwin gewesen, der nun wieder Premierminister war, und dessen erster kurzlebiger Regierung keiner von den dreien angehört hatte. Bis zur letzten Wahl hatte sich Churchill ein Vierteljahrhundert hindurch nicht mehr als konservativer Parlamentskandidat aufstellen lassen, und in der Partei gab es daher allerlei Rätselraten, wie der Premierminister bei der Bildung der neuen Regierung mit diesen hervorragenden Männern verfahren werde.

Stanley Baldwins Entscheidung war ebenso weise wie grossmütig. Er nahm sie weder nur geduldet wieder in seine Reihen auf, noch bot er ihnen unbedeutende Ämter an, die anzunehmen unter ihrer Würde gewesen wäre. Das Schatzamt wurde Churchill, das Foreign Office Chamberlain übertragen, während Lord Birkenhead Staatssekretär für Indien wurde. Winston Churchill erzählte mir selbst von seinem Erstaunen darüber. Als ihm das mündliche Angebot gemacht wurde, habe er eine Sekunde lang vermutet, der Premierminister spreche von der Kanzlerwürde des Herzogtums Lancaster, einem Ministerposten ohne Geschäftsbereich.

Ich dachte, es sei für mich am vorteilhaftesten, mich dem mir am besten bekannten Kabinettsminister anzuschliessen:

11. NOVEMBER. Wir haben in diesen Tagen versucht, mir den Posten des Parlamentarischen Privatsekretärs bei Winston zu verschallen. Sidney Herbert, der selber Parla-

mentarischer Privatsekretär beim Premierminister war, schlug es als erster vor. Heute Morgen liess mich Winston ins Schatzamt kommen, wo wir ein langes Gespräch führten. Er sagte, er fühle sich sehr geschmeichelt von meinem Wunsch, diese Stelle zu erhalten, und sei auch bereit, sie mir zu geben. Er riet mir jedoch nachdrücklich davon ab, sie anzunehmen. Seiner Ansicht nach sollte ich darin fortfahren, im Parlament einen guten Gebrauch von meiner Rednergabe zu machen. Ein Posten, wie ich ihn im Sinne hätte, bedeute nur eine Behinderung für mich. Auch entspreche der Einblick in die Regierungsgeschäfte, den dieser Posten vermittele, nur jener Erfahrung, die ich bereits besässe. Wir liessen die Frage offen, doch hat er sicher recht.

Er hatte in der Tat recht, und ich folgte seinem Rat. Das Unterhaus trat Anfang Dezember zu einer kurzen Session vor Weihnachten zusammen und vertagte sich dann auf den 10. Februar. Ich entschloss mich, meine Antrittsrede im Laufe der Debatte über die Thronrede zu halten, das ist während der ersten Tage der Session. Diana musste zu ihrer Arbeit nach Amerika zurückkehren, und meine täglichen Briefe an sie vermitteln einen eingehenden Überblick über meine damalige Tätigkeit.

Hier einer meiner ersten Eindrücke, der vom 11. DEZEMBER datiert:

Bist Du jemals bei der Parlamentseröffnung dabeigewesen? Wenn nicht, dann darfst Du die nächste Gelegenheit hierzu nicht versäumen. Das Schauspiel im Oberhaus ist unvergleichlich, ein reines Märchen. Der König und die Königin sitzen auf dem Thron mit den Kronen auf dem Haupt, der König liest die Rede besonders gut. Der Prinz von Wales auf einem kleineren Thron, in der historischen Robe der Ritter des Hosenbandordens, macht den Eindruck eines Märchenprinzen, schön wie ein Engel, mit seinem rosigen Gesicht und dem goldenen Haar über dem Hermelin. Die Peers wirkten wie Schachfiguren, F. E. sah sehr gut aus, wie er unbewegten Gesichts zur Linken des Thrones stand und das Reichsschwert hielt. Am schönsten von allen war der «heilige» Bob Cecil, in einer wunderbaren Robe

und irgendetwas tragend, zur Rechten des Thrones, unglaublich böse und ränkevoll aussehend wie der böse Ratgeber im Märchen oder der böse Oheim eines mittelalterlichen Königs.

Ich hatte beabsichtigt, am 10. DEZEMBER zu sprechen und schrieb:

Den ganzen Nachmittag musste ich in fieberhafter Erregung und in Ungewissheit herumsitzen. Ich ging durch die Feuerprobe des Aufstehens, um das Wort zu erhalten, was jeden Augenblick erteilt werden konnte. Ich hätte in der Dinnerstunde sprechen können, wenn das Haus halb leer war, doch wurde mir heftig davon abgeraten. Sidney war sehr nett zu mir und nahm mich zum Essen in den St. Stephen's Club mit. Bei unserer Rückkehr war das Haus immer noch leer, und ich entschloss mich schliesslich, nicht zu reden. Der Speaker hat mir versprochen, mich am nächsten Montag aufzurufen, in vieler Hinsicht ein geeigneterer Tag für mich, da er vor allem der Diskussion über Ägypten gewidmet sein wird. Jetzt bin ich froh, nicht gesprochen zu haben, weil ich das, was ich sagen will, noch ausfeilen kann.

Das Wochenende verbrachte ich in Hatfield. Lord Salisbury war einer jener Freunde gewesen, die liebenswürdigerweise in Oldham für mich gesprochen hatten. Ich sass einige Stunden in der Bibliothek, einem der angenehmsten Räume in diesem schönen Hause, der sich meiner Ansicht nach mit seiner grossen Tradition als ein inspirierendes Arbeitszimmer für die Vorbereitung einer Parlamentsrede erwies. Hier schrieb ich alles nieder, was ich zu sagen beabsichtigte, und obgleich ich später während meiner Rede weder auf das Manuskript noch auf die Notizen sah, zweifle ich nicht daran, dass sie durch die hier geleistete Vorarbeit gewonnen hatte.

Am Montag, dem 15. DEZEMBER, fuhr ich nach London zurück und schrieb am folgenden Tag:

Den ganzen Nachmittag verbrachte ich in angstvoller Erwartung. Zuerst sprach Trevelyan, dann Austen Cham-

berlain anderthalb Stunden lang, so dass ich schon dachte, er wolle nie mehr aufhören. Danach sprach Ramsay Mac Donald. Ich hatte einen guten Platz bekommen. Gegen Ende seiner Rede sah ich Curzon hinter dem Stuhl des Speakers mir zunicken, so dass ich merkte, ich käme wahrscheinlich als nächster an die Reihe, und doch konnte ich es kaum glauben, als ich meinen Namen aufrufen hörte. Ich war sehr nervös, und es geschah etwas, was mir noch niemals passiert ist: mein Mund war völlig ausgetrocknet. Der Klang meiner Stimme gab mir indessen neuen Mut, und ich fasste Zutrauen. Noch viel ermutigender war die Tatsache, dass, während ich weitersprach, immer mehr Leute hereinkamen als hinausgingen, wie es für gewöhnlich der Fall ist. Der Augenblick, in dem ich aufgerufen wurde, war ungemein günstig, da Minister und ehemalige Minister das Unterhaus nicht verlassen hatten. Ramsay war einer der wenigen, der während meiner Rede fortging. Lloyd George sowie Baldwin blieben die ganze Zeit. Austen kam wieder herein, nachdem er fünf Minuten draussen gewesen war, und ich hörte, wie er beim Hinsetzen zu Baldwin sagte: «Wie ich höre, ist er sehr gut.» H. A. L. Fisher, der nach mir sprach, gratulierte mir zu «einer wirklich glänzenden und erfolgreichen Antrittsrede, vollendet in der Form, hervorragend wegen der Vorurteilslosigkeit und des Grossmuts der Gesinnung und mit einer Weite der Auffassung, die das ganze Haus zu würdigen wusste». Als nächster sprach Arthur Ponsonby und sagte, sie sei eine der glänzendsten Antrittsreden, die er je im Unterhaus mit angehört habe. Die in meiner Nähe sitzende Lady Astor äusserte, es sei das Beste gewesen, was sie je gehört habe, und fragte nach Deiner Adresse, um Dir zu telegraphieren. Ich hoffe, sie hat es auch getan. Auch Sidney wollte Dir telegraphieren. Ich bekam einen Glückwunschbrief vom Speaker, was ich für eine ungewöhnliche Ehre halte – desgleichen einen Brief von Winston und einen von Archie Sinclair. Den ganzen Abend kamen Menschen, die ich nicht kannte – unter ihnen Mitglieder der Arbeiterpartei – zu mir, um mir zu gratulieren; zuletzt erschien Philip Sassoon und fragte mich, was ich für Weihnachten vorhätte.

Es war ein grosser Triumph. Die Presse am anderen Morgen war positiv. Die *Times* brachte eine Schlagzeile «Eine Antrittsrede», und sogar die liberale *Daily News* war wohlwollend. Ich erhielt viele Glückwunschbriefe, darunter ein vier Seiten langes Handschreiben von Lord Curzon:

Lord President of the Council

1, Carlton House Terrace, SW 1

17. Dezember 1924

Lieber Duff Cooper, erlauben Sie mir, mich in die Schar derer einzureihen, die Ihnen zu Ihrer glänzenden Leistung im Unterhaus Glück wünschen.

Dass eine Antrittsrede für gut erklärt wird, ist ein Zugeständnis an die Höflichkeit – oder kann es sein; dass sie allgemein als glanzvoll geschildert wird, ist ebenso selten wie erfreulich.

Es erhöht meine Freude, dass dieser Erfolg von einem Mann erzielt wurde, der unmittelbar vom Foreign Office in den St. Stephen's sprang, und dessen Erfahrung in ägyptischen Fragen zum Teil bei Ereignissen erworben wurde, an denen ich mitgewirkt habe. Ich verweise auf unsere langen und erfolglosen Unterredungen mit Adly, Ruschdi, Sidki und dieser ganzen interessanten, aber aalglatten Schar.

Ihr aufrichtig ergebener Curzon.

Einen anderen Gratulationsbrief erhielt ich von jemandem, den ich nicht einmal vom Sehen kannte, einem Labourabgeordneten, dessen Name mir aber bekannt war, da er Asquith bei den letzten Wahlen in Paisley geschlagen hatte.

Unterhaus-Bibliothek, 15. Dezember 1924

Sehr geehrter Mr. Duff Cooper, wollen Sie einem anderen neuen Abgeordneten – und dazu einem Gegner – gestatten, seine Stimme dem Chor der Glückwünsche anzuschliessen, der sich auf Grund Ihrer heutigen Rede erhoben hat. Man hatte mir gesagt, das Unterhaus höre nur auf den ihm eigenen merkwürdigen und aufreizenden Stil, der sich aus Zögern, Oh- und Ach-Rufen sowie einer Fülle von Klischees in der Art, «Erdreiste mich, zu behaupten», «erkühne mich, zu sagen» zusammensetzt. Sie nun haben bewiesen, dass man mich falsch unterrichtet hat. Sie sprachen aufrichtig, fliegend, stellenweise ein klein wenig rhetorisch, vor allem aber mutig, denn vieles, was Sie sagten, unterschied sich völlig von allen Ansichten, die Ihre Freunde in früheren Reden zum Ausdruck gebracht hatten. Und was war das Ergebnis? Mit Ausnahme der Mahlzeiten bin ich seit dem Zusam-

mentreten des Parlaments die ganze Zeit im Unterhaus geblieben. Ihre Rede ist die erste, die das Haus gepackt hat. Vielleicht haben Sie es nicht gemerkt, doch ging keiner hinaus, es gab keine Unterhaltung und keinerlei Herumgehen.

Es ist ein Vergnügen, einen Mann zu sehen, der seine Sache gut macht, und Sie taten es im höchsten Grade. Gewiss fühlt sich Ihre Gattin – so wie es bei meiner Frau der Fall gewesen wäre – von dem Erfolg ihres Mannes wahrhaft erhoben.

Meine eigene Feuerprobe steht noch bevor!

Ihr ergebener E. Rosslyn Mitchell, Paisley

Triumph wird häufig durch Kummer gedämpft. Ich verbrachte das Weihnachtsfest still mit meiner Mutter in Cimiez. Unser einziger Ausflug war ein Besuch im Zirkus, den sie mit der Begeisterung eines Kindes genoss, obwohl sie über Siebzig war. Vierzehn Tage später war sie tot. Ich hatte sie innig geliebt, und es war ein tiefer Schmerz, den ich allein tragen musste.

Nach dem Weihnachtsfest trat das Unterhaus am 10. Februar wieder zusammen. Ich wurde Mitglied einer Gruppe Konservativer, die alle vierzehn Tage einmal zusammen dinierten und einen Kabinettsminister dazu einzuladen pflegten, der nach dem Essen eine zwanglose Rede halten musste, auf die dann eine allgemeine Diskussion folgte. Stand kein Kabinettsmitglied zur Verfügung, diskutierten die Mitglieder der Gruppe untereinander über irgendein Thema. Sie gehörten nicht nur derselben Partei an, sondern waren auch meistens – abgesehen von der Politik – miteinander befreundet. Die Aufforderung, mich dieser Gruppe anzuschließen, in der ich bereits Freunde besass und viele neue gewinnen sollte, freute mich sehr. Sie bildete sich auf einer mehr gesellschaftlichen als politischen Basis, und es bestand keine Absicht, eine Richtung politischen Denkens innerhalb der Partei mehr als eine andere zu vertreten, doch glaube ich, wahrheitsgemäss sagen zu müssen, dass sie eher nach links als nach rechts tendierte.

Ich habe bereits jene Neigung erwähnt, die ich früher einmal für die extreme Rechte oder den Flügel der Unentwegten der Tory-Partei empfand, und die von meiner Abneigung gegen die Koalition und meiner Missbilligung des

irischen Vertrages herrührte, sowie von meinem Glauben, die Unentwegten stünden mehr für Prinzipien als für Zweckmässigkeit ein. Oldham hatte mich manches gelehrt, und das Unterhaus lehrte mich noch mehr. In Oldham hatte ich einen Schimmer von den Lebensbedingungen des Volkes bekommen und mir klargemacht, dass der Verstand eines Mannes, der die Notwendigkeit sozialer Reformen ableugnet, so falsch orientiert sein müsse wie sein Herz. Im Unterhaus entdeckte ich bald, dass die Unentwegten nicht die strengen, unbeugsamen Tories meiner Vorstellung waren, die Nachkommen jener Männer, die Pitt gegen Fox, Wellington gegen Grey und Disraeli gegen Gladstone unterstützt hatten. Es waren zumeist Geschäftsleute, die es zu Vermögen gebracht hatten – oft durch Methoden, die besser nicht aus nächster Nähe zu untersuchen waren. Einige kritische Lästermäuler innerhalb der Partei pflegten auf sie als die «vierzig Räuber» hinzuweisen.

Die Frage, die Anfang 1925 hauptsächlich die Gedanken der Konservativen Partei beschäftigte, war die einer Entscheidung über politische Beitragsgelder. Innerhalb der Partei herrschten zwei Auffassungen nebeneinander, und es war ungewiss, welche die Oberhand gewinnen würde.

Innerhalb der Gewerkschaften war es üblich, vom Beitrag eines jeden Mitglieds einen gewissen Prozentsatz für einen Fonds abzuzweigen, der zu politischen Zwecken verwendet wurde. In der Praxis hiess es, dass die auf diese Weise zusammengebrachte Summe direkt in die Kassen der Arbeiterpartei wanderte. Obwohl der Beitrag des einzelnen klein war, wurde der Gesamtbetrag durch die Zahl der Gewerkschaftsangehörigen im ganzen Land sehr gross und bildete einen sehr entscheidenden Faktor in den jährlichen Aktivposten der Partei.

Jeder Gewerkschaftler konnte die Verwendung seines Geldes für diesen Zweck verhindern, indem er an den Vorsitzenden seiner Gewerkschaft schrieb und Einspruch erhob. Die allgemein gebrauchte Formulierung zur Bezeichnung eines solchen Vorgehens lautete, «aus dem Kontrakt aussteigen». Doch wenn eine Anstrengung unternommen und ein Brief geschrieben werden muss, sind Männer, be-

sonders Arbeiter, und gar erst englische Arbeiter, geneigt, ihr Vorhaben aufzugeben. Da der Betrag klein war, wurde in den meisten Fällen nichts unternommen. Die Labourpartei kam auf diese Weise zweifellos zu Geldern von Menschen, die keine Anhänger ihrer Bewegung – ja sogar von solchen, die ihre entschiedenen Gegner waren.

Der Vorschlag, diesem Zustand abzuhelpfen, war, auf den ersten Blick gesehen, durchaus gerecht. Es wurde vorgeschlagen, man sollte eher von den Leuten die schriftliche Erklärung verlangen, dass sie gewillt seien, zum politischen Fonds beizusteuern, anstatt sie eine gegenteilige Erklärung abgeben zu lassen. Kein Heller ihres Beitrages sollte zu politischen Zwecken benutzt werden, sofern sie nicht ihre schriftliche Einwilligung zu dieser Verwendung gegeben hatten. Dieses Verfahren wurde als das System des «In-den-Kontrakt-Einsteigens» bekannt. So geringfügig der Unterschied im Prinzip zu sein schien, so musste doch in Wirklichkeit die Wirkung beträchtlich und der Unterschied in den Einnahmen der Arbeiterpartei sehr gross sein.

Ich habe die vielen, damals von beiden Seiten angeführten Argumente vergessen, doch erinnere ich mich, dass viele Konservative, zu denen ich ja gehörte, der Ansicht waren, die Stunde des Sieges sei nicht der Augenblick, um den Besiegten einen weiteren Schlag zuzufügen, und es gebe bessere Mittel und Wege, unseren Triumph zu feiern, als ein Loch in die Geldsäcke unserer Gegner zu reissen.

Die Sache wurde im neuen Parlament durch den schottischen Rechtsanwalt Macquisten zur Entscheidung gebracht. Er kündigte einen Gesetzentwurf an, der das System in der vom rechten Flügel der Konservativen Partei gewünschten Weise abändern würde. Als ich nach Oldham kam, fand ich die Stimmung sehr zugunsten des Gesetzentwurfes von Macquisten, und die Briefe, die ich über das Problem erhielt, waren der gleichen Meinung. Ich bin froh, dass ich meine Ansicht trotz des Druckes nicht änderte.

24. FEBRUAR. Ich ass mit einem Dutzend anderer Mitglieder im Unterhaus, die alle gegen den Gesetzentwurf der politischen Beitragsgelder eingestellt sind. Die Erregung

über die Frage schlug hohe Wellen. Wir wissen noch immer nicht, welche Linie die Regierung verfolgen wird. Ich würde gerne über die Sache eine Rede halten, nehme aber an, dass es eine enorme Konkurrenz geben wird.

25. FEBRUAR. Nach der Fragestunde ging eine Abordnung der Unseren zum Premierminister, wo unser Fall kurz und bündig dargelegt wurde. Der Premierminister erwiderte, er bedaure die Spaltung in der Partei, doch sie sei nun einmal vorhanden und es müsse ihr begegnet werden. Eine Seite müsse immer enttäuscht werden, dies sei alles, was er im Augenblick dazu sagen könne. Später gingen einige von uns zu Jackson, dem Vorsitzenden der Konservativen Partei. Er gestand unverblümt, sein Ziel sei es, die Fonds der Arbeiterpartei zu entleeren.

26. FEBRUAR. Um 5 Uhr wohnte ich einer Versammlung des Völkerbundausschusses im Unterhaus bei, auf der Ramsay MacDonald hätte sprechen sollen, der jedoch nicht erschien. Stattdessen sprachen Fisher und ich gegen das Genfer Protokoll. Meine Rede hatte guten Erfolg. Anschliessend ging ich zu einem Ausschuss der Parlamentsmitglieder ohne Regierungsamt, wo über den Gesetzesentwurf zu den politischen Beitragsgeldern diskutiert wurde; die meisten waren für den Entwurf.

21. FEBRUAR. Heute Morgen ging ich ins Unterhaus. Es ging um einen Gesetzesentwurf der Parlamentsmitglieder ohne Regierungsamt zur Frage der Arbeitslöhne, der von einem Labourabgeordneten eingebracht wurde. Ich hielt die Opposition gegen diese Sache für schwach und bewies meine Unabhängigkeit, indem ich dafür stimmte, obwohl die Regierung dagegen ist. Winston sprach mit mir und drängte mich, am nächsten Freitag zu reden. Ich würde es gern tun, bezweifle aber, ob ich Gelegenheit dazu haben werde. Dann ging ich nach Wimbourne House, um Diana abzuholen. Dort tat ich auf dem Parkett einen schweren Sturz über meinen Degen und verletzte mir die Hand.

Etwas später schrieb ich:

Es gelingt mir zur Zeit nicht, Tagebuch zu führen. Ich habe keine freie Minute. Ich schaffe es kaum noch, am

Morgen meine Korrespondenz zu erledigen. Den Rest des Tages verbringe ich im Unterhaus. In dieser Woche erlebte ich zwei Enttäuschungen. Am Donnerstag hoffte ich, über das Genfer Protokoll sprechen zu können, doch gab es Krach; die ganze Arbeiterpartei verliess die Kammer, und Ramsay MacDonald sprach überhaupt nicht. Was ich ganz besonders zu zeigen wünschte, war, wie seine Kritik am Vertrag des gegenseitigen Beistandes im gleichen Umfang auf das Genfer Protokoll angewendet werden könnte. (Die Arbeiterregierung hatte den Vertrag abgelehnt, und die Arbeiteropposition tadelte uns jetzt wegen unserer Ablehnung des Protokolls.) Unter den obwaltenden Umständen hielt ich es nicht für der Mühe wert, zu reden. Am Freitag wollte ich über die politischen Beitragsgelder sprechen, aber es waren so viele auf unserer Seite, dass ich einfach nicht an die Reihe kam. Die Rede des Premierministers erzielte eine wunderbare Wirkung auf das Haus. Sie war unbestimmt und gehörte nicht zur Sache, und obwohl sie mir gefiel, fürchtete ich, dass sie die anderen nicht beeindruckte. Doch sie tat es und brachte alle jene zum Schweigen, die am heftigsten für den Gesetzesentwurf waren. Ich sah, wie ein in meiner Nähe sitzender Abgeordneter eine sorgfältig vorbereitete Rede von vielen Seiten in kleine Fetzen riss und auf den Boden warf.

Baldwin war auf unsere Seite getreten, und von den politischen Beitragsgeldern war bis nach dem Generalstreik keine Rede mehr.

14. MÄRZ. Wieder ist eine Woche vergangen und wieder erlebte ich eine Enttäuschung im Haus. Ich wollte am Mittwoch über eine Resolution Sir Charles Trevelyan zur Geheimdiplomatie reden. Der Speaker versprach, mich aufzurufen, wenn noch Zeit wäre, aber es kam nicht mehr dazu.

Es ist mir ziemlich klar, was ich über dieses Thema sagen wollte. Von allen Aufregungen unserer Zeit war diejenige über die Geheimdiplomatie die albernste. Alle Verhandlungen – ob es sich nun um den Verkauf eines Pferdes oder einen Heiratsantrag handelt – müssen vertraulich

geführt werden. Geheime Verpflichtungen sind etwas anderes und sollten in Friedenszeiten vermieden werden; doch solange Staatsmänner sich durch die Schlagzeilen der Tagespresse mitteilen, was der Sinn der offenen Diplomatie zu sein scheint, werden sie wahrscheinlich über nichts eine Verständigung erzielen.

Montagabend ging ich zu einer Versammlung des «1900-Clubs», wo Macquisten über seinen Gesetzesentwurf zu den politischen Beitragsgeldern sprach. Die Mehrheit war über die vom Premierminister unternommene Aktion verbittert. Ich sprach gegen die Mehrheit.

24. APRIL. Ich hielt meine zweite Rede im Haus, musste aber endlos lange warten, bis ich an die Reihe kam. Thema war das Genfer Protokoll, und die Rede ein Erfolg. Verschiedene Leute sagten mir, sie sei noch besser als die erste. Winston, der mich vorher noch nicht gehört hatte, war höchst begeistert.

Um etwas Geld zu verdienen, übernahm ich zu jener Zeit die Aufgabe, der *Saturday Review* einen wöchentlichen Bericht über das Unterhaus zu liefern. Ich nannte ihn «The Comedy of Westminster», unterschrieb mit «First Citizen» und verbarg meine Autorschaft erfolgreich vor meinen Kollegen. Eine heilsame Wirkung dieser Aufgabe war, dass meine Aufmerksamkeit zwangsläufig auf wichtige Debatten gelenkt wurde, für die ich wenig Interesse zeigte. Ich behielt diese Tätigkeit fast drei Jahre bei, bis ich sie nach meiner Ernennung zum Minister abgeben musste. Beim Wiederlesen einiger dieser Artikel brauche ich mich nicht zu schämen. Dr. Johnson gab in seinen parlamentarischen Berichten «darauf acht, dass die Whig-Hunde nicht den besten Happen schnappten», während meine Berichte offenbar das Werk eines Tory, aber hinsichtlich der politischen Vorurteile selten ungerecht und niemals boshaft waren. Man könnte sich schwerlich einen trockeneren Lesestoff vorstellen als diese dreissig Jahre zurückliegenden Berichte über Debatten, die, als sie aktuell waren, schon wenig Interesse erweckten. Ich war daher beim Durchsehen dieser längst vergessenen Artikel angenehm überrascht, dass

sie mich fesselten, und mir gelegentlich sogar ein Lächeln entlockten.

Am 12. AUGUST erklärte ich die Vernachlässigung meines Tagebuches:

Seit drei Monaten habe ich nichts in dieses Buch eingetragen, so beschädigt war ich während des Sommers in London, dass ich keine Zeit fand, zu berichten: über das Unterhaus, meine Korrespondenz, Besuche des Wahlkreises und anderer Orte, wo ich Reden hielt, die zusätzliche Abfassung eines wöchentlichen Artikels. Während dieser Zeit las ich im Institut für Internationale Angelegenheiten eine Abhandlung über Ägypten vor, nahm an einer Debatte gegen Sir Alfred Mond bei der Oxford Union über das Thema des Budgets und an einer anderen mit Rebecca West in London über Frauenrechte teil, sprach in East Ham und Grantham über den Völkerbund, hielt auf einem Lehrerkongress im Holborn Restaurant eine Rede, ging zu einer konservativen Fête in Walsall, fuhr zweimal nach Oldham und sprach zweimal im Haus, einmal über Witwenpensionen und einmal – nur ein paar Worte – über die Nachwahlen in Oldham.

Zweifellos ein ausgefüllter Sommer. Die Wahlen in Oldham waren durch die Ernennung meines Kollegen Sir Edward Grigg zum Gouverneur von Kenya notwendig geworden. Die Konservativen beschlossen, sich nicht um diesen Sitz zu bewerben, der daher mühelos von einem ortsansässigen Liberalen mit konservativer Unterstützung gegen die Arbeiterpartei gewonnen wurde.

Die Sozialisten, die geglaubt hatten, in einem dreieckigen Wettstreit zu gewinnen, waren begreiflicherweise verärgert, doch hätten sich die Liberalen gleichermaßen entristet, wenn die Konservativen den Sitz eines Liberalen zu kapern versucht hätten, dem die konservative Regierung eine Stellung mit hoher Verantwortung gegeben hatte.

Das Jahr 1925 verlief ereignislos. Viele glaubten, dem Locarnopakt käme Bedeutung zu, und Austen Chamberlain erhielt in Anerkennung seiner Verdienste um dessen Zustandekommen den Hosenbandorden. Man glaubte, dieser

Pakt habe Deutschland in die Gemeinschaft der Nationen zurückgeführt und diene als Basis zukünftiger Beziehungen zwischen Frankreich und England. Die Deutschen sahen in ihm jedoch lediglich einen Schritt zur Wiedererlangung der für einen Vergeltungskrieg erforderlichen Stärke und brachen seine Bedingungen, sobald es ihnen passte. Ihre wahren Absichten wurden dem ehemaligen deutschen Kronprinzen durch Stresemann, der den Pakt im Namen Deutschlands unterzeichnet hatte, völlig deutlich gemacht.

Als ich später Grandi, den italienischen Botschafter in London, kennenlernte – noch ehe er Italien in die Arme Deutschlands getrieben hatte – erzählte er mir, wie er während der Haager Konferenz viel mit Stresemann zusammen gewesen sei und ihn häufig nach Beendigung der Tagesarbeit in sein Hotel begleitet habe. Stresemann pflegte allabendlich vor dem Schlafengehen eine Flasche Champagner zu trinken, und im Verlaufe eines ihrer späten Gespräche äusserte er zu Grandi mit ungewohntem Ernst: «Ich bin ein alter Mann und werde bald sterben, aber Sie sind jung und werden den zweiten Punischen Krieg noch erleben.» Dies wurde mir lang vor der Entstehung der Achse oder Hitlers Machtübernahme erzählt und sollte jenen zu denken geben, die geneigt sind, alle Verbrechen Deutschlands nur den Nazis in die Schuhe zu schieben.

Im Herbst erlitt ich eine jener Enttäuschungen, die alle nach politischer Beförderung Strebenden erwarten. Mein früherer Chef, Ronald McNeill, war nach der Bildung der neuen Regierung auf seinen Posten im Foreign Office zurückgekehrt. Er war nun zum Finanzsekretär im Schatzamt befördert worden, und der Posten des Unterstaatssekretärs im Foreign Office war daher frei. Der berühmte liberale *Manchester Guardian* war es, der darauf hinwies, ich sei offensichtlich der Mann für diese Stelle, und der daher für die in mir erweckten Hoffnungen verantwortlich war. Man hätte dies damals für eine sehr rasche Beförderung angesehen, doch war ich der einzige Abgeordnete auf der konservativen Seite, der sich einen Namen gemacht hatte. In meinen Reden hatte ich mich hauptsächlich mit auswärtigen Angelegenheiten befasst, und es gab keinen anderen

geeigneten Kandidaten. Nun kam ein langes und für mich sehr peinliches Hin und Her, ehe eine Ernennung ausgesprochen wurde. Durch meinen Freund Sidney erfuhr ich, dass mein Name in Erwägung gezogen werde. Weiter erfuhr ich, dass mich auch William Tyrrell, der Ständige Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten, unterstützte. Er war ein Freund des Premierministers, der sich mit ihm auch über Probleme beriet, die nicht in sein eigenes Ressort gehörten. Die Entscheidung fiel aber gegen mich, und ein älterer Konservativer erhielt den Posten, auf dem er eine Laufbahn der Mittelmässigkeit beschloss.

Wäre die Entscheidung anders ausgefallen, so hätte auch meine Zukunft einen ganz anderen Verlauf genommen. Ich hätte dreieinhalb Jahre im Foreign Office bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen im Jahre 1929 verbracht und wäre voraussichtlich wieder dorthin zurückgekehrt, als 1931 die Nationale Regierung gebildet wurde. In der Tat wäre mir dann die Zukunft bestimmt gewesen, die Anthony Eden zufiel. Wie ich damit fertiggeworden wäre, vermag ich nicht zu sagen.

Romanleser wünschen Happy-Ends, doch mag füglich bezweifelt werden, ob dies auch für Leser geschichtlicher Werke gilt. Ereignisse mit glücklichem Ausgang werden schnell vergessen, die grossen Katastrophen jedoch besitzen eine geheimnisvolle Anziehungskraft und werden immer wieder diskutiert.

Der Generalstreik war ein wichtiges Ereignis in der englischen Geschichte, der indessen, wenn man von der Vergangenheit spricht, selten erwähnt wird, und ich weiss nicht, ob ein umfassender historischer Bericht darüber existiert. Und doch dauerte er zehn Tage, spaltete die Menschen in zwei Lager, bedrohte den Fortbestand der parlamentarischen Regierungsform und brachte das Land einer Revolution näher als je zuvor.

Damals war es schwierig und heute ist es unmöglich, sich ein genaues Bild von der Gefahr zu machen. Das Unglück, dem wir entgehen, kann ebenso wenig ermessen werden wie die Breite des Spielraums, der uns davon trennte.

Ich habe bereits auf die unerfreuliche Atmosphäre im

Land angespielt, die dem ersten Weltkriege folgte. Zu den vielen, vom Krieg hervorgerufenen Übelständen gehören Verachtung des Gesetzes und Bereitschaft zur Anwendung von Gewaltmethoden, um zum Ziel zu gelangen. Echte und berechnete Unzufriedenheit mit den sozialen Verhältnissen schafft für eine heimkehrende Armee von vier Millionen Menschen, die von ihren friedlichen Beschäftigungen fortgerissen und gezwungen worden waren, sich an Blutvergiessen und Todesnähe zu gewöhnen, eine gefährliche Atmosphäre, über sieben Jahre, die zweifellos eine beruhigende und wohltuende Wirkung auf die Gemüter der Bevölkerung ausgeübt hatten, waren seit Kriegsende verstrichen. Doch die Drohung blieb.

Im Jahre 1925 hatte die Regierung der Kohlenindustrie eine grosse Subvention gewährt, um den damaligen Lohnsatz aufrechterhalten zu können, während eine königliche Kommission die Verhältnisse untersuchte. Dies war geschehen, um der Drohung eines sofortigen Streiks in den Kohlenrevieren zu begegnen, der die Sympathie der ganzen Gewerkschaftsbewegung gefunden hätte. Die Kommission hatte inzwischen Bericht erstattet. Die Grubenarbeiter weigerten sich, die Vorschläge der Kommission anzunehmen und forderten die Weiterzahlung der Subventionen bis zu einer Regelung. Unterhandlungen brachen zusammen, und der Gewerkschaftskongress rief alle Gewerkschaftsangehörigen im ganzen Lande auf, ihre Solidarität mit den Grubenarbeitern dadurch zu dokumentieren, dass sie streikten.

Ich hatte es zu dieser Zeit aufgegeben, ein Tagebuch zu führen, begann es jedoch wieder am ersten Tage des Streiks und führte es bis zu dessen Ende am 14. MAI fort, als ich schrieb:

Um 4 Uhr gab der Premierminister eine Erklärung ab: die Eisenbahner seien soeben zu einer Übereinkunft gelangt, die Unterhandlungen mit den Dockarbeitern nehmen einen zufriedenstellenden Verlauf, und er habe Vorschläge zur Beilegung des Grubenarbeiterstreiks vorbereitet, die er beiden Parteien vorlegen wolle. Ramsay MacDonald

und Lloyd George hatten nichts zu sagen, ausser ihrer Hoffnung Ausdruck zu geben, Baldwin werde persönlich an den Verhandlungen zwischen Grubenbesitzern und Grubenarbeitern teilnehmen. Es war der entscheidende Gipfelpunkt in dem grossartigsten persönlichen wie öffentlichen Triumph, den je ein Premierminister davongetragen hat.

In meinem wöchentlichen Artikel stellte ich fest, dass die Streitigkeiten in der Kohlenindustrie in nicht höherem Masse der wirkliche Ausgangspunkt des Generalstreiks waren, als die Erhebung von Schiffsgeldern der wirkliche Ausgangspunkt des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges war. Bei jeder dieser Gelegenheiten war die eigentliche Streitfrage, ob das Land vom Parlament regiert werden sollte oder nicht. Ich glaubte, viele Mitglieder der Arbeiterpartei hätten das verstanden. Ich verdamnte energisch, dass sie das Haus *in corpore* verlassen hatten, anstatt der wichtigen Rede Sir John Simons zuzuhören, musste jedoch ihr sonstiges Verhalten anerkennen.

Bei dieser Kraftprobe ging es hart auf hart. Wie stark die Mehrheit gegen sie im Unterhaus war, wurde nie so offensichtlich wie in jenen Tagen, als sich die Konservativen mit voller Wucht auf sie stürzten. Das Bewusstsein, für eine verlorene Sache zu kämpfen, musste den Klügeren unter ihnen dauernd gegenwärtig gewesen sein. Das Verhalten ihrer Gegner war nicht immer dazu angetan, ihre Leidenschaften zu beruhigen. Ihre eigenen Führer haben weitgehend aufgehört, zu führen. Unter diesen Umständen haben sie Geduld, Mässigung und gute Miene zum bösen Spiel gezeigt. Wenn einmal offizielle Berichte wieder erhältlich sind, wird man darin wenig finden, was irgendjemand zu bedauern hätte. Die fanatischeren Mitglieder der Arbeiterpartei haben ihre Zuflucht zum Schweigen genommen, und es heisst sogar, einer von ihnen sei aus Besorgnis, herausfordernd zu werden und seiner Selbstbeherrschung nicht sicher zu sein, nach Glasgow gezogen, um kein Risiko zu laufen. Wie falsch ihre Ansichten auch sein mögen, wie schwerwiegend ihre Verantwortung für das grosse Unheil. In jedem Fall sind sie während der Krise Parlamentarier

geworden und haben sich in einer der Tradition des Parlaments würdigen Weise verhalten.

Aus diesem Bericht kann man ersehen, wie die Wirkung des Generalstreiks hätte sein können, und was er war. Meine eigenen Gefühle dabei waren Besorgnis und Kummer. Es gelang mir nicht, einen grossen Teil meiner Landsleute als Feinde anzusehen, wie sehr ich ihre Politik auch ablehnte und ihre Handlungen missbilligte. So sicher ich auch meiner gerechten Sache war, konnte ich doch nicht wünschen, dass Menschen, die sich auf die andere Seite stellten, für ihre Ansichten leiden sollten. Der Gedanke an Revolution oder Bürgerkrieg ist so entsetzlich, dass der eines internationalen Krieges leichter zu ertragen ist.

Die Ereignisse schienen die ernsteren Befürchtungen mancher Menschen Lügen zu strafen, doch andere Ereignisse hätten sie bestätigen können. Hätte sich die Regierung entschlossen, wie Sir Osbert Sitwell behauptet hatte, am Vorabend der Beilegung die Gewerkschaftsführer zu verhaften, hätte leicht eine Explosion erfolgen können. So ein Vergehen hätte jene, deren Unterstützung des Generalstreiks schlaff und mangelhaft war, mit dem gewalttätigeren Teil, der sehr wohl unter kommunistischem Einfluss gestanden haben mag, zusammengeschiedet. Glücklicherweise wurden von keiner Seite schwerwiegende Fehlschlüsse gezogen und das bemerkenswerte Ergebnis mit einem vollkommenen Sieg erreicht, ohne Rachsucht auf der einen oder Hass auf der anderen Seite. Die Luft war gereinigt, und von diesem Tage an bis heute waren die Beziehungen zwischen Kapital und Arbeit in England glücklicher.

X. KAPITEL

IM AMT

1926- 1929

Das Tagebuch hört auf. Von diesem Zeitpunkt an habe ich mehrere Jahre lang keinen sicheren Führer, der mich auf meiner Reise in die Vergangenheit leiten könnte. Notizbücher mit Daten von Verabredungen, zufällig aufbewahrte Briefe und die zweifelhafte, lodernde und flackernde Fackel der Erinnerung sind wie die halb ausgelöschten Namen auf alten Wegweisern, die beim Hereinbrechen der Nacht den angstvollen Blick des späten Wanderers grüssen.

In den Jahren 1926 und 1927 war ich ein vielbeschäftigter Parlamentsabgeordneter, sehr gesucht als öffentlicher Redner. Ich drückte mich keineswegs um die an mich gestellten Forderungen. 1926 sprach ich auf siebzehn politischen Versammlungen ausserhalb meines eigenen Wahlkreises, im folgenden Jahre auf siebenundzwanzig. Hierzu gehörten Nachwahlen und jene melancholischen gesellschaftlichen Anlässe, die alljährlich im Sommer veranstaltet werden, um Begeisterung zu erwecken und Geld zu sammeln. Bei guter Organisation, schönem Wetter und erfolgreichem Fest geniessen es die Teilnehmer und verlassen nur widerstrebend das Vergnügen, um die politische Rede eines Herrn anzuhören, der aus London angereist kommt, und dessen Namen sie wahrscheinlich nie gehört haben. Wird jedoch, wie es nicht selten geschieht, die ganze Geschichte durch Regen verdorben, werden die Schaubuden geschlossen und sind die Erfrischungen der Teezelte zu Ende gegangen, so ist der dem unbekanntem Redner von einer nassgeregneten, verdrossenen Zuhörerschaft bereitete Empfang leicht frostig.

Gleichzeitig besuchte ich regelmässig Oldham, sprach 1926 sechsmal, 1927 elfmal im Unterhaus, verfasste weiterhin meine wöchentlichen parlamentarischen Artikel für die *Saturday Review* und übernahm im Sommer 1927 die Aufgabe, wöchentlich einen wesentlich längeren Aufsatz für den *Graphic* zu schreiben. Bei diesem Artikel hatte ich freie Hand, er schloss Kommentare zu Tagesereignissen und soeben erschienenen Büchern ein.

Neben diesen Arbeiten begann eine neue, selbstaufgebürdete Aufgabe, die einen grossen Teil meiner Zeit in Anspruch nahm. Meine Haltung dem Völkerbund gegenüber war, solange ich Mitglied des Foreign Office mit streng konservativen Ansichten war, von skeptischem Wohlwollen gewesen – eine Haltung, die, wie ich wohl nicht zu Unrecht behaupten darf, von der Mehrheit des Verwaltungsdienstes geteilt wurde. Niemand wünschte dem Völkerbund etwas Böses, wenige jedoch glaubten, er brächte etwas Gutes zuwege. Hier war wieder einmal ein neuer, von Politikern für ihre eigenen Absichten geschaffener Unsinn, der in erster Linie dazu dienen sollte, den allmächtigen, aber ungewöhnlich unlenksamen Präsidenten Wilson versöhnlich zu stimmen. In zweiter Linie sollte er als Nebelvorhang benützt werden, hinter dem die Diplomaten und besonders das englische Foreign Office vor der Öffentlichkeit die Tatsache verbergen konnten, überhaupt keine Aussenpolitik zu haben. Wurde man von wissbegierigen und unbequemen Leuten mit Fragen über dieses Thema bedrängt, konnte man sich jederzeit in einen Nebel von Platitüden über den festen Glauben in dieses grosse menschenfreundliche, der Verbesserung internationaler Beziehungen und der Förderung von Frieden, Fortschritt und Wohlfahrt der Menschheit dienende Experiment zurückziehen. Ich hatte die Geringschätzung, mit der kühlere Staatsbeamte auf diese Effekthascherei der Wahlbühne herabsahen, geteilt.

Der Beruf des Politikers sollte wenigstens – diente er auch sonst keinem anderen Zweck – einen ehrlichen Menschen lehren, seine Ansichten genau zu bestimmen. Als ich merkte, der Völkerbund sei nur eine oft ge-

brauchte Ausrede, war meine erste Regung, ihn als die Täuschung, für die ich ihn hielt, anzuprangern. Doch ehe ich dies tat, fühlte ich mich verpflichtet, der Sache einige Aufmerksamkeit zu widmen. Das Ergebnis meiner Untersuchungen war die Überzeugung, der Völkerbund müsse triumphieren, oder es werde ein neuer Krieg kommen. So wurde, wie beim heiligen Paulus, aus dem bekehrten Verfolger – in meinem Falle nur ein möglicher Verfolger – der Apostel. Ich gehörte zum Vorstand der Völkerbundunion, für die ich das ganze Land bereiste. In den Jahren 1926 und 1927 sprach ich auf achtundzwanzig Versammlungen der Völkerbundunion, einschliesslich einer Versammlung in den Vereinigten Staaten.

Oft fragten mich die Leute, die darüber erstaunt waren, dass ich die Sache anscheinend ernst nahm: «Glauben Sie wirklich an den Völkerbund?» Worauf ich zu entgegenn pflegte: «Glauben Sie an die Feuerwehr? Ich missbillige in Flammen stehende Häuser und weiss von keiner anderen Organisation, sie zu löschen, als der Feuerwehr. Vielleicht wird sie schlecht geführt, vielleicht ist sie unfähig, doch nichtsdestoweniger würde ich ihr sicher helfen, wenn es in meiner Kraft stünde. Ebenso missbillige ich den Krieg und weiss von keiner anderen bestehenden Einrichtung, ihn zu verhindern, als dem Völkerbund. Vielleicht versagt er; wenn dem so ist, dann möge Gott uns allen beistehen! Doch solange es die geringste Aussicht auf Erfolg gibt, glaube ich, wir sollten ihm alle nur denkbare Hilfe zuteil werden lassen.»

Oft dachte ich, mit ein paar offenkundigen Feinden hätte der Völkerbund bessere Aussichten auf Erfolg gehabt. Doch wenn alle Lippendienst leisten und nur wenige echten Glauben besitzen, ist eine Sache zum Untergang verurteilt. Die Kirche würde in England einen grösseren Einfluss ausüben, wenn es eine antikirchliche, die Entwurzelung der Religion anstrebende Partei im Lande gäbe oder gegeben hätte. Die Gegner des Völkerbundes erschienen niemals auf der Bildfläche.

Einst äusserte ein Bürgermeister nach einer erfolgreichen Versammlung der Union in seiner Stadt, er wünschte, der

alte Dr. X wäre heute Abend dabeigewesen. Er erklärte mir dann, dieser alte Herr sei einer der beliebtesten Bürger des Städtchens, ein grossartiger Charakter, witzig, glänzend und allgemein bewundert; er sage aber immer, der Völkerbund sei Unsinn, es habe immer Kriege gegeben und werde auch Kriege geben, die kein Völkerbund aufhalten könne. «Da Ihr Freund Arzt ist», erwiderte ich ihm, «richten Sie ihm bitte mit vielen Grüßen aus, er verschwende seine Zeit. Es hat immer Krankheiten gegeben, und es sieht so aus, als werde es auch weiterhin welche geben. Einzig sicher ist lediglich, dass alle seine Patienten einmal sterben. Deshalb sollte er, wenn er seinen Prinzipien folgen will, seine ärztlichen Bemühungen aufgeben, die bestenfalls das Unvermeidliche nur etwas aufschieben können.»

Ich versuchte meine Zuhörer davon zu überzeugen, dass der Völkerbund nicht die Erfindung idealistischer, mit dem Segen der Kirche und dem Schutz der Krone versehener Sterngucker sei, von der man wohl mit Achtung rede, ohne sie indessen ernst zu nehmen. Es gebe nur drei Formen der Aussenpolitik, die, wie ich erklärte, das Land vielleicht annehmen könne. Die erste sei die der Isolierung, wie sie damals von den unter Lord Beaverbrooks Kontrolle stehenden Zeitungen befürwortet wurde. Der Plan bestand darin, uns von Europa zu trennen und unsere Kräfte der Entwicklung des überseeischen Empires zu widmen. Meiner Ansicht nach war das ein herrlicher, idealistischer Traum, der nur leider überhaupt nicht zu verwirklichen war. Wie könnten wir uns von Europa trennen, solange wir Gibraltar und Suez, die beiden Tore zum wichtigsten europäischen Meer, und in dessen Mitte die Insel Malta, besassen? Wie könnten wir uns dem Schicksal des Kontinents gegenüber gleichgültig verhalten, von dessen Küsten unser Land bombardiert werden konnte? Wenn die von diesem Kontinent durch den Atlantik getrennten Vereinigten Staaten sich gezwungen sahen, an dem letzten europäischen Kriege teilzunehmen, wie konnten wir da hoffen, uns aus dem nächsten herauszuhalten?

Würde man nun die Politik der Isolierung aufgeben, müsste man ganz natürlicherweise an eine Bündnispolitik

als die andere Möglichkeit denken. Zu deren Gunsten wäre viel zu sagen, trotz der Tatsache, dass sie in der Vergangenheit oft befolgt wurde und für gewöhnlich mit Krieg endete. In jener Zeit besaßen wir indessen keine Verbündeten, und keine Partei im Staat war dafür, Verbündete zu gewinnen. Folglich erwies sich die Unterstützung des Völkerbundes als die einzige praktisch annehmbare Politik, deren einfaches Prinzip die Errichtung einer obersten Autorität für internationale Angelegenheiten war. Diese sollte in der Lage sein, zu gegebener Zeit Gesetz und Ordnung unter den Nationen aufrechtzuerhalten, genau wie sie innerhalb der Grenzen eines jeden Staates durch Polizei und Gerichte aufrechterhalten werden.

Damals an einen Erfolg des Völkerbundes in diesem Sinne geglaubt zu haben, war keine solche Narrheit, wie es heute scheinen mag. Der erste Weltkrieg hatte das Gewissen der Menschheit tief erschüttert. In der verhältnismässigen Ruhe des 19. Jahrhunderts war ein selbstzufriedener Glaube an den Fortschritt und eine zuversichtliche Hoffnung erwachsen, die zivilisierten Nationen seien fähig, ihre Streitigkeiten beizulegen, ohne Zuflucht zu Gewalt zu nehmen. Weder der Krimkrieg noch der Deutsch-Französische Krieg von 1870 hatten die Gemüter oder das Leben der Europäer ernstlich aufgerührt, obwohl ein paar einsichtsvollere Menschen im letzteren einen neuen Geist der Unbarmherzigkeit entdeckten, der ihn von anderen Kriegen des gleichen Jahrhunderts, ja sogar früherer Jahrhunderte, unterschied. Es wurde jedoch dem Einfluss der Preussen zugeschrieben, die, wie man mir glauben darf, sich von den anderen Bewohnern des 1871 gegründeten Deutschen Reiches unterschieden. Es herrschte deshalb 1919 ein Gefühl, das «allgemein»* zu nennen kaum übertrieben sein dürfte – jenes Gefühl, dass etwas Ähnliches niemals mehr geschehen sollte.

Hätte Präsident Wilson die Fähigkeit besessen, sein Land ebenso geschickt in den Frieden zu steuern, wie er es in den Krieg getrieben hatte, dann hätte er eine machtvolle, von allen Parteien vertretene Delegation nach Europa geschickt und wäre selber zu Hause geblieben. Dann hätte er

seine Energien darauf verwenden können, den Kongress zu überzeugen, den Völkerbund anzuerkennen, und seinem Volk klarzumachen, dass die Zeit zur Übernahme der Führung der Welt gekommen sei. Zweifellos wäre dann alles anders geworden, und grosse Katastrophen hätten vermieden werden können.

Trotz allem stand hinter dem Völkerbund eine riesige Macht guten Willens und ein Glaube, wie er der UNO keinen Augenblick entgegengebracht wird. Hätte es damals einen Staatsmann gegeben mit der Fähigkeit, die unermesslichen Möglichkeiten dieses guten Willens und dieses Glaubens richtig zu werten und sie zur Errichtung einer neuen internationalen Gesellschaft zu leiten, dann hätten sich Wunder ereignen können. Aber jene, die an den Völkerbund glaubten, genossen nicht das Vertrauen ihres eigenen Volkes, und diejenigen, denen ihr Volk vertraute, waren nicht gewillt, den Verlust dieses Vertrauens durch eine Kundgebung des Glaubens an den Völkerbund zu riskieren. So sank der Ruf des Völkerbundes nach und nach, und lange nachdem er schon tot war und anständig hätte beerdigt sein sollen, huldigten seine Lippendiener weiterhin dem Leichnam, nachdem er schon zu stinken begonnen hatte.

Der Winter 1927/28 war sehr streng, und zu Neujahr forderten uns Freunde auf, sie auf ihrer Suche nach Sonnenschein nach Nordafrika zu begleiten. Wir nahmen freudig an, nur um zu erfahren, dass im Januar in Nordafrika der Regen so heftig und der Wind so kalt wie in irgendeinem Teil Europas sein kann. Wegen heftiger Stürme in der Sahara änderten wir unsere Reiseroute und kamen so nach Biskra, wo ich einen Brief des Premierministers erhielt, der am Tage meiner Abreise von London geschrieben sein musste, und der mir den Posten des Finanzsekretärs im Kriegsministerium anbot.

Nachdem ich meine Zusage telegraphiert hatte, liess ich meine Reisegefährten in der Wüste und reiste mit dem ersten Zug nach Hause. Baldwin hatte klugerweise meine Zustimmung für selbstverständlich gehalten, und so las ich die Ankündigung meiner Ernennung in der Zeitung,

als ich in Algier eintraf. Ich war sehr glücklich. Ins Ministerium zu gelangen ist der Ehrgeiz jedes Parlamentsmitgliedes, der Wettbewerb ist scharf und das Erreichen des Zieles gleichermassen vom Zufall wie vom Verdienst abhängig.

Staatssekretär im Kriegsministerium war Sir Laming Worthington-Evans, den ich kaum kannte, der sich aber als der rücksichtsvollste Chef erwies. Von Beruf Anwalt, verbarg er hinter einem heiteren, rosigen Äusseren einen scharfen Verstand, der sich mehr mit Handel und Finanzwesen – er war eine Autorität für das Handelsgesellschaftsgesetz – als mit militärischen Belangen befasste. Im Unterhaus wie im Ministerium war die Zusammenarbeit mit ihm angenehm. Er war gleicherweise bereit, Verantwortung zu übernehmen wie zu übertragen, und händigte mir manchmal ein fürchterliches Aktenbündel mit den Worten aus: «Das scheint eine komplizierte Frage zu sein. Ich habe noch nicht hineingeschaut und auch nicht die Absicht, es zu tun. Sie können nach Ihrem Gutdünken entscheiden.»

Es ist nicht allgemein bekannt, dass nach Einführung einer Bezahlung der Parlamentsmitglieder die Gehälter der Minister automatisch gekürzt wurden, da ein Minister zu seinem Gehalt nicht zusätzlich noch ein Gehalt als Abgeordneter empfängt. Das letztere wird vom ersteren abgezogen. Ausserdem ist der Minister verpflichtet, jede anderweitige einträgliche Tätigkeit aufzugeben. Damals erhielten Abgeordnete nur vierhundert Pfund im Jahr, heute sind es tausend. Das Gehalt eines Finanzsekretärs betrug fünfzehnhundert Pfund, da jedoch vierhundert Pfund abgezogen wurden, so blieb nur wenig mehr, als was ich durch den Journalismus verdient hatte.

Die Arbeit eines sogenannten «Junior Ministers», der dem Kabinett nicht angehört, ist, soweit meine Erfahrungen reichen, nicht schwer. Befindet sich sein Chef im Unterhaus, ist der Umfang der Arbeit noch geringer. Zu meiner Zeit hatte jedes sogenannte Service Department, wie das Kriegsministerium, die Admiralität und das Luftfahrtministerium, zwei Junior Minister, ein von anderen Ministerien nicht geteilter Vorzug. Das Kriegsministerium hatte sowohl

einen Unterstaatssekretär als auch einen Finanzsekretär. Ersterer war gewöhnlich Mitglied des Oberhauses und besonders mit Fragen, die das Landheer und die Besitzrechte betreffen, betraut, was die Belastung des Finanzsekretärs noch weiter verminderte.

Das Leben eines Junior Ministers – ich sollte es im ganzen sechs Jahre führen – war nicht unangenehm, doch bietet es wenig Gelegenheit zur Vorbereitung auf noch höhere Verantwortlichkeit, zu der es hinführen sollte. Es beraubt zugleich den jungen Politiker der Möglichkeit, sich auszuzeichnen oder seine «Verfahrenstechnik» im Unterhaus zu verbessern. Er bekommt keine Kabinettsdokumente zu Gesicht und ist daher über die Probleme der hohen Politik kaum besser informiert als die «Back-benchers», die in den letzten Reihen des Unterhauses sitzenden Abgeordneten. Ein diesen Nachteil offenbarender Zwischenfall ereignete sich bei meiner Rückkehr in die Stellung des Finanzsekretärs drei Jahre später, als Lord Hailsham Staatssekretär war. Ich war aufgefordert worden, den ägyptischen Studenten der Universität Birmingham einen Vortrag über die anglo-ägyptischen Beziehungen zu halten, und hatte im Verlaufe meiner Betrachtungen einen Plan skizziert, nach dem die britischen Truppen aus Kairo und Alexandria zurückgezogen werden sollten, wofür uns im Sudan freie Hand gewährt werden sollte. Daraufhin wurde ich vor Lord Hailsham, einen sehr viel unnahbareren Chef als Worthington-Evans, zitiert. Er setzte mir auseinander, dass die Bedingungen eines Vertrages mit Ägypten gerade im Kabinett diskutiert würden, dass er mit Unterstützung seiner militärischen Sachverständigen die Idee der Evakuierung Kairos und Alexandriens eifrig bekämpfe und dass sich seine Stellung folglich ausserordentlich schwierig gestalten würde, wenn die Politik, der er im Kabinett entgegenträte, von seinem eigenen Junior Minister vor einer Zuhörerschaft ägyptischer Studenten befürwortet werde. Zu meiner Verteidigung konnte ich nur meine völlige Unkenntnis der im Kabinett diskutierten Fragen vorbringen.

Es steht einem Junior Minister nicht frei, seine Unkenntnis im Unterhaus durch Fragen zu beheben. Er kann eben-

so wenig Fragen stellen wie eine Rede halten, ausser wenn die Angelegenheiten seines eigenen Ressorts zur Debatte stehen. Soweit es das Kriegsministerium betrifft, geschah das nur zweimal im Jahre, bei der Einbringung des Voranschlags und bei der Debatte über Fragen des Militärdienstes.

Junior Minister werden in Wirklichkeit einfach kaltgestellt, und wenn ihre Kaltstellung lange dauert, können ihre Fähigkeiten aus Mangel an Beschäftigung leiden und sogar verkümmern. Allzu oft geschieht es, dass ein vielversprechender Back-bencher, der ein fähiger Unterstaatssekretär gewesen war, sich bei der Beförderung als grosse Enttäuschung erweist.

Die Zeit meiner ersten Amtsführung sollte indessen eher zu kurz als zu lang sein. Ich sorgte während dieser Dauer jedoch selbst für hinreichende Beschäftigung. Während des Jahres 1928 und der ersten vier Monate von 1929 sprach ich, ausser in meinem eigenen Wahlkreis, auf achtundvierzig politischen Versammlungen und bei neunzehn Versammlungen für die Völkerbundunion. Ausserdem unterstützte ich meinen Chef im Unterhaus, wo er während dieser Zeit zweimal den Voranschlag einzubringen und zweimal die Militärdebatte zu überwachen hatte.

Im Herbst 1928 gehörte ich zur britischen Delegation, die für die Teilnahme an der Generalversammlung des Völkerbundes in Genf ernannt worden war. So kam ich zu meiner ersten und einzigen unmittelbaren Erfahrung mit dem Völkerbund. Ernüchternd war sie nicht, denn ich schmeichelte mir selber, keinerlei Illusionen gehegt zu haben; sie war indessen entmutigend, und diejenigen, die für die Sache des Völkerbundes eintraten, hätten wohl Ermutigung nötig gehabt.

Leiter unserer Abordnung war mein alter Chef Ronald McNeill, der inzwischen Lord Cushendun und Kanzler des Herzogtums Lancaster geworden war. Er war zu der Zeit Stellvertretender Staatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten. Die Regierungen entsandten zu jener Zeit noch Vertreter von höchster Bedeutung nach Genf. Briand vertrat Frankreich. Ich wohnte seiner Rede in der Versammlung

bei und halte ihn noch immer für den grossartigsten Redner, den ich je gehört habe.

Doch die Zahl der Komitees, die endlos redeten und nichts zustande brachten und auch in der Tat niemals hofften, etwas zustande zu bringen, das Geschwätz kosmopolitischer Politiker, die riesigen und öden, von den verschiedenen Nationen reihum veranstalteten Dinners, die deprimierenden Cocktailparties und Empfänge – sie alle schufen einen Eindruck von Verwirrung und Trübsinn. Der Gegensatz zum Wiener Kongress war auffällig. Jenem Kongress warf man vor, er tanze – und wahrlich, er hat getanzt! – doch hinter dieser wirklich heiteren Fassade arbeitete er auch, und zu den Klängen der Musik schuf er ein Europa, das immerhin hundert Jahre bestanden hat.

Unter den Komitees, in denen zu arbeiten ich beauftragt war, befand sich eines, das sich auf internationaler Basis mit den Missständen des Alkoholismus zu befassen hatte. Unser erstes Treffen fand am Abend statt, und vor den Verhandlungen wurden uns Portwein und andere Aperitifs gereicht. Nachdem die Gefahr des Alkoholismus reihum von allen angeprangert worden war, erklärte unser Vorsitzender, ein Franzose, Wein sei selbstverständlich kein Alkohol und ebenso wenig die Erzeugnisse aus der Gegend von Cognac, die alle von der Traube stammten, Ansichten, die von den Vertretern Italiens, Portugals und Spaniens wärmstens unterstützt wurden. Daraufhin fühlte ich mich verpflichtet, die Versammlung daran zu erinnern, dass ich zwar durchaus die Ansicht meiner Vorredner teile, mein Land sich aber nicht der gleichen Fülle von Sonnenlicht erfreue wie ihre glücklicheren Zonen. Daher hätten seine Bewohner noch grösseren Bedarf an jener inneren Wärme und jenem Reiz, den der gegorene Saft der Traube verleiht. Unglücklicherweise gedeihe jedoch in Grossbritannien kein Wein, und daher hätten wir uns vor allem in den nördlicheren und kälteren Gegenden des Königreiches bemüht, einen Ersatz zu schaffen. Dieser habe sich als so zufriedenstellend erwiesen, dass wir ihn jetzt sogar in beträchtlichen Mengen in fremde Länder ausführen könnten. Ich glaube zuversichtlich, so sagte ich, dass dieses angenehme und

wohltätige Getränk, das viele Ärzte sogar vor dem Wein empfehlen, nicht in den Bereich unserer Untersuchungen gehöre.

Das Komitee trat wohl zwei- bis dreimal zusammen, doch kann ich mich nicht erinnern, seine Berichte – wenn es überhaupt welche vorlegte – gelesen zu haben. Es erreichte ebenso viel wie andere Völkerbundkomitees, deutlicher gesagt, also – nichts. Es musste daher im Gedächtnis der meisten seiner Mitglieder, wie es auch bei mir der Fall war, den Eindruck eines nutzlosen Narrenspiels hinterlassen haben.

Während meines Genfer Aufenthaltes hielt ich einen Vortrag, für dessen Vorbereitung ich einige Mühe aufwandte und dessen Text ich behalten habe. Er hatte «Die Barbaren» zum Gegenstand und lief darauf hinaus, zu zeigen, wie alle Kulturen, von denen die Geschichte Kenntnis hat, von den Menschen selbst zerstört worden seien. Die für diese Zerstörung Verantwortlichen bezeichnete ich als Barbaren und deutete damit an, es existierten auch heute noch viele solcher Barbaren, die alle jene Kulturen zerstören könnten, die zu verteidigen und zu entwickeln wir in Genf im Jahre 1928 bestrebt seien.

Einige Jahre später hätte ich die Namen und Adressen der Barbaren und der von ihnen unterdrückten Länder angeben können. Zu jener Zeit jedoch war mein Leitsatz, dass die Barbaren eine internationale Erscheinung geworden seien und nur an den von ihnen vertretenen Ansichten und ihren Bestrebungen erkannt werden können. Die Radikalen, ob rechts oder links, meistens Theoretiker und allesamt Fanatiker, gehörten meiner Ansicht nach zur Klasse der Barbaren. Ich schätzte ihre Zahl höher als die der Kulturmenschen. Unsere Hoffnung gründete sich damals auf ihren Mangel an Führung und Zusammenhang. Ich schloss mit den Worten:

«Es besteht Grund zur Hoffnung. Der Barbaren sind viele, doch kennen sie ihre eigene Zahl nicht. Ihnen allen gemeinsam ist der ewige Hass auf die Kultur, doch haben sie kein bestimmtes Operationsziel vor Augen. Ihre Kräfte sind zerstreut, und sie haben nicht gelernt, zusammenzuwirken.

Einander zu hassen ist ihr leitendes Prinzip, das sie in ihren eigenen Reihen üben. Gegenwärtig leiden sie noch an Wunden, die sie sich selber zugefügt haben. Diese Zwischenzeit muss voll genutzt werden, um auf den nächsten Angriff vorbereitet zu sein. Wir dürfen nicht hoffen, die Vollendung des Bauwerkes noch zu erleben, doch wollen wir uns bemühen, die Grundmauern so anzulegen, dass die Barbaren nicht die Oberhand gewinnen, damit unsere Nachkommen in der Fülle der Zeit den vollendeten Tempel erblicken dürfen.»

Lese ich diesen Vortrag nach einem Vierteljahrhundert wieder, so finde ich kein Wort darin, das ich abändern möchte. Sogar damals brandmarkte ich die Narrheit des Versuchs, zu bestimmen, welche Waffen für die Kriegführung erlaubt und welche verboten werden sollten. Niemals, auch nicht auf dem Höhepunkt meiner Begeisterung für den Völkerbund, befürwortete ich die Abrüstung als Grundlage für den Frieden, genau so wenig wie ich die Auflösung der Polizei als Grundlage für Gesetz und Ordnung vorgeschlagen würde.

Obwohl die konservative Regierung bis zum Herbst hätte am Ruder bleiben können, beschloss sie, im Frühjahr 1929 einen Volksentscheid durchzuführen. Kurz vor den allgemeinen Wahlen trafen die Liberalen von Oldham den für mich fatalen Entschluss, zwei Kandidaten aufzustellen. Klüger als seine Anhänger, weigerte sich mein liberaler Kollege, einer dieser beiden zu sein, und die beiden jungen Leute, die an seine Stelle traten, erreichten nur, dass die antisozialistischen Stimmen zersplittert wurden. Sie befanden sich auf der Liste der Wahlergebnisse zuunterst.

Der Ausgang der allgemeinen Wahlen im Frühjahr 1929 war für die Konservative Partei eine ernsthafte Enttäuschung. Der Rechenschaftsbericht über ihre fünfeinhalbjährige Regierungszeit war gut zu nennen. Im Rahmen der Aussenpolitik war der Locarnopakt abgeschlossen worden, der als grosse Leistung angesehen wurde, und am europäischen Horizont zeigten sich keinerlei Sturmwolken. Im Land selbst wurde der Generalstreik gebrochen und die Furcht vor Revolution zerstreut. Das Arbeitslosenproblem blieb

ungelöst, doch war die Zahl der Arbeitslosen kleiner, als sie es in der Vergangenheit gewesen war oder in der Zukunft eine Zeitlang sein sollte. Der lähmende Sturm aus dem Westen, der die Finanzkrise auslöste, war noch nicht ausgebrochen. Weder im Ausland noch im Inland schien Grund zu Beunruhigung zu herrschen.

Das war möglicherweise die Ursache, weshalb das Schlagwort «Safety First», mit dem die Konservative Partei einen Volksentscheid herbeiführte, sich als unheilvoll erwies. Es kann keinen besseren Appell an den Selbsterhaltungstrieb geben als die Angst der Menschen, keinen schlechteren als die Überzeugung, dass keine Gefahr existiere. Zehn Jahre waren seit dem Kriege verstrichen, und es bestanden kaum Befürchtungen, dass ein neuer kommen würde. Soziale Unruhen waren beigelegt, und wenn auch genügend Ursachen zu Klagen vorhanden waren, so gab es keinen offensichtlichen Grund zur Angst. Die Verhältnisse besserten sich, doch schritt die Besserung so langsam fort, dass sie fast unbemerkt blieb. Sicherheit erzeugt Langeweile, und in der Tat langweilte sich das Land mit der Regierung zu Tode. Es hätte kein grösserer psychologischer Fehler gemacht werden können, als einem nach Aufregung lechzenden Volk Sicherheit zu versprechen.

Es war ein harter Kampf in Oldham, und ich brauchte die Hilfe aller meiner Freunde. Sogar Hilaire Belloc half mit. Er mietete selber einen Saal und kündigte eine Versammlung an, zu deren Besuch er alle einlud, die seines Glaubens waren. Er stand allein am Rednerpult und erklärte seinen Zuhörern seine Haltung der Politik gegenüber, wie er sich um keinerlei Partei kümmere und wie das einzig Wichtige die Zukunft der katholischen Schulen sei; meine Zusage hinsichtlich dieser Frage sei befriedigender als die meiner Gegner, und ich könne in meinem ministeriellen Amt einigen Einfluss auf die Regierung ausüben, was meinen Gegnern nicht möglich sei. Ich fürchte, er gewann nur wenige Stimmen. Die katholischen Stimmen waren bei dem vorliegenden Anlass ebenso gründlich Labour, wie sie bei den vorigen allgemeinen Wahlen konservativ gewesen waren.

Am anderen Morgen sass Belloc im Klub bei einem Glas Bier, als ein begeisterter junger Mann hereingeführt wurde, der um die Ehre einer kurzen Unterhaltung mit ihm bat. Er erklärte, ein glühender Anhänger des «Prinzips der Verteilung» zu sein – jener politischen Theorie, die Chesterton und Belloc angeblich vertreten sollten und die das Recht befürwortete, am nationalen Wohlstand teilzuhaben. Belloc äusserte seine Freude über die Unterstützung des jungen Mannes, fügte aber hinzu, der Annahme seiner Politik stehe, soweit er die Sache beurteilen könne, nur eine Schwierigkeit im Wege.

«Welche?» fragte der junge Mann voller Eifer und Neugier.

«Es ist», antwortete Belloc, «wie der Versuch, die Wasser des Niagarafalles zu zwingen, hinauf- anstatt hinunterzustürzen.» Bekümmert ging der junge Mann von dannen.

Ich hatte während der Wahlen gut besuchte Versammlungen, und die Begeisterung für die konservative Sache schien in der Wählerschaft im Wachsen begriffen. Diesmal wurden die Stimmen nicht in der Nacht nach der Abstimmung gezählt, sondern erst am anderen Morgen. Als die Wahllokale geschlossen wurden und nichts mehr zu tun war, kehrte ich nach Manchester zu einem ruhigen Dinner im Midlandhotel zurück. Mitten im Essen wurden wir von einigen meiner Anhänger gestört, die uns sagten, wir sollten wirklich wieder nach Oldham gehen, um dort die Begeisterungsszenen mitanzusehen. Diese lohnten tatsächlich die halbstündige Fahrt. Die ganze Hauptstrasse, in der sich der Konservative Klub befand, war von Menschen überfüllt, die die konservativen Farben schwenkten und der Sache und dem Kandidaten zujubelten. Es kam zu keinerlei Gewalttätigkeit, da es keine Opposition gab, und es schien in dieser Nacht keinen einzigen Liberalen oder Labourmann in der Stadt zu geben.

Am anderen Morgen war die Stimmung umgeschlagen. Aus allen Vierteln kamen Nachrichten von konservativen Niederlagen. Die Zuversicht wich dem Zweifel, dem Zweifel der Verzweiflung. Als das Ergebnis bekannt wurde, war es so, wie man es hätte voraussehen können, obgleich die

Zahlen, verglichen mit denen der vorigen Wahlen, alles andere als unbefriedigend waren. 1924 erhielt ich insgesamt 37'419 Stimmen, was nur 600 mehr als die für Edward Grigg abgegebenen waren. Dass die Hälfte seiner Stimmen konservative und die Hälfte der meinen liberale waren, war eine billige Annahme, da kein anderer liberaler oder konservativer Kandidat aufgestellt war. 1924 erhielt ich 29'424 Stimmen, was nur 3'303 weniger war als die für den einen der beiden erfolgreichen Labourkandidaten. Wenn also damals meine konservativen Anhänger bei den Wahlen ungefähr 18'000 betrugten, war es mir gelungen, sie um 11'000 anwachsen zu lassen. Es kann kein Zweifel bestehen, dass ich, hätte es nur einen anstatt zweier liberaler Kandidaten gegeben – sie gewannen 20'810 bzw. 13'528 – den Sitz behalten hätte. Zu einer Zeit, in der im ganzen Land konservative Sitze verlorengingen, gab es an meiner Niederlage nichts, dessen man sich hätte schämen müssen.

Ich war traurig, Oldham zu verlassen, wo ich viel gelernt hatte. Die starke, in der Arbeiterklasse bestehende Anhänglichkeit an die konservative Sache hatte mich überrascht. Es wurden keinerlei Bitten für Fonds vorgetragen, doch wurden bei jeder Wahl mehrere hundert Pfund in Schillingen, halben Kronen und grösseren Nennwerten von der Wählerschaft beigesteuert. Als ich Oldham verliess, nachdem ich wenig über vier Jahre sein Abgeordneter gewesen war, machte man mir ein prächtiges Geschenk, und als man nach dessen Überreichung merkte, dass mehr Geld, als es gekostet hatte, gesammelt worden war, erschien ein weiteres Geschenk für Diana, das eine weitere Überreichungszeremonie erforderte. Oft habe ich gedacht, dass in dem Nebel und Regen dieser öden Stadt die gutherzigsten Menschen der Welt leben.

XI. KAPITEL

LITERATUR UND POLITIK

1929-1935

Während der Schulzeit hatte ich zwei Erzählungen Rudyard Kiplings gelesen, die sich mit der Persönlichkeit Talleyrands befassten und die auf mich einen tiefen Eindruck gemacht hatten. Ich glaube, diese Erzählungen waren es, die zuerst mein Interesse für Talleyrand weckten. Natürlich erzählte ich es Kipling, als ich ihn kennenlernte, und er freute sich sehr darüber. Als ich 1918 meinen Urlaub in Paris verbrachte, las ich Albert Vandals «L'Avènement de Bonaparte» und nach der Lektüre dieses faszinierenden Buches fasste ich den Entschluss, vor meinem Tode über Talleyrand zu schreiben, über den damals noch keine erschöpfende Biographie vorlag. Der erste der vier Bände von Lacour-Gay et erschien erst 1928. Inzwischen las ich alles Erreichbare über Talleyrand und seine Zeit. Auf diese Weise hatte ich zehn Jahre dieser Aufgabe gewidmet, als ich mich nach meiner Wahlniederlage von 1929 hinsetzte, um die ersten Zeilen meines ersten Buches niederzuschreiben.

Wir lebten in einem kleinen Haus am Meer in der Nähe von Bognor, das Dianas Mutter vor vielen Jahren erworben und das wir uns allmählich angeeignet hatten. Es war ein glücklicher Sommer. Ich führte kein Tagebuch, doch kann ich mich nicht erinnern, über den Verlust meines Sitzes im Unterhaus übermässig deprimiert gewesen zu sein, obwohl ich entschlossen war, so schnell wie möglich einen anderen zu erlangen. Ich spielte regelmässig Golf in Goodwood oder in Littlehampton, und obgleich ich nur geringe Fertigkeit darin erwarb, hielt ich den Golfplatz für einen ausgezeich-

neten Ort zu literarischer Sammlung. Wer nie versucht hat, ein Buch zu schreiben – und möglicherweise auch solche, die es getan haben – hält dies vielleicht für eine einfache Sache. Für mich war es immer ein qualvoller Vorgang, und der erste Abschnitt ist der schwierigste von allen. Ich stand damals im vierzigsten Lebensjahr. Abgesehen von journalistischen Arbeiten hatte ich nichts veröffentlicht, und wenn ich die grosse geschichtliche, Talleyrands vierundachtzig Lebensjahre umfassende Epoche betrachtete, erschrak ich über meine Unwissenheit und Verwegenheit. Ich hatte soviel guten Menschenverstand, nichts zu übereilen, obwohl das Geld zu dieser Zeit knapp gewesen sein muss und zusätzliche Verbindlichkeiten hinzukamen. Der *Graphie* hatte, soviel ich mich erinnere, sein Erscheinen eingestellt, und da ich kein Parlamentsmitglied mehr war, konnte ich auch meine wöchentlichen Aufsätze in der *Saturday Review* nicht mehr verfassen. Ich hatte folglich keine regelmässige Beschäftigung, und mein Buch sollte erst zwei Jahre später veröffentlicht werden.

Aber lange vor dem Zeitpunkt der Veröffentlichung traten wichtige Ereignisse ein, deren wichtigstes die auf jenen heissen, glücklichen, müssigen Sommer folgende Krönung unseres Glückes war: die Geburt unseres Sohnes im September, zehn Jahre nach unserer Heirat.

Mein politisches Leben ging weiter, obwohl ich nicht mehr im Parlament sass. Ich arbeitete noch immer im Vorstand der Völkerbundunion und wohnte deren wöchentlichen Versammlungen bei, die meiner Ansicht nach zu häufig und zu langatmig für eine wirksame Geschäftsführung waren. Ich sprach sowohl für den Völkerbund als auch für die Konservative Partei, wenn ich dazu aufgefordert wurde, und war eifrig auf der Suche nach einem anderen und sicherem Sitz.

Die Jagd nach einem Wahlkreis ist keine angenehme Beschäftigung, und ich glaubte manchmal, dass die Mitglieder der kleinen Ortsvorstände, «gekleidet in eine kurze, flüchtige Autorität», ein gewisses Vergnügen daran fanden, die sich ihnen zur Prüfung vorstellenden Kandidaten zu demütigen. Bei den allgemeinen Wahlen hatte es viele konservative

Verluste gegeben, so dass der Andrang an Kandidaten gross und der Wettstreit leidenschaftlich war. Nach ein oder zwei Fehlschlägen wurde mir der Wahlkreis Winchester angeboten, vorausgesetzt, dass ich bereit sei, bis zu den nächsten allgemeinen Wahlen darauf zu warten. Diese sollten vermutlich erst in drei oder vier Jahren stattfinden. Der bisherige Abgeordnete, Sir George Henessy, später Lord Windelsham, beabsichtigte, nicht wieder zu kandidieren. Er war einer der «Parteiinpeitscher», und seinen guten Diensten hatte ich das Angebot auf diesen Sitz zu verdanken. Ich nahm an.

Ich fasste diesen Entschluss Anfang 1930 und betreute den Wahlkreis Winchester ein Jahr lang. Es besteht ein weltweiter Unterschied zwischen einem Grafschaftswahlkreis im Süden Englands und dem einer im Parlament vertretenen Stadt im Norden. Die Hauptvorteile des ersteren sind ästhetischer Natur. Der Besuch von Winchester und das Umherfahren in seiner Umgebung musste Freude machen, auch wenn es zur Pflicht wurde. Grafschaftssitze sind wahrscheinlich auch unverbrüchlicher in ihrer Treue. Doch bald entdeckte ich, dass Winchester nicht mehr die konservative Hochburg der Vergangenheit war. Das einen Teil davon bildende Eastleigh war im Begriff, ein grosser Eisenbahnknotenpunkt und eine bedeutende Industriestadt zu werden; die weitreichenden Fühler von Southampton erstreckten sich in die bisher ländlichen Bezirke.

Die von einem Grafschaftssitz an einen Abgeordneten gestellten Forderungen sind zahlreicher als die einer Stadt. Jedes Dorf fühlt sich zur gleichen Aufmerksamkeit berechtigt wie seine Nachbarn. Grosse Säle, in denen viele Zuhörer Platz finden können, sind selten, und je seltener sie sind, umso grösser ist die Anzahl der Versammlungen, die abgehalten werden müssen. Grosse Entfernungen müssen nicht von der Wählerschaft, sondern vom Kandidaten bewältigt werden. In einer Stadt kann es zwei bis drei wichtige jährliche Veranstaltungen geben: einen Ball, einen Empfang, eine Blumenschau oder ein Dinner. Auf dem Lande werden solche Ereignisse durch die Anzahl der Dörfer vervielfacht. Eine Stadt ist der Bequemlichkeit halber in Bezirke auf-

geteilt, doch hegen die Einwohner keinen Lokalpatriotismus, und zwischen den einzelnen Bezirken herrscht keine Eifersucht. Zwischen Dörfern jedoch besteht eine heftige lokale Eifersucht, und was der Kandidat für das eine Dorf tut, muss er auch für das andere tun. Diese Aussichten schreckten mich indessen nicht ab. Wir nahmen ein kleines Haus in der Stadt, und ich freute mich darauf, Winchester und seine Umgebung zu meiner ständigen Heimat zu machen.

Inzwischen ereigneten sich in der politischen Arena Dinge, die auf meine Zukunft weittragende Bedeutung gewinnen und die Verbindung mit Winchester, auf die ich zu zählen begann, zerreißen sollten. Stanley Baldwin erwies sich als unzulänglicher Oppositionsführer, da er keine der für diese Aufgabe erforderlichen Eigenschaften besass. Bolingbroke schrieb vor mehr als zweihundert Jahren über das Unterhaus: «Man kennt die Natur dieser Versammlung. Sie liebt, wie Hunde, den Mann, der ihr das Wild zeigt und von dessen Hallo ermutigt zu werden sie gewohnt ist.» Diese Eigenschaft hat sich im Laufe der Jahrhunderte wenig geändert. Baldwin zeigte niemals das Wild, und wenn er jagende Hunde sah, war sein erster Impuls, sie zurückzurufen. Seine Friedensliebe konnte leicht mit Schlawheit verwechselt werden. Sein Wunsch, den politischen Gegnern gerecht zu werden, konnte man als geheimes Sympathisieren mit ihren Ansichten deuten. Die Back-benchers wurden ungeduldig. Sie erwarteten einen Trompetenstoss, der nie erscholl, und ihre Unzufriedenheit wurde fleißig genährt und gehegt durch eine bedeutende Gruppe der konservativen Presse unter Führung von Lord Rothermere und Lord Beaverbrook, die seit Langem erbitterte Gegner des konservativen Parteiführers waren.

Diese Spaltungen, diese Unzufriedenheit konzentrierten sich um die indische Frage, die sich damals in einer heiklen Phase befand. Alle Parteien Englands waren ohne klare Konzeption einer Politik verpflichtet, die eine stufenweise Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes vorsah. Meinungsverschiedenheiten waren mehr Sache des Temperaments als des Prinzips, doch waren sie deshalb nicht

weniger wichtig. Die Frage war nicht so sehr die der einzuschlagenden Richtung, sondern zielte mehr auf die Art und Weise und auf Eile. Etwas musste zugestanden werden. Sollte es bald und bereitwillig oder langsam und widerwillig geschehen?

Baldwin hatte Lord Irwin zum Vizekönig ernannt, der von Anfang an eine Neigung zu Versöhnung und Beilegung des Streites zeigte, die zweifellos die völlige Zustimmung der Regierung besass. Er hatte unter der neuen Verwaltung konsequent die gleiche Linie verfolgt, und viele widerspenstig gewordene Konservative begannen sowohl den Vizekönig als auch das Indienministerium scharf zu kritisieren. Leugneten sie auch nicht, dass das Selbstbestimmungsrecht das letzte Ziel britischer Indienpolitik war, so glaubten sie doch, die Regierung ginge im Vollzug dieser Politik zu schnell und zu weit vor. Der bedeutendste Mann, der diese Ansicht hegte, war Winston Churchill, der, als er seine Kollegen, die Führer der Konservativen Partei, nicht von der Richtigkeit seiner Meinung überzeugen konnte, seine Verbindung zum Schattenkabinett löste.

Ich habe dies immer für das unseligste Geschehnis zwischen den beiden Kriegen gehalten. Es verurteilte Winston Churchill zu zehnjähriger Einflusslosigkeit und beraubte die Regierung der Dienste jenes Mannes, der klar die wachsende deutsche Bedrohung erkannte, und der mit seinen grossen Gaben und seiner dynamischen Persönlichkeit die Katastrophe hätte abwenden können, sicher aber die Massnahmen ergriffen hätte, um ihr zu begegnen.

Auch halte ich seinen Entschluss nicht für gerechtfertigt. Seine Kenntnis Indiens hatte er sich als junger Kavallerieoffizier während der Regierungszeit Königin Viktorias erworben. Seine Ansicht über diese Angelegenheit glich wahrscheinlich der Rudyard Kiplings, Ansichten, für die ich Verständnis hegte und hege. Ich habe nicht den leisesten Zweifel, dass die riesige indische Bevölkerung unter der britischen Herrschaft glücklicher war, als sie je zuvor gewesen ist, glücklicher, als sie seither war, und glücklicher, als sie wahrscheinlich je wieder sein wird. Ich verabscheute den Entschluss, Indien aufzugeben, glaube aber,

dass er klug war und nicht länger aufgeschoben werden konnte. Es war weder das indische Volk noch indisches Empfinden, was den Engländern den Verbleib in Indien unmöglich machte. Es waren das englische Volk und englisches Empfinden, eifrig unterstützt von dem weitgehend auf Unwissenheit basierenden Empfinden der amerikanischen Vettern. Die Vorstellung, dass die Bewohner einer europäischen Insel ein zehnmal so zahlreiches asiatisches Volk gegen dessen Willen beherrschen, ist für das Denken unserer Zeit unannehmbar. Ob die Idee falsch ist oder das moderne Denken, das diese Idee zurückweist, will ich nicht ergründen. Europa war vielleicht unter der römischen Herrschaft während der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung glücklicher, als es seither gewesen ist. Doch die Römer konnten Europa nicht länger beherrschen, als die Engländer Indien beherrschen konnten. Die Kunst der Politik besteht darin, aus dem Unvermeidlichen das Beste zu machen.

Die schwerwiegenderen Folgen, die Winston Churchills Ausscheiden aus den bedeutenden Stellungen in den Gremien der Konservativen Partei hatte, traten damals noch nicht zutage. Doch schien auch in jener Zeit sein Abgang eine ernste Spaltung in den Reihen der Opposition anzudeuten. Vier Jahre hatte er den Posten des britischen Schatzkanzlers innegehabt, der oft die Anwartschaft auf die Würde des Premierministers mit sich bringt. Die Unzufriedenheit mit Baldwins Führerschaft war nicht auf diejenigen beschränkt, die die Klugheit seiner Indienpolitik anzweifelten. Die lauteste Gruppe der konservativen Presse schrie in den höchsten Tönen, um ihn zu stürzen. Unter diesen Umständen erfolgte Mitte Februar 1931 der Tod meines ehemaligen Chefs, Sir Laming Worthington-Evans, der den St.-George-Bezirk von Westminster, den sichersten konservativen Sitz im Land, vertreten hatte.

Diana und ich waren gerade im Begriff, nach Schweden zu fahren, wohin ich zu einer kurzen Vortragsreise über das britische Empire eingeladen worden war, an die sich ein Vortrag in Berlin anschliessen sollte. Wir verliessen London einen Tag nach dem traurigen Ereignis, und wäh-

rend unseres Aufenthalts in Schweden erfuhren wir zu unserem Erstaunen von einem Freund, der uns von London aus anrief, dass kein Kandidat für den St.-George-Bezirk angenommen worden sei, da derjenige, dessen Kandidatur man erwartet hatte und der in der vorigen Regierung bereits einen kleinen Posten innegehabt, sich für ausserstande erklärt hatte, den gegenwärtigen Parteiführer zu unterstützen. Als wir vierzehn Tage später nach London zurückkehrten, hatte sich die Situation weiterentwickelt. Sir Ernest Petter, ein Maschinenfabrikant aus dem Westen, hatte sich als unabhängiger Anti-Baldwin-Konservativer ausgegeben und selbst als Kandidat empfohlen. Er fand die begeisterte Unterstützung der Rothermere- und Beaverbrook-Presse, und die offizielle konservative Parteiorganisation blieb weiterhin ohne Kandidaten. Es war merkwürdig, dass in einer Zeit, da sich viele Konservative um einen Sitz bemühten, kein Kandidat zur Verfügung stehen sollte.

Bald entdeckte ich, dass in den Parteizentralen eine Atmosphäre der Verwirrung und Niederlage herrschte. Der Glaube an die Notwendigkeit eines Wechsels in der Führung beschränkte sich nicht nur auf die beiden Presse-Lords und Winston Churchill und die sogenannte India Defence League, wie seine Anhänger sich selber nannten, sondern steckte auch viele gemässigte und vernünftige Konservative an, die Baldwins Abtreten als bedauerlich und unerfreulich, jedoch als notwendig angesehen hätten. Der Zentralausschuss war wegen der letzten Niederlage kritisiert worden, und man unternahm den ungewöhnlichen Schritt, einen prominenten Politiker zu ernennen, um den Ausschuss zu reorganisieren. Neville Chamberlain wurde daher zum zweiten Vorsitzenden der Partei gewählt, und da er überdies Baldwins offensichtlicher Nachfolger war, konnte man ihm kaum seinen Wunsch verübeln, den Zeitpunkt dieser Nachfolge nicht allzulange hinauszuschieben. Die Organisationszentrale der Partei unterstützte daher nicht sehr nachdrücklich den Parteiführer, und im Büro der Partei-Einpeitscher wurde ganz offen die Meinung ausgesprochen, dass kein Pro-Baldwin-Kandidat in London seinen Wahlbezirk haben könnte.

Ich will nicht behaupten, dass ich diese Ansicht teilte oder glaubte, ein ernsthaftes Risiko auf mich zu nehmen, wenn ich mich entschloss, Winchester aufzugeben und mich als offiziellen konservativen Kandidaten für St. George anzubieten. Ehe ich mit dem Vorstand zusammenkommen konnte oder formell angenommen worden war, musste ich mich an einer schon vorher festgesetzten Versammlung in einem der Dörfer in der Nähe von Winchester beteiligen. Sie war gut besucht und hatte einen begeisternden Erfolg. Ich konnte nicht öffentlich erklären, dass ich Winchester verlassen würde, weil ich in St. George noch nicht angenommen worden war, doch habe ich mich nie so sehr als Verräter gefühlt wie damals, als ich den lobpreisenden, Vertrauen in ihren Kandidaten ausdrückenden Ansprachen vom Rednerpult zuhörte. Diese Nacht verbrachte ich in Hursley Park, dem einstigen Haus Richard Cromwells, wo Sir George Cooper, der Präsident der Konservativen Gesellschaft, Winchester, lebte. Ich erzählte ihm von meinen Absichten, die er wohlwollend aufnahm, doch ich fühlte mich schlecht und fühlte mich am nächsten Morgen noch schlechter, als ich im Frühzug nach London viele meiner Anhänger traf, die in ihrer Morgenzeitung die erste, noch unbestätigte und ungenaue Ankündigung meines Entschlusses lasen.

Unter anderen hatte ich es bereits Lord Beaverbrook mitgeteilt. Sollten wir in einen Kampf verwickelt werden, war es meiner Ansicht nach besser, ihn unter so anständigen Voraussetzungen zu beginnen, wie ich ihn zu beenden hoffte. Beaverbrook versuchte, mir in freundschaftlichster Weise abzuraten; er war davon überzeugt, dass ich verlieren würde, dass es mir in der Partei nur schaden könne, wenn ich Baldwin, der abtreten müsse, unterstützte, und dass ich mir Winchester durch meine Fahnenflucht verscherzen würde. Um eine Auseinandersetzung zu vermeiden, erklärte ich ihm, dass ich mich bereits zu weitgehend in die Sache eingelassen hätte, was auch der Fall war.

Ich hatte keine Schwierigkeit, meine Ernennung als offizieller Kandidat zu sichern. Es gab nur noch einen Mitbewerber, der bereits ungünstige Ansichten über Baldwin

geäußert hatte und, nachdem er abgelehnt worden war, Sir Ernest Petter seine volle Unterstützung lieh.

Der Kampf war kurz und heftig und dauerte kaum vierzehn Tage. Da es keinen dritten Kandidaten gab, war der Ausgang klar. Hatten mir die Liberalen in Oldham geschadet, so halfen sie mir hier, denn jeder Kandidat der Liberalen oder der Arbeiterpartei hätte eher mir als meinem Gegner, der die unnachgiebigste Form des Torytums verkörperte, Stimmen weggenommen. Petter beging gleich zu Beginn einen Fehler, als er, von der Ortsgruppe der Völkerbundunion um eine Erklärung gebeten, äusserte, dass er zu beschäftigt wäre, um sich um Dinge wie den Völkerbund zu kümmern. Hierbei muss mir mein Ruf in diesen Dingen geholfen haben.

Der heute nicht mehr existierende Wahlkreis bestand aus Mayfair und Belgravia und umfasste im Südwesten Victoria, Pimlico und die Randbezirke von Chelsea. Als wohlhabendster Wohnbezirk Londons hatte er keinen geeigneten Ort für grosse öffentliche Versammlungen, und die einzige, die wir während der Wahl abhielten, fand in Queen's Hall, ausserhalb des Wahlkreises, statt. Bei dieser Gelegenheit sprach Stanley Baldwin mit mehr Feuer und Heftigkeit, als er je an den Tag gelegt hatte.

Obwohl der St.-George-Bezirk überwältigend konservativ eingestellt war, eignete er sich nicht für eine politische Kampagne. Es ist schwierig, reiche Leute zu politischen Versammlungen, besonders im Zentrum Londons, zu locken, wo es so viele angenehmere Arten gibt, den Abend zu verbringen. Das Hauspersonal, in jenen Tagen viel zahlreicher als die Herrschaften, hatte wenig freie Zeit für die Politik übrig, und es war für einen Stimmenwerber schwer, die günstigste Stunde zu erkennen, in der er sich an die Bediensteten wenden konnte. Sie dachten zwar gewöhnlich konservativ, aber man konnte nicht sagen, welchen von den beiden Kandidaten sie wählen würden. Ein würdevoller Butler setzte einem meiner Anhänger auseinander, dass er für Petter stimmen werde, wobei er erklärte, er habe immer für die Aristokratie gearbeitet und Sir Ernest sei ein Mann des Adels, wohingegen man ihm

gesagt habe, Mr. Cooper sei Angestellter in einem Amt gewesen, und zwar nicht einmal in einem britischen, sondern in einem «auswärtigen».

Dienstboten haben wenig Zeit, am Morgen Zeitungen zu lesen, doch wenn sie einen Blick in eine Zeitung im Londoner Westend werfen, so mit Sicherheit entweder in den *Daily Express* oder die *Daily Mail*. Am Nachmittag, wenn sie mehr Zeit zur Verfügung haben, werden sie sich an die *Evening News* oder den *Evening Standard* halten. Diese vier Zeitungen waren meine Hauptgegner, und jede ihrer Nummern war dazu angetan, meine Sache zu unterwühlen. Die einzige Abendzeitung, der *Star*, war neutral, wie es auch die übrige Presse blieb, mit Ausnahme des *Daily Telegraph*, der mich unterstützte.

Beaverbrook kämpfte hart und sprach täglich. Rothermere, der öffentliche Reden nicht liebte, erschien nie auf der Bildfläche. Petter, ein liebenswürdiger alter Herr mit dichtem weissem Haar, machte keinen Eindruck und hatte Schwierigkeiten, die Fragen, die meine Freunde ihm bei jeder Versammlung stellten, zu beantworten. Heftige Worte fielen im Laufe des Wahlkampfes auf jeder Seite, ohne jedoch böses Blut zu hinterlassen.

Es war ein seltsamer Anblick, wenn die Fenster stattlicher, in jener Zeit noch bewohnter Häuser mit Plakaten für die eine oder andere Seite prunkten und Versammlungen im Freien in der Bond Street oder auf dem Grossvenor Square stattfanden. Allabendlich gingen wir nach der ermüdenden Tagesarbeit zu einer Gesellschaft zu Lady Stanley in Grossvenor Street oder zu Lady Juliet Duff am Belgrave Square oder im Londonderry House, das, zwischen den beiden Häusern mitten im Herzen des Wahlkreises stehend, eine Festung grosszügiger Gastlichkeit und treuer Unterstützung war.

Obwohl der Wahlkampf heitere Augenblicke aufwies und die Atmosphäre mir mehr zusagte als in Oldham, war ich doch froh, als alles vorbei war und ich mich über das Ergebnis freuen konnte. Ich gewann mit mehr als 5'000 Stimmen. In meiner kurzen Dankesrede an meine Wähler betonte ich nachdrücklich, dass der Bruch nun verheilt, der

Streit vergessen und die Partei wiedervereint sein sollte. Dies geschah auch, und sowohl die Partei als auch das Land gewannen dabei. Wäre Petter gewählt worden, hätte Baldwin abgehen müssen; sein Abgang hätte zu einer ernsthaften Spaltung in der Konservativen Partei führen können. Die Presse-Lords hatten Baldwins Position durch ihre Angriffe gefestigt. Die gemässigten Elemente waren sich der Unzulänglichkeiten Baldwins bewusst und hatten sich nun zu seiner Verteidigung wieder gesammelt, da sie vorzogen, lieber eine unvollkommene Führung hinzunehmen, als das Schicksal der Partei verantwortungslosen Zeitungsbesitzern auszuliefern. Kein bedeutendes Parteimitglied hatte Petter offen unterstützt. In der Zeit des Wahlkampfes war in der Albert Hall eine grosse Versammlung abgehalten worden, in der Winston Churchill zur India Defence League sprach. Dabei gaben sich aber alle Redner die grösste Mühe, jede Anspielung auf den eine halbe Meile von der Hall entfernt tobenden Wahlkampf zu vermeiden. Hätten sie anders gehandelt, dann hätten sie sich nach dem Wahlgesetz ernsthafte Strafen zugezogen. Wäre in einer so konservativen Hochburg wie St. George ein ungünstiges Urteil über Baldwins Führung abgegeben worden – um diesen Punkt drehte sich im Grunde der Wahlkampf – so hätte er seine Stellung nicht halten können. In den folgenden sechs Monaten brach die Labour-Regierung zusammen. Ihre Führer waren jedoch imstande, mit Baldwin zu arbeiten und eine nationale Regierung zu bilden. Wahrscheinlich hätte sich ein solches Zusammengehen mit Neville Chamberlain damals als ebenso unmöglich erwiesen wie neun Jahre später, als die Arbeiterpartei mitten im Krieg unter neuen Führern ihren Eintritt in eine Koalition davon abhängig machte, dass Chamberlain nicht länger Premierminister bleibe.

Nimmt ein neugewählter Abgeordneter zum erstenmal seinen Sitz im Unterhaus ein, so geht er, rechts und links von einem Bürger flankiert, den Mittelgang entlang, wobei sie drei Verbeugungen machen, ehe sie zum Platz des Speakers kommen. Als ich meinen Sitz einnahm, ging Baldwin zu meiner Rechten – eine vom Parteiführer selten

gewährte Ehre. Er wusste, wie entscheidend das Wahlergebnis für ihn gewesen war.

In den folgenden Monaten fühlte ich mich nicht sehr wohl. Ich erinnere mich, dass ich nur einmal gesprochen habe, bevor das Haus am Ende des Sommers schloss. Wir waren zu einer Jachtfahrt zu den griechischen Inseln eingeladen worden, waren aber auf unserer Reise zum Ausgangshafen nicht weiter als nach Le Touquet gelangt, als wir ein Telegramm mit der Nachricht erhielten, die Jacht habe Maschinenschaden. So wurde nichts aus der Fahrt.

An jenem Abend traf ich im Kasino den mir nur flüchtig bekannten Lord Rothermere, den ich seit der Wahl nicht mehr gesehen hatte. Er hegte keinen Groll, und wir unterhielten uns freundschaftlich. Er gratulierte mir dazu, dass ich beim Wahlkampf, wie er sich ausdrückte, geschickt von Baldwins umstrittener Führerschaft abgelenkt und auf die Diktatur der Presse hingewiesen hätte. Weiterhin berichtete er, die Regierung befinde sich in einer verzweifelten Lage und werde, wie er glaube, stürzen, noch ehe das Parlament im Herbst zusammentrete. Ich hielt dies für eine Übertreibung, doch er hatte recht.

Da unsere Ferienpläne durch den Maschinenschaden der Jacht zunichte geworden waren, setzten wir unsere Reise in kurzen Etappen durch Frankreich nach Norditalien fort, wo Venedig wie gewöhnlich unser Ziel war. Als wir uns in Talloires am See von Annecy aufhielten, erfuhren wir, dass Baldwin sich mit seiner Frau in Aix-les-Bains befand, und luden sie zum Lunch ein. Sie nahmen auch an. Seit Baldwin England verlassen hatte, war er bereits wieder zu einer Unterredung mit dem Premierminister zurückgerufen worden. Wir hatten uns kaum gesetzt, als Diana munter rief:

«Also los, erzählen Sie uns jedes Wort Ramsay Mac Donalds.»

Baldwin brummte nur, Mrs. Baldwin rief jedoch entsetzt aus: «Niemand würde ich es wagen, ihm eine solche Frage zu stellen.»

Dieser Zwischenfall, verbunden mit der Tatsache, dass Diana trotz meines Protestes Hosen trug, die damals

noch nicht so gebräuchlich waren wie heute, gab mir das Gefühl, dass meine politische Zukunft auf dem Grund des Sees liege.

Einige Tage später sassen wir in einem kleinen Hotel an den Ufern des Gardasees, als wir durch das unerwartete Erscheinen Leo Amerys überrascht wurden. Er war in den Bergen nördlich des Sees geklettert und hatte diesen Morgen mit Neville Chamberlain telefoniert, wobei er erfahren hatte, dass die Situation kritischer denn je war, so dass er sich auf dem Wege nach Verona befand, um den Simplon-Express zu erreichen und nach London zurückzukehren. Er hätte seine Ferien ruhig beenden können, da er neun Jahre lang kein Amt mehr innehaben sollte. Es schien eine grausame Ironie, dass es für ihn, als den konsequentesten Förderer der Schutzzolltarife und fähigsten Vertreter der Sache, keinen Platz in der ersten Regierung geben sollte, die eine ehrliche Schutzzollpolitik vertrat.

Wir fuhren noch am gleichen Tage nach Venedig, doch am nächsten Morgen traf ein Telegramm vom Speaker mit der Nachricht ein, das Unterhaus trete zusammen. Noch am gleichen Abend reiste ich ab und war wenige Tage später noch einmal Finanzsekretär im Kriegsministerium.

Ich war sehr erfreut über meine Ernennung. Bei einer konservativen Regierung hätte ich eine Beförderung erwarten können, doch musste in dieser Regierung nicht nur für eine gerechte Vertretung der Liberalen Partei Raum gefunden werden, sondern auch für diejenigen der eigenen Partei, die dem Premierminister Ramsey MacDonald gefolgt waren, und denen jetzt der Name National Labour beigelegt wurde. Ich schätzte mich daher glücklich, miteinbezogen zu sein.

In gewissem Sinne konnte ich überdies diesen Posten als eine Art Beförderung ansehen, denn der neue Staatssekretär war Lord Crewe, was so viel hiess, dass ich der einzige Vertreter des Ministeriums im Unterhaus war, und es mir zufiel, jedes Jahr den Voranschlag einzubringen. Aus Sparsamkeitsgründen verband ich einstweilen den Posten des Finanzsekretärs mit dem eines Unterstaatssekretärs, doch nach den allgemeinen Wahlen im Oktober, als Lord Hails-

ham auf Lord Crewe folgte, wurde ausserdem ein Unterstaatssekretär ernannt.

Niemals gefiel mir ein Wahlkampf so gut wie dieser. Kein Widersacher erschien im St.-George-Bezirk, so dass ich ohne Widerstand neu gewählt wurde. Ich konnte mich daher anderen Dingen widmen, und der Zentralausschuss legte für mich eine Reiseroute fest, die mich durchs ganze Land führte. In unserem kleinen Wagen fuhren wir, als nördlichstem Reiseziel, nach Edinburgh, dann hinüber nach Glasgow und zurück durch Lancashire, wo ich wieder Oldham besuchte. Es herrschte schönes Herbstwetter, und wir genossen die täglichen Fahrten und abendlichen Versammlungen.

In der Wahlnacht waren wir bei einer Gesellschaft in der Gower Street, zu der einige der neugewählten Londoner Abgeordneten unmittelbar von ihren Siegen kamen. Belloc war anwesend, und als unter den ersten Wiederwahlen, wie gewöhnlich, die beiden Salford-Bezirke mit einer, nicht wie gewöhnlich, starken konservativen Mehrheit erwähnt wurden, rief er: «Das bedeutet einen Umbruch!» Und das war es auch. Er war selber liberaler Abgeordneter für Südsalford von 1906 bis 1910 gewesen.

Die Labourfraktion im Unterhaus war beinahe verschwunden, und der einzige noch verbleibende Abgeordnete des früheren Kabinetts war George Lansbury, auf dessen Schultern die allzu schwere Bürde der Führung der Opposition lag. Als sein extremer Pazifismus ihn zwang, diese aufzugeben, folgte ihm Attlee, auch einer der wenigen überlebenden des Sturmes, der keinen höheren Posten als den des Postministers innegehabt hatte.

Die vier auf die allgemeinen Wahlen von 1931 folgenden Jahre waren erfreuliche, aber unwichtige Jahre meines Lebens. Ich blieb Junior-Minister. 1932 trat Diana im Lyceum Theatre in London im «Mirakel» auf, das einige Monate erfolgreich lief, und im späteren Verlauf des Jahres und auch 1933 in allen grösseren Städten Englands aufgeführt wurde. Manchmal verbrachte ich mit ihr das Wochenende dort, wo sie zufällig gerade spielte. Häufiger kam sie samstags nach der letzten Vorstellung nach London.

Anfang 1933 fing ich wieder an, mein Tagebuch zu führen, doch nur für fünf Monate. Am 1. JANUAR trug ich ein:

Das Jahr 1932 verlief für mich ereignislos, im Gegensatz zu 1931 mit seiner Überfülle an Geschehnissen. Ich bin weiterhin ruhig meiner Tätigkeit im Kriegsministerium nachgegangen und habe im Unterhaus nur zwei Reden gehalten: eine zur Einbringung des Voranschlags und die andere über die Frage der Waterloo-Brücke.

Für mich war das Hauptereignis des Jahres die Veröffentlichung meines «Talleyrand», den ich vierzehn Jahre lang in mir herumgetragen und in drei Jahren niedergeschrieben habe. Er erschien am 3. Oktober und hatte einen grosseren Erfolg, als ich zu erwarten gewagt hatte. Der Verleger sagt mir, es seien bereits über 5'000 Exemplare verkauft worden, was bei der jetzigen Wirtschaftslage für ein Buch zu zwölf Schilling bemerkenswert ist.

Die Rezensionen waren einstimmig günstig, und einige spendeten höheres Lob, als ich nach meinem Gefühl verdiente. Selten mochte das erste Buch eines Autors einen wohlwillenderen Empfang erlebt haben.

Während ich ernstlich daran dachte, ein neues Buch über ein ganz anderes Thema zu schreiben, das mein Denken schon lange beschäftigt hatte, und das bis auf den heutigen Tag ungeschrieben geblieben ist, trat ein Ereignis ein, das die Richtung meiner literarischen Bemühungen änderte.

Am Donnerstagmorgen, dem 23. MÄRZ, teilte man mir mit, General Fisher, der Befehlshaber des Ersatzheeres, wünsche mich zu sprechen. Ich vermutete, es sei wegen laufender Geschäfte. Er schien nervös und begann damit, dass er mir erzählte, er sei einer von Lord Haigs Testamentsvollstreckern. Nun dachte ich, es habe mit dem langen Disput über dessen Reiterstatue zu tun. Daraufhin teilte er mir seinen Wunsch mit, ich solle über Haigs Leben schreiben. Ich war überrascht und dachte sogleich, ich sei dazu völlig ausserstande – sei kein Soldat und an militärischen Dingen nicht wirklich interessiert, ich wisse nur sehr wenig über solche Themen und habe nur verhältnismässig wenig über

den Krieg gelesen und vor allem Haig selber nicht gekannt. Ich zählte alles das auf, worauf der General mir sagte, er und sein Mitvollstrecker hätten an alle diese Gründe gedacht und die Aufgabe zuerst John Buchan übertragen wollen, die dieser auch gerne angenommen hätte. Indessen war es zu einem heftigen Protest Lady Haigs gekommen, die Buchan einen beleidigenden Brief geschrieben hatte. Die Angelegenheit wurde eine Zeitlang fallen gelassen, worauf man sich an George Trevelyan wandte. Der Gedanke war diesem zunächst hochwillkommen, doch lehnte er schliesslich mit der Begründung ab, er habe bis jetzt noch nichts Derartiges verfasst, und das Buch werde seine anderen Arbeiten stören. Dann waren sie, nachdem sie Lady Haig dazu überredet hatten, wieder auf Buchan zurückgekommen, der sich aber geweigert hatte, die Sache überhaupt in Erwägung zu ziehen.

Ich war in äusserster Verlegenheit. Hier bietet sich eine grosse Gelegenheit. Das Material ist wundervoll: viele Bände von Haigs äusserst sorgfältig geführten unveröffentlichten Tagebüchern. Das Buch, wer immer es schreiben würde, wäre von höchster Bedeutung. Es würde mich viel Zeit kosten, doch Fisher versicherte mir, es habe keine Eile – er sprach von drei bis vier Jahren. Ich könnte und würde wahrscheinlich kritisiert werden, wenn ich während meiner Ministerzeit ein solch schwieriges Werk übernehme. Das kümmert mich zwar nicht, aber angenommen, ich würde befördert werden, dann könnte ich wirklich, ausser in den Sommerferien, keine Zeit mehr dazu finden.

Im Ganzen bin ich praktisch entschlossen, es anzunehmen, werde aber darauf bestehen, völlig freie Hand zu erhalten, um einzufügen oder wegzulassen, was ich will, und das Buch so umfangreich zu machen, wie es mir gefällt.

Ich nahm das Angebot an und machte mich sofort an die Arbeit, die ich in zweieinhalb Jahren vollendete. Ich war beim Korrigieren der letzten Druckbogen, als ich nach den allgemeinen Wahlen von 1935 ins Kabinett berufen wurde.

Im Sommer 1933 unternahmen wir eine Autofahrt durch Deutschland, um zu Freunden zu reisen, die in Österreich

ein Haus gemietet hatten. Wir wollten, nachdem wir Belgien verlassen hatten, die erste Nacht in Aachen verbringen, wurden aber vom Anblick der Stadt und von dem grossen leeren Hotel abgeschreckt, wo uns der Portier riet, zu einem unweit gelegenen Ort namens Montjoie zu fahren. Dort fanden wir alles Gewünschte in entzückender ländlicher Umgebung, doch wurde ich einige Male in der Nacht durch den Radau marschierender Männer und von rauhen Kommandorufen aufgeweckt. Es war meine erste Berührung mit den Nazis.

Einige Tage später machten wir in Bayreuth halt, in der Erwartung, es würde sich auf Grund seines musikalischen Rufes als angenehmer Aufenthalt erweisen. Wiederum erlebten wir die Enttäuschung einer äusserst alltäglichen, lärmenden Kleinstadt ohne Charme oder besonderes Gepräge. Diana stürzte sich kühn in einen Laden und erklärte dort, was für einen Ort wir suchten – einen kleinen Landgasthof an einem Fluss. Die Auskunft erfolgte sogleich: In Berneck, knappe 30 Kilometer weiter, so wurde uns gesagt, sei genau der Ort, den sie suche. Wir hatten uns nun schon daran gewöhnt, dass jeder Mann gleichermassen bereit war, Waffen zu tragen, wie in England fünfzehn Jahre zuvor, und so schreckte uns die Tatsache, dass das kleine Hotel von Militär besetzt zu sein schien, nicht ab, da es in anderer Hinsicht viel Empfehlenswertes besass. Als wir gerade unser Essen beendet hatten, trat der Besitzer an unseren Tisch und gab seiner Hoffnung Ausdruck, dass wir zufrieden seien. Er fügte hinzu, der Grund, warum die Bedienung nicht ganz so gewesen wäre, wie sie hätte sein sollen, sei, dass der «Führer» kurz vorher mit seinem Stab angekommen sei, um die Nacht hier zu verbringen. Wir hatten bei unserer Ankunft unsere Pässe abgeben müssen, und so hatte der Wirt aus dem meinen erfahren, dass ich Parlamentsmitglied war und eine offizielle Stellung bekleidete. Vielleicht wolle ich gerne den «Führer» sehen, was ich bejahte. Er zog sich zurück und bat mich, als er wiederkam, ihm zu folgen. Ich ging mit ihm und erwartete, vor den «Führer» gebracht zu werden. Doch es war nur Alfred Rosenberg, den ich erblickte. Dieser erklärte, Hitler sei mit

der Vorbereitung einer Rede beschäftigt. Wenn ich indessen warten wolle, so werde sich Hitler wahrscheinlich freuen, mich später zu sehen. Ich erwiderte, dass ich mit meiner Frau unten sei. Nach einiger Zeit kam er mit der Mitteilung, Hitler lasse sich entschuldigen, hoffe aber, wir kämen am nächsten Tage nach Nürnberg zum Parteitag, wo er eine Rede halten werde, für die er uns Karten überreichen liess.

Ich bin seitdem immer froh gewesen, dass die Unterredung nicht stattgefunden hat und ich niemals dem niederträchtigsten Verbrecher die Hand gegeben habe, dessen Name das Buch der Geschichte befleckt, und der das Volk, das ihm zujubelte, mit dauernder Schande gebrandmarkt hat. Wir fuhren zum Nürnberger Parteitag. Die Rede war keine jener hysterischen Wortschwälle, die die Deutschen bis zur Hysterie zu erschüttern pflegten, sondern sie sollte angeblich die Beziehung des Nazismus zur Kunst darlegen. Er las jedes Wort ab, und ich fürchtete, meine Kenntnisse des Deutschen völlig vergessen zu haben, da ich ganz unfähig war, zu verstehen, worüber Hitler sprach. Als ich aber einige Tage später in der *Times* eine zweifellos genaue Übersetzung las, fand ich diese genauso unverständlich und spürte, es müsse das Werk eines der zahlreichen gelehrten deutschen Metaphysiker sein, die mit solch sklavischer Fügsamkeit die ekelerregenden Kindereien hinnahmen, aus denen sich die Nazi-Philosophie zusammensetzte. Die Rede war so langweilig, dass wir zum Entsetzen der empörten Zuhörer vor ihrem Ende weggingen.

Nach meiner Rückkehr nach London musste ich bei einer kleinen Versammlung der Junior Imperial League in meinem Wahlkreis eine Rede halten. Ich berichtete meinen Hörem einiges, was ich auf meiner jüngsten Reise gesehen hatte, und setzte sie davon in Kenntnis, dass Deutschland einen Krieg in einem Ausmass und mit einer Begeisterung vorbereite, die in der Geschichte ohne Beispiel dastünden.

Der ernstere Teil der Presse ignorierte diese Rede, während sich meine Freunde Rothermere und Beaverbrook darauf stürzten. In vernichtender Sprache wurde ich in

ihren Morgen- und Abendblättern als Kriegshetzer angeprangert. Nicht nur, dass alles, was ich sagte, unwahr sei, sondern selbst wenn es wahr gewesen wäre, hätte ich kein Recht, es auszusprechen. Derartige Indiskretionen störten die friedliche internationale Situation. Das Kabinett sei, wie der *Daily Express* andeutete, äusserst verärgert, und ich würde wahrscheinlich aus meinem Amt entlassen.

Der Zufall wollte es, dass wir gerade an dem Tage, an dem diese Auslassungen in den Morgenzeitungen erschienen, in der Deutschen Botschaft zum Lunch eingeladen waren. Botschafter Hoesch war ein alter Freund, den wir beide schon vor 1914 kennengelernt hatten, als er eine beliebte Erscheinung in Londoner Ballsälen und einer von Dianas Walzerpartnern war. Auf unserer Hochzeitsreise hatten wir ihn in Paris wiedergesehen, wo er während des Waffenstillstandes zum Geschäftsträger ernannt worden war. Er war damals gerührt, dass wir ihm nicht grollten und uns freuten, ihn wiederzusehen; unter den Franzosen gab es in jenen Tagen nur wenige, die mit ihm sprachen.

Wir riefen ihn an jenem Morgen an und fragten, ob er die Zeitungen gesehen habe und noch immer wünsche, uns zum Lunch zu sehen. Er fasste die Angelegenheit als Scherz auf und sagte, er freue sich auf unser Kommen. Bei dieser und anderen Gelegenheiten sprach ich mit ihm über das neue Regime in Deutschland, und er stimmte meiner Auffassung voll und ganz zu. Ich sagte ihm offen, aber wie ich hoffe, höflich, meine Ansichten. Ich bin froh, dass wir bis zu seinem plötzlichen Tode zweieinhalb Jahre später Freunde blieben.

Der Prophet des Krieges ist nie beliebt. Cassandra endete ihre Tage, nachdem alle ihre Prophezeiungen unbeachtet geblieben waren, als Sklavin Agamemnonns und als Opfer seines Weibes. Ich hätte deshalb nicht in solchem Masse von der heftigen Feindseligkeit überrascht sein dürfen, die ich mit meinen Worten über die deutschen Kriegsvorbereitungen erregte. Die Kräfte der Linken in England predigten noch immer die Abrüstung und liessen den idiotischen Friedenswahlzettel mit dem angeblichen Zweck zirkulieren, es solle festgestellt werden, ob das Volk Krieg oder

Frieden vorziehe – eine Untersuchung, die kaum die dafür aufgewendete Zeit- und Papiervergeudung rechtfertigte. Ihnen musste natürlich die Nachricht, das stärkste Volk auf dem Kontinent rüste auf, höchst unwillkommen sein, eine Tatsache, die sie zu ignorieren vorzogen.

Aber die Rechte war fast ebenso wenig gewillt, auf die Kriegsgerüchte zu achten wie die Linke. In einer merkwürdigen geistigen Verwirrung gelangten die Menschen zu dem Glauben, alle, die eine Gefahr sähen, wünschten, dass das, wogegen sie ihre Warnungen erhoben, sich tatsächlich ereigne «Kriegshetzer» war nicht nur das Schimpfwort der billigeren Presse; selbst eine so hoch achtbare Erscheinung wie Dean Inge erklärte, er sähe nicht ein, weshalb die Welt Mr. Duff Cooper zu Gefallen in einen Krieg gestürzt werden müsse.

Es war die Zeit vor der» Achse», wie das Bündnis zwischen Hitler und Mussolini bezeichnet wurde. Ostern 1934 fuhren wir nach Rom, wo ich eine Unterredung mit dem Duce hatte, von dem ich einen günstigen Eindruck empfing. Es gab weder Schauspielerien, noch musste ich, wie man mir vorausgesagt hatte, einen Saal seiner ganzen Länge nach von der Türe bis zu Mussolinis Schreibtisch durchschreiten. Er empfing mich an der Tür und begleitete mich bei meinem Fortgehen zu ihr zurück. Wir waren derselben Meinung über die Bedeutung der Aufrüstung, und er lachte über meine Bemerkung, der Gedanke, Rüstungen erzeugten Krieg, sei ebenso töricht wie die Ansicht, Regenschirme erzeugten Regen. Weil er über meinen Scherz lachte, dachte ich, er habe Sinn für Humor, und war durchaus bereit, mir vorzustellen, er habe auch andere gute Eigenschaften. Noch ist es zu früh, um ein endgültiges Urteil über Mussolini zu fällen. Je mehr ich über ihn lese – vor allem in Cianos Tagebüchern – desto unsympathischer wird er mir. Da jedoch noch keine zuverlässige Biographie über ihn geschrieben worden ist, scheint es klüger, im Urteil zurückhaltend zu sein. Mussolini hat sich nicht wie Hitler mit seinen eigenen Reden verdammt, noch zeichnet er sich durch Ruchlosigkeit und eine besonders grosse Anzahl von Schandtaten aus. Es mag sein, dass er, wie so viele Cäsaren

vor ihm, gut begann und es gut meinte, jedoch wie diese schlimm endete, weil Macht verdirbt.

Drei Jahre nacheinander hatte sich meine parlamentarische Tätigkeit praktisch auf das Einbringen des Voranschlages beschränkt, da für gewöhnlich wenig zur Militärdienstdebatte zu sagen und nur wenige Fragen zu beantworten waren. Ich gab mir natürlich viel Mühe bei der Vorbereitung dieser Voranschlagsansprachen, die ich immer ohne Zuhilfenahme von Notizen hielt. Nie versuchte ich, sie auswendig zu lernen.

Ende 1934 begleitete ich nach Beendigung meiner jährlichen parlamentarischen Arbeiten den Generalstabschef des Empires, General Montgomery-Massingberd und einige zwanzig bis dreissig ältere Offiziere auf einer Fahrt nach Frankreich zur Besichtigung des Schlachtfeldes an der Aisne. Kaum waren wir in Soissons, unserem geplanten Standquartier, angekommen, als man mir mitteilte, der Premier wünsche mich am Telephon zu sprechen. Es war Ramsay MacDonald, der mir den Posten des Finanzsekretärs im Schatzamt anbot. Es war mir anscheinend bestimmt, die Nachricht von Beförderungen an fremden Orten zu erhalten. Freudig nahm ich an. Vom Kriegsministerium hatte ich genug, und der Inhaber des Postens des Finanzsekretärs wurde als Anwärter auf den nächsten Posten im Kabinett angesehen.

Der zu jener Zeit dem Finanzsekretär zugewiesene Raum im Schatzamt war der angenehmste aller ministeriellen Räume. Er ging auf den ruhigsten Winkel der Horse Guards Parade hinaus, und sein Friede wurde nur während des kurzen Zeitraumes gestört, wenn für die Fahnenparade exerziert wurde. Die Arbeit hatte den grossen Vorzug der Vielfältigkeit. An einem Tag kämpfte ich gegen die Forderung für gleiche Besoldung von Männern und Frauen, eine von jeder Opposition vorgebrachte und von jeder Regierung abgelehnte Forderung. Am nächsten Tag mochte ich etwa den Erwerb des *Codex Sinaiticus* rechtfertigen oder den Vorsitz über einen für das Studium des Missbrauchs von Industrieversicherungen gebildeten Ausschuss innehaben. Ich hatte befürchtet, meine begrenzten Volkswirt-

schaftlichen Kenntnisse und meine Unwissenheit im Finanzwesen könnten sich als ernsthafte Hindernisse erweisen, doch innerhalb von einer Woche nach meiner Ernennung musste ich eine Debatte über die Währung im Unterhaus entwickeln und war in der Lage, ohne die leiseste Kenntnis des Themas einen günstigen Eindruck zu erwecken, und erhielt viele Glückwünsche. Ich lenkte einfach die Aufmerksamkeit der Zuhörer auf die Widersprüche in den von den sachverständigen Vorrednern vorgeschlagenen Massnahmen.

Neville Chamberlain war Schatzkanzler, ohne jedoch die Genialität Worthington-Evans zu besitzen. Bei unserer ersten Zusammenkunft erinnerte er mich daran, dass ich im Rufe der Indiskretion stünde. Er warnte mich, dass zwar unvorsichtige Worte eines Junior-Ministers wenig ausmachten – Indiskretionen des Finanzsekretärs jedoch die Regierung stürzen könnten.

Man hatte mir gesagt, mein neuer Posten bringe mehr Arbeit als irgendein anderer, und ich hatte schon befürchtet, Haigs Biographie aufgeben zu müssen, mit der ich schon ziemlich weit gediehen war. Bald jedoch merkte ich, dass man mich falsch unterrichtet hatte. Es war Ende Juli, und die letzten Stadien des Budgets waren gerade abgeschlossen worden. Während der ersten vier Arbeitstage der Woche ist der Finanzsekretär vollauf beschäftigt, doch wenn das Haus Freitagnachmittag oder häufig schon Freitagvormittag seine Sitzungen beendet, ist er frei. Einen Mann, der nur in seinen Dienststunden beschäftigt ist und nicht noch Arbeit mit nach Hause nehmen muss, habe ich nie für einen Schwerarbeiter gehalten. Noch weniger kann er sich beklagen, wenn er den Samstag und Sonntag frei hat. Mein Wahlkreis erforderte wenig Aufmerksamkeit, und während der anderthalb Jahre im Schatzamt brachte ich es zuwege, den grösseren Teil des Freitags sowie die Samstage und Sonntage meiner literarischen Arbeit zu widmen.

Es war mein zweites Buch. Der Kontrast zwischen den beiden Männern, die das Thema dieser Biographien bilden, hätte nicht grösser sein können. Obwohl ausser Frage stand,

welcher der beiden Charaktere der edlere war, so war es doch der weniger edle, der das für Schreiber wie Leser gleicherweise faszinierendere Thema darstellte. Die Beschreibung von Haigs Leben war indessen eine einfachere Aufgabe, als ich erwartet hatte. Mit Napoleonliteratur könnte man eine riesige Bibliothek füllen, in der es kaum einen Band ohne Erwähnung Talleyrands gibt. Lesenswerte Bücher über den Krieg von 1914 bis 1918 im Westen sind hingegen nicht zahlreich. Sonst kommt nirgends der Name Haig vor, ausser vielleicht in Anmerkungen zur Geschichte des südafrikanischen Krieges. Ich hatte Zugang zu Haigs sämtlichen, in verschiedenen Perioden geführten Tagebüchern, vor allem zu dem wichtigsten, in dem er täglich Eintragungen vorgenommen hatte. Es reichte vom Anfang bis zum Ende des ersten Weltkrieges, den er als Korpskommandant begonnen und als Oberbefehlshaber beendet hatte. Als ich die Aufgabe übernahm, wusste ich von Haig nicht mehr als der durchschnittliche Zeitungsleser. Noch bevor ich fertig war, hatte ich das Gefühl, ihn gut zu kennen und bewunderte ihn tief.

Der erste Band erschien im Herbst 1935 und der zweite im folgenden Jahr. Am Tag des Erscheinens wurde an der hervorragendsten Stelle der *Times* ein heftiger Angriff auf das Buch veröffentlicht. Es war das Werk des militärischen Korrespondenten der Zeitung, eines glänzenden Schriftstellers, der sein Leben dem Studium militärischer Fragen gewidmet hatte. Er war der fähigste Vertreter der Anschauung, dass die britische Strategie während des ganzen Krieges falsch gewesen sei, da dieser durch eine Flankenbewegung im Osten viel leichter hätte gewonnen werden können als durch die Reihe der kostspieligen, an der Westfront geführten Schläge. Sein Artikel war mehr eine Polemik als die Rezension einer Biographie. Er wollte den Beweis erbringen, dass Haig immer im Irrtum gewesen sei. So musste für ihn jeder, der Haig zu verteidigen suchte, ein irreführendes und wertloses Buch verfasst haben.

Die anderen Zeitungen bliesen ins gleiche Horn. Sie alle gaben das Buch ihrem militärischen statt ihrem literarischen Korrespondenten. Während es einige Streit-

fragen in militärischen Kreisen hervorrief, wurde es von niemandem auf seine Vorzüge als Biographie einer Persönlichkeit oder als literarisches Werk geprüft.

Das Thema übte schon lange keine Wirkung mehr auf das breite Publikum aus. Der erste Weltkrieg geriet allmählich in Vergessenheit und der zweite sollte bald die letzten noch vorhandenen Erinnerungen auslöschen. Die Menschen fühlten keine Verpflichtung, die Biographie Haigs zu lesen, und viele Leute waren zweifellos über die Entschuldigung froh, die ihnen schlechte Kritiken in die Hand gaben. Ich bin sicher, dass die meisten meiner Freunde das Buch nie aufgeschlagen haben. Literarische Kritiker waren nicht unfreundlich, ja sogar, wie ich schon sagte, grosszügig gewesen. Ich glaube jedoch, dass diesem besonderen, niemals von der literarischen Kritik besprochenen Buch weniger als Gerechtigkeit widerfahren ist. Aus diesem Grund erkühne ich mich, jedem Vorwurf der Eitelkeit zum Trotz, Stellen aus Briefen zu zitieren, die ich von Lesern erhielt, deren Meinung wichtiger ist als die aller militärischer Korrespondenten der Welt.

Maurice Baring, der mir über den „Talleyrand“ keine Komplimente gemacht hatte, schrieb:

Du bist mit Deinem «Haig» ruhig und sicher in jene Ruhmeshalle der englischen Literatur eingetreten, in der nur die Besten, die auserwählten, ausgesuchten Besten bleiben, und unter ihnen sind wenige Biographen, wie Boswell, Lockhart und andere. Du bist bei ihnen, bei den Besten. Du hast zwei gleich schwierige Dinge unternommen und hast sie gleich gut gemacht. Du hast ein lebendiges Porträt eines lautereren Charakters gezeichnet, dessen reine Einfachheit die meisten Biographen scheitern lassen würde, und hast ihn vor einen epischen Hintergrund gestellt, der es dem Leser gestattet, am Epischen teilzuhaben und sich einen Sinn für Proportion zu bewahren. Das Buch ist fesselnd, teilweise wirklich bewegend, diszipliniert und bewunderungswürdig geschrieben. Du erhebst Dich, wie die Darstellung es fordert, zur Höhe Deines grossen Themas. Deine Kommentare sind scharfsinnig, klug und treffend. In Deinen Ansichten bist Du weitblickend, umfassend und verständnisvoll. Es ist eine grosse Leistung, und ich sende Dir meine wärmsten, tiefsten und aufrichtigsten Glückwünsche.

Rudyard Kipling schrieb:

Sehr vielen Dank für den ersten Band Ihres «Haig». Ich las ihn fast den ganzen gestrigen Nachmittag. Er ist vorsichtig – vorsichtig bis ans Heft, wie man sagen könnte – aber er vermittelt eine wirkliche Vorstellung von dem Seilziehen zwischen den Politikern, der öffentlichen Meinung und der allgemeinen Verwirrung, geboren aus mangelnder Vorbereitung und schnarrenden Befehlen. Ausserdem enthüllt er beinahe «kunstlos» die Seele von L. G. Als Laie glaube ich, dass Sie mit Ihrer Ansicht recht haben, die Somme sei der Wendepunkt auf dem Wege zum späteren Sieg gewesen. Darüber und über viele andere Dinge würde ich gern mit Ihnen sprechen, wenn wir uns das nächstmal im «Beefsteak» treffen. Dann kann ich Ihnen auch sagen, wie sehr ich die Form der Arbeit und die Klarheit der Darstellung bewundere.

Maurice Baring war ein alter, intimer Freund und Kipling ein neuer, weshalb ihr Zeugnis für voreingenommen gehalten werden könnte, obwohl ich weiss, dass keiner der beiden jemals ein literarisches Urteil durch seine Freundschaft hätte beeinflussen lassen. G. M. Trevelyan habe ich leider niemals kennengelernt, und doch war er lebenswürdig genug, mir sowohl über den ersten wie über den

Ich habe Ihren zweiten Band über Haig auf meiner Reise nach Amerika gelesen und kann nicht umhin, Ihnen zu schreiben, um Ihnen zu sagen, wie ausgezeichnet ich ihn finde. Ich schätzte schon den ersten Band, doch ist der zweite viel besser, obwohl es schwierig für ihn ist, besser zu sein. Sie scheinen mir Klarheit hinsichtlich des «Gegners» und verschiedener geringerer Gegner geschaffen zu haben, und dies in einer Weise, die der einfache Mann verstehen kann. Noch besser. Sie haben uns im positiven Sinne spüren lassen, in welcher Weise und warum Haig ein grosser Mann war – und Sie lehren uns ihn lieben.

John Buchan, der, wie schon gesagt, ebenso wie Trevelyan selbst das Buch hätte schreiben können, und der inzwischen Lord Tweedsmuir und Generalgouverneur von Kanada geworden war, schrieb mir aus Ottawa:

Meinen wärmsten Dank für den zweiten Band des «Haig», den ich soeben beendet habe. Ich muss Ihnen umgehend meine wärm-

sten Glückwünsche senden. So gut der erste Band war, der zweite ist weit besser, denn die Darstellung ist dramatischer, und Sie sind mit dem Drama ausgezeichnet fertig geworden. Ich schätze besonders Ihre Schlussfolgerung. Die polemischen Teile haben Sie glänzend und mit vollendetem Taktgefühl behandelt. Ihre Antwort an Lloyd George ist niederschmetternd – niederschmetternder noch durch Ihre Ruhe, die Sie nie Ihre Stimme erheben lässt. Was Ihre Hochachtung vor Haigs Leistung und seinem Charakter betrifft, so halte ich sie nicht für übertrieben. Ich stimme in jedem Wort mit Ihnen überein; es ist alles mit einer nüchternen Würde geschrieben, die Haig geschätzt hätte. Sie haben wirklich, wie ich glaube, eine der zwei oder drei hervorragenden Biographien über Militärs in unserer Geschichte vollendet, und ich kann Ihnen meine Freude darüber nicht genugsam ausdrücken, dass ein Mann, der nicht leicht zu verstehen war, so vollkommen begriffen und der Welt restlos verständlich gemacht wurde. Ich beendete das Buch nicht nur mit Bewunderung, sondern auch mit einem lebhaften Gefühl persönlicher Dankbarkeit Ihnen gegenüber.

Noch eine weitere Anerkennung, und zwar von Margot Oxford, muss ich anführen:

Liebster Duffy, ich würde mir an Deiner Stelle nicht die Haare wegen der gehässigen Kritiken über Deinen «Haig» raufen. Meine Autobiographie wurde damals von jedermann verflucht und beschimpft. Doch als ich sie neulich – zum ersten Male – wieder las, fand ich sie sehr gut.

Soweit ich mich erinnern kann, zog ich mir am Schluss meiner vierjährigen Dienstzeit als Junior-Minister keine Kritik deswegen zu, weil ich ein zweibändiges Werk verfasst hatte. Ich fürchte, dass heutzutage kaum eine gleiche Toleranz gezeigt, sondern entrüstete Fragen gestellt würden, wieso ein volles Gehalt für etwas gezahlt werden müsse, was offensichtlich nur halbe Arbeit erfordert. Zu meiner Verteidigung hätte ich geäußert, dass, solange der Leiter des Ministeriums und des Unterhauses mit mir zufrieden seien, die Beschäftigung meiner Mussestunden meine eigene Sache sei.

Meine Beziehungen zu Neville Chamberlain waren freundschaftlich, doch nie eng. Er war kein Mann, den man leicht

kennenlernen konnte. Von Natur ungesellig, besuchte er nie das Rauchzimmer des Unterhauses, wo Stanley Baldwin und Winston Churchill wohlvertraute Erscheinungen waren, häufig der Mittelpunkt von Gruppen, die ihre politischen Gegner einschlossen. Im Jahr 1935 half ich dem Kanzler, das Budget durch das Haus zu steuern; grosszügig lobte er meine dabei geleistete Hilfe.

Im November dieses Jahres fanden allgemeine Wahlen statt, bei denen es mir nicht an Gegnern fehlte. Eine begabte junge Dame vertrat die Arbeiterpartei, aber ich fühlte mich sicher genug, um den grösseren Teil des Wahlkampfes auf Fahrten durchs Land und nur wenige Tage in meinem eigenen Wahlkreis zu verbringen. Ich sprach in Glasgow, Liverpool, Birmingham und Manchester und natürlich in Oldham und kehrte am Vorabend der Abstimmung nach London zurück, wo ich von einer ansehnlichen Mehrheit wiedergewählt wurde.

Eine Woche später befand ich mich auf der Jagd in Lincolnshire; während des Essens erhielt ich die Botschaft, dass mich der Premierminister, falls ich diesen Abend nach London zurückkehren sollte, gerne vor dem Dinner sprechen würde. Meine Gedanken waren, wie ich fürchte, an dem restlichen Nachmittag wohl kaum bei den Fasanen, und ich reiste voller Mutmassungen von Grantham nach King's Cross und fuhr von Gower Street nach Downing Street, wo mir Baldwin mitteilte, er wünsche, dass ich als Staatssekretär im Kriegsministerium in das Kabinett eintrete.

XII. KAPITEL

STAATSSSEKRETÄR IM KRIEGSMINISTERIUM

1935-1937

Der Eintritt in das Kabinett bedeutet im Leben eines Politikers ein grosses Ereignis – für die meisten den Gipfel ihrer Ambitionen; wenige nur trachten danach, Premierminister zu werden. Die Zugehörigkeit zum Kabinett bringt die Mitgliedschaft im Staatsrat und ein nominelles Gehalt von £ 5'000 mit sich. Dieser Betrag stellte in meinem Falle, obwohl er bereits durch die Steuer verringert war, noch immer mehr als £ 3'000 dar, ein grösseres Einkommen, als ich je besessen hatte. Hinzu kamen das Honorar für meinen «Haig» und eine zusätzliche, von einer Sonntagszeitung für die Rechte einer Artikelserie bezahlte Summe. Die Hälfte des durch das Buch verdienten Geldes floss in die Haigsche Erbmasse, doch was übrigblieb, war viel für mich. Zum erstenmal fühlte ich mich reich und glücklich.

Als ich Ende 1935 in das Kabinett eintrat, war die Situation in Abessinien das Problem, das jedermann beschäftigte. Schon seit langem hatten sich die Abessinier als schwierige Nachbarn der italienischen Kolonisten in jenem Teile Afrikas erwiesen. Unbestreitbar war Abessinien als rückständiges Land zu bezeichnen, da es die Sklaverei und andere Dinge gestattete, die Westeuropa und die Vereinigten Staaten schon lange aufgegeben hatten. Nichtsdestoweniger war es Italien, das den Vorschlag gemacht hatte, Abessinien solle Mitglied des Völkerbundes werden, was es bisher nicht gewesen war, und die anderen Staaten, einschliesslich Grossbritannien, hatten wenig begeistert zugestimmt.

Im Frühjahr 1935 waren der englische Premierminister

und der Aussenminister in Stresa mit dem italienischen Diktator zusammengetroffen, und obgleich das Foreign Office gewusst haben musste – denn die Öffentlichkeit wusste es – was die italienische Regierung in Abessinien vorhatte, war das Thema nicht erwähnt worden. Die Gewohnheitssünde der englischen Aussenpolitik ist die Weigerung, andere Nationen im Voraus wissen zu lassen, was Grossbritannien unter gewissen Umständen tun werde. Diese Verschwiegenheit wird oft für Willfährigkeit gehalten, und erst, wenn sie sich zu weit auf eine bestimmte Politik eingelassen hat, um sich von dieser noch zurückziehen zu können, gibt man der fremden Nation zu verstehen, dass ihre Fortführung Krieg mit Grossbritannien mit sich bringen könne.

Im Frühsommer des gleichen Jahres ergriff eine tiefe Besorgnis diejenigen unter uns, die die stetig wachsende deutsche Bedrohung erkannten; es bestand die Gefahr, dass die Unstimmigkeiten mit Italien wegen Abessinien die sogenannte Stresa-Front, das heisst, die Solidarität von Grossbritannien, Frankreich und Italien, schwächen oder zerstören könnten.

Bei einer Dinnergesellschaft im Unterhaus, an der Winston Churchill und Lord Tyrrell teilnahmen, besprachen wir die Möglichkeit, jemanden nach Rom zu senden, um die Italiener vor dem Risiko, das sie eingingen, zu warnen. Weder Churchill noch Tyrrell hatten damals eine offizielle Stellung inne, und es war nicht Sache des Finanzsekretärs im Schatzamt, sich in auswärtige Angelegenheiten zu mischen. So war Diana unsere Abgesandte. Zufälligerweise war sie von einer Freundin, die in Rom ein Haus besass, eingeladen worden, der Heiligsprechung der beiden englischen Heiligen Thomas Morus und Bischof Fisher beizuwohnen. Sie sprach dort mit niemandem von politischer Bedeutung, und als sie ihren italienischen Freunden berichtete, Grossbritannien werde eine italienische Aggression gegen Abessinien Übelnehmen, schenkte ihr niemand Glauben. Es sei, wie man ihr sagte, ein Krieg der gleichen Art, wie ihn die Engländer selbst so oft gegen barbarische Stämme geführt hätten, und wenn wir irgendeinen Einwand dagegen hätten,

würden wir ihn doch sicher in Stresa erwähnt haben. Dianas überlegte Worte erregten nur bitteren Groll.

Später, im gleichen Jahre, musste ich auf einer politischen Versammlung im Strachur an den Ufern von Loch Fyne sprechen, wobei ich eine These vertrat, die mir erst wenige Stunden vorher eingefallen war. Sie entsprang meinem heftigen Wunsch, die Freundschaft mit Italien nicht zu verwirken. Es sei nutzlos, so führte ich aus, noch länger vorzugeben, der Völkerbund stelle das dar, was seine einstigen Schöpfer von ihm erhofft hatten. Von den sieben damals existierenden Grossmächten hätten ihn Deutschland, Italien und Japan offen herausgefordert, die Vereinigten Staaten seien ihm nie beigetreten, und die Zugehörigkeit Russlands sei neu und unzuverlässig. Er hätte daher keinerlei Beziehung mehr zu jener ursprünglichen Idee einer internationalen, alle Nationen umfassenden Körperschaft, deren imponierende Stärke Gesetz und Ordnung der Welt aufrechterhalten könnte. Er sei jetzt lediglich eine nicht die Mehrheit der Grossmächte einschliessende Mächtegruppe, ohne genau umrissene gegenseitige Verpflichtungen. Sollte also das Schlimmste geschehen, und sollten alle unsere Bemühungen fehlschlagen, den Krieg zwischen Italien und Abessinien zu verhindern, würde es das Klügste sein, uns jeder Einmischung zu enthalten, um zu versuchen, einen fairen Kampf zu gewährleisten und bei erster Gelegenheit unsere Mittlerdienste anzubieten.

Ich erinnere mich an keines meiner Worte mehr und bin nicht sicher, ob ich so weit ging, wie es der letzte Abschnitt andeutet, aber ich fürchtete hinterher, zu weit gegangen zu sein, und verbrachte eine schlaflose Nacht im Hotel zu Glasgow; ich grübelte darüber nach, ob ich nicht jene Indiskretion begangen hätte, vor der Neville Chamberlain mich gewarnt hatte – jene Indiskretion, die den Sturz der Regierung verursachen könnte.

Ob die Rede in der Lokalpresse von Argyll veröffentlicht wurde, habe ich nie erfahren. Sie wurde jedenfalls an keiner anderen Stelle gebracht, und weder die Regierung noch ich wurden durch die Empfehlung einer Politik kompromittiert, die ich noch jetzt für klug halten möchte. Die Gelegen-

heit, unsere Bindungen an den verwesenden Leichnam des Völkerbundes endgültig zu lösen, war einmalig. Nun, da drei der sieben Grossmächte den Völkerbund ungestraft brüskiert hatten, während die Vereinigten Staaten eigen-sinnig fernblieben, konnte er nicht länger Ehrfurcht und Achtung einflössen. Italien hatte gute Gründe, sich über Abessinien zu beklagen, und wäre letzteres nicht zum Kampf ermutigt worden, hätte es möglicherweise kapitu-liert. In jedem Fall hätten wir uns die Freundschaft Ita-liens erhalten, und die Achse, die sich als Angelpunkt von Hitlers Angriff auf Europa erweisen sollte, und ohne die er kaum den zweiten Weltkrieg hätte vom Zaune brechen können, wäre nie zustande gekommen.

Es gab indessen noch eine andere Politik, die ich lieber angewendet gesehen hätte. Jedoch war wenig Wahr-scheinlichkeit dafür vorhanden, dass sie für meine Kollegen und das Parlament empfehlenswert erschien. Der kürzlich zum Aussenminister ernannte Sir Samuel Hoare hatte sein Amt mit einer kühnen Rede angetreten, in der er kompromiss-loses Festhalten an allen Punkten des Völkerbundes gebot. Wer noch Glauben an diesen hegte, wurde ermutigt. Hät-ten wir diesen Worten damals Taten folgen lassen, so hät-ten wir uns selber ohne Zögern jede wirtschaftliche Sank-tion auferlegt, hätten durch eine Blockade eine Hilfeleistung anderer an Italien verhindert, den Suezkanal für italie-nische Schiffe gesperrt und zugleich unsere Flotte mobili-siert. So wäre es Italien ganz unmöglich geworden, weiter Krieg zu führen, es sei denn, Italien wäre bereit gewesen, Gewalt gegen Grossbritannien anzuwenden. Es gingen Ge-rüchte über die furchtbare Stärke der italienischen Flotte und über die Wutanfälle um, die durch weitere Ver-stimmung des Duce heraufbeschworen werden könnten. Wie wenig Wahrheit hinter diesen Gerüchten steckte, er-fuhren wir erst später – damals jedoch erweckten sie Beunruhigung. Und doch hatten wir wenig zu befürchten. Italien besass keine Verbündeten. Deutschland wollte und konnte damals keinen Finger zu seiner Hilfe rühren. Für alle kleineren Mächte, die Mitglied des Völkerbundes waren, bestand die Verpflichtung, uns zu helfen. Sie be-

herrschten alle Mittelmeerküsten, die nicht in Italiens Hand waren. Sollten wir wirklich glauben, dass der «tolle Hund» toll genug gewesen wäre, gegen eine solche Übermacht in den Krieg zu ziehen? Können wir zweifeln, dass ihm, hätte er es getan, der Mund fürs Leben gestopft worden wäre? Es wäre Mussolinis Ende gewesen und zugleich das Ende des Faschismus, ein Triumph des Völkerbundes und eine Warnung an die Nationalsozialisten.

Hätte sich in jener Zeit eine grosse Führerpersönlichkeit an hervorragender Stelle befunden, sie hätte das ganze Land zur Unterstützung einer solchen Politik sammeln können, und unter Grossbritanniens Führung wären die kleineren Nationen gefolgt. Es ist indessen eine merkwürdige Tatsache, dass die Engländer, die mit grösstem Mut und zähester Beharrlichkeit kämpfen, ein solches Grauen vor dem Krieg haben, dass sie nie eine Politik unterstützen werden, die auch nur das leiseste Risiko in sich trägt. Auch haben sie noch nicht gelernt, dass das Widerstreben, Risiken auf sich zu nehmen, nicht der Weg ist, um Sicherheit zu gewinnen.

Das britische Volk ärgerte sich über Mussolini und bedauerte den Kaiser von Abessinien, war aber nicht bereit, jenem einen Grund zum Kriege oder diesem wirksame Hilfe zu geben. Sir Samuel Hoare und Laval versuchten, diesen Gefühlen durch ein Übereinkommen Gestalt zu geben, das, während es die entscheidenden Territorien Abessiniens an Italien auslieferte, dem Kaiser einen unwesentlichen Rest gelassen hätte. Wir wissen nicht einmal, ob Mussolini diesen Kompromiss angenommen hätte. Es wäre klug von ihm gewesen, es zu tun, wie Hitler drei Jahre später so klug war, anzunehmen, was man ihm in München zugestand. In dem einen wie in dem anderen Fall konnte der Mann, der die entscheidenden Territorien erobert hatte, mit Leichtigkeit den verbleibenden Schatten hinwegfegen, wann immer es ihm beliebte.

Doch bevor der Duce Zeit gehabt hatte, sich zu erklären, erhob sich im englischen Volk ein Sturm der Entrüstung. In meiner ganzen Zeit als Politiker habe ich nie einen so gewaltigen Sturm der öffentlichen Meinung erlebt. Sogar

die bequeme Wählerschaft des St.-George-Bezirks war tief erregt Mein Postsack lief über, und die Briefe, die ich erhielt, waren nicht von unwissenden oder leicht erregbaren Leuten geschrieben, sondern von verantwortungsvollen Bürgern, die diese Angelegenheit nüchtern durchdacht hatten.

Dieser Ausbruch fegte Sir Samuel Hoare aus seinem Amt, er musste zurücktreten. Als er im Unterhaus sprach, um seinen Rücktritt zu erklären, beging er meiner Ansicht nach den gleichen Fehler, den Edwin Montagu seinerzeit begangen hatte. Anstatt seine Politik zu verteidigen, entschuldigte er sein Verhalten. Es wäre wirksamer gewesen, wenn er den Krieg in das Lager des Feindes getragen hätte. Er war der Macht verlustig gegangen, weil er eine Lösung des Problems vorgeschlagen hatte, die nur wenig für den Kaiser von Abessinien vorsah. Wer war, so hätte er fragen können, unter seinen Kritikern bereit, mehr zu tun? Gab es eine Partei im Hause oder ein einziges Mitglied, das gewillt war, in den Krieg zu ziehen, oder auch nur zu riskieren, in den Krieg verwickelt zu werden, um dem Kaiser von Abessinien zu helfen? Die Vorschläge, für die er verantwortlich war, hätten dem Kaiser noch etwas gelassen. Wenn er innerhalb weniger Monate mit leeren Händen dastehen und als heimatloser Verbannter aus seinem Land vertrieben werden sollte, war da irgendjemand in ganz Grossbritannien bereit, seinetwegen einen wirksamen Protest zu erheben oder einen Streich zu tun?

Genau so kam es. Die lauen, von uns ergriffenen Sanktionen dienten nur dazu, Mussolini zu erbittern und in die Arme Hitlers zu treiben. Indem wir ein Minimum an Schaden zufügten, zogen wir uns ein Maximum an Groll zu. In einer Zeit, da sich der Wind der Angst erhob und die Nationen voller Furcht auf Zeichen der Schwäche oder Stärke warteten, erschien ihnen Grossbritannien als ein Freund, auf den man sich nicht verlassen kann, und als ein Gegner, den man nicht zu fürchten braucht.

Ich will nicht behaupten, bei der Diskussion über das Abessinienproblem im Kabinett eine feste Linie eingehalten zu haben. Ich war ein Neuling, und als solcher hatte ich

die Pflicht, meine Ansichten mit geziemender Bescheidenheit zu äussern. Ich erinnere mich, dass ich einmal sagte, ich hätte natürlich wenig Erfahrung, doch dürften meine schon länger amtierenden Kollegen früher sicher einmal Gelegenheit gehabt haben, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, ihre Zuflucht zur Gewalt zu nehmen. Einer von ihnen erklärte mir später, er sei von meinen Worten betroffen gewesen, habe jedoch, nach einem Rundblick um den Tisch, gedacht, Sir John Simon sei der einzige, der als Kabinettsminister jemals dem Gespenst eines Krieges gegenübergestanden hätte. Und doch waren erst sechzehn Jahre seit dem Friedensvertrag vergangen. Vielleicht ist einer der Gründe, warum die Menschen so wenig aus der Erfahrung lernen, der, dass diejenigen, die die Angelegenheiten der Nationen führen, immerzu wechseln, und dass zu wenige von ihnen Geschichte lesen. Das trifft im besonderen Masse auf Demokratien zu.

Ich erinnere mich ferner, wie ein Kollege bei der Entgegnung auf eine meiner Äusserungen sich mir gereizt zuwandte und erregt fragte: «Sind Ihre Kriegsvorbereitungen beendet? Ist Ihre Expeditionsmacht bereit, in See zu stechen?» Da ich das Ministerium erst wenige Wochen vorher übernommen hatte, war ich völlig ausserstande, solche Fragen zu beantworten. So wie ich unterrichtet war, hätte das Kriegsministerium noch immer den Krieg gegen Russland in Afghanistan vorbereiten können wie zu der Zeit, als ich Finanzsekretär war.

Der Krieg in Nordafrika ging weiter, und das Interesse daran nahm ab, als deutlich wurde, dass die Abessinier den Kampf mit ihren Waffen aus dem neunzehnten Jahrhundert nicht lange gegen moderne Flugzeuge und Giftgas aufrechterhalten konnten.

Anfang 1936 starb König Georg V. Ich hatte ihn erst vor Kurzem kennengelernt, muss aber einer der letzten Minister gewesen sein, der die Amtssiegel aus seiner Hand empfing. Bei dieser Gelegenheit äusserte er zu meiner Freude, er schätze meine Haigbiographie sehr. Ich nahm gerade an einem zu Ehren einiger deutscher Generäle veranstalteten Dinner teil, als Sir Frederick Maurice, der an der Tafel prä-

sidierte, die Botschaft verlas: «Das Leben des Königs geht friedlich seinem Ende zu.» Ich war tief bewegt. Ich habe den Abend zwischen den beiden Deutschen, deren Unterhaltung ich langweilig fand, nicht genossen. Als mir die Tränen in die Augen stiegen, befürchtete ich, meine Nachbarn könnten es bemerken und ihrem «Führer» berichten. Ohne jede logische Rechtfertigung spürte ich, dass wir einen weiteren Meilenstein auf dem Weg in die Katastrophe passierten.

Während des Krieges, in dem ich Soldat gewesen war, hatte ich keinen Hass gegen die Deutschen empfunden und war geneigt, die alten Damen und Herren zu Hause zu verachten, die von solchem Hass besessen waren, überall Spione entdeckten und schworen, nie wieder mit einem Deutschen zu reden. In dieser Zeit erschien eines Morgens ein Bericht, Graf Mensdorff, der viele Jahre lang der beliebte österreichische Botschafter am Hofe von St. James war, habe etwas besonders Beleidigendes über die Engländer gesagt. Ich dinierte an jenem Abend in Crewe House, wo jedermann den früheren Botschafter anprangerte und man miteinander wetteiferte, sich die Strafe auszumalen, die man über ihn verhängen sollte. Jemand wandte sich an den Gastgeber und fragte: «Was würden Sie tun, wenn Sie jemals Mensdorff wieder begegnen sollten?» – «Zuerst», erwiderte Lord Crewe, «würde ich ihm die Hand geben, weil er ein alter Freund von mir ist. Dann würde ich ihn wohl wegen dieses unerfreulichen Zeitungsberichtes fragen, über den er zweifellos eine zufriedenstellende Erklärung abgeben könnte.» Ich fühlte mich, wie so oft in Lord Crewes Gegenwart, in ein kultivierteres Jahrhundert zurückversetzt.

Nach dem Kriege merkte ich, dass diejenigen, die am eifrigsten allenthalben Spione gesehen und am entschlossensten geschworen hatten, nie mehr mit einem Deutschen zu sprechen, gerade die Leute waren, die am schnellsten die wirklichen Verbrechen Deutschlands vergassen. Viele, die seinerzeit verlangt hatten, der Kaiser solle aufgehängt werden, plädierten dafür, mit Hitler Freundschaft zu schließen. Ich bin immer Antinationalist und Antisozialist ge-

wesen, und deshalb schien mir die Verbindung von Nationalismus und Sozialismus, mit einem unbarmherzigen Verbrecher an der Spitze und einer ungeheuren Bevölkerung tapferer, leistungsfähiger und grausamer Menschen hinter diesem, die furchtbarste Bedrohung, der die Kultur jemals von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hat.

Ein internationales Recht in der vollen Bedeutung des Wortes hat es nie gegeben, weil es niemals wirksame Massnahmen gab, um seine Beachtung zu garantieren. Das Christentum erlegte den Fürsten einen gewissen Kodex für ihre Handlungen auf. Wer diesen missachtete, wie etwa Cesare Borgia, zog sich allgemein Verachtung und Hass zu. Als die Reformation die Kirche spaltete und die Religion ihre Autorität zu verlieren begann, hielten eng miteinander verbundene Herrscherfamilien und Völker, die an den Fortschritt der Menschheit und an die christliche Ethik glaubten, darauf, dass weiterhin bestimmte Formen im Verkehr der Regierungen untereinander beachtet wurden. Im Zeitalter der Diktatoren jedoch lebte das Gesetz des Dschungels zwischen den Nationen wieder auf. Im Dschungel fordert eben das erste Zeichen der Schwäche einen Angriff heraus.

Hitler wartete nicht erst auf die Zeichen der Schwäche, die Englands Verhalten in der abessinischen Frage zu verurteilen schienen. Im März 1936 liess er deutsche Truppen ins Rheinland einmarschieren. Bisher hatte er in seinen schwülstigen Reden, mit denen er das deutsche Volk begeisterte, nur auf die Härten verwiesen, die Deutschland durch den – wie er es nannte – «diktierten» Versailler Vertrag zugefügt wurden. Es war jener Vertrag, der sowohl in England als auch in Amerika so sehr kritisiert wurde, dass es bis auf den heutigen Tag in beiden Ländern viele Menschen gibt, die sich nicht bewusst sind, dass seine Bedingungen grosszügig für Deutschland waren, dass keine Anstrengungen unternommen wurden, die Durchführung der strengeren finanziellen Klauseln sicherzustellen, dass er Präsident Wilsons idealistische Theorie der Selbstbestimmung durchzuführen versuchte, und dass er dem besiegten Deutschland gestattete, im Lauf von sechzehn

Jahren die mächtigste Nation auf dem Kontinent zu werden. Man darf wahrheitsgetreu sagen, dass es ein Vertrag war, dem ein besiegt Land zugestimmt hatte, und der von den beglaubigten Vertretern dieses Landes unterzeichnet worden war. Wenn er als rechtsungültig angesehen werden sollte, weil einer der Beteiligten schwächer als der andere war, dann wären nur wenige Verträge, wenn überhaupt einer, rechtsgültig.

Die Rheinlandbesetzung jedoch ging weiter als die inzwischen bekannten Verletzungen des Versailler Vertrages. Sie war eine offenkundige, unbegründete und unhaltbare Verletzung des Locarno-Paktes, der, wie erwartet wurde, den früheren Friedensvertrag ersetzen sollte, und der mit der vollen, offen zum Ausdruck gebrachten Zustimmung des deutschen Volkes freiwillig zustande gekommen war.

Im Licht späterer Ereignisse – eine Erkenntnis, die uns immer versagt ist – war dies zweifellos der Augenblick, an dem England und Frankreich einen festen Standpunkt hätten einnehmen und als Vorbedingung für irgendwelche Verhandlungen auf dem Rückzug der deutschen Truppen hätten bestehen sollen. Deutschland war auf einen Krieg noch nicht vorbereitet und besass keine Verbündeten. Hitler hätte kapitulieren müssen, und der Grundstein für das grosse Prestige, das er bei seinen Landsleuten genoss, wäre nicht gelegt worden. Aber selbst wenn wir uns entschlossener gezeigt und von einer mächtigeren französischen Regierung eine stärkere Unterstützung erfahren hätten, hätte doch ein fast unüberwindliches Hindernis sich jeder entschiedeneren Aktion in den Weg gestellt. Nicht die Stärke unserer Streitkräfte war es, die nicht zum Kriege bereit war, sondern die Anschauung des britischen Volkes.

Das Meer, das sich 900 Jahre lang als sicherer Schutz für unsere Küsten erwiesen hatte, hat unser Volk in ein Gefühl der Sicherheit gewiegt, das selbst zwei Weltkriege, in denen wir dem Besiegtwerden mit knapper Not entgingen, nicht zu stören vermochten. Und aus diesem Gefühl der Sicherheit heraus hat sich ein Mangel an Interesse für

auswärtige Angelegenheiten entwickelt, der eine ernste Gefahr für eine Demokratie darstellt. Der Durchschnitts-engländer war durchaus unfähig, die Bedeutung von Hitlers militärischer Rheinlandbesetzung richtig zu bewerten. «Warum sollten die Deutschen nicht in ihrem eigenen Land Truppen bewegen?» fragten sich die Uneingeweihten. Sie konnten nicht verstehen, dass mit dieser Handlung ein erbarmungsloser Diktator einen Vertrag in Fetzen gerissen hatte, von dem der Friede in Europa abhing.

Dieser Mangel an Verständnis war keineswegs nur auf die ungebildeten Kreise beschränkt. Die Regierung Seiner Majestät brachte einen Vorschlag ein, das fragliche Gebiet solle bis zur Regelung der Angelegenheit von internationalen Truppen besetzt werden – ein unschuldiger Vorschlag, der jedoch die Gefühle eines Kanonikers in Liverpool derartig verletzte, dass er die Weisung erliess, in der Kathedrale nicht mehr für die Regierung zu beten.

Ich war über diese, von einem hervorragenden Mitglied der Staatskirche abgegebene Erklärung sehr empört, da sie mir nicht nur politische Unkenntnis, sondern auch eine falsche Theologie zu beweisen schien. Bedurfte die Regierung, wenn sie wirklich so böse war, wie der Kanoniker glaubte, nicht mehr denn je der Gebete der Geistlichen? Wenn die Geistlichkeit nur für die Guten betete und nur zu den Bekehrten predigte, dann dürften ihre Pflichten wohl so leicht wiegen, wie viele Spötter es fälschlicherweise glaubten.

«Das weitere Beharren auf dem Geist der Ungleichheit Deutschland gegenüber», so donnerte der Kanoniker, «ist ein unseres Glaubensbekenntnisses und unseres Landes unwürdiger Vorschlag. Eine erneute Besetzung ihres Heimatlandes ist ein ungeheuerlicher und ungerechtfertigter Vorschlag – ist eine unnötige Erniedrigung der Seele eines grossen Volkes. Und hinzuzufügen, dass wir es wiederum auf das Diktat Frankreichs hin tun sollten, hiesse, der Bosheit Hilfe leisten und sich dem Geist der Rache ausliefern. Für solche Vorschläge können wir nicht um Segen beten.»

Man muss daran erinnern, dass es Nazideutschland war,

von dem der Kanoniker sprach, als er seinen heftigen pro-deutschen und antifranzösischen Ansichten Ausdruck verlieh; dass Hitler seit über zwei Jahren am Ruder sass, und dass jeder, der Zeitungen las, nicht nur von den Scheusslichkeiten der von Hitler veranlassten Judenverfolgungen wusste, sondern auch von dem Blutbad vom Juni 1934, durch das er so viele seiner eigenen Genossen ohne Gerichtsverhandlung hingeschlachtet hatte.

Diese von einem wohlgebildeten Mann in verantwortlicher Stellung gehegte Ansicht wurde indessen von einem grossen Teil seiner Landsleute geteilt, und in einer Demokratie wie der unsrigen war die Regierung gezwungen, bei ihrer Politik die öffentliche Meinung in Betracht zu ziehen. Die Forderung war ausgesprochen worden, die Regierung hätte die öffentliche Meinung erziehen und leiten sollen – eine unzulässige, mit Gefahr verbundene Forderung. Solange die Presse frei ist und ihre Aufgabe erfüllt, kann die Öffentlichkeit alle von ihr geforderten Informationen erhalten und sich, wenn sie es wünscht, durch die Leitartikel der Presse in ihrer Auslegung der Nachrichten und der Bildung ihrer Meinungen leiten lassen. Niemals haben die englischen Zeitungen Hitlers Verbrechen zu verbergen gesucht, wengleich einige sogar geneigt waren, sie zu verzeihen.

Ich prangerte die von dem Kanoniker in Liverpool geäusserten Ansichten an und kritisierte fast zur gleichen Zeit in heftiger Form eine von einem Bischof gehaltene Predigt, in der dieser die Auflösung des britischen Empires zu befürworten schien. Auch drang ich im Laufe einer Rede in Manchester darauf, die Führer der Kirche sollten der Öffentlichkeit angesichts des weitverbreiteten Pazifismus' innerhalb der englischen Staatskirche deutlich machen, wo die Kirche in dieser entscheidenden Angelegenheit stehe, und erklären, ob es für einen Christen richtig oder falsch sei, zur Verteidigung seines Landes zu den Waffen zu greifen.

Damit zog ich mir einen ungewollten und unverdienten Ruf als Kirchenfeind und Hetzer gegen die Bischöfe zu, was mir zweifellos schadete, und was ich bedauerte. Mein gan-

zes Leben lang bin ich Anhänger und ausübendes Mitglied der englischen Staatskirche gewesen. Ohne zu behaupten, tief religiös zu sein, glaube ich, dass die Religion der Menschheit hilft und die heutige Welt eben an einem Mangel an Religiosität leidet. Ich glaube ferner, dass die meisten Menschen klug daran tun, in dem Glauben, in dem sie geboren und aufgewachsen sind, zu verharren. Ich bewundere die Weitherzigkeit und Anpassungsfähigkeit unserer Kirche, bewundere ihre herrliche Liturgie und erblicke sogar in ihrem Mangel an Disziplin und in der Unsicherheit der Lehre etwas typisch Englisches und Liebenswertes. Und ich bin auch stolz darauf, dass mein Vetter, Cecil Cooper, Bischof in Korea, sein Leben als Missionar unserer Kirche verbringen und durch die Kommunisten für seinen Glauben leiden sollte.

Doch waren zu jener Zeit meine Gedanken immer mit dem meiner Meinung nach bevorstehenden Kriege beschäftigt, dessen Möglichkeit anzuerkennen so viele Menschen sich weigerten. Ich war verantwortlich, darauf zu sehen, dass die britische Armee für diesen Krieg bereit war. Das Problem der Rekrutierung schien fast unlösbar. Während ich mich damit abplagte, empfand ich es als unrecht, dass gute Leute, deren Verdienste offiziell anerkannt worden waren, alles in ihrer Macht Stehende unternahmen, um die Jugend des Landes davon zu überzeugen, dass es nicht nur unnötig, sondern sogar falsch sei, bei den Streitkräften der Krone einzutreten.

Es gab einen beliebten und wohlbekannten Geistlichen, einen Hofkaplan, der eine als die Peace Pledge Union (Friedens-Gelöbnis-Vereinigung) bekannte Gesellschaft gegründet hatte, deren Mitglieder ernsthaft gelobten, unter keinen Umständen für König und Vaterland zu kämpfen. Ihre Zahl belief sich meines Wissens auf über 100'000. Ein anderer Geistlicher, ebenfalls ein Hofkaplan, verkündete öffentlich, neun von zehn der besten jungen Leute der Universität Cambridge würden sich weniger schämen, ins Gefängnis zu gehen als ins Heer einzutreten. Die Menschen können solche Ansichten aus Überzeugung hegen und haben auch das Recht, sie zu äussern. Doch sollten sie

meiner Auffassung nach keinen Schutz bei der einen Teil der Landesverfassung bildenden Staatskirche finden.

Es waren jedoch nicht nur Prediger und Pazifisten, die meine Aufgabe erschwerten. Das Widerstreben der Engländer, in Friedenszeiten für die Rüstung zu zahlen, ist bekannt. Seit dem Krieg hatte das Schatzamt darauf bestanden, den jährlichen militärischen Voranschlag herabzusetzen. Bei den allgemeinen Wahlen von 1935 war die Wiederaufrüstung erwähnt worden – aber nicht sehr oft und nicht sehr laut. Es ist eine Seite einer Angelegenheit, die Annahme eines Prinzips zu erreichen, die andere Seite ist es, es in Kraft zu setzen.

Wollten wir mehr Rekruten für die reguläre Armee und die Landwehr gewinnen, so konnten wir dies nur dadurch erreichen, dass wir das Leben bei den Streitkräften anziehender gestalteten, was wiederum nicht ohne Mehrausgaben möglich war. In der Ferienzeit des Jahres 1936 verwendete ich viel Zeit und Mühe auf die Vorbereitung eines Schriftstücks, in dem ich jede Methode zur Verbesserung der Rekrutierung aufführte, die mir oder meinen Sachverständigen eingefallen war. Das Dokument lag bereit, um meinen Kollegen unterbreitet und bei der ersten Kabinettsitzung im Herbst diskutiert werden zu können. Es war für mich daher eine bittere Enttäuschung, als ich vom Schatzkanzler eine Botschaft des Inhalts erhielt, dass dem Kabinett ohne Zustimmung des Schatzamtes keine Schriftstücke unterbreitet werden dürften und die anderen zuständigen Ministerien zu Rate gezogen werden müssten. Da ich unter anderem auch vorgeschlagen hatte, alten Soldaten in der Polizei, im Postdienst und in allen anderen Verwaltungszweigen eine bevorzugte Behandlung zu gewähren, begriff ich, dass der Bescheid des Schatzkanzlers eine Rücksprache mit fast jedem Ministerium bedeuten würde. Auf meine Erklärung hin, dadurch werde die Diskussion meines Memorandums bis Weihnachten hinausgeschoben, erwiderte er, dies sei Unsinn, und die Arbeit könne in zwei oder drei Wochen erledigt werden. Wie lange es brauchte, um vor das Kabinett zu gelangen, habe ich vergessen. Aber ich weiss, dass das Memorandum, nachdem es einem Aus-

schluss der im Wesentlichen beteiligten Minister vorgelegen hatte, wie erwartet, nicht vor Anfang des nächsten Jahres diskutiert wurde.

Dieser und ähnliche spätere Zwischenfälle schufen eine unglückliche Atmosphäre zwischen Neville Chamberlain und mir. Einer meiner vielen Fehler ist der, dass ich bei Erörterungen leicht hitzig werde. Ich verliere meine Ruhe nur für einen Augenblick, aber gerade in diesem Augenblick sage ich oft mehr, als ich beabsichtige. Hinterher bedaure ich es und bin bereit, mich zu entschuldigen. Ich vergesse schnell, doch andere erinnern sich und können – weil sie nicht vergessen – nicht immer vergeben.

Ich brachte Verständnis für Chamberlains Haltung auf. Er war 1931, als das Land, wie es hiess, dicht vor dem Bankrott stand, Schatzkanzler geworden und hatte eine grosse finanzielle Gesundung herbeigeführt. Er sah sich bereits einer Wiederkehr der Prosperität gegenüber und hoffte, das Geld in Projekten der Sozialreform nutzbringend anlegen zu können. Plötzlich sah er seinen Traum zerrinnen. Die Fülle, die zu sammeln er so schwer gearbeitet hatte, sollte für die Wiederaufrüstung vergeudet werden, die am wenigsten lohnende Form des Verbrauchs. Aber noch war nicht alles verloren. Es gab nicht mit Sicherheit Krieg, und Chamberlain selber verabscheute die Idee eines Krieges, wie es seiner Ansicht nach alle vernünftigen Menschen taten. Mussolini und Hitler mussten seiner Meinung nach ebenfalls vernünftige Männer sein, weil sie sonst niemals zu ihren hohen Stellungen aufgestiegen wären. Deshalb konnten sie keinen Krieg wünschen. Es gab bestimmte Dinge, die sie wollten, und es gab bestimmte Dinge, die wir ihnen geben konnten. Wenn er, Chamberlain, die Aussenpolitik bestimmte, könnte er diesen Männern am runden Tisch begegnen und sich mit ihnen einigen, worauf die Kriegsgefahr beseitigt würde und wir alle mit der Sozialreform fortfahren könnten.

Chamberlain besass viele gute Eigenschaften, aber es fehlte ihm an Welterfahrung und überdies an Vorstellungskraft, die Lücken mangelnder Erfahrung ausfüllen kann. Er hatte sich niemals vorher in der grossen Welt der Politik

oder der Finanz bewegt, und der europäische Kontinent war ihm ein verschlossenes Buch. Er war ein erfolgreicher Oberbürgermeister von Birmingham gewesen und für ihn waren die Diktatoren von Deutschland und Italien wie die Oberbürgermeister von Liverpool und Manchester, die wohl verschiedenen politischen Parteien angehören und verschiedene Interessen haben mochten, die jedoch die Wohlfahrt der Menschheit wünschten und im Grunde vernünftig sein mussten, also anständige Männer waren, wie er selbst auch. Dieses tiefgreifende Missverstehen bildete die Wurzel seiner Politik und erklärt seine Fehler.

In diesem Winter erfolgte die Abdankung König Eduards VIII. Ich kannte Seine Majestät seit einigen Jahren, und er war mir immer sehr freundlich begegnet, wie er es auch heute noch tut. Ich wusste um seine Neigung zu seiner jetzigen Frau, hatte aber nicht geahnt, dass er eine Heirat erwog. Dies erfuhr ich vom Premierminister, dem ich eines Nachmittags zufällig in den Wandelgängen des Unterhauses begegnete: «Sie sind der Mann, den ich suche», rief er aus.»Kommen Sie auf eine Minute in mein Zimmer.» Als wir dort angelangt waren, berichtete er mir, der König beabsichtige, abzudanken und zu heiraten, und habe ihn gefragt – der König hielt sich während der ganzen Krise peinlich genau an die konstitutionellen Gepflogenheiten –, ob er mit ein oder zwei Kabinettsministern sprechen könne, mit denen er auf gutem Fusse stand. Ich war einer der beiden und hatte am nächsten Tag eine Audienz.

Ich begann damit, dass ich den König fragte, ob mein Versuch, ihm von seiner Absicht abzuraten, einen Sinn habe, oder ob ich nur seine und meine Zeit verschwende. Er entgegnete, es sei völlig nutzlos, und ich glaubte ihm. Daraufhin schlug ich ihm einen Aufschub vor, was mir die einzige Alternative hinsichtlich der Abdankung schien. Das war eine Lösung, die bei einfacheren Leuten wirksam war, wie ich wusste, und die ich im Fall meiner eigenen Eheschliessung angenommen hatte. Ich meinte, sie sollten dahingehend Übereinkommen, sich ein Jahr lang nicht zu sehen. In dieser Zeit würde er gekrönt werden und vielleicht zum Durbar, dem indischen Krönungsfest, reisen. Am

Ende dieses Zeitraumes würde er sich mehr an seine Krone gewöhnt haben und den Gedanken an eine Abdankung fallen lassen. Im geheimen dachte ich auch, er könne vielleicht in der Zwischenzeit einer Frau begegnen, die er mehr lieben würde, was indessen nie geschah. Er weigerte sich, diesen Vorschlag in Erwägung zu ziehen, aus einem Grunde, der ihm Ehre machte. Er fühlte, dass es unrecht sei, sich einer so feierlichen religiösen Zeremonie wie der Königskrönung zu unterziehen, ohne seine Untertanen von seinem Vorhaben in Kenntnis zu setzen. Gegen solche Bedenken konnte ich nichts einwenden, sondern sie nur achten. Als wir uns trennten, sagte er, wir würden uns noch weiter über dieses Thema unterhalten, doch sah ich ihn viele Jahre nicht wieder unter vier Augen, denn bald darauf wurde die Angelegenheit an die Öffentlichkeit getragen, und in rascher Folge traten die Ereignisse ein, die zur Abdankung führten.

Sein Thronverzicht machte mich traurig, denn in der englischen Geschichte war nie etwas Ähnliches geschehen. Ich spürte, dass wir eine für den Staat wertvolle Persönlichkeit verloren, und fürchtete, das Prestige der Monarchie könne leiden – eine Befürchtung, die sich glücklicherweise als grundlos erwies. Er besass viele Eigenschaften, die ihn für seine hohe Stellung befähigten: bezauberndes Auftreten, Mitgefühl mit dem Leiden, Mut und Aufrichtigkeit sowie lebhaftes Interesse an Politik und Heer.

Eines Morgens, kurz nach seiner Thronbesteigung, wurde Feldmarschall Sir Cyril Deverell, Chef des Empire-Generalsstabes, eine Audienz gewährt. Als Deverell von dieser zurückkehrte, kam er in mein Zimmer im Kriegsministerium. Er war ein wortkarger, wenig begeisterungsfähiger Yorkshiremann, aber bei dieser Gelegenheit war seine Zunge gelöst, und seine Augen funkelten. Er erzählte mir alles, was der König ihm gesagt hatte, und wie tief er von der offensichtlichen Liebe und dem Interesse Seiner Majestät für die Armee beeindruckt worden war. «Die Unterredung», schloss er, «war wirklich begeisternd.»

Wenn ich sagte, dass König Eduard VIII. sich für Politik interessierte, so kann ich nicht hinzufügen, dass wir immer

einer Ansicht waren. Er hoffte – wie so viele Menschen zu jener Zeit – dass wir mit dem neuen Regime in Deutschland zu einer Einigung kommen könnten, und bedauerte meine Haltung diesem gegenüber.

Im Sommer 1936 wurde ich aufgefordert, in Paris am jährlichen Diner der Englisch-Französischen Gesellschaft teilzunehmen, deren Zweck die Förderung freundschaftlicher Beziehungen zwischen beiden Ländern war. Ich hatte aus diesem Anlass die Hauptrede zu halten, auf die ich viel Mühe verwendete. Ich schrieb sie englisch und französisch nieder, was sonst nicht meine Gewohnheit ist. Daraufhin schickte ich sie dem Foreign Office zur Begutachtung. Sie kam mit einigen Änderungsvorschlägen zurück, die ich vornahm, um die Rede nochmals zurückzuschicken, worauf ich nichts mehr vom Foreign Office hörte.

Im Verlauf der Rede betonte ich, Grossbritannien und Frankreich seien verpflichtet, zusammenzustehen, ihre Interessen seien identisch, und sie seien von der gleichen Gefahr bedroht. Ich erwähnte Deutschland nicht eigens, doch meine Absicht war völlig klar. In der britischen Presse rief meine Rede eine Art Aufruhr hervor, und es hiess, der Staatssekretär im Kriegsministerium hätte ein militärisches Bündnis mit Frankreich vorgeschlagen und Deutschland offenkundig bedroht. Am Tag nach meiner Rückkehr von Paris traf ich den König beim Dinner. Als er sich mir näherte, bemerkte ich, wie sein Gesicht heftiges Missfallen ausdrückte. Ich erwartete eine Rüge, und er bereitete meiner Meinung nach auch eine solche vor. Doch plötzlich wich der finstere Blick einem bezaubernden Lächeln, und er sagte lachend: «Na, Duff, diesmal sind Sie deutlich geworden.»

Die Empfindungen des Königs in dieser Angelegenheit wurden von der Arbeiterpartei geteilt. Die Rede fand am Mittwoch statt, doch erst am Montag griffen ihre Abgeordneten die Angelegenheit im Unterhaus auf. Zweifellos hatten sie die Sonntagszeitungen gelesen und verlangten in dem Bestreben, sich keine Gelegenheit entgehen zu lassen, die Regierung zu ärgern, die Vertagung des Hauses wegen einer «bestimmten Angelegenheit von dringendem

öffentlichem Interesse». Der Speaker billigte ihren Antrag, und an diesem Abend bildete meine Ansprache den Gegenstand der Debatte, die von Attlee, dem Führer der Opposition, eröffnet wurde, und an der unter anderem Winston Churchill, Lloyd George, Archibald Sinclair, Harold Nicolson, Herbert Morrison, John Simon und mein alter Freund Sidney Herbert teilnahmen.

Es war eine dürftige Debatte. Das Hauptargument der Opposition war schwach. Sie versuchte zu zeigen, dass das von mir Gesagte in mehreren Punkten von der erklärten Politik der Regierung abweiche. Sinclair zitierte missbilligend meine Worte: «Eure Grenze ist unsere Grenze», aber schon Baldwin hat gesagt: «Unsere Grenze liegt am Rhein.» Attlee erklärte: «Die Freundschaft mit einem Lande zu sehr zu betonen, könnte möglicherweise andere Länder zu der Frage veranlassen, weshalb nicht Nachdruck auf die Notwendigkeit gelegt werde, mit allen Ländern in Freundschaft zu leben.» Er pochte auf die Heiligkeit des Locarno-Paktes, den Hitler bereits in Fetzen gerissen hatte. Winston Churchill, der erste Sprecher auf unserer Seite, verteidigte mich glühend: «Ich kann beim besten Willen nicht sehen», sagte er, «dass irgendein Meinungsunterschied zwischen dem Staatssekretär und der Regierung oder dem Premierminister besteht.» Er vertraue darauf, dass «die Regierung Seiner Majestät sich nicht entschuldigen und die Rede des Staatssekretärs nicht abschwächen werde».

Sidney Herbert äusserte: «Ich erinnere mich keines Antrages, der um eines so wichtigen Anlasses willen eingebracht wurde, wie der vorliegende. Kein einziges Wort aus der Rede wurde zitiert, das nur eine Sekunde die Behauptung bestätigt hätte, sie befürworte eine der Regierung Seiner Majestät entgegengesetzte Politik.»

Sir John Simon, der damalige stellvertretende Leader des Hauses, sprach für die Regierung. Der grosse Anwalt hatte nie ein besseres Mandat und machte das Beste daraus.

Die Opposition wurde in ihren Argumenten ebenso gründlich geschlagen, wie es ihr auch in den Wandergängen erging, als sie die Angelegenheit zum «Hammel-

sprung» brachte. Beim Wiederlesen dieser Debatte nach so vielen Jahren kann ich die Gründe des Widerstandes gegen meine Rede verstehen, wie ich auch den Mangel an Begeisterung verstehen kann, den sie in meiner eigenen Partei erweckte. Es war falsch, zu sagen, ich hätte eine in jeder Weise von der Regierungspolitik abweichende Politik befürwortet. Ich hatte nichts gesagt, womit Aussenminister Anthony Eden nicht übereinstimmte, fürchte aber, ziemlich viel gesagt zu haben, was er selber nicht gesagt haben würde. Ich hatte ihm den Entwurf gezeigt, und er hatte Änderungen vorgeschlagen. Ich hatte alle Abschnitte geändert, gegen die er etwas einzuwenden hatte, doch in ihrer endgültigen Form war die Rede sehr viel bestimmter und eindeutiger als alles, was bisher offiziell ausgesprochen worden war. über jeden Schatten eines Zweifels hinaus definierte ich eine Politik, die bisher kaum mehr als angedeutet worden war.

John Bull wird als plumper, derber Bursche dargestellt, der gerne seine Meinung frei heraussagt. In Wirklichkeit liebt der gewöhnliche Engländer unumwundenes Sprechen aber gar nicht, genau so wenig, wie er kalte Logik liebt; er sieht es auch ungern, harten Tatsachen gegenübergestellt zu werden. Die Engländer schieben gern alles auf und sind wahre Meister im Schliessen von Kompromissen. In der Politik können Aufschub und Kompromiss oft höchst nutzbringend angewendet werden. Steht jedoch ein Krieg bevor, dann sollte man diese Taktik aufgeben.

Im Sommer 1936 war ich sicher, dass es zum Kriege kommen würde. Ich glaubte, es gäbe nur einen einzigen Weg, ihn zu verhindern, und dieser war, Deutschland zu überzeugen, dass es im Falle eines Krieges besiegt werden würde. Damals ahnte ich nicht, dass auch die deutschen Generäle zu jener Zeit von ihrer Niederlage überzeugt waren und es noch weitere Jahre bleiben sollten. Als ich meine Rede in Paris hielt, wünschte ich nur, ihnen und der ganzen Welt zu zeigen, dass Grossbritannien und Frankreich fest zusammenstünden und keine Angst hätten.

Aber das britische Volk empfand nicht wie ich. Es glaubte wie immer, dass der Krieg eine entsetzliche Kata-

strophe ist, die um fast jeden Preis vermieden werden müsse. Es war weder durch die Regierung noch durch die Presse darauf vorbereitet worden, den Gedanken an eine unmittelbare Gefahr hinzunehmen. Von dieser Gefahr zu sprechen, erschien ihm unklug, unbesonnen und beinahe unschicklich – genau so, wie es bei schweren Krankheiten gewisse schreckliche Worte gibt, die auszusprechen die Menschen zögern, als könnte der blosser Gebrauch dieser Worte das Gefürchtete heraufbeschwören. Deshalb zogen es die Menschen damals vor, weiterhin vage Gemeinplätze über den Völkerbund und den Locarno-Pakt zu murmeln, als ob diese noch wirklich lebten und nicht bereits tote, leere Worte waren. Die Reden der Arbeiterpartei und der Liberalen gaben in jener Debatte eine ziemlich richtige Vorstellung von der Auffassung des Volkes.

Für Stanley Baldwin, zu dieser Zeit Premierminister, war es typisch, dass er niemals mit mir über den Inhalt dieser Rede oder die darauffolgende Debatte sprach. Aussenpolitik entsprach ihm so wenig, dass er es vorzog, sie zu ignorieren. Seine Missbilligung jedoch erntete ich auf einem anderen Gebiet. In einer öffentlichen, ordnungsgemäss vorgelegten Rede erklärte ich, ich glaube nicht, dass Mitglieder der Kommunistischen Partei in Vertrauensstellungen der Regierung tätig sein sollten, worauf im Unterhaus eine Anfrage an den Premierminister gerichtet wurde, ob die Meinung des Staatssekretärs im Kriegsministerium die politische Überzeugung der Regierung wiedergebe. Baldwin erwiderte nachdrücklich, dies sei nicht der Fall, so dass der Staatssekretär im Kriegsministerium gedemütigt war und die britische Regierung jahrelang fortfuhr, ihren Feinden ihre Geheimnisse zu erzählen – mit dem Ergebnis, das vorauszusehen war.

Während meiner Dienstzeit im Kriegsministerium erwarb ich mir wenig Ansehen. Mit den mir zur Verfügung stehenden Mitteln war nicht viel anzufangen. Chamberlain wusste, dass er bei der Marine oder der Luftwaffe kein Geld einsparen konnte, und deshalb bot die Armee die einzige Hoffnung zum Einsparen. Ein hervorragender General, dem er beim Angeln begegnet war, hatte ihm die verderbliche

Idee eingepflegt, dass unsere Verbündeten, falls wir der gemeinsamen Sache die grösste Flotte und eine erstklassige Luftwaffe beisteuerten, kaum mehr erwarten könnten. Sein Ziel war, wie sein Biograph Keith Feiling berichtet hat, eine Armee mit vier Infanteriedivisionen und einer motorisierten Division. Er war dafür, die Aufgaben des Heimatheeres auf die Fliegerabwehr zu beschränken. Er glaubte ferner fest daran, «dass der Krieg weder bevorstand noch unvermeidbar war, und dass wir uns auf einige Tatsachen verlassen könnten, wie zum Beispiel die mangelnde Stabilität der deutschen Währung, die einen Krieg weniger wahrscheinlich machten».

Anfang 1937 war allgemein bekannt, dass Baldwin nach der Krönung, die im Mai stattfinden sollte, sein Amt Chamberlain übergeben wollte. Meine Aussichten, das neue Regime zu überleben, wurden als derart gering angesehen, dass der Herausgeber einer Londoner Zeitung mich anrief und mir ein schönes Angebot machte, für den Fall, dass ich meinen Regierungsposten aufgeben würde. Als ich meiner Verwunderung Ausdruck verlieh, versicherte er mir, seine Informationsquellen seien besser als die meinen, ich würde bestimmt entlassen werden.

Als ich mich erhob, um im Frühling dieses Jahres den Heeresvoranschlag zu verlesen, bemerkte ich, dass der Schatzkanzler an seinem Platz verblieb – etwas für viel beschäftigte Minister Ungewöhnliches, der Einführung der Heeresvoranschläge zuzuhören. Zu keiner Zeit hat der Schatzkanzler so viel zu tun wie im Frühjahr. Ich glaubte, er warte, um sich eine Meinung zu bilden, ob meine parlamentarischen Fähigkeiten meine übrigen Unzulänglichkeiten wettmachten. Meine Reden zum Voranschlag wurden immer gut aufgenommen, und diese Rede bildete keine Ausnahme. Als ich jedoch vierzehn Tage nach der Krönung, während Chamberlain, wie man wusste, seine Regierung bildete, die Aufforderung erhielt, ihn in seinem Zimmer im Unterhaus zu besuchen, verspürte ich eine grosse Ungewissheit wegen meiner Zukunft. Ich glaubte, entweder entlassen oder dort belassen zu werden, wo ich war, und war erstaunt, als mir die Admiralität angeboten wurde, die

allgemein als angenehmerer Posten als das Kriegsministerium angesehen wird. Der Erste Lord verfügt über eines der schönsten Häuser in London und über eine seetüchtige Jacht. Er weiss ferner, dass er bei jedem eventuellen Zusammenstoss mit seinen Kollegen das Land auf seiner Seite hat.

Dennoch empfand ich einiges Bedauern, als ich über die Strasse ging. Ich spürte, dass ich ein echter Freund der Armee gewesen war, dass die Armee Freunde brauche, dass ich mit einem treuen und leistungsfähigen Stab gearbeitet hatte und dass ich nach 18 Monaten anfang, meine Arbeit zu verstehen.

XIII. KAPITEL

ERSTER LORD DER ADMIRALITÄT

1937-1938

Unter den sechs gegensätzlichen, von mir in der Regierung bekleideten Posten war die Admiralität der, auf dem ich mich am glücklichsten gefühlt habe. Es war auch der Posten, der für mich die meiste, jedoch verhältnismässig leicht zu leistende Arbeit mit sich brachte. Im Kriegsministerium hatte ich viel Ziel dafür gebraucht, für das Kabinett Memoranden unter dem Titel «Die Rolle der Armee» zu verfassen, in denen ich meine Kollegen zu meiner Ansicht über die Zwecke der britischen Armee zu bekehren versuchte. In der Admiralität sah ich mich keinem solchen Problem gegenübergestellt. Jedermann weiss, wozu die Flotte dient.

Auch ist es viel leichter, sich ein klares Bild von den Schiffen und den Männern zu machen, aus denen die Royal Navy besteht, als die verstreuten, zur damaligen Zeit über die ganze Welt verteilten Einheiten der regulären Armee und des Heimatheeres, das einen Teil der britischen Armee bildete, zu übersehen. Ich war noch nicht lange in der Admiralität, als ich schon das Baujahr und die Tonnage aller wichtigen Schiffe der Flotte kannte und aus dem Gedächtnis die verschiedenen Klassen der Kreuzer und Zerstörer aufzählen konnte. Ich blieb in enger Fühlung mit dem Konstruktionsprogramm und merkte mir die entsprechenden Daten, zu denen die wichtigeren Neubauten in Dienst gestellt werden sollten, etwas, was sich jedermann mit ein wenig Fleiss aneignen kann.

Die Inspektion von Schiffen machte mir ebenfalls viel Vergnügen, obwohl sich meine Abneigung, Fabriken zu

inspizieren, im Allgemeinen auch auf Werften und Küstenstellungen erstreckte. Doch meine grösste Freude war, ein Schiff zu meiner eigenen Verfügung zu haben. Ich machte, solange ich das Amt innehatte, vollen Gebrauch von der Admiralitätsjacht *H.M.S. Enchantress*. Mitunter wurden wegen meiner Fahrten und der damit verbundenen Ausgaben Fragen an das Unterhaus gerichtet. Die Abgeordneten konnten nicht verstehen – und ich fand niemals Gelegenheit, es ihnen zu erklären – dass jedes Schiff der Flotte immer wieder auf Fahrt geschickt werden muss, ohne die es nicht möglich ist, der Besatzung die notwendige Ausbildung zu geben. Die *Enchantress* war ein Kriegsschiff, eine Korvette, die sofort bei Kriegsausbruch mit geringem Aufwand ihrem ursprünglichen Zweck zugeführt wurde und während des ganzen Krieges in der Flotte Verwendung fand. Die Fahrten mit dem Ersten Lord an Bord hätten auch ohne die vorübergehende Bezeichnung «Jacht» stattgefunden, und die vermehrte Belastung für den Steuerzahler war, wenn sie überhaupt bestand, unbedeutend.

Solche Besichtigungen waren, wie man mir versicherte, bei der Flotte willkommen. Matrosen sehen es, wie andere Männer, gern, dass ihre höheren Vorgesetzten Interesse für ihre Tätigkeit zeigen, und es ist für das Prestige des Marineministeriums besser, wenn der Erste Lord seine Besuche unter «eigenem Dampf» unternimmt denn als Passagier auf irgendeinem umherkreuzenden Schlachtschiff oder Kreuzer.

In jenem Sommer 1937 fuhren wir von Holyhead um die Nordküste Schottlands und auf der anderen Seite hinunter, wo wir Scapa Flow, Invergordon und Rosyth besuchten. Anfang Oktober schifften wir uns in Venedig auf der Jacht ein, um eine Fahrt durch das östliche Mittelmeer – Skyros, Rhodos, Cypern, Alexandrien und Malta – anzutreten. In allen diesen Stützpunkten konnte ich nicht nur Schiffe aller Kategorien besichtigen, sondern machte auch Bekanntschaft mit Marineoffizieren, einschliesslich der Chefs sowohl der Home Fleet als auch der Mittelmeerflotte, Admiral Backhouse in Invergordon und Admiral Dudley Pound in Alexandrien, deren Ansprüche auf die Nach-

folge Admiral Chatfields als Erstem Seelord ich zu prüfen hatte.

Die Fahrt endete in Neapel, wo wir von den italienischen Behörden mit der grössten Liebeshwürdigkeit empfangen wurden. Ein Salonwagen mit mehreren Abteilen, einschliesslich einer Küche, wurde uns zur Verfügung gestellt. Unsere ganze Gesellschaft fand darin Platz. Es reisten drei Freunde mit uns: Lord und Lady Gage und Dianas Nichte, Lady Elisabeth Paget-von Hofmannsthal. Unser Wagen blieb von Neapel bis Calais an den Zug angehängt. Leider war in der Wand des Hauptabteils ein Schild eingelassen, auf dem die Namen der Länder standen, die während des abessinischen Krieges Sanktionen gegen Italien ergriffen hatten – eine Einmischung, die Italien nie vergessen würde. Zuoberst auf der Liste stand Grossbritannien.

Anfang 1938 begann ich wieder Tagebuch zu führen, worüber ich, da es sich als ein entscheidendes Jahr meines Lebens erweisen sollte, froh bin. So schrieb ich unter Hinweis auf die Ereignisse des vergangenen Jahres:

Wenn ich jetzt darauf zurückblicke, so glaube ich, dass ich näher daran war, entlassen zu werden (bei der Neubildung des Kabinetts), als ich damals annahm. Ich war ganz erstaunt, als der Premierminister mir die Admiralität anbot. Damals wäre ich lieber geblieben, wo ich war, doch nun bin ich froh über meine Versetzung. Dennoch muss diese Versetzung von einem nur achtzehn Monate innegehabten Amt ein gewisses Versagen bedeuten – ein Eindruck, den ich in meiner neuen Stellung irgendwie tilgen muss.

Ich meine nicht, dass mir dies bereits gelungen ist, auffallende Methoden kann ich nicht anwenden. Ich weiss selber, dass ich meine Sache im Kriegsministerium nicht schlecht gemacht habe, was auch die Ansicht der Armee war, doch bedarf es einer gewissen Zeit, bis die Meinung über eine Dienstleistung an die Öffentlichkeit dringt; zudem sind viele meiner Sachverständigen und Anhänger entlassen worden.

Ob ich meine Sache bei der Admiralität gut mache, muss sich erst zeigen. Ich bezweifle, ob ich eine besondere Be-

gabung für die Verwaltung habe. Während der vergangenen Wochen litt ich an einem gewissen Mangel an Selbstvertrauen, was für mich neu und niederdrückend ist. Ich sollte mich von der Vorstellung, dass ich ohne Amt glücklicher sein würde, nicht zu sehr anfechten lassen. Mein politischer Ehrgeiz ist geschwunden. Immer hatte ich gewünscht, einmal Premierminister zu werden – heute tue ich es nicht mehr. Ich habe diese Stellung aus zu grosser Nähe gesehen, um noch an ihren Glanz zu glauben, und sehe nun mehr die endlose, undankbare Aufgabe, die Sorge und Verantwortung und auch den Missbrauch. F. S. Oliver sagt, der grosse Staatsmann müsse eine Leidenschaft für die Macht hegen – ein Verlangen, das ich jedoch nicht zu besitzen glaube. Mein Abscheu vor öffentlichem Reden und vor der Öffentlichkeit wächst. Ich liebe die Musse, würde indessen nie in Müssiggang verfallen, denn es gibt Bücher, die ich schreiben möchte, und ich habe Freude am Schreiben.

Aber ich liebe meinen jetzigen Beruf viel mehr als jeden anderen, der mir angeboten werden könnte. Ich kam verhältnismässig unwissend dazu, lerne aber rasch und spüre, dass es eine Arbeit ist, die ich begreifen kann. Auch bin ich entschlossen, soweit es an mir liegt, einen Erfolg zu erzielen. Sollte ich von der Politik meinen Abschied nehmen, würde ich dann kaum über Fünfzig sein und noch Zeit für andere Arbeiten haben.

Ein Problem, das meine Zeit damals stark in Anspruch nahm und viele Seiten meines Tagebuches füllt, war die Zukunft der Marineluftstreitkräfte, deren Kontrolle der Admiralität erst kürzlich vom Luftfahrtministerium übertragen worden war. Dieser Beschluss, angesichts heftiger Opposition im Luftfahrtministerium, hinterliess dort eine solche Bitterkeit und solchen Hass, dass es mitunter schien, als seien die Mitglieder dieses Ministeriums entschlossen, die neue Anordnung so schlecht wie möglich durchzuführen. Es wäre ermüdend, die Einzelheiten dieses alten Streitiges wieder aufleben zu lassen, der damals von höchster Bedeutung schien, was er in der Tat auch war.

Ich zog viel Nutzen aus meiner Freundschaft mit Louis Mountbatten, den ich seit vielen Jahren kannte. Er war gerade befördert worden und war bei der Marine der jüngste Kapitän zur See. Zeitweilig auf Halbsold, hatte er zuletzt einen Posten bei der Flottenluftwaffendivision innegehabt, wodurch er in der Lage war, mir wertvolle Informationen und Ratschläge zu geben. Nichts kann für einen Minister wertvoller sein als die vertraulich geäußerten Ansichten eines jüngeren Offiziers, auf dessen Redlichkeit und Intelligenz er sich verlassen kann.

Das wichtigste Ereignis zu Beginn des Jahres 1938 war ein Angebot von Präsident Roosevelt, eine Konferenz der kleineren europäischen Mächte in Washington einzuberufen, um ein Abkommen über gewisse politische Grundfragen zu erreichen. Dieses Abkommen sollte anschliessend den Grossmächten unterbreitet werden. Der Plan an sich bot Anlass zur Kritik. Das Angebot des Präsidenten der Vereinigten Staaten zu direkter Intervention in europäische Angelegenheiten stellte jedoch eine ungeheure Gelegenheit dar, die, wäre sie ergriffen worden, sich als ein Wendepunkt in der europäischen Geschichte hätte erweisen und wahrscheinlich den bevorstehenden Krieg hätte abwenden können.

Aussenminister Anthony Eden befand sich beim Eintreffen der Botschaft zu kurzem Urlaub in Südfrankreich. Neville Chamberlain lehnte, ohne Eden oder einen seiner Kollegen zu befragen, den Vorschlag des Präsidenten innerhalb von vierundzwanzig Stunden ab. In seiner Erwiderung gab er an, er erwäge selber eine Unterredung mit Mussolini, was natürlich die Anerkennung der italienischen Eroberung Abessiniens nötig mache, und er fürchte, der Plan des Präsidenten könne diese Verhandlungen stören. Der Präsident brachte in seiner Entgegnung sein tiefes Bedauern zu dem Entschluss, die abessinische Situation de jure anzuerkennen, zum Ausdruck. Dieser würde, wie er wusste, eine ungünstige Wirkung auf die öffentliche Meinung in Amerika haben und den Einfluss derjenigen stärken, die sich jeder Einmischung in europäische Angelegenheiten widersetzen. Eden war bei seiner Rückkehr entsetzt über

das, was der Premierminister in seiner Abwesenheit an-gerichtet hatte. Er versuchte zu retten, was zu retten war, und sandte weitere Botschaften an den Präsidenten, die eine bedingte Zustimmung zu seinem Plan zum Ausdruck brachten. Aber es war zu spät und die grosse Gelegenheit ver-passt.

Diese Fragen der hohen Politik wurden in jener Zeit vom Komitee für Aussenpolitik im Kabinett, dem die Verteidi-gungsminister nicht als Mitglieder angehörten, diskutiert und entschieden. Das Kabinett als Gesamtheit erfuhr von der Botschaft des Präsidenten erst, als die ganze An-gelegenheit bereits der Geschichte angehörte. Es wurde uns auch nichts davon gesagt, dass zwischen dem Premier-minister und dem Aussenminister Meinungsverschieden-heiten bestanden hatten. Am 13. FEBRUAR schrieb ich in mein Tagebuch:

In dieser Woche hat die Presse eine völlig unwahre Geschichte aufgegriffen, dass nämlich zwischen Eden und dem Premierminister hinsichtlich der Freundschaft mit Ita-lien eine tiefe Meinungsverschiedenheit bestünde, wofür keinerlei Begründung vorliegt.

In diesem Fall war die Presse besser informiert als der Kabinettsminister, und als für Sonntagnachmittag, den 19. Februar, eine Sondersitzung des Kabinetts angekündigt wurde, hatte ich keine Ahnung, was dieser ungewöhnliche Vor-gang bedeutete.

Ich hatte mich über Edens Ernennung zum Aussenminister gefreut und ihm, wann immer er ihrer bedurfte, meine Unter-stützung im Kabinett geliehen. Ich glaubte, dass er in allen Hauptproblemen der Aussenpolitik grundlegend recht hatte, dass er den Ernst der deutschen Bedrohung und die Hoff-nungslosigkeit der Politik des Appeasements völlig ver-stand. Da ich indessen kein Mitglied des aussenpolitischen Ausschusses war, wusste ich nicht, wie tief die Meinungs-verschiedenheit zwischen ihm und dem Premierminister gediehen war. Es gereicht ihm sehr zur Ehre, dass er davon absah, die anderen zu beeinflussen und weder im Kabinett noch im Unterhaus Anhänger zu gewinnen versuchte.

Hätte er sich damals bemüht, meine Unterstützung zu erlangen, so wäre ihm dies wahrscheinlich gelungen, doch hegte ich hinsichtlich Italiens sehr bestimmte persönliche Ansichten. Wie ich schon früher schrieb, spürte ich, dass die Abessinien-Angelegenheit unheilvoll verpfuscht worden war, dass wir Mussolini niemals in die Arme Hitlers hätten treiben sollen und es vielleicht noch nicht zu spät war, ihn zurückzugewinnen. Das italienisch-deutsche Bündnis war eine Anomalie. Die Deutschen und die Österreicher waren die traditionellen Feinde der Italiener – die Engländer und die Franzosen, die so viel zur ihrer Befreiung beigetragen hatten, ihre historischen Freunde. Garibaldi hatte jede Regierung verflucht, die gegen diese kämpfte. Grösse und Macht hatten das Dritte Reich zu einem furchtbaren Freund für die kleinste der Grossmächte werden lassen. Italien sollte bald genug merken, wie es vom Verbündeten zum Satelliten herabsank. Diese Gedankengänge beschäftigten mich während der langen, an jenem Samstagnachmittag stattfindenden Kabinettssitzung.

Das Kabinett erfuhr damals zum erstenmal von der Kluft, die sich zwischen dem Premierminister und dem Aussenminister aufgetan hatte. Der Premierminister war bemüht, sofort Gespräche mit den Italienern anzuknüpfen und öffentlich anzukündigen, dass wir es täten. Der Aussenminister meinte, Mussolini müsse einige der bereits eingegangenen Verpflichtungen einhalten, vor allem im Hinblick auf Spanien, ehe man mit Gesprächen begann. Er glaubte daran, dass irgendein Geheimabkommen zwischen Hitler und Mussolini existiere, und dass letzterer irgendein *quid pro quo* für seine Einwilligung zu dem Überfall auf Österreich erhalten hätte, was Grandi abstritt. Der Premierminister glaubte ihm, nicht aber der Aussenminister. Mir schien das nicht von grosser Bedeutung zu sein. Was mochte Mussolini wohl erhalten haben? Die Zusicherung, dass Hitler ihm zu Hilfe käme, wenn wir ihn angriffen? Eine solche Zusicherung war von geringer Bedeutung, da wir keinerlei Absichten hatten, irgendjemanden anzugreifen. Der Aussenminister wünschte die Eröffnung von Gesprächen zu verschieben, bis die Italiener sich besser verhielten, ich aber

meinte, die Italiener würden sich, wenn die Gespräche nicht jetzt eingeleitet würden, ganz im Gegenteil nur noch schlimmer betragen. Die Frage des Zeitpunktes, ob die Gespräche jetzt oder in einem Monat oder selbst in drei oder vier Monaten geführt werden sollten, dürfte der Aussenminister zweifellos am besten beurteilen können. Ginge es aber um die Frage von jetzt oder niemals, so schien es mir besser, die Gespräche ohne Verzug zu eröffnen.

Am Schluss unserer langen Diskussion gab Eden deutlich seine Rücktrittsabsichten zu verstehen, was für viele von uns eine Überraschung war. Wir alle begriffen, was für ein furchtbarer Schlag dies für die Regierung sein würde, deren Sturz er sogar herbeiführen könnte. Die Diskussion des Kabinetts wurde bis zum anderen Tage vertagt.

Am Sonntagmorgen erschien die Geschichte von Edens Rücktritt leidlich genau in den meisten Zeitungen.

Mein Parlamentarischer Privatsekretär Hamilton Kerr rief mich ganz aufgeregt an und kam dann zu mir herüber. Er sagte, die Situation im Unterhaus drohe hoffnungslos zu werden. Mehr als hundert unserer Anhänger würden voraussichtlich gegen uns stimmen, woraus ich schloss, dass er selbst dazu neigte. Ich erörterte mit ihm die wesentlichen Gesichtspunkte.

Zum Lunch ging ich zu Buck, wo ich den Speisesaal ganz leer fand. Bald nachdem ich mit dem Essen angefangen hatte, kam David Margesson herein. Er war am Morgen beim Premierminister gewesen und berichtete, die Situation schiene hoffnungslos. Er war geneigt, Malcolm Mac-Donald als Edens Nachfolger zu begünstigen, und ich war geneigt, ihm hierin zuzustimmen.

Als das Kabinett am Nachmittag zusammentrat, zeigte es sich, dass alle Bemühungen für eine Lösung fehlgeschlagen waren. Es war jetzt offensichtlich, dass die Schwierigkeiten zwischen dem Premierminister und dem Aussenminister sich nicht nur auf die Art und Weise der Behandlung der vorliegenden Streitfrage beschränkten, sondern dass es sich vielmehr um eine tiefergehende Verschiedenheit der Auffassungen zwischen ihnen handelte, die ihre Zusammen-

arbeit schwierig gestaltete. Da war zum Beispiel der Brief, den der Premier an Mussolini gerichtet, und die Art, wie er die Vorschläge Präsident Roosevelts abgelehnt hatte. Beide Male ging es um ein Vorgehen des Premiers ohne vorherige Befragung des Aussenministers. Alle Versuche, zu einem Kompromiss zu gelangen, waren vergeblich, da die beiden Protagonisten sahen, dass ihre Meinungsverschiedenheiten grundsätzlicher Natur waren, und dass es keinen Weg zu ihrer Beilegung gab. Zu guter Letzt blieb es einer kleinen Ministergruppe überlassen, zu prüfen, ob irgendeine Formel gefunden werden könnte, um Edens Rücktritt abzuwenden. Er verpflichtete sich, mit dieser Gruppe am späten Abend zu konferieren und ihr seinen Entschluss mitzuteilen. Die übrigen Kabinettsmitglieder sollten dann vom Ergebnis unterrichtet werden. Ich schrieb hierzu Folgendes in mein Tagebuch:

Wir wissen nicht, was geschehen wird. Meiner persönlichen Ansicht nach beabsichtigt er zu gehen, weil er keine Einigung mit Italien wünscht und spürt, dass es ihm mit dem Premierminister an seiner Seite nie möglich sein werde, seine eigene Politik zu verfolgen. Sein Rücktritt wird sicher den Todesstoss für die nationale Regierung bedeuten. Gestern und heute Abend waren Menschenmengen in Downing Street, und als er wegfuhr, gab es laute Jubelrufe. Das wird, wie ich befürchte, seine Haltung versteifen, weil er spürt, dass die öffentliche Meinung hinter ihm steht, was auch tatsächlich der Fall ist.

Dies wurde gleich nach der Sitzung am Sonntagnachmittag geschrieben. Hier noch eine spätere Eintragung über das Ergebnis:

Esmond Harmsworth kam mit der Mitteilung zurück, er habe gehört, um 10.30 Uhr solle eine Kabinettsitzung stattfinden. ... Dann erschien Maureen wieder mit der Nachricht, die Sitzung sei um 10 Uhr. Es war schon 10.15 Uhr, und das bedeutete, dass ich fünfundzwanzig Minuten zu spät kam .. Ein Brief von Anthony war verlesen worden, aus dem die Unmöglichkeit, einen der vorgeschlagenen

Kompromisse anzunehmen, sowie sein Rücktrittsentschluss hervorging. Anthony war nicht anwesend. Der Premierminister sah sehr erschöpft aus.

Das war das Ende der Krise, der eine Debatte im Unterhaus folgte. Von der grossen Zahl der Konservativen, die gegen die Regierung stimmen wollten, tat es nur ein einziger, Vyvyan Adams. Zu seiner Ehre sei es aufgezeichnet.

Während der zweitägigen Debatte konnte man spüren, wie sich die Meinung in stetigem Masse der Regierung zuwandte. Anthonys Darstellung war äusserst würdevoll, die Bobbetys (Lord Cranborne) unerwarteterweise viel heiliger. Es schien mir aber übertrieben, von einer Kapitulation durch Erpressung zu reden. Auch war es meiner Ansicht nach nicht wahr, zu sagen, wie Anthony es tat, es läge eine Drohung vor. Er konnte es bis zu einem gewissen Grade mit der Tatsache rechtfertigen, dass Grandi geäussert hatte, Italien sei, wenn es sich nicht bald mit uns einigte, gezwungen, zu irgendeiner Einigung mit Deutschland zu gelangen. Er konnte ferner eine durch Lady Chamberlain übermittelte Botschaft Cianos anführen, des Inhalts, dass sich in Europa schreckliche Dinge ereigneten, und dass, sollten wir nicht sofort eine Einigung erzielen, es in einigen Tagen zu spät sein könne.

Ich war unglücklich über Anthony Edens Fortgang und schrieb ihm, um ihm dies zu sagen und zu betonen, dass ich mich, bis auf die italienische Frage, immer mit ihm in Übereinstimmung befunden hätte. Er wusste mehr als ich, doch wussten weder er noch ich, dass unser eigener Premierminister hinter seinem Rücken in geheimer Verbindung mit dem italienischen Botschafter stand. Die drei, Chamberlain, Eden und Grandi, waren am 18. Februar zusammengekommen, und an dem nämlichen Tage, an dem wir über Edens Verbleib im Kabinett diskutierten, berichtete Grandi seinem Ausenminister Graf Ciano:

Chamberlain erwartete, indem er seine Fragen direkt an mich richtete, tatsächlich und offenkundig von mir nicht

mehr und nicht weniger als jene Einzelheiten und bestimmten Antworten, die ihm als Munition gegen Eden nützlich waren. Das begriff ich sofort und versuchte natürlich, Chamberlain mit der ganzen Munition zu versehen, die ich für seinen Zweck als nutzbringend erachtete. Es besteht kein Zweifel, dass sich die durch seinen Geheimagenten hergestellte Fühlung zwischen mir und Chamberlain bei dieser Verbindung als äusserst wertvoll erwiesen hat. Rein als Tatsache von historischem Interesse setze ich Ew. Exzellenz in Kenntnis, dass Chamberlain gestern Abend, nach der Sitzung in Downing Street, seinen Agenten im geheimen zu mir schickte – wir hatten eine Verabredung in einem gewöhnlichen Taxi getroffen – um mir auszurichten, er sende mir herzliche Grüsse, er habe weiter meine ihm nützlichen Darlegungen gewürdigt und hoffe zuversichtlich, dass am nächsten Tage alles gut gehen werde.

Tatsächlich spielte der Premierminister während der Kabinettsdiskussionen vorsätzlich Komödie. Während er seine Kollegen glauben liess, er sei wie jeder andere bemüht, dem Aussenminister von seinem Rücktritt abzuraten, war er in Wirklichkeit entschlossen, ihn loszuwerden, und hatte im geheimen den italienischen Botschafter von seiner Hoffnung auf das Gelingen in Kenntnis gesetzt. Hätte ich das zu jener Zeit gewusst, so wäre ich nicht nur mit Eden zurückgetreten, sondern hätte es auch als schwierig empfunden, je wieder mit Neville Chamberlain im Kabinett zu sitzen.

Während meiner ganzen Amtszeit in der Admiralität hatte ich einen dauernden Kampf mit dem Schatzamt auszufechten, das niemals aufhörte und niemals aufhören sollte, zu behaupten, die Finanzen des Landes befänden sich in einem verzweiflungsvollen Zustand. Beim Lesen meiner Tagebuchauszüge möge man bedenken, dass wir das Jahr 1938 schrieben, in dem kein vernünftiger Mensch mehr an der unmittelbaren Kriegsgefahr zweifeln konnte, und dass der Krieg beinahe im Herbst dieses Jahres ausbrach, was auch geschehen wäre, hätte die Regierung den

Kriegsausbruch nicht durch gemeine Unterwerfung um weniger als zwölf Monate hinausgeschoben:

23. JANUAR. Letzte Woche erhielt ich vom Schatzkanzler (Sir John Simon) einen entmutigenden Brief. Er wünscht, dass wir unseren beabsichtigten Voranschlag um sechs Millionen Pfund kürzen, wozu ich keine Möglichkeit sehe. In der Zwischenzeit bereiteten die Stabschefs einen Bericht für den Ausschuss der Empire-Verteidigung vor: Unser Aufrüstungsprogramm sei völlig unzulänglich. Um den bevorstehenden Gefahren zu begegnen, müssten wir entweder das Ausmass der Rüstung vergrössern oder unsere Verbindlichkeiten verkleinern, indem wir mit einem unserer möglichen Feinde Freundschaft schlössen. Dasselbe wurde am Donnerstag bei der Criminal Investigation Division hinsichtlich der erweiterten italienischen Besatzung in Libyen erwähnt. Ich bestand darauf, zu versuchen, mit Mussolini zu einer Einigung zu gelangen, und meiner Ansicht wurde allgemein beigestimmt.

In der folgenden Woche schrieb ich:

Ich erhielt einen Brief vom Kanzler mit der Mitteilung, er könne unser Flottenbauprogramm unmöglich annehmen, und wir müssten ein kleineres herausbringen. Und dies in einem Augenblick, in dem die Stabschefs unsere Kriegsvorbereitungen für unzulänglich erklären und die C.I.D., wie in der vergangenen Woche, ernsthaft erörtert, ob nicht der Zeitpunkt gekommen sei, nachdrücklichere Massnahmen zur Beschleunigung der Munitionsherstellung zu ergreifen und möglicherweise so weit zu gehen, uns in die Industrie einzuschalten und einige der grossen Firmen zu zwingen, ihre Arbeiter zu Staatsarbeiten freizugeben.

Ich habe dem Kanzler geschrieben, ich könne ohne Kabinettsbeschluss kein «sehr viel kleineres Programm» aufstellen, wie er es verlange. Unsere Vorbereitungen jetzt zu reduzieren und zu verlangsamen, scheint mir unververtretbar zu sein.

13. FEBRUAR. Ich habe mich mit dem Kanzler auf eine Summe für meinen Voranschlag geeinigt und lasse einst-

weilen das Flottenaufbauprogramm ausser Diskussion. Wir beide gaben mehr als beabsichtigt her, und ich hatte einige Schwierigkeit, Chatfield zu überzeugen, die endgültige Regelung anzunehmen, weil dies den Aufschub gewisser notwendiger Kriegsvorbereitungen bedeutete. Inskip hatte ein Memorandum verfasst, das, soweit ich es verstehen kann, für die gesamte Wiederaufrüstung eine Gesamtsumme festzusetzen beabsichtigt und es den drei Wehrmachtsteilen überlässt, sich über deren Verteilung zu zanken. Diese beiden Probleme sowie mein Flottenbauprogramm werden dem Kabinett am Mittwoch vorgelegt. Die Aussicht auf den Kampf hat mein Interesse wieder belebt und meinen Appetit auf die Politik verschärft.

In diesem Jahr führte ich nur einmal in der Woche, nämlich sonntags, mein Tagebuch, und am 20. FEBRUAR hatte ich ziemlich viel zu erzählen, einschliesslich Anthony Edens Rücktritt:

Die vergangene Woche war reich an Arbeit und Ereignissen. Die volle Bedeutung der Forderungen Hitlers an Schuschnigg trat allmählich zutage. Sie war nichts anderes als das Ende der Unabhängigkeit Österreichs: Ein unheilvolles Geschehnis in der europäischen Geschichte, um das sich hier niemand zu kümmern scheint, und über das keiner nachdenkt.

Bei der Kabinettsitzung vom Mittwoch lagen noch keine vollständigen Nachrichten vor, und auf auswärtige Angelegenheiten wurde verhältnismässig wenig Zeit verwandt. Das Hauptthema der Diskussion bildete ein Bericht von Inskip über die zukünftige Aufrüstung. Die Forderungen der drei Wehrmachtsteile für die nächsten vier Jahre belaufen sich auf etwa zwei Milliarden Pfund, während das Schatzamt sagt, mehr als 1'650'000'000 könnten nicht zur Verfügung gestellt werden. Inskip's einfache Lösung ist die, diese Summe nach einem bestimmten Schlüssel aufzuteilen, über den die drei Wehrmachtsteile entscheiden sollen. Meine Sachverständigen berichten, die Admiralität würde nach ihren Berechnungen zu einem Flottenprogramm gezwungen, für das jährlich nur £ 12'000'000 zur Verfügung

stunden. Das bereits für dieses Jahr vorgesehene Programm belief sich aber auf £ 70'000'000 und das letztjährige auf kaum weniger. Das würde bedeuten, dass wir selbst den bescheidenen Plan, zu dem wir uns verpflichtet haben, unmöglich ausführen könnten, geschweige denn den noch nicht genehmigten «Neuen Standard», den jedoch alle Experten als das mit unserer Sicherheit zu vereinbarende Minimum ansehen.

ich teilte dies dem Kabinett mit und wies darauf hin, dass wir im Falle des meiner Ansicht nach bald eintretenden Kriegszustandes nicht daran denken könnten, eine uns vom Schatzamt willkürlich vorgeschriebene Summe anzunehmen, und erinnerte daran, dass der letzte Krieg nach Ansicht des Schatzamtes aus Geldmangel schon 1916 hätte enden müssen.

Das Kabinett machte sich jedoch schliesslich den Bericht von Sir Thomas Inskip zu eigen und stellte die Erwägung meines Wiederaufbauprogramms zurück, weil es bereits in diesem Bericht enthalten sei.

Ich wandte ein, dass die Erwägung des Berichtes Monate brauche, und dass das Programm vor der Verteidigungsdebatte zu Anfang März entschieden sein müsse. Es sei auch ungerecht, den Bericht auf das Programm lediglich eines Wehrmachtsteiles anzuwenden. Schliesslich wurde jedoch entschieden, dass ich die Angelegenheit mit dem Kanzler und dem Minister für Koordination erörtern solle.

27. FEBRUAR. In der Kabinettsitzung vom Mittwoch diskutierten wir mein Aufbauprogramm, von dem ich drei verschiedene Ausführungen vorlegte: Mein ursprüngliches (von £ 70'000'000), eins mit £ 36'000'000 und ein Mittelding in Höhe von £ 48'000'000. Ich sprach eifrig zugunsten des ersteren, wusste aber, dass ich es nicht durchsetzen würde. Es wurde beschlossen, dass Simon, Inskip und ich weiter darüber diskutieren und erneut an das Kabinett herantreten sollten, falls wir uns nicht einigen könnten. Wir haben am Donnerstag darüber gesprochen und sind seither in Verbindung geblieben, ohne jedoch ein Übereinkommen zu erzielen.

Am Mittwoch fuhr ich nach Cambridge, um eine Rede

auf «das unsterbliche Andenken von Samuel Pepys» (einen Dichter des 17. Jahrhunderts) bei dem jährlichen Pepys-Dinner im Magdalene-College zu halten. Ich wohnte bei Rektor Ramsay, meinem ehemaligen Studienleiter in Eton, und genoss den Abend. Meiner Ansprache hatte ich nicht so viel Zeit widmen können, wie ich wollte, da ich beabsichtigt hatte, sie während des letzten, leider ganz durch andere Dinge in Anspruch genommenen Wochenendes niederzuschreiben. Ich denke jedoch, dass sie anging. Die Hörer schienen zufrieden.

In der folgenden Woche wurde ich von dem schlimmsten je erlittenen Grippeanfall geplagt und war über vierzehn Tage ans Bett gefesselt. Die nächste Tagebucheintragung stammt vom 17. MÄRZ:

Noch immer liege ich zu Bett. Ich habe vier Kabinetts-Sitzungen verpasst und hätte heute den Marine-Voranschlag vorlegen sollen. Das hat nun an meiner Stelle Geoffrey Shakespeare getan. Es war eine lange und langweilige Krankheit, die noch nicht vorüber ist. Ich fühlte mich die ganze Zeit über nie sehr schlecht, verspürte aber auch keine Besserung. Ich hatte viel Spass daran, als ich «La Cousine Bette» von Balzac und den «Tom Jones» von Fielding wieder las. Am letzten Samstag war eine Sondersitzung des Kabinetts wegen des österreichischen Staatsstreiches. Ich schickte vorher einen Brief an den Premierminister, worin ich darlegte, die richtige Reaktion unsererseits müsste eine Erweiterung unseres bereits veröffentlichten Marine-Bauprogrammes sein. Er verlas meinen Brief vor dem Kabinett, sagte aber, er zöge einen Ausbau der Luftwaffe vor. Hore-Belisha schrieb und berichtete es mir, Oliver ebenfalls, mit dem ich telefonierte.

An jenem Nachmittag bin ich aufgestanden und habe an meiner Voranschlagsrede gearbeitet. Das Ergebnis war erhöhte Temperatur und vermutlich ein entschiedener Rückfall.

Am Montag war wieder eine Kabinettsitzung, und vorher schrieb ich dem Premierminister ein zweites Mal und wies darauf hin, dass ein weiterer Luftflottenaufbau nieman-



Leutnant im Jahre 1918

den beeindrucken würde und wir wahrscheinlich keine Lieferungen erhielten, selbst wenn wir Bestellungen machten, und dass wir, selbst wenn wir sie bekämen, keine Piloten besäßen; dass ferner unsere Aktion als Zugeständnis an inländische Kritiken ausgelegt würde. Die Steigerung des Ausbaus der Marine war leicht zu bewerkstelligen und in der Tat erwogen worden. Er wäre eine direkte Erwiderung auf die Aggressionspolitik Deutschlands wie auch Japans. Der Premierminister las diesen Brief dem Kabinett vor, äusserte aber, er könne seine Ansicht nicht ändern.

Am Montag, dem 21. MÄRZ, erklärte der Arzt, er käme nun nicht wieder, sofern ich ihn nicht holen liesse. An jenem Morgen unternahm ich mit Diana eine Fahrt in den Park. Es war ein wunderschöner, warmer Frühlingmorgen, und ich empfand die ganze starke Freude, mit dem Wandel der Jahreszeit wieder zum Leben zu erwachen.

Ich erfuhr, dass am nächsten Morgen eine Sondersitzung des Kabinetts stattfinden sollte und beschloss, hinzugehen. Die Tagesordnung traf ein, als ich wieder zu Bett gegangen war. Es waren zwei Dokumente – eine Note an die französische Regierung und eine parlamentarische Erklärung. Die Note enthielt eine glatte Weigerung, Frankreich irgendwelche Unterstützung zu leihen, wenn es der Tschechoslowakei wegen Krieg beginnen sollte. Die parlamentarische Erklärung klang wie eine Äusserung zugunsten der Isolation. Als die Nachtschwester kam, fand sie meine Temperatur wieder gestiegen. Ich erklärte ihr, dies rühre von der Lektüre der Dokumente her, und ich beabsichtige in jedem Falle, an der Kabinettsitzung des nächsten Tages teilzunehmen. Ich verbrachte eine schlechte Nacht, und der Arzt kam wieder, doch meine Temperatur war normal, ich hustete nicht mehr, und sie mussten mich gehen lassen.

Im Kabinett führte ich einen harten Kampf, weniger zugunsten einer Garantieerklärung an die Tschechoslowakei, als vielmehr für eine freundschaftlichere Geste Frankreich gegenüber. Ich bestand darauf, dass wir im Falle eines Kampfes Frankreichs gegen Deutschland ebenfalls zu kämpfen hätten, ob wir wollten oder nicht, so dass wir dies auch aussprechen könnten. Es wurde beschlossen, die bei-

den Darlegungen neu zu entwerfen, die eingeschlagene Politik aber beizubehalten.

Ich fühlte mich krank und deprimiert. Nachdem ich mit Diana gegessen hatte, legte ich mich wieder zu Bett, um zum Tee wieder aufzustehen, zu welchem Liz (Lady Elizabeth Paget-von Hofmannsthal) kam, die sehr traurig über das Schicksal Österreichs war. Als sie gegangen war, erschien Dicky Mountbatten zu Besuch.

Am anderen Tag fuhren wir nach Lavington, dem Haus unserer lieben Freunde, Euan Wallace und seiner Frau, bei denen ich vier Genesungstage verbrachte. Belloc kam an einem Tag zum Lunch und sagte, der Premierminister habe folgenden Vers geschrieben:

*Meine liebe Tschechoslowakei,
Dass sie dich angreifen, glaub' ich zwar nicht.
Doch unterstützen werd' ich dich auch nicht.*

Die Rede des Premierministers am Donnerstag im Unterhaus war ein grosser Erfolg. Sie unterschied sich in Ton und Betonung von dem Entwurf, den zu prüfen das Kabinett am vergangenen Dienstag gebeten worden war. Ohne es auszusprechen, deutete er ganz klar an, dass wir ebenfalls in den Krieg gingen, wenn Frankreich es täte. Mehr verlangte ich nicht. Es war vielleicht klüger, dies am Ende anzudeuten als formell festzustellen. Die englische öffentliche Meinung sträubt sich, die unangenehme Notwendigkeit hinzunehmen. Auf diese Weise kann man an die öffentliche Meinung zweimal herantreten, um sie damit vertraut zu machen, anstatt sie diese bittere Pille auf einmal schlucken zu lassen.

Während der Osterferien fuhren wir nach Paris, wo wir zum Lunch im Marineministerium bei Campinchi, einem mannhaften Korsen, dem damaligen Minister, eingeladen waren.

Wir waren eine kleine Gesellschaft. Daladier (der vor Kurzem Ministerpräsident geworden war), La Chambre, der Luftfahrtminister, unser Botschafter Sir Eric und Lady Phipps und ein halbes Dutzend anderer. Ich sass zwischen Madame Campinchi und dem Chef des Admiralstabes, Admiral Darlan. Campinchi unterhielt die ganze Gesellschaft.

Er sprach unaufhörlich und flüssig, neckte Daladier und war äusserst amüsant. Ich fand alle französischen Minister, die ich sprach – die einzige Ausnahme bildete Mandel – hinsichtlich des Wertes unseres Abkommens mit Italien sehr skeptisch. Daladier ging so weit, zu erklären, es habe Mussolini vor einer Katastrophe gerettet. Alle sind von der Wertlosigkeit italienischer Versprechungen ebenso überzeugt wie davon, dass es seine Verbündeten immer verraten wird, wie es im letzten Krieg geschehen ist. Ich wandte ein, Italien verfolge sicherlich seine eigenen Interessen – wer täte das nicht? – und diese seien eng mit den unseren verknüpft. Die Annexion Österreichs durch Deutschland bedeute für Italien einen schwereren Schlag als für Frankreich oder England, und ein Sieg der Deutschen in einem grossen Kriege werde Italien auf die Stufe einer drittklassigen, von Deutschlands Gnade abhängigen Macht hinabdrücken, während ein englisch-französischer Sieg es so belasse, wie es sei. Deutschland werde, da es nun Österreich miteinschliesst, bald einen Hafen an der Adria fordern. Mussolini sei ein intelligenter Mann und wisse das auch. Daladier aber deutete an, Mussolinis Intelligenz sei nicht mehr, was sie gewesen, und er sei beinahe zum anomalen Phantasten geworden.

Am ersten Tage lunchten wir beim Ehepaar Phipps und trafen dort Hilaire Belloc an, der bei ihnen zu Besuch weilte. Es war sonderbar, den alten Knaben vor dem Hintergrund einer Botschaft zu sehen. Er sah sehr herausgeputzt aus und trug das Band der Ehrenlegion. Wir sahen ihn nachher noch öfter, verbrachten den Ostertag mit ihm und fuhren zusammen nach Les Loges im Wald von St. Germain hinaus, wo wir einen ausgezeichneten Lunch bekamen, und kehrten dann durch das Tal von Chevreuse zurück. Ein schöner, sonniger Nachmittag – Belloc war in wunderbarer Stimmung und sang fast die ganze Zeit.

Das Gezänk wegen der Marineausgaben ging den ganzen Sommer hindurch weiter. Im Mai schrieb ich:

Ich hatte eine arbeitsreiche Woche mit der Vorbereitung eines Schriftstücks für das Kabinett über die Zukunft der

Marine, in dem ich vorschlug, das absurde neue System der Einschränkung der Verteidigungsstellen aufzugeben. Ich legte dar, ein vernünftiger Plan müsse zunächst ermitteln, was die Verteidigung erfordere, um dann Möglichkeiten und Wege der Realisierung zu untersuchen. Sollte es wirklich zutreffen, dass die Forderungen erfüllt werden könnten, so müsse die Politik grundlegend geändert werden, ganz gleich, ob es sich dabei um die Aussenpolitik, die Empire- oder Innenpolitik handle.

Am Donnerstag schickte ich Abschriften meines Memorandums an den Premierminister, an den Kanzler und an Inskip. Mein Privatsekretär Markham schrieb mir (ich befand mich damals an Bord der «Enchantress» auf dem Weg zu den Scilly-Inseln): «Ihr Memorandum hat, wie ich glaube, den Bienenstock hinreichend in Aufregung gebracht. Woods (der Privatsekretär des Kanzlers) rief mich an, um mir zu sagen, der Kanzler sehe zwar das Memorandum scheinbar an, könne sich aber nicht dazu entschliessen, es dem Kabinett vorzuenthalten.» Dennoch besteht Gefahr, dass er und der Premierminister entscheiden, es nicht vorzulegen. Aber ich verstehe nicht, wie sie die Diskussion der Marinesituation dauernd hinausschieben können.

Der Premierminister und Halifax (Edens Nachfolger im Foreign Office) haben ihre Ansicht über die Militärgespräche mit den Franzosen leicht geändert und fordern freie Hand, um nötigenfalls darauf zurückzukommen. Kingsley Wood, der an der Idee einer Freundschaft mit Deutschland festhält und den Gedanken, zu eng mit den Franzosen verbunden zu sein, verabscheut, ist über diese Aussicht beunruhigt, wie es auch andere sind, doch wird der Premierminister natürlich seinen Willen durchsetzen.

In der folgenden Woche schrieb ich:

Wie ich befürchtete, hat Simon verhindert, dass mein Memorandum dem Kabinett vorgelegt wurde. Ich führte deswegen am Donnerstag ein Gespräch mit ihm, das aber, wie ich vorher wusste, nur Zeitverschwendung war. Das einzige Ergebnis war, dass wir morgen ein weiteres Gespräch mit Inskip und dem Premierminister führen sollen. Simon

hatte keine andere Anregung zu geben, als dass ich wenigstens, wie Hore-Belisha es gemacht hat, irgendeinen Vorschlag machen sollte, wie das Geld eingespart werden könne. Meine Antwort lautete, man müsse der Admiralität, ehe man von ihr verlangt, eine imaginäre Flotte zu entwerfen, sagen, welchem Zweck diese zu dienen habe. Wenn man uns sagt, es sei, um Deutschland und Japan zu bekämpfen, und die vom Schatzamt festgelegte Summe sei die äusserste Grenze, so können wir nur antworten: Für dieses Geld kann es nicht gemacht werden. Entweder müssen die Forderungen verringert oder die Mittel erhöht werden.

In ihren Gesprächen mit Daladier und Bonnet einigten sich der Premierminister und Halifax ohne Rücksicht auf die Ansicht ihrer Kollegen auf die Admiralstabsgespräche. Der Admiralstab hat sich dem immer entgegengestellt, aus der Befürchtung, dies könnte Deutschland als gute Entschuldigung dienen, um den Flottenvertrag zu brechen. Ich persönlich habe gar nichts dagegen, weil ich glaube, dass die Deutschen diesen oder jeden anderen Vertrag brechen werden, sobald es ihnen passt. Mein Zusammensein mit dem Premierminister, Simon und Inskip am Montag lief auf eine lange und nutzlose Erörterung hinaus, die zeitweise seitens des Premierministers ziemlich bissig geführt wurde. Ich kann nichts dafür, wenn ich ihn reizte. Das Ergebnis war, dass der Kanzler mir schrieb und nach endgültigen Vorschlägen fragte, die wir für ihn vorbereiteten. Meiner Ansicht nach wäre es am besten, eine genaue Festlegung zu vermeiden und darauf zu bauen, dass das Schatzamt auf die durch uns von Zeit zu Zeit gestellten Anforderungen eingehen muss.

Es besteht kein Zweifel, dass Hitler im Mai 1938 der Tschechoslowakei wegen einen Krieg vom Zaune zu brechen beabsichtigte, und es herrschte die weitverbreitete Ansicht, er sei nur durch die entschiedene Haltung der britischen Regierung daran gehindert worden. Ich meinerseits glaube aber, dass ein schwach aufflackernder Protest aus Paris, ein unheilvolles Grollen aus Moskau, vor allem

aber der sehr entschiedene Widerstand seines Generalstabs die Gründe waren, die ihn zwangen, seinen Plan fallen zu lassen. Seine militärischen Berater wussten damals – vier Monate später zur Zeit der Kapitulation von München hatten sie ihre Meinung nicht geändert – dass Deutschland nicht imstande war, sich auf einen grossen Krieg einzulassen.

Dies wenigstens ist die Auffassung eines damaligen Ministers. Die Krise spitzte sich, wie es die lästige Gewohnheit von Krisen ist, am Wochenende zu. Wir waren zu der Zeit in Cranborne, wo Winston Churchill mit seiner Gattin und einer grossen Gesellschaft weilte:

Mit den Abendzeitungen (am Samstag) kamen Nachrichten, dass zwei sudetendeutsche Bauern in der Tschechoslowakei erschossen worden waren, sodann die Nachricht vom Sekretär der Admiralität, dass am folgenden Tag um fünf Uhr ein Ministerrat stattfinden soll. Das alles war sehr ärgerlich. Diana und ich hatten ausgemacht, an diesem Abend nach Plymouth zu fahren und beim Oberbefehlshaber zu übernachten. Ich wollte die Marineluftwaffe und die Rekruten auf der «Hermes» inspizieren.

Es war ein wunderschöner Abend. Der Platz glich sosehr einem irdischen Paradies, wie man es sich schöner nicht vorstellen kann. Betty (Marchioness of Salisbury) hat in den letzten Jahren ihre ganze Zeit dem Garten gewidmet und ihn schöner denn je gestaltet. In einer solchen Umgebung erscheinen Wahnsinn und Grauen des Krieges noch zehnmal verrückter und schrecklicher, und ich spüre, dass der Krieg sehr nahe ist. Ich musste an einen anderen schönen Sonntag vor vierundzwanzig Jahren denken, als ich in Stanway weilte und ins Foreign Office zurückgerufen wurde.

22. MAI. Nach einem sehr netten Lunch fuhren wir mit dem Wagen nach London. Die Gegend zeigte bei herrlichem Wetter ihr schönstes Gesicht. Die Minister traten um fünf Uhr zusammen. Wir tagten nur eine Stunde, da nur wenig zu sagen war. Allgemein herrscht anscheinend die Meinung, die grosse brutale Tschechoslowakei schüch-

tere das arme, friedliche, kleine Deutschland ein! Es wurde beschlossen, eine Depesche an Frankreich abzusenden. Sie sollte den Rat enthalten, vorsichtig vorzugehen und sich nicht zu sehr auf uns zu verlassen. Eine andere Depesche an die Tschechoslowakei sollte darauf dringen, weitgehende Konzessionen zu machen!

Das Ergebnis war besser, als irgendjemand voraussehen konnte und völlig anders. Die Krise ging vorüber. Die Deutschen beschlossen, nichts zu unternehmen, und jeder glaubt, es sei einzig der festen Haltung der britischen Regierung zu verdanken. Ich halte dies für ein völliges Missverstehen – aber so wird eben Geschichte geschrieben. Selbst gut unterrichtete Menschen wie Winston, die gar nicht geneigt sind, der Regierung ein Verdienst zuzuschreiben, glauben, dass dem so sei. Und Belloc, der neulich abends zum Dinner kam, stand unter dem Eindruck, wir hätten den Deutschen gesagt, dass wir ihnen im Falle des Überschreitens der tschechoslowakischen Grenze den Krieg erklären würden. Natürlich hatten wir nie dergleichen gesagt. Es besteht auch eine durch den EVENING STANDARD weitverbreitete Ansicht, Polen habe eine äusserst entschiedene anti-deutsche Haltung angenommen, woran kein wahres Wort ist. Ganz im Gegenteil, die Polen weigerten sich, den Franzosen eine Zusicherung für Unterstützung, gleich welcher Art, zu geben. Man darf nicht über Hitlers Ärger erstaunt sein, wenn er wieder und wieder in der französischen und englischen Presse lesen muss, dass sein Bluff erkannt und er von den westlichen Demokratien gedemütigt wurde.

Im Lauf des Sommers gelangte ein Vorschlag an das Kabinett, wir sollten den Chinesen eine Anleihe in Höhe von £ 20'000'000 geben, die ihnen, wie es hiess, die Fortführung ihres Krieges gegen Japan ein weiteres Jahr ermöglichen würde. Ich widersetzte mich.

Ein Gedanke, der mich unaufhörlich verfolgte, war die Möglichkeit, gleichzeitig gegen Deutschland, Italien und Japan Krieg führen zu müssen. Ich war nicht sicher, ob wir diesen Krieg gewinnen würden. Die vorgeschlagene Anleihe an China hätte eine direkte Intervention im Fern-Ost-

Krieg bedeutet. War dies der richtige Augenblick hierfür, da die tschechoslowakische Frage noch nicht geregelt war, unsere Beziehungen zu Italien eine Phase der Verschlechterung durchmachen und sich die neue japanische Regierung entschieden gemässiger als die vorige erwies, in dem Bemühen, die anglo-japanischen Beziehungen zu verbessern? Es hiess, unser Prestige würde leiden, wenn die Japaner gewinnen. Es würde aber sehr viel mehr leiden, wenn wir die Chinesen offen unterstützt hätten und die Japaner trotzdem gewannen. Konnte irgendjemand glauben, dass die £ 20'000'000 den Unterschied zwischen Sieg oder Niederlage ausmachen würden?

Der Vorschlag wurde schliesslich fallen gelassen.

Auf die Dauer war ich mit dem Ergebnis meines langen Kampfes mit dem Schatzamt über Budgetfragen nicht unzufrieden.

Meine Unterredung mit dem Schatzkanzler am Montag (25. JULI) verlief zufriedenstellend. Ich erwartete, er würde versuchen, mich zu drücken und mir die runde Summe von £ 400'000'000 für die nächsten drei Jahre bieten. Meine Leute dachten, sie könnten gerade mit £ 405'000'000 auskommen, es gelang mir jedoch, £ 410'000'000 zu bekommen. Der Rechnungsführer und die anderen waren hoch erfreut.

Als ich Zeit fand, die letzten Monate zu überblicken, schrieb ich:

Die hauptsächlichsten öffentlichen Ereignisse waren der Rücktritt Anthony Edens und die Annexion Österreichs. Beide sind zu beklagen. Das eine hat wesentlich die Regierung und das andere Europa geschwächt. Das erste Ereignis hat sowohl unsere Beliebtheit als auch unsere Leistungsfähigkeit verringert. Anthony war ein guter Aussenminister, obwohl ich wegen Italien nicht mit ihm übereinstimmte. Sein ganzes Herz gehörte seiner Arbeit, und er kannte Europa.

Als ich über das Kabinett als Ganzes schrieb, äusserte ich die Meinung, das Ergebnis sei nicht sehr ermutigend, wenn

man die sechs neuen Mitglieder seit Chamberlains Ernennung zum Premierminister mit jenen sechs vergleiche, die gegangen waren. Die zurückgetretenen Mitglieder waren Stanley Baldwin, Ramsay MacDonald, Lord Runciman, Eden, Swinton und Ormsby-Gore, die neu eingetretenen: die Lords Winterton, De La Warr, Maugham, Stanley, Leslie Bürgin und John Colville. Es konnte kaum ein Zweifel darüber bestehen, welches halbe Dutzend die überlegeneren Geistgaben und die grössere politische Erfahrung besass.

In den ersten Augusttagen brachen wir auf der *Enchantress* zu einer Fahrt in die Ostsee auf. Wir nahmen Brendan Bracken und dieselbe Gesellschaft mit, die uns im vorhergehenden Jahre in das östliche Mittelmeer begleitet hatte.

Wir besuchten Kiel, Gdingen, Danzig, Helsinki, Stockholm und Kopenhagen. Es war eine sehr glückliche Reise, obwohl wir in Kiel auf die Gesundheit des «Führers» trinken, in Gdingen die Bekanntschaft des Obersten Beck und in Danzig die des abscheulichen Greiser machen mussten, der seine Tage auf dem Schafott enden sollte. Solche weniger bedeutenden Unerfreulichkeiten wurden in Kiel reichlich wettgemacht durch die Ankunft unseres in Deutschland und Skandinavien akkreditierten Marineattachés, Captain Tom Troubridge, der für den Rest der Fahrt bei uns blieb. Eine glänzende Marinekarriere erwartete ihn vor seinem allzu frühen Tod. Die Gegenwart Greisers in Danzig wurde wettgemacht durch die des Hochkommissars des Völkerbunds, Carl J. Burckhardt, mit dem und dessen Gattin wir damals den Grund zu einer dauernden Freundschaft legten. Auch freute ich mich, in Helsinki den greisen Marschall Mannerheim wiederzusehen, der, als ich Staatssekretär im Kriegsministerium war, mein Gast in England war.

Am 28. August lagen wir gerade vor Langeland, als ein Funkspruch mit der Nachricht eintraf, am Dienstagmorgen solle in Downing Street ein Ministerrat stattfinden. Eilige Berechnungen ergaben, dass wir gerade zur rechten Zeit zurück sein könnten, wenn wir entgegen unserer ursprüng-

lichen Absicht durch den Kieler Kanal führen und es keine Verzögerung durch Nebel oder aus anderen Gründen gäbe.

Zwei Tage später erwachte ich am frühen Morgen und sah, dass wir in dichten Herbstnebel gehüllt in der Themse vor Anker lagen, neun Meilen von Gravesend entfernt. Besorgt ging ich an Deck, wo ich den Kapitän antraf, der die optimistische Ansicht vertrat, der Nebel würde sich bald lichten. Er behielt recht, und wir trafen zur rechten Zeit ein. Ich war froh, an Land gehen zu können. Weniger froh wäre ich gewesen, hätte ich damals gewusst, dass ich die *Enchantress* und innerhalb eines Monats auch die Admiralität für immer verlassen sollte.

XIV. KAPITEL

RÜCKTRITT

1938

Seit der Krise, die ihren Höhepunkt in München erreichte, sind fünfzehn Jahre vergangen, doch das britische Volk hat die Ängste und Demütigungen jenes schicksalhaften Septembers nicht vergessen, über der normalen Arbeit der Admiralität herrschte eine merkwürdige Windstille, so dass ich Zeit fand, alles Geschehene aufzuzeichnen und regelmässig Tagebuch zu führen. Da es weder mit einem konstitutionellen Präzedenzfall noch mit dem Eid eines Kronrates in Einklang zu bringen wäre, hier die von Ministern im Kabinett vertraulich geäusserten Meinungen niederzuschreiben, stützt sich der folgende Bericht auf die Aufzeichnungen, die ich von Tag zu Tag, manchmal von Stunde zu Stunde festhielt, und deren Richtigkeit bezeugt werden kann.

Die Sitzung, um derentwillen ich von der Ostsee zurückkehrte, fand am Morgen des 30. August statt. In diesem Moment herrschten zwei einander ausschliessende Vermutungen: Entweder war Hitler zum Krieg entschlossen, und in einem solchen Fall könnte nichts anderes getan werden, als sich darauf vorzubereiten, oder aber er hatte noch keinen Entschluss gefasst. Träfe letzteres zu, dann könnten wir ihm jetzt entweder mitteilen, falls er in die Tschechoslowakei einfallen sollte, sei unsere Kriegserklärung zu erwarten, oder aber ihn weiter rätseln lassen. Die grosse Gefahr bestand meiner Ansicht nach darin, dass Hitler möglicherweise denken mochte, es mit einem Blitzangriff wagen zu können, der ihm das Sudetengebiet einbrächte, ehe Frankreich oder England Zeit hätten, sich zu

rühren. Er würde sodann einhalten, Frieden erklären und den Tschechen günstige Bedingungen unterbreiten. Sollte sich eine solche Politik abzeichnen, wäre dies für die Zukunft Europas katastrophal, weil dann alle kleineren Mächte die Hoffnungen aufgeben und sich sofort mit Deutschland unter den bestmöglichen Bedingungen einigen würden. England wäre gedemütigt und die Regierung schwerstens getroffen. Ich glaubte jedoch nicht an den Erfolg dieser Politik, da ich annahm, Frankreich würde, sobald die Deutschen die tschechische Grenze überschritten, den Krieg erklären, was einen europäischen Krieg bedeuten würde. In jener Zeit geriet das Denken der Menschen stark in Verwirrung, und man fragte sich, ob wir für die Tschechoslowakei kämpfen sollten oder nicht. Doch war das nicht die eigentliche Streitfrage, denn niemand wollte für die Tschechoslowakei kämpfen. Die Frage war vielmehr, ob wir uns aus einem europäischen Krieg, in den Frankreich verwickelt war, heraushalten konnten oder nicht. Ich war davon überzeugt, dass wir es nicht konnten.

Befand sich Hitler zu diesem Zeitpunkt noch in einiger Ungewissheit über das mögliche Eingreifen Grossbritanniens – und unser Verhalten während der letzten fünf Jahre gab ihm sicherlich guten Grund für seine Ungewissheit – dann sollten wir meiner Ansicht nach alles in unserer Macht Liegende tun, um durch Taten die Linie, die wir einzuschlagen beabsichtigten, deutlich zu machen. Eine geeignete Warnung wäre es, die Mannschaften unserer Schiffe auf volle Kampfstärke zu bringen, was auf eine halbe Mobilmachung hinauslief. Doch wurden damals keine derartigen Entschlüsse gefasst, und nach dieser ersten Kabinettsitzung begann ich zu spüren, dass meine Ansichten nicht mit denen der Mehrheit und der wichtigsten meiner Kollegen übereinstimmten.

Am 31. AUGUST hatten wir unter dem Vorsitz von Tom Inskip eine Sitzung der Minister der drei Wehrmachtsteile. Sie fand in meinem Zimmer in der Admiralität statt, weil wir meinten, es würde zu viel Aufsehen erregen, wenn wir alle zusammen im C.I.D. auftauchten. Wir besprachen

unsere Kriegsvorbereitungen und alle Massnahmen, die eventuell noch zu ergreifen waren. Soweit es die Marine betraf, beschlossen wir, die Rückkehr der «Repulse» zu beschleunigen und die «Hood» nach Gibraltar, anstatt wie vorgesehen in das östliche Mittelmeer, zu entsenden. Abgesehen von der Ergänzung der Mannschaften war im Augenblick nichts mehr zu tun.

Die Frage, die Backhouse und mich hauptsächlich beschäftigte, war die mögliche durch die deutschen Flottenmanöver verursachte Drohung für unsere Flotte in der Nordsee. Wir beschlossen infolgedessen, die Flotte mehr auf der westlichen als der östlichen Route nach Norden zu senden.

Heute beendete ich ein Schriftstück über die gegenwärtige Flottensituation, die durch die Tatsache erschwert wird, dass fünf unserer fünfzehn Grosskampfschiffe vorübergehend ausser Aktion sind. Ich schildere weiter die bereits zur Hebung unserer Bereitschaft unternommenen Schritte – Schritte, die begrenzt sind durch den Entscheid des Kabinetts, nichts zu unternehmen, was die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte. Ich schliesse mit den Worten, welche weiteren Schritte unternommen werden könnten:

1. Ausrüstung der Siebenten Zerstörerflottille.
2. Die Minensucher auf volle Kampfstärke zu bringen.
3. Ebenso die Minenleger.
4. Ebenso die ganze Flotte.
5. Allgemeine Mobilmachung.

Dies Schriftstück ist an Inskip und an den Premierminister abgegangen.

Am Sonntagabend, dem 4. SEPTEMBER, fuhr ich mit Euan Wallace nach Drumlanrig, blieb dort drei Tage und ging jeden Tag auf Hühnerjagd, was ich ausgiebig genoss. Nirgends bin ich so glücklich wie dort. Ich schoss zwar schlecht, aber nicht am schlechtesten. Es war eine angenehme Gesellschaft, und ich liebe den Ort.

Ich hoffte, bis Donnerstagabend bleiben zu können, doch als ich am Mittwoch von der Jagd heimkam, teilte man mir mit, mein Privatsekretär wünsche mich von der Admiralität

aus zu sprechen. Er wollte mir sagen, Inskip beabsichtige, am nächsten Tag eine weitere Zusammenkunft der Minister der drei Streitkräfte abzuhalten, der Premierminister werde zurückkommen und möglicherweise nachmittags eine Sitzung einberufen. So nahm ich den Nachtzug nach London.

8. SEPTEMBER. Die Zusammenkunft der Minister der drei Wehrmachtsteile verlief ziemlich ergebnislos. Die anderen Minister hatten ähnliche Schriftstücke wie ich darüber ausgearbeitet, was sie getan hatten, und was noch zu tun war. Es blieb dabei, dass sie verlesen und zur Kenntnis genommen wurden.

Nachmittags besuchte mich Buck De La Warr, der über die Lage sehr besorgt ist und sich darüber aufregt, dass wir keine entschiedenere Linie verfolgen. Er erzählte mir, Halifax gehe nicht nach Genf, und er selber werde daher Leiter der Mission sein. Er meinte, wir sollten vor seiner Abreise eine Kabinettsitzung abhalten, worin ich ihm zustimmte. Seit unserer letzten Zusammenkunft vor zehn Tagen hatte sich sehr viel ereignet. Die jüngste Entwicklung ist ein sehr unheilvoller Leitartikel der TIMES, in dem die Auslieferung des Sudetenlandes mit Haut und Haaren an Deutschland geradezu befürwortet wird.

9. SEPTEMBER. Backhouse kam gerade vor dem Lunch in mein Zimmer, um mir mitzuteilen, die letzten Berichte des Secret Service ergäben, dass die Deutschen ganz offen Truppen in Richtung Tschechoslowakei bewegten. Das waren ernste Nachrichten, doch schien es keine Massnahmen zu geben, die wir deswegen ergreifen konnten, denn tatsächlich waren solche Truppenbewegungen schon zu einem früheren Zeitpunkt zu erwarten gewesen.

Am Wochenende ging ich aufs Land und kehrte Montagmorgen zurück:

12. SEPTEMBER. Es gab eine Menge Foreign-Office-Telegramme zu lesen, einschliesslich eines erstauentlichen Telegramms, das Henderson anwies, der deutschen Regierung sehr deutlich zu machen, wo wir im Kriegsfall stünden. In Erwiderung darauf traf eine Reihe von Botschaften von Henderson ein, die mir fast hysterisch vorkamen, und

in denen er die Regierung beschwor, nicht auf Ausführung dieser Anweisungen durch ihn zu bestehen, da sie sicher die gegenteilige Wirkung erzielen würden. Und die Regierung hat nachgegeben. Mit der Regierung sind jetzt der Premierminister, Simon, Halifax und Samuel Hoare gemeint. Henderson hat bereits Nürnberg verlassen, deshalb schien mir das Kabinett im denkbar schlechtesten Augenblick einberufen worden zu sein – zu spät, um irgendeine Massnahme vor Hitlers Rede zu ergreifen, zu früh, um die neue, durch diese Rede möglicherweise geschaffene Situation zu erwägen.

Als das Kabinett am 12. September zusammentrat, erklärte ich, von allen Seiten würde uns das gleiche angeraten: Deutschland klarzumachen, dass wir kämpfen würden. Dieser Rat kam von der Presse, am Sonntag fast einstimmig von der Opposition, von Winston Churchill, von der französischen Regierung, von der Regierung der Vereinigten Staaten und sogar vom Vatikan. Und diesen, von der Kraft einer derart überwältigenden Meinung getragenen Rat wiesen wir auf den entgegengesetzten Rat eines einzigen Mannes, des hysterischen Henderson, zurück!

Der Premierminister, der jeden Widerstand hasst, erwiderte ziemlich scharf, es sei nicht e i n Mann, sondern das Ergebnis des Kontaktes dieses einen Mannes mit vielen anderen. Er sei an Ort und Stelle und müsse mehr darüber wissen als der Vatikan. Ausserdem stehe nicht zur Diskussion, keine Massnahmen zu ergreifen, sondern nur, sie nicht jetzt zu ergreifen, da Hitlers Rede im Entstehen sei, und Massnahmen die gegenteilige Wirkung als die gewünschte bewirken und ihn zu einer gewalttätigen statt zu einer versöhnlichen Rede veranlassen können.

Ich äusserte, dass ich zwar eine versöhnliche Rede von ihm erwarte, da seine Kriegspläne nach allen unseren Informationen vor Ablauf von mindestens zehn Tagen nicht reif seien, hoffe jedoch, dass wir nach einer versöhnlichen Rede, sollte er eine solche halten, die in der angedeuteten Linie wünschenswerten Massnahmen nochmals in Erwägung ziehen.

12. SEPTEMBER. Um 6.30 Uhr besuchte mich Winston, und ich holte Backhouse zu einer Begegnung herein. Wir führten ein interessantes Gespräch über Flottenvorbereitung. Winston war in ausgezeichnete Form, kritisierte aber die Regierung sehr, weil sie nicht die Politik verfolgte, auf die ich gedrungen hatte.

Ich ass mit Oliver Stanley bei Buck. Er macht sich grosse Sorgen über die Lage und teilt meine Ansichten. Als wir mit dem Essen fertig waren, kam Anthony Winn herein. Er arbeitet bei der TIMES und erzählte uns, diese beginne morgen früh mit einer Artikelserie über die Frage, ob die Auslieferung des ganzen Sudetenlandes durch die Tschechoslowakei an Deutschland wünschenswert sei. In diesem Augenblick konnte man sich nichts Unheilvolleres vorstellen. Die deutsche Presse wird nur jenen Teil der Artikel zitieren, der ihr passt, und die Meinung wird vorherrschen, die ganze Serie sei ein mit Zustimmung der Regierung losgelassener Versuchsballon. Oliver und ich nahmen das so ernst, dass wir Downing Street anriefen, wo wir erfuhren, die grossen Vier seien in einer Geheimsitzung, worauf wir dem Privatsekretär das Gehörte mitteilten. Zwanzig Minuten später rief er mich an und sagte mir, Edward Halifax fasse die Sache genau wie wir auf, er habe sich sofort mit Geoffrey Dawson (dem Herausgeber der TIMES) in Verbindung gesetzt und sehr ernst mit ihm gesprochen. Es war aber zu spät, um die Ausgabe aufzuhalten, doch Dawson hatte versprochen, sein Bestes zu tun, um die Artikelserie zurückzuhalten. Was mag das bedeuten? Ich vermute, sie soll nur nicht fortgesetzt werden. Ich ging mit Oliver heim.

13. SEPTEMBER. Hitlers Rede gestern Abend verpflichtete ihn zu nichts. Sie war gewalttätig im Ton und darauf berechnet, Verwirrung zu stiften. Ich kam heute zum Entschluss, dass es eine weise Massnahme wäre, die Flotte zu mobilisieren. Die Zeit für Botschaften oder Worte, das fühlte ich, war vorbei, und die Uhr lief ab. Taten waren notwendig, um sowohl Hitler als auch das deutsche Volk von unserer Absicht zu überzeugen, zu kämpfen, wenn der Krieg unvermeidlich war. Aus Quellen des Secret Service



Diana in der Hauptrolle des Bühnenstückes «The Miracle»

erfahren wir heute Morgen, alle deutschen Botschaften und Gesandtschaften seien unterrichtet worden, dass Hitler am 25. September in die Tschechoslowakei einzufallen beabsichtige.

Am 13. September um 6 Uhr fand eine Sitzung der Minister der Streitkräfte und der Stabschefs in Downing Street 10 statt. Jeder von uns hatte eine Aufstellung der nächsten Schritte ausgearbeitet, die zu tun waren und der Steigerung unserer Kriegsbereitschaft dienlich sein würden. Ich für meinen Teil äusserte, dass ich mich zu dem Vorschlag verpflichtet fühlte, die Flotte zu mobilisieren, obwohl ich wüsste, dass die Sitzung keine Vollmachten habe, solche Massnahmen zu beschliessen. Obgleich dieser Schritt mit Gründen der nationalen Sicherheit gerechtfertigt werden könnte, würde ich nicht in erster Linie diese im Auge haben, sondern ich glaubte, die Mobilmachung der Flotte würde jetzt eine durch nichts anderes zu erzeugende Wirkung auf die Gedanken und Vorstellungen Hitlers und Deutschlands ausüben.

Ich dachte damals, meine Kollegen seien ziemlich beeindruckt. Der Premierminister sagte, er wolle den Vorschlag am nächsten Tag im Kabinett zur Diskussion stellen, worauf ich fragte, ob wir es uns denn leisten könnten, so lange zu warten, und ob die Lage nicht so kritisch sei, eine Einberufung des Kabinetts noch am gleichen Abend zu rechtfertigen. Den ganzen Nachmittag über waren Nachrichten über Zwischenfälle, Schiessereien und Standrecht im Sudetenland eingetroffen. Bonnet hatte sich in einem an Panik grenzenden Zustand an Phipps gewandt. Schliesslich kam man überein, zu warten. Dann besprachen wir die einzelnen Punkte unserer verschiedenen Programme und entschieden sehr wenig. Der Premierminister sträubte sich sehr, irgendetwas gutzuheissen, was die breite Öffentlichkeit einziehe.

14. SEPTEMBER. Heute Morgen schienen die Nachrichten weniger unheilvoll als gestern Abend, und die Zeitungen hatten im Ganzen einen ruhigen Ton, obgleich die DAILY MAIL die Mobilmachung der Flotte meldete.

In der Kabinettsitzung heute Morgen enthüllte der Premierminister seine Absicht, Hitler einen persönlichen Besuch abzustatten. Wir wurden nicht gefragt, sondern vor die Tatsache gestellt, denn das Telegramm war bereits abgegangen. Die Zustimmung war einstimmig und begeistert. Ich aber sah die Gefahr voraus, dass die Sache der Deutschen eine Stärkung erfahren werde, wenn sie den von uns vorgeschlagenen Plan annähmen, während die Tschechen ihn ablehnten. Es könnte so aussehen, als hätten wir ihre Sache verraten und im Stich gelassen.

Bis jetzt war noch keine Antwort aus Deutschland auf den Vorschlag eines Besuchs des Premierministers eingetroffen, so dass uns Schweigen geboten wurde und ich ausserstande war, die Nachricht Winston Churchill, Venetia und Walford Selby mitzuteilen, die bei mir im Haus der Admiralität lunchten. Mein Tagebuch berichtet, dass Edward Bridges mich etwa um 7.30 Uhr anrief und mitteilte, die Antwort sei zustimmend, und die Ankündigung könne um 9 Uhr abends erfolgen. Ich gab eine Dinnergesellschaft im Haus der Admiralität mit Maureen und Oliver Stanley, Walter Elliot, W.S. Morrison, Edward Stanley, Gerry Koch und Bridget. Um 9 Uhr teilte ich ihnen die Neuigkeit mit, und diejenigen, die es noch nicht wussten, waren äusserst beeindruckt.

Diana telefonierte aus Genf. Sie hatte neben de Valera gegessen, als Euan, der Gastgeber des Dinners, eines British-Empire-Dinners, die Neuigkeit verkündet hatte. De Valera sei der erste gewesen, der das darauffolgende Schweigen gebrochen und ausgerufen habe: «Das ist die grösste Tat, die je vollbracht worden ist.»

Oliver kam vor dem Dinner zu mir. Wir beide denken das gleiche über die Lage und fürchten beide gleichermaßen die Anschuldigung, die Tschechen verraten oder die Franzosen zum Verrat ermutigt zu haben. Aber er bemüht sich sehr – und ich stimme darin mit ihm überein – keinerlei Gruppen derer zu bilden, die unsere Ansicht teilen.

Freitag, den 16. SEPTEMBER. Um 3 Uhr besuchte mich Eddie Winterton in der Admiralität. Er fürchtet die

Schwäche der Regierung und findet, alle Andersdenkenden müssten ihre Ansichten so weitgehend durchsetzen, bis die Regierung demissioniert.

Als er wegging, kam Oliver, noch niedergeschlagen als gewöhnlich. Er beschäftigt sich sehr mit den Minimalforderungen, auf denen wir bestehen könnten. Er meinte, wir könnten einen Volksentscheid zu einem späteren Termin, doch keinen sofortigen in der Tschechoslowakei annehmen. Der Premierminister sollte gegen 6 Uhr zurück sein, und Oliver sagte, wir dürften London nicht verlassen. Ich hatte verabredet, nach Lavington zu gehen und fuhr auch schliesslich los. Dort traf ich eine nette Gesellschaft an, verbrachte einen angenehmen Abend und vergass meine Sorgen.

Bei der Kabinettsitzung am 17. SEPTEMBER war Runciman anwesend und schilderte seine Erfahrungen in der Tschechoslowakei. Es war natürlich interessant, aber wenig nutzbringend, da er ausserstande war, einen Plan oder eine politische Richtlinie vorzuschlagen.

Der Premierminister berichtete uns dann von seinem Besuch in Berchtesgaden. Bei einem Rückblick auf seinen Bericht scheint es mir sehr merkwürdig zu sein, dass er seine Erlebnisse mit einiger Befriedigung aufzählte. Obwohl er sagte, dass Hitler auf den ersten Blick als der «ordinärste kleine Hund», den er je gesehen, ohne jede Spur von Würde, gewirkt habe, war Chamberlain nichtsdestoweniger offenkundig über später erhaltene Berichte von dem guten Eindruck, den er selber gemacht hatte, erfreut. Mit offensichtlicher Zufriedenheit teilte er uns mit, wie Hitler zu jemanden geäussert habe, er habe gefühlt, dass er – Chamberlain – «ein Mann» sei. Das Ergebnis der Unterhaltung war jedoch enttäuschend. Keiner der sorgfältig ausgearbeiteten Pläne, die der Premierminister vorzubringen beabsichtigt hatte, waren auch nur erwähnt worden. Er hatte gespürt, dass die Atmosphäre dies nicht gestattete. Nachdem er von Hitler mit Wortkaskaden und Getobe überschüttet worden war, hatte er über Selbstbestimmung gesprochen und den Premierminister gefragt, ob er dieses Prinzip billige, worauf der Premierminister erwidert hatte,

er müsse seine Kollegen befragen. Von Anfang bis zum Ende hatte Hitler nicht das leiseste Anzeichen des Nachgebens in einem einzigen Punkt gezeigt. Der Premierminister schien zu erwarten, dass wir alle ohne weitere Diskussion dieses Prinzip annähmen, weil die Zeit drängte. Die Franzosen wurden, wie wir erfuhren, allmählich störrisch. Nicht ein Wort war ihnen gesagt worden, seit der Premierminister England verlassen hatte, und eine der von mir befürchteten Gefahren, nämlich Schwierigkeiten mit den Franzosen, schien Wirklichkeit zu werden. Ich fand, wir sollten mehr Zeit zur Diskussion haben, und es wäre besser, keinen Entschluss zu fassen, bis Besprechungen mit Frankreich stattgefunden hätten, damit die Franzosen nicht sagen konnten, wir hätten die Karte aus der Hand gegeben, ohne sie zu fragen.

Am Nachmittag traten wir wieder zusammen. Ich führte aus, das Hauptinteresse unseres Landes habe immer darin bestanden, einzelne Mächte daran zu hindern, eine ungehörliche Vorherrschaft in Europa zu erlangen. Jetzt aber ständen wir der wahrscheinlich furchtbarsten Macht gegenüber, die jemals Europa beherrscht habe, und der Widerstand gegen diese Macht läge ganz offenkundig im britischen Interesse. Wenn ich wüsste, dass Nachgeben dauernden Frieden bedeute, dann wäre ich für Nachgeben, aber ich glaubte nicht, dass es in Europa jemals Frieden geben werde, solange der Nazismus in Deutschland regiere. Der nächsten Aggression zu widerstehen, könne möglicherweise für uns wesentlich schwerer werden. Angenommen, es handelte sich hierbei um einen Angriff auf unsere Kolonien: wir hätten dann keinen Freund in Europa, der uns zu Hilfe kommen könnte, ja wir hätten dann nicht einmal die Sympathie der Vereinigten Staaten, die wir heute besäßen. Wir würden die Deutschen in der Aufrüstung sicher nicht einholen, sondern sie würden im Gegenteil ihren Vorsprung vergrößern.

Trotz aller Argumente, die im Augenblick für eine feste Stellungnahme sprachen, jedoch höchstwahrscheinlich zum Kriege führen würden, trug ich doch so schwer an der furchtbaren Verantwortung, das Land einem möglicher-

weise vermeidbaren Krieg auszusetzen, dass ich es der Mühe für wert hielt, Zeit zu gewinnen. Vielleicht bestand die schwache Hoffnung, ein innerdeutsches Ereignis könne den Sturz des Naziregimes herbeiführen. Aber die Demütigung, die ich hinzunehmen bereit war, hatte ihre Grenzen. War Hitler gewillt, einem unter gerechten Bedingungen und unter internationaler Kontrolle durchgeführten Volksentscheid zuzustimmen, so könnten wir meiner Meinung nach darauf eingehen und darauf bestehen, dass die Tschechen ihn annahmen. Im Augenblick deutete nichts auf Hitlers Bereitschaft zu einem solchen Schritt.

Wir kamen zu keinem Beschluss und trennten uns um 5.30 Uhr. David Margesson fuhr mich nach Lavington zurück, wo wir einen hübschen Abend verbrachten, doch fühlte ich mich beim Erwachen am andern Morgen sehr deprimiert. Es goss in Strömen. In der Kirche, wo auf Anordnung des Erzbischofs ein besonderer Bittgottesdienst stattfand, las ich die Bibeltexte. Nach dem Dinner fuhr ich nach London zurück.

19. SEPTEMBER. Einige Morgenzeitungen enthielten Kommentare zu den Bedingungen, die, wie die französischen und englischen Minister in beratender Sitzung gestern beschlossen hatten, den Tschechen unterbreitet werden sollen. Sie laufen in der Hauptsache auf die Abtretung des Sudetenlandes hinaus, als Ersatz für eine Garantie Frankreichs und Englands für den Reststaat. Die Kommentare lauten meistens günstig, erstaunlicherweise einschliesslich der des *DAILY HERALD*.

Als das Kabinett am Morgen zusammentrat, erfuhren wir, dass die Nachrichten, die der Presse über die Franzosen zugegangen waren, im Wesentlichen zutrafen.

20. SEPTEMBER. Jeden Morgen erwacht man mit einem Gefühl würgender Angst, das allmählich den Aufregungen des Tages weicht. Heute Morgen musste ich den ägyptischen Finanzminister, Sabri Pascha, empfangen, später gab ich im Haus der Admiralität einen Lunch mit etwa zwanzig Gästen. Ich sass zwischen Sabri Pascha und einem ägyptischen Obersten. In Ägypten gehört es anscheinend

nicht zum guten Ton, sich während der Mahlzeit zu unterhalten. Was auch immer ich zu einem der beiden sagte, sie antworteten kurz und liessen es dabei bewenden, so dass viele und lange Gesprächspausen entstanden.

Später am Nachmittag ging ich zu den Stanleys, wo die üblichen Freunde versammelt waren. Oliver und ich sind entschieden der Ansicht, dass das Kabinett noch einmal zusammentreten sollte, bevor der Premierminister nach Deutschland zurückgeht. Er muss, wenn er Hitler sieht, auf einem Mindestmass von Konzessionen, wie zum Beispiel einer internationalen Kommission oder der Demobilisierung, bestehen.

Gegen 7 Uhr kehrten Diana und John Julius aus Genf zurück. Sie sahen sehr gut und vergnügt aus. Ich war sogar noch mehr als gewöhnlich entzückt, sie zu sehen. Wir assen bei den Fitzgeralds.

In der Kabinettsitzung am folgenden Tag erörterten wir die Frage der polnischen und ungarischen Minoritäten. Der Premierminister erinnerte uns an Hitlers Worte bei ihrer ersten Unterredung, er sei an ihnen nicht interessiert, sein einziges Interesse gelte den Deutschen. Sollte Hitler bei ihrer nächsten Zusammenkunft eine andere Linie einschlagen, dann habe der Premierminister die Absicht, eine Diskussion über diese Frage abzulehnen, mit der Begründung, er müsse zur Konsultierung seiner Kollegen zurückreisen. Es wurde viel über die Garantie geredet, wer beteiligt sein sollte, und ob die Garantie gemeinsam oder einzeln gegeben werde. Dann kam die Frage des *modus operandi* an die Reihe. Der Premierminister meinte, Hitler wolle seine Truppen sofort einmarschieren lassen, um die eine grosse deutsche Mehrheit umfassenden Gebiete zu besetzen. Andere meinten, die Besetzung müsse in Abschnitten vor sich gehen, um denjenigen, die das Gebiet verlassen wollten, Gelegenheit dazu zu geben. Wir konnten weder die Tschechen, noch weniger die dortigen deutschen Sozialdemokraten der zweifelhaften Gnade der Nazis überlassen. Ich hegte keinen Zweifel, dass die deutschen Truppen, sollten wir dem Einmarsch noch vor Festlegung der Grenzen zustimmen, nicht eher haltmachen würden, als bis sie

die ganze Tschechoslowakei überrannt hatten. Sie würden sich dann leicht damit entschuldigen, sie hätten an den Grenzen der besetzten Gebiete dauernd Schwierigkeiten. Ich fand, dass wir mit unserer Geduld am Ende angelangt waren. Nicht einen Schatten von Nachgiebigkeit, nicht ein Wort guten Willens hatten wir als Gegenleistung erhalten. Seit dem Besuch des Premierministers war die deutsche Presse zunehmend heftiger geworden, was Hitler sehr wohl hätte unterbinden können. Ebenso leicht hätte er die Bildung von Henleins Freikorps verhindern können. Ich hoffte, der Premierminister würde Hitler beim nächsten Besuch sagen, er – Chamberlain – habe alles und mehr als das getan, was er versprochen habe. Er habe ihm das Haupt der Tschechoslowakei auf der Schale präsentiert und sich damit dem Vorwurf der Kapitulation, des Verrats und der Feigheit ausgesetzt. Weiter könne er nicht gehen. Er ziehe nötigenfalls vor, in den Krieg zu gehen – und zwar mit dem ganzen Lande solidarisch hinter sich, mit allen Sympathien und voraussichtlich später mit der Hilfe der Vereinigten Staaten. So sehr wir zu Beginn eines solchen Krieges leiden müssten, so zweifellos würden wir ihn am Ende gewinnen, und Hitler hätte dann, anstatt seinem Lande alle Wohltaten zu erweisen, wie er so sehr wünschte, den Ruin eben dieses Landes herbeigeführt.

22. SEPTEMBER. Heute Morgen kam ich später als sonst ins Office und wurde dort daran erinnert, dass um 11 Uhr eine Sitzung des C.I.D. stattfinden sollte. Ich ging gleich hin, ohne Zeit zu finden, meine Telegramme zu lesen. Die zur Diskussion stehende Angelegenheit war für die Admiralität von nur geringer Wichtigkeit.

Als ich wieder in die Admiralität zurückgekehrt war und die Telegramme des Foreign Office las, fand ich eines, das gestern nach der Kabinettsitzung abgesandt worden war, und das unser Einverständnis mit der baldigen Besetzung der Tschechoslowakei durch deutsche Truppen in Erwägung zog. Da dies der Punkt war, dem ich mich im Kabinett am heftigsten widersetzt hatte, schrieb ich umgehend an Edward Halifax und teilte ihm mit, ich müsse deutlich erklären, dass ich niemals in ein solches Vorgehen einwil-

ligen könne. Ich rief Oliver an, der das Telegramm gelesen, aber geglaubt hatte, es müsse vor der Kabinettsitzung abgeschickt worden sein. Als ich ihn vom Gegenteil überzeugte, kam er zu mir. Ich zeigte ihm meinen Brief an Halifax, mit dem er völlig übereinstimmte und sagte, er wolle Halifax im gleichen Sinne schreiben.

Ich ass zu Hause mit Diana, Conrad Russell und George Gage. Wir hatten uns kaum hingesetzt, als Markham mit Halifax' Antwort auf meinen Brief kam. Er schrieb, er sei ganz meiner Meinung und habe nicht die Absicht, den Einmarsch der deutschen Truppen in die Tschechoslowakei hinzunehmen, ausser mit Einwilligung der tschechischen Regierung. Henleins Invasion, auf die ich mich in meinem Brief bezogen hatte und auf deren sofortiger Einstellung wir meiner Ansicht nach bestehen sollten, habe eine ganz neue Lage geschaffen. Das war soweit zufriedenstellend.

Winston kam nachmittags in einem Zustand äusserster Erregung zu mir und liess sich heftigst über den Premierminister aus. Ich erklärte ihm die Situation, wie ich sie sah.

Nach dem Essen gingen wir in ein Kino. Vorher rief ich den Sekretär an, um zu erfahren, ob es etwas Neues gäbe. Er teilte mir mit, man hätte nach Prag telegraphiert, wir könnten die Verantwortung, den Tschechen von der Mobilmachung abzuraten, nicht länger auf uns nehmen. Mehr als eine Viertelstunde konnte ich den Film nicht ansehen, da mir seine Geistlosigkeit auf die Nerven fiel. Ich ging nach Hause und schickte nach den letzten Telegrammen. Ein riesiger Demonstrationenzug marschierte Whitehall hinter, und die Leute schrien: «Steht zu den Tschechen!» und «Chamberlain muss gehen!» Ich rief die Privatsekretäre in Downing Street an – niemand war da. Darauf rief ich das Foreign Office an und erfuhr, Halifax, Simon, Hoare, MacDonald und Inskip hielten eine Konferenz ab, und aus Godesberg sei eine Nachricht von Horace Wilson eingetroffen, die «nicht allzu gut» sei. Ich schickte eine Nachricht hin des Inhalts, wir Minister der Streitkräfte kämen in eine schwierige Lage: das Land könne innerhalb von vierundzwanzig Stunden im Kriege stehen, und uns würden nicht einmal die neuesten Informationen mitgeteilt, die

einigen unserer Kollegen zur Verfügung ständen. Als ich nach einer halben Stunde noch keine Antwort bekam, rief ich wieder an, und erfuhr, die Minister seien auseinandergegangen. Mit einiger Schwierigkeit bekam ich das Kabinettsbüro und sprach mit Ismay, der mir sagte, er selber habe Tom Inskip meine Nachricht übergeben; dieser sei sofort aufgestanden und nach Hause zu Bett gegangen.

Ich äusserte zu Ismay, dass ich unter anderem wegen der in der Ostsee oder auf dem Weg dahin befindlichen Handelsschiffe beunruhigt sei.

Vor zehn Tagen hatte ich den Vorschlag gemacht, sie zu verständigen und zur Rückkehr aufzufordern. Seit aber der erste Besuch des Premierministers in Deutschland angekündigt worden war, hatte man alle Massnahmen dieser Art abgeblasen. Ismay erwiderte, ihm sei dasselbe passiert und er sehe Oliver noch am späten Abend, um seine Ermächtigung zu weiterem Vorgehen zu bekommen.

Es war um 11.30 Uhr. Diana rief mich vom Savoy Grill an, um sich nach Neuigkeiten zu erkundigen, und ich ging zu ihr hinüber. Auch Oliver war mit einer Gesellschaft dort. Ich wechselte einige Worte mit ihm und erzählte ihm, was geschehen war. Er hatte mit Ismay gesprochen und ging nun nach Hause, um ihn zu treffen.

23. SEPTEMBER. Heute Morgen erhielt ich einen Brief von Edward Halifax, der die Sitzung von gestern Abend erklärte. Ich schrieb ihm eine Erwiderung, die ich indessen nicht abschickte, da ich ihn nicht beunruhigen oder ihm im gegenwärtigen Augenblick Unannehmlichkeiten verursachen möchte.

Es scheint jetzt, dass der Bruch, wie es zu erwarten war, wegen der Frage der sofortigen Besetzung der Tschechoslowakei durch deutsche Truppen erfolgt ist. Das ist der eine Punkt. Der andere ist die Festlegung der Grenze. Hitler hat dem Premierminister die Grenzlinie gezeigt, die er vorschlägt. Sie ist natürlich viel weiter gerückt, als wir für angemessen angesehen hatten. Hitler hat angeboten, nach einem Zeitraum von einigen Monaten in den vorgeschobeneren strittigen Gebieten einen Volksentscheid durchzuführen. Der Premierminister erwiderte daraufhin,

er sei bereit, der tschechischen Regierung die Grenzfrage vorzulegen, er sei aber nicht bereit, in einen sofortigen Einmarsch deutscher Truppen einzuwilligen.

Um 4 Uhr nachmittags ging ich auf dessen Ersuchen zu John Simon. Walter Elliot und Kingsley Wood waren anwesend, später kamen noch Oliver, John Colville und Hailsham. Simon schien mir in draufgängerischer Stimmung zu sein, ganz zum Dreinschlagen bereit. Er und Halifax hatten das Verbot der tschechischen Mobilmachung aufgehoben, trotz eines recht schwächlichen Protestes des Premierministers aus Godesberg. «Aber», sagte Simon, «wie wird der Premierminister darauf reagieren? Wird er, wenn es ganz kritisch wird, zum Krieg bereit sein?» Er fragte Kingsley, der den Premierminister besser als die meisten von uns kennt. Kingsley entgegnete, sein Eindruck sei, dass der Premierminister vor seiner Abreise nach Deutschland glaubte, es sei alles aus. Ehe wir uns trennten, erfuhren wir, dass Hitlers Antwort auf die Note des Premierministers von heute Morgen eingetroffen sei. Hitler beharre auf seinem Standpunkt, sei aber, da eine Unklarheit bestehe, gebeten worden, ein erklärendes Memorandum aufzusetzen.

Im Lauf des Nachmittags telegrafierte Simon und Halifax an den Premierminister und baten um seine Ermächtigung, alle Vorbereitungen, einschliesslich der Mobilmachung, treffen zu dürfen. Vor dem Essen nahm ich es auf mich, die Vollmacht zur Zurückberufung der Soldaten aus dem Urlaub zu erteilen, damit die Besatzungen auf Kampfstärke gebracht werden können. Ferner sollen 1'900 Mann zur Ergänzung des Mannschaftsbestandes der Mittelmeerflotte, zur Bemannung der Verteidigungsstellungen am Suezkanal und für einige kleinere Massnahmen entsandt werden.

24. SEPTEMBER. Heute Morgen lagen wenige Nachrichten vor. Backhouse berichtet mir, die «Deutschland» läge bei Vigo, und die Deutschen hätten zwei Unterseeboote in jenen Gewässern. Der Premierminister hat in der Frühe Godesberg verlassen und soll mittags wieder in London sein.

Der Text des deutschen Ultimatums an die Tschechoslowakei ist eingetroffen. Es ist in brutaler Formulierung abgefasst. Die Bedingungen sind derart, wie sie nur einem nach langem Kriege besiegten Volke auferlegt werden können.

Das Kabinett trat am gleichen Abend zusammen. Für das, was er durchgemacht hatte, sah der Premierminister keineswegs schlecht aus. Er sprach über eine Stunde und berichtete, Hitler habe von Anfang an einen festen Standpunkt eingenommen und sich geweigert, einen Zoll davon abzuweichen. Viele der wichtigsten Punkte, ganz besonders die internationale Garantie, scheinen während ihrer Diskussion kaum berührt worden zu sein. Der Premierminister erzählte, er habe Hitler davon unterrichtet, dass er eine unmögliche Situation schaffe, und sagte weiter, er habe beim Lesen der deutschen Bedingungen vor Enttäuschung «geschnaubt». Dann aber schloss er zu meinem Erstaunen mit den Worten, wir sollten diese Bedingungen annehmen und den Tschechen anraten, es ebenfalls zu tun.

Darauf wurde vorgeschlagen, das Kabinett zu vertagen, um den Mitgliedern Zeit zu geben, die Bedingungen zu lesen und zu überschauen. Wir sollten am nächsten Morgen wieder zusammentreten. Ich protestierte dagegen und erklärte, nach dem Bericht des Premierministers hätte ich den Eindruck, die Deutschen seien noch immer überzeugt, wir würden unter keinen Umständen kämpfen. Es gäbe noch immer ein Mittel – und zwar nur ein einziges Mittel – sie vom Gegenteil zu überzeugen. Dies sei die sofortige Allgemeine Mobilmachung. Weiter erklärte ich, sicher zu sein, dass die Volksmeinung uns schliesslich zwingen würde, den Tschechen zu Hilfe zu kommen; bis jetzt hätten wir der unangenehmen Alternative: ehrloser Friede oder Krieg gegenübergestanden. Jetzt sähe ich eine dritte Möglichkeit, nämlich einen unehrentvollen Krieg, womit ich sagen wollte, dass wir vom Stiefel der öffentlichen Meinung mit einem Tritt in den Krieg gestossen werden könnten, zu einem Zeitpunkt, da die, für die wir kämpften, bereits besiegt worden seien. Ich wies darauf hin, dass die Stabschefs am Tag zuvor berichtet hätten, die sofortige Mobil-

machung sei eine dringende und lebenswichtige Entscheidung. Ich gab zu bedenken, dass wir uns vielleicht eines Tages wegen Missachtung ihres Rates zu verantworten hätten. Dies alles erboste den Premierminister, und er bemerkte, ich hätte unterlassen zu sagen, dass dieser Rat nur unter der Voraussetzung der Gefahr eines Krieges mit Deutschland innerhalb der nächsten Tage gegeben worden war, worauf ich entgegnete, es sei meiner Ansicht nach schwierig, das Vorhandensein einer solchen Gefahr zu leugnen.

Zum Schluss schlug ich vor, wir sollten uns mit der ägyptischen Regierung zum Zwecke der Inkraftsetzung von Massnahmen zum Schutze des Suezkanals in Verbindung setzen. Ich könnte mir nicht vorstellen, dass jemand gegen das Ergreifen vorläufiger Schritte zum Schutze eines der lebenswichtigsten und ungeschütztsten Punkte des Empires einen Einwand erheben könnte. Der Premierminister jedoch erklärte, er erhöbe sogar sehr heftigen Einspruch dagegen und sähe keinen Grund, weshalb wir im Augenblick einen solchen Schritt unternehmen sollten.

Es goss in. Strömen, als wir aus der Kabinettsitzung kamen, und Hailsham fuhr mich bis zur Admiralität. Ich sagte, ich glaubte nicht, dass wir die Politik des Premierministers jemals im Unterhaus durchsetzen könnten. Zu meinem Erstaunen erwiderte er sogleich: «Natürlich nicht!» und erzählte mir, in Oxford, wo sein Sohn als parlamentarischer Kandidat aufgestellt sei, herrsche in allen Parteien eine gleich starke Abneigung gegen bedingungsloses Nachgeben.

Persönlich glaube ich, dass Hitler Neville in seine Netze gezogen hat. Schliesslich rühren Hitlers Erfolge weder von seinen intellektuellen Fähigkeiten noch von seiner rednerischen Gewalt her, sondern von dem ausserordentlichen Einfluss, den er auf seine Mitmenschen auszuüben fähig scheint. Ich glaube, Neville steht zur Zeit unter diesem Einfluss. «Es hängt alles davon ab», sagte er, «ob wir Hitler trauen können.»

«Ihm worin trauen?» fragte ich. «Er hat alles bekommen,

was er im Augenblick will, ohne für die Zukunft Versprechungen abzugeben.»

Neville hatte auch gesagt, es sei ihm berichtet worden – und er glaubt das auch – er selber habe einen günstigen Eindruck auf Hitler gemacht und glaube, er könne vielleicht instande sein, einen nutzbringenden Einfluss auf ihn auszuüben. Ich konnte nicht umhin, festzustellen, dass dieser Einfluss kaum von grossem Nutzen sein dürfte, wenn Neville nicht mehr Premierminister sei, eine nicht von der Hand zu weisende Möglichkeit.

Shakespeare Morrison und die Rothschilds kamen zu einem sehr erfreulichen Essen, in dessen Verlauf kein einziges Mal auf die politische Situation angespielt wurde. Nach dem Essen unterhielt ich mich mit Shakespeare. Später kam noch Oliver, der wie ich empfindet, und meines Erachtens so wie ich handeln wird. Eine schlechte Nacht.

Am Sonntagmorgen, dem 25. September, trat das Kabinett zusammen. Einer der ersten Punkte, die ich zur Sprache brachte, war der einer Garantie, aber wir kamen nicht sehr weit damit. Die Diskussion drehte sich hauptsächlich um die Frage, ob wir Frankreich Beistand leisten sollten. Eine Nachricht traf ein, Masaryk wünsche den Premierminister zu sehen. Es gab nur eine einzige Frage, die er offenkundig stellen würde: «Wird England uns unterstützen, wenn wir Hitlers Ultimatum zurückweisen?» Meiner Ansicht nach sollten wir uns sofort entschliessen, wie die Antwort auf diese Frage lauten sollte. Ich hatte in die Bedingungen von Berchtesgaden eingewilligt, weil ich glaubte, sie könnten den Krieg aufschieben. Doch angesichts der Ansprüche von Godesberg beeinflusste mich dieses Argument nicht mehr, weil ich fürchtete, dass wir im Falle der Annahme aus dem Amt gefegt würden, und das Land unter schlimmeren Führern in den Krieg treten müsste. Der andere Grund, weshalb wir meiner Ansicht nach den Tschechen nicht zur Annahme dieser Bedingungen raten konnten, war, dass ich selber, wäre ich Gesandter in Prag gewesen, mich geschämt haben würde, einen solchen Rat anzubieten. Die Streitfrage hiess jetzt nicht Selbstbestimmung,

auch nicht Art und Weise ihrer Durchführung, sondern es waren, soweit es uns betraf, die Ehre und die Seele Englands, die auf dem Spiel standen!

Als wir unsere Sitzung nachmittags wieder aufnahmen, bat der Premierminister darum, die Meinungsverschiedenheiten zwischen uns nicht zu übertreiben. Es sei ein grosser Fehler, in diesem Augenblick Schwäche in der Regierung zu zeigen. Er sollte am Nachmittag mit dem tschechischen Gesandten sprechen; später würden der französische Ministerpräsident und dessen Aussenminister von ihm und einigen seiner Kollegen empfangen werden. Diese Vorhaben erschienen mir sehr unbefriedigend, weil ich nicht das Gefühl hatte, meine Ansichten bei diesen Zusammenkünften richtig vertreten zu sehen. Fünf Stunden hatten wir geredet, ohne zu einem Beschluss darüber zu kommen, was den Franzosen gesagt werden sollte. Der Premierminister hatte erklärt, wir dürften keine Schwäche in unserer Mitte zeigen – es war aber besser, sie zu zeigen, als von ihr, wie es jetzt der Fall war, gelähmt zu werden. Ich meinte daher, es sei besser, zurückzutreten, da meine weitere Gegenwart im Kabinett den Andersdenkenden nur Zeitverlust und Arger brächte.

Der Premierminister sagte, er habe diesen Vorschlag von mir erwartet, bat mich aber, keinen überstürzten Schritt zu unternehmen, womit ich mich einverstanden erklärte.

Vor dem Essen, ging ich zu Sidney Herbert, der mit Bronchitis zu Bett liegt. Er regt sich so heilig über die Ereignisse auf, dass er nach Bekanntgabe der Bedingungen von Berchtesgaden den Premierminister anrief, um ihm zu sagen, es sei ihm unmöglich, ihn in dieser Angelegenheit zu unterstützen.

Oliver und Maureen kamen zum Essen, ebenso Walter Elliot, Shakespeare Morrison und Hore-Belisha. Um 11.30 Uhr wurden wir zurück nach Downing Street geholt, wo uns mitgeteilt wurde, die Franzosen seien in ihrer Antwort sehr ausweichend, aber, nach Nevilles eigenen Worten, bei weitem nicht so ausweichend wie er selber. Ich

hatte mehr oder weniger dasselbe gesagt und mich ziemlich unbeliebt gemacht. Die Franzosen hatten sich wenigstens bereit erklärt, im Falle eines Angriffs auf die Tschechoslowakei «ihren Verpflichtungen nachzukommen».

Sie hatten aber anscheinend nichts davon gesagt, dass sie Krieg führen würden; auch konnte ich nicht ersehen, ob sie zu dieser Antwort gedrängt worden waren.

Am Ende sagte der Premierminister, er schlage vor, eine letzte Anstrengung zu machen. Er wolle morgen Horace Wilson mit einem Brief zu Hitler schicken, um ihn dringend zu bitten, die Gebietsübertragung durch eine internationale Kommission, bestehend aus Deutschen, Tschechen und Engländern, regeln zu lassen. Verweigere er diese dringende Bitte, solle Horace Wilson ihm sagen, dass Frankreich und wir auf der Seite der Tschechoslowakei kämpfen würden.

Der Premierminister brachte diese Ankündigung fast beiläufig, und ich traute kaum meinen Ohren. Schliesslich war es eine völlige Umkehrung dessen, was er selber tags zuvor geraten hatte. Ich musste ihn bitten, es zu wiederholen, weil ich glaubte, ihn missverstanden zu haben. Keiner von denen, die seine Politik den ganzen Tag unterstützt hatten, äusserte ein Wort der Kritik an diesem Wechsel der Standpunkte.

Oliver bemerkte ziemlich sauer, wir sollten also mit anderen Worten den Deutschen sagen, die Franzosen würden kämpfen, obwohl wir soeben vernommen hatten, dass die Franzosen sich weigerten, etwas Derartiges zu äussern. So war es auch. Der Premierminister sah zum ersten Male völlig verbraucht aus und tat mir sehr leid.

26. SEPTEMBER. Heute Morgen um 12 Uhr hatten wir eine Kabinettsitzung. Die französischen Minister waren gerade im Weggehen, ich sprach ein paar Worte mit Daladier und fragte ihn, ob er zufrieden sei. Er bejahte: Alles sei in Ordnung. Am frühen Morgen hatte mich Leslie (Hore-Belisha) angerufen und gesagt, der französische Militärattaché habe ihm berichtet, die französischen Minister seien wütend über ihren Empfang, sie seien eingeschüchtert und einem Kreuzverhör über militärisch-technische

Angelegenheiten unterworfen worden, von denen sie nichts verstanden.

Oliver kam zu mir und erklärte, wir müssten darauf bestehen, dass den Franzosen vor ihrer Abreise aus London deutlich zu verstehen gegeben werde, wir würden sie unterstützen oder andernfalls zurücktreten. Ich pflichtete ihm völlig bei, aber Daladiers «tout est très bien» schien die Situation zu verändern. Tatsächlich war es auch so. Der Premierminister berichtete uns, die Franzosen hätten heute Morgen ganz eindeutig erklärt, sie würden kämpfen, und wir hätten ihnen ebenso eindeutig versichert, dass wir sie unterstützen würden. Es war merkwürdig, zu beobachten, dass kein Protestmurmeln von jenen zu hören war, die noch gestern eine abweichende Politik befürwortet hatten.

Ich empfand es als meine Pflicht, im Hinblick auf meine gestern geäußerten Rücktrittsabsichten festzustellen, dass ich mich mit der jetzt angenommenen Politik in völligem Einklang befände. Ich fügte hinzu, ich bedauerte es sehr, dass ich bei unseren letzten Sitzungen meine Meinungen allzu häufig und eindringlich ausgesprochen und dadurch zur Vermehrung der schweren Bürde des Premierministers beigetragen hätte. Der Premierminister hatte geäußert, er werde mit den Führern der Opposition sprechen. Wenn er es als Ergebnis dieser Unterredungen für klug halten sollte, die Grundlagen seiner Regierung zu erweitern, so würde ich für meinen Teil mich freuen, ihm in irgendeiner untergeordneten Stelle zu dienen oder ihn weiterhin als Mitglied des Parlaments zu unterstützen.

Um 3 Uhr hatten wir eine grosse C.I.D.-Besprechung. Fast das ganze Kabinett, ausser dem Premierminister, war anwesend. Wir fassten Dutzende von Beschlüssen, zu denen wir in Friedenszeiten Monate und Jahre gebraucht hätten.

27. SEPTEMBER. Am Morgen hatten wir eine Sitzung in Richmond Ter race, um die Zensur zu behandeln, was bald erledigt war. Ich sehe meine Kollegen als Beute eines unvernünftigen Optimismus. Hore-Belisha wettete gestern zwei Pfund gegen ein Pfund, dass es nicht zum Krieg käme. Brendan wettete sogar um eine Fünfpfundnote. Das geschah nach Hitlers Rede, die sowohl er wie Winston für

einen Rückzieher hielten. «Er ist auf der Flucht», riefen sie. Ich konnte kein Anzeichen dafür sehen. Heute Morgen sagte Tom Inskip: «Ich habe so eine gewisse Ahnung, dass dieser Krieg nicht stattfinden wird.»

Als ich vom Lunch zurückkehrte, traf ein Telegramm von Henderson mit dem Inhalt ein, er habe am Abend zuvor Göring gesehen. Dieser sei «absolut zuversichtlich» gewesen. Aus dieser sowie aus einer anderen Unterredung mit General Bodenschatz sei ganz offensichtlich hervorgegangen, dass «die Würfel jetzt gefallen sind und die britische Vermittlung zu Ende ist. Sollte bis um 2 Uhr früh des nächsten Tages keine Delegation in Berlin eintreffen, die Vollmacht habe, von sich aus eine Einigung mit den Deutschen herbeizuführen, dann würde die Allgemeine Mobilmachung befohlen und die Besetzung des Sudetenlandes sofort beginnen.»

Hendersons eigener unglaublicher Kommentar dazu lautet: «Wenn die Regierung Seiner Majestät den Tschechen nicht in dieser eilten Stunde rät, sich im Namen der Menschheit und der eigenen Interessen der Tschechen auf die bestmögliche Weise mit Berlin zu einigen, dann setzen wir die Tschechoslowakei demselben Schicksal aus wie Abessinien.»

Nachdem ich das Telegramm gelesen hatte, schickte ich dem Premierminister eine Nachricht, wir sollten meiner Meinung nach sofort mobilisieren, und ich sähe keine Rechtfertigung für einen Aufschub. Später erfuhr ich, dass Inskip und die Stabschefs beim Premierminister seien, und noch später hörte ich von Backhouse bei seiner Rückkehr, es sei wenigstens beschlossen worden, die Flotte zu mobilisieren. Der Premierminister wird dies heute in seiner Radioansprache ankündigen. Inzwischen wünsche er, dass keinerlei Schritte unternommen werden, diese Tatsache an die Öffentlichkeit gelangen zu lassen. Morgen früh sollen wir zu einer Sitzung im Kronrat zusammenkommen. Das ist endlich befriedigend. Um 8 Uhr hörten wir uns die Radioansprache des Premierministers an. Es war eine äusserst deprimierende Kundgebung. Keine Erwähnung Frankreichs, kein Wort der Sympathie für die Tscheche-

slowakei. Die einzige Sympathiekundgebung galt Hitler, dessen Gefühle für die Sudetendeutschen der Premierminister, wie er sich ausdrückte, gut verstehen könne. Mit keinem Wort erwähnte er die Mobilmachung der Flotte. Ich war wütend. Winston rief mich an. Auch er war aufs Ausserste empört und sagte, der Ton der Rede zeige deutlich, dass wir uns anschickten, uns zu drücken.

Das Kabinett trat um 9.30 Uhr abends zusammen, und es wurde eine Reihe unheilvoller Berichte vorgelegt. Unser Militärattaché in Berlin hatte gemeldet, die Moral der tschechischen Armee sei sehr schlecht. Lyons hatte sehr entmutigend aus Australien telegraphiert. Te Water hatte gemeldet, Südafrika zögere, mitzumachen, und von Hertzog wurde berichtet, er habe gesagt, nach Hitlers Rede sei es klar, dass die Verantwortung nicht auf den Schultern Deutschlands liege. Die Regierung hatte nach Prag telegraphiert, um die Tschechen von allem zu unterrichten, was geeignet war, sie zu entmutigen und zu deprimieren, ohne ihnen einen einzigen Rat zu geben.

Dann berichtete uns Horace Wilson von seiner Mission in Deutschland. Den wichtigen Teil seiner Botschaft, dass nämlich England und Frankreich kämpfen würden, hatte er bei seiner ersten Unterredung mit Hitler nicht ausgerichtet, so dass dieser davon vor seiner Rede nichts gehört hatte. Als er die Botschaft am nächsten Tag vorbrachte, war sie so mit zusätzlichen Klauseln verknüpft, dass sie die Hälfte ihrer Kraft verloren hatte. Es war bezeichnend, dass Hitler, selbst nachdem Wilson ihm das gesagt hatte, bemerkte, er könne nicht glauben, dass wir Streit vom Zaune brechen würden. Nach Horace Wilsons Ansicht war das einzige, was jetzt geschehen müsse, den Tschechen zu raten, das Gebiet zu evakuieren. Er hatte einen Telegrammentwurf mit diesem Ratschlag aufgesetzt.

Ich ergriff sofort das Wort und sagte, wir hätten eine Ansprache des Premierministers angehört, voll von den denkbar düstersten Tatsachen. Kein Wort aber sei gefallen über die lichtere Seite, über Präsident Roosevelts Telegramm und eines vom Präsidenten von Brasilien; kein

Wort über die jetzt aus Frankreich eintreffenden, viel günstigeren Berichte über die Festigung der öffentlichen Meinung und die Stimmung des Volkes; kein Wort über die gleichen Tendenzen der Weltmeinung hinsichtlich Hitlers Ultimatum und seiner letzten Rede. Unser Militärattaché in Berlin stehe zweifellos ziemlich unter dem Einfluss seines Botschafters, der sich von Anfang an als Defaitist gezeigt habe. Was die Dominien betreffe, könnten wir da je erwarten, dass sie alle einer Meinung sein würden, wenn es darum gehe, gegebenenfalls in einen europäischen Krieg verwickelt zu werden? Wir brauchten sie nicht, um diesen Krieg zu führen. Den letzten begannen wir, als Südafrika sich in einem Zustand der Revolution befand. Liessen wir die Tschechen jetzt im Stich oder rieten ihnen auch nur, sich zu ergeben, dann machten wir uns des gemeinsten Verrates in der Geschichte schuldig. Ich fühlte mich gezwungen, zu sagen, ich sei enttäuscht, dass der Premierminister in seiner Radioansprache ausserstande gewesen sei, den Tschechen ein Wort des Lobes oder der Ermutigung zuzurufen, und dass er seine ganze Sympathie für Hitler aufgespart habe. Geben wir jetzt nach, so könne ich mir sagen, dass dies das Ende Englands und der Demokratie bedeute – aber das könne ich einfach nicht glauben. Was ich aber glaube, sei, dass es das Ende dieser Regierung bedeuten könne, ganz gewiss jedenfalls das Ende meiner Verbindung mit dieser Regierung.

Nach der Sitzung entschuldigte ich mich beim Premierminister, seine Rede kritisiert zu haben, erklärte aber, ich hätte das, was ich dachte, aussprechen müssen. Ich fügte noch hinzu, ich hätte angenommen, er wolle die Mobilmachung der Flotte ankündigen. Hierauf erwiderte er, das habe er ursprünglich auch beabsichtigt, doch habe er sich später entschlossen, es nicht zu tun. Beiläufig sagte ich, es habe vermutlich keinen Zweck, sie geheimzuhalten, worin er mir zustimmte. Hätte ich gefragt, ob ich eine Ankündigung in der Presse machen könne, dann hätte er wahrscheinlich gezögert. Ich eilte sogleich durch die Horse Guards Parade heim, telephonierte die Presseabteilung der Admiralität an und wies sie an, die Ankündigung in allen

Morgenzeitungen unverzüglich herauszubringen. Es war nach 11 Uhr.

28. SEPTEMBER. Um 10.30 Öhr Kronrat wegen des Befehls zur Mobilmachung. Nachdem die anderen gegangen waren, hielt mich der König zurück, und wir führten ein halbstündiges Gespräch. Er war sehr freundlich und sehr heiter und sieht dem Krieg mit grossem Gleichmut ins Auge.

Als ich zurück war, kam Oliver zu mir, düsterer denn je. Er sprach von Rücktrittsabsichten, falls ihm die Ansprache des Premierministers heute Nachmittag nicht passen sollte, und sagte, der Plan sei jetzt der, die Franzosen so zu erschrecken, dass sie abspringen. Dann wolle man ihnen alle Schuld geben. Dem deprimierenden Telegramm von Lyons, das der Premierminister gestern vorgelesen hätte, sei ein weiteres von unserem Hochkommissar in Australien gefolgt, des Inhalts, dass das Telegramm Lyons in keiner Weise die öffentliche Meinung widerspiegle und dass es, wenn es bekannt würde, allgemein verurteilt würde. Ebenso wurde die Botschaft des Militärattachés in Berlin durch eine solche des Militärattachés in Prag richtiggestellt, der eine völlig andere Ansicht über die Moral der tschechischen Truppen vertrat.

Ich lunchte mit Diana und den Cranbornes bei Buck, die natürlich vor Empörung über die Regierung kochen. Ich fuhr mit ihnen zum Unterhaus, wo die Ansprache des Premierministers erfolgte, der ich mit beträchtlichem Trübsinn lauschte, bis er gegen Ende seine letzte Démarche und deren unerwarteten Erfolg verkündete. Das Telegramm Hitlers mit dessen Einwilligung (zu dem Münchener Treffen) wurde ihm erst während seiner Ansprache ausgehändigt. Es war eine bemerkenswerte Szene, als alle Anhänger der Regierung sich erhoben und Beifall klatschten, während die Opposition mürrisch und schweigend da sass. Als dann Attlee dem Plan seinen Segen gab, erhob sich wiederum unsere ganze Seite und jubelte ihm zu. In diese Beifallsrufe musste auch die Opposition miteinstimmen, obwohl es etwas töricht aussah. Jetzt glaube ich zum ersten Male, dass es nicht zum Krieg kommen wird. Es scheint kaum glaub-

haft, dass vier Männer, die zusammenkommen, sich nicht über die Methode der Abtretung gewisser Gebiete, die bereits beschlossen ist, einigen sollten. Auch glaube ich, die Mobilmachung der Flotte habe etwas damit zu tun, weil wir durch diesen Schritt Hitler schliesslich von unserer Kriegsbereitschaft überzeugen konnten. Vorher war ihm das Gegenteil versichert worden, und wir hatten nie etwas gesagt oder getan, um ihm diesen Glauben zu nehmen.

Wir waren an diesem Abend zu neunt beim Dinner, und eine Menge Leute kam noch hinterher. Es war das erste wirklich heitere Zusammensein, das wir seit dem Abend von Nevilles erstem Flug nach Deutschland hatten.

29. SEPTEMBER. Ich dachte, ich könnte in der vergangenen Nacht gut schlafen, was aber nicht der Fall war, und stand um 6.30 Uhr auf. Wir fuhren nach Heston, um vom Premierminister Abschied zu nehmen. John Simon hatte die Idee gehabt, das ganze Kabinett solle als nette Überraschung für den Premier erscheinen. Es war auch in der Tat eine Überraschung. Wir, die Elliots und Anthony Winn, frühstückten nach seinem Abflug dort im Restaurant.

Es herrschte ein leises Gefühl der Entspannung. Wir führen dennoch unsere ganzen Kriegsvorbereitungen weiter. Heute Morgen hatten wir im C.I.D. einen Ministerrat.

Am Abend nahm ich an einer Herrengesellschaft teil, – meistens Abgeordnete, Zeitungsbesitzer oder prominente Journalisten. Während des Essens trafen tropfenweise Nachrichten der in München angenommenen Bedingungen ein. Die redengewandteren Teilnehmer der Gesellschaft verwarfen sie, und ich hörte mit wachsender Verdrossenheit zu. Der Wortwechsel wurde grimmig und hitzig. Ein sehr distinguiertes älterer Publizist erklärte, er sei beleidigt worden und verliess das Haus. Ich war noch immer Mitglied der Regierung und fühlte mich zwangsläufig verpflichtet, ihre Politik zu verteidigen – ich tat es zum letzten Mal.

30. SEPTEMBER. Die vollständigen Bedingungen des Münchener Abkommens stehen heute Morgen in den Zeitungen. Auf den ersten Blick hatte ich das Gefühl, ihnen

nicht zustimmen zu können. Das Prinzip der Invasion bleibt. Die deutschen Truppen sollen morgen einmarschieren. Die Tschechen sind verpflichtet, alle ihre Einrichtungen intakt zu lassen, was nichts anderes heisst, als dass sie ihre ganzen Befestigungen, Geschütze usw., für die sie Millionen ausgegeben haben, ausliefern müssen, ohne eine Entschädigung dafür zu erhalten. Die internationale Kommission wird sich vermehrter Macht erfreuen, doch soll unser Vertreter dabei Neville Henderson sein, der meiner Ansicht nach in der ganzen Angelegenheit eine traurige Rolle gespielt hat und leidenschaftlich antitschechisch und prodeutsch eingestellt ist. Beim Ankleiden heute morgen beschloss ich, mein Amt niederzulegen. Um 11.30 Uhr war eine Zusammenkunft von Ministern und Sachberatern beim C.I.D., um das Abbremsen der Kriegsvorbereitungen zu besprechen.

Ich besuchte Oliver im Handelsministerium. Auch Walter Elliot war anwesend. Beide sind der Ansicht, wir sollten die Bedingungen annehmen. Walter erklärte, er habe das Gefühl, wenn ich ginge, sollte auch er gehen. Ich entgegnete ihm darauf, dass ich nicht seiner Ansicht sei. Es sei leichter für mich, allein zu gehen, da ich nicht die Regierung zu verletzen wünschte, was nicht der Fall sein würde, wenn mein Rücktritt der einzige bleibe. Wir unterhielten uns sehr ausführlich, ohne zu einem Ergebnis zu kommen.

Als ich in die Admiralität zurückkam, erfuhr ich, dass um 7 Uhr eine Kabinettsitzung stattfinden solle. Der Premierminister traf etwa 7.20 Uhr ein, umgeben von einem unbeschreiblichen Jubel der Begeisterung. Vom Fenster aus sprach er zum Mob. Ich fühlte mich sehr einsam inmitten von so viel Glück, das ich nicht teilen konnte.

Die Kabinettsitzung dauerte kaum länger als eine halbe Stunde. Der Premierminister erläuterte die Unterschiede zwischen den Münchener und den Godesberger Bedingungen, die tatsächlich grösser sind, als ich angenommen hatte. Dennoch empfand ich es als meine Pflicht, nachdem ein paar Fragen gestellt und viele Gratulationen ausgesprochen worden waren, meinen Rücktritt zu erklären.

Ich sagte, die Bedingungen seien nicht nur nicht gut

genug, sondern ich sei auch über die Zukunft beunruhigt. Wir müssten alle zugeben, dass wir nicht so weit gegangen wären, um Deutschlands Forderungen zu befriedigen, wenn unsere Verteidigungsmassnahmen stärker gewesen wären. Mehr als einmal sei im Kabinett erklärt worden, wir müssten uns, nachdem die ersten Klippen umschiffet seien, mit der Aufrüstung mehr beeilen. Doch wie könnte das geschehen, wenn der Premierminister der Menge eben mitgeteilt habe, wir haben Frieden «für unsere Zeit» und seien einem Abkommen beigetreten, das besagt, dass wir niemals gegen Deutschland Krieg führen würden.

Der Premierminister lächelte mir ganz freundschaftlich zu und sagte, diese Sache könne zwischen ihm und mir beigelegt werden. Und dabei blieb es. Leslie fuhr mich zurück zum Haus der Admiralität und kam mit mir herein. Eifrig drang er in mich, nicht zu gehen. Ich ass allein mit Diana, ging früh zu Bett, schlief aber schlecht.

Hier endet das Tagebuch. Lange Zeit sollte vergehen, bis ich wieder anfang, eins zu führen.

XV. KAPITEL

DIE GNADENFRIST

1938-1939

Am folgenden Morgen begab ich mich zum Premierminister. Unsere Unterredung verlief ebenso freundschaftlich wie kurz. Ich war erleichtert, ausnahmsweise völlig mit ihm übereinzustimmen, und glaube, er war ebenso froh, mich loszuwerden, wie ich entschlossen war, zu gehen. Am gleichen Nachmittag war ich beim König. Er war aufgeschlossen und charmant und meinte, er könne zwar nicht mit mir übereinstimmen, achte aber diejenigen, die den Mut aufbrächten, zu ihren Überzeugungen zu stehen.

Ich hatte eine solche Einstellung bei den meisten Menschen erwartet, was aber nicht zutraf. In den Reihen der Konservativen Partei und unter ihren Anhängern herrschte grosse Bitterkeit. Politische Bekannte schnitten mich, und ein alter Freund, ein Mitglied des Vorstandes meines Wahlkreises, sagte, nachdem er erfahren hatte, dass ich bei einer Bezirksversammlung in seinem Hause reden sollte, lieber die Versammlung ab, als mir zu gestatten, die Schwelle zu betreten.

Dass Menschen, die – wie die meisten Engländer – nichts von auswärtigen Angelegenheiten verstehen, so empfanden, wie es sich nun zeigte, war nicht erstaunlich. Tagelang hatten sie sich auf den Krieg vorbereitet, mit all den Ängsten, die eine solche Vorbereitung dem Menschen innerlich auferlegt – hatten finanziellen Ruin und plötzlichen Tod vorausgesehen. Die Menschen, die den ersten Weltkrieg überlebt hatten, spürten, dass sie das alles nun nochmals durchmachen müssten, wobei jetzt das Leben ihrer Kinder, statt des eigenen, auf dem Spiele stand. Plötz-

lich zerteilten sich im Nu die Wolken, der Himmel war blau, die Sonne schien. Es sollte nicht zum Krieg kommen, weder jetzt noch später. Und dieses Wunder war von einem einzigen Manne – nur einem einzigen Manne – vollzogen worden. Keinem anderen wurde ein Gran Verdienst daran zugemessen. Der betagte Premierminister Englands hatte die Welt gerettet. Sogar in Frankreich wurde eine Subskription veranstaltet, um ihm ein Landhaus mit Forellentbach zu schenken, da die Franzosen erfahren hatten, dass Angeln sein Lieblingssport war. In diesem glorreichen und grossen Augenblick war einer der am wenigsten geachteten Kollegen des Helden des Tages vorzutreten, hatte eine abweichende Meinung proklamiert, sein Amt niedergelegt und die lächelnde Landschaft durch einen abscheulichen Flecken entstellt.

Das Wochenende verbrachte ich bei dem Ehepaar Euan Wallace in Lavington, wo auch Oliver Stanley war. Nach den vorigen Kapiteln könnte man annehmen, ich hätte ihm verübelt, dass er nicht mit mir zusammen seinen Rücktritt erklärt hatte. Doch kein solches Gefühl bewegte mich. Weder damals noch sonst beschattete die leiseste Wolke unsere glückliche Beziehung, die erst mit seinem Tode endete, wodurch ich einen teuren Freund und das Land einen Menschen verlor, der sich als sein grosser Diener hätte erweisen können. Wir alle hatten unsere Ansichten im Laufe dieses bewegten Monats geändert, an dessen Anfang ich empört über den Vorschlag war, das Sudetenland den Deutschen auszuliefern. Am Ende des Monats war ich bereit gewesen, diesen Gewaltakt unter der Bedingung anzunehmen, dass er mit etwas Rücksicht auf den herkömmlichen Anstand ausgeführt würde. Nach seiner Rückkehr aus München vermochte der Premierminister sowohl mich wie meine Kollegen zu überzeugen, dass er dort ziemlich viel erreicht habe, und dass sich die Bedingungen von München wesentlich von jenen in Godesberg unterschieden. Wir irrten uns tatsächlich, denn sogar die *Times* gab einige Tage später zu, dass die Deutschen bereits mehr bekommen hätten, als Godesberg ihnen zugebilligt haben würde. Aber ich konnte jene, deren Ansichten sich so völlig mit den

meinen deckten, nicht tadeln, dass sie imstande waren, ein wenig mehr hinzunehmen, als ich es vermochte.

Ausserdem litt Oliver zu dieser Zeit an einer grossen persönlichen Sorge. Sein älterer Bruder Edward, der erst kürzlich ins Kabinett eingetreten war, lag im Sterben, und sein Vater, Lord Derby, war ein begeisterter Anhänger des Premierministers und wäre über seinen – Olivers – Rücktritt tief bekümmert gewesen.

So unglücklich ich damals war, die Admiralität zu verlassen, ich habe es nie bedauert. Es liegt mir fern, hier noch einmal die ganze Kontroverse nachzuprüfen. Damals glaubte ich recht zu haben – heute weiss ich es bestimmt. Jede Tatsache, von der wir zu jenem Zeitpunkt nichts ahnten und die inzwischen an den Tag gekommen ist, wie die Unzulänglichkeit der deutschen Vorbereitungen und die tiefe Unzufriedenheit und sogar Verschwörung der deutschen Generäle gegen Hitler, hat meine Ansicht bestätigt. Doch selbst wenn diese Ansicht falsch gewesen wäre, Hitler sein Wort gehalten hätte oder sein Regime infolge innerer Ursachen zusammengebrochen wäre, hoffe ich, meinen Entschluss nie bedauern zu müssen, da ich ihn für meine Pflicht hielt.

Ich hatte gehofft, in einer Zeit des Ausruhens eine Entschädigung für das Aufgeben meines Amtes zu finden, doch sollten mir bald die Augen geöffnet werden. Über 4'000 Briefe und Telegramme erreichten mich. Ich musste einen besonderen Stab von Sekretären zu deren Erledigung anstellen, da ich es mir immer zur Regel gemacht habe, auf jeden höflichen Brief, den ich erhielt, zu antworten. Einige wenige Mitteilungen enthielten Beschimpfungen, und diese waren meistens anonym. Ich habe mich oft gewundert, welche Befriedigung darin liegen kann, einen groben Brief zu schreiben und ihn nicht zu unterzeichnen. Könnten die Schreiber sehen, mit welcher Verachtung ihr Werk in den Papierkorb geschleudert wird, würden sie bald kuriert sein. Neunzig Prozent waren jedoch Glückwunschschriften, und viele davon kamen von Menschen, deren Unterstützung zu erhalten ich stolz war.

Lord Chatfield, der im Oberhaus seine Antrittsrede hielt,

um seinen Glauben an die Politik von München zu bestätigen, war so gütig, mir zu schreiben, mein Rücktritt sei

«ein grosses Unglück für die Admiralität, deren Interesse und Probleme Sie zu Ihren eigenen gemacht haben. Das ganze Ministerium wird sicher schmerzlich betroffen sein, besonders mein Nachfolger, dem Sie eine so grosse Stütze bedeutet hätten. Das ist der Augenblick, in dem ich gern wiederholen möchte, wieviel ich Ihrem uneingeschränkten Eintreten für die Flotte bei so vielen entscheidenden Gelegenheiten zu verdanken habe. Kein Ministerium könnte mehr verlangt haben, als was Sie so bereitwillig gaben.»

Lord Cork, der damalige Oberbefehlshaber in Portsmouth, schrieb:

«Darf ich sagen, wie leid es mir tut, dass Sie es für nötig erachten, Ihr Amt niederzulegen, und wie sehr ich Sie deswegen bewundere. Ich befinde mich in völliger Übereinstimmung mit Ihren Ansichten und bedauere, nicht in der Lage zu sein, es öffentlich auszusprechen.»

Louis Mountbatten regte sich sehr über die Sache auf:

«Ich glaube, es ist höchst regelwidrig von mir, einem diensttuenden Marineoffizier, Ihnen zur Aufgabe Ihres Postens als Erster Lord zu schreiben. Aber ich kann nicht dabeistehen und zusehen, wie sich jemand, den ich bewundere, genauso verhält, wie ich hoffe, den Mut gehabt zu haben, mich zu verhalten, hätte ich an seinem Platz gestanden, ohne auszurufen: ‚Gut gemacht!‘ Ihr Rücktritt zu diesem Zeitpunkt ist für die Marine ein grausamer Schlag. Niemand weiss das besser als ich, der ich mich bis zu einem gewissen Grade Ihres Vertrauens erfreute. Ein guter Freund hatte mir gerade aus Paris geschrieben: ‚Bis zum gestrigen Tag dachte ich nicht, dass ein einziger Staatsmann der vier Mächte, welche die Tschechoslowakei verkauften, aus der Krise ehrenvoll hervorgehen könnte, gestern aber ging euer Erster Lord mit grosser Ehre daraus hervor.»

Ich muss noch einen weiteren Marinebeitrag zitieren, der mich damals tief rührte, und der von Fregattenkapitän Frend, dem Kommandanten der *Enchantress*, stammte:

«Ich schreibe im Namen der Offiziere und der Besatzung, um Ihnen zu sagen, wie sehr wir es alle bedauern, dass Sie nicht länger unser Erster Lord sind. Es ist uns eine aufrichtige Freude gewesen, unter Ihnen zu dienen. Und wären Sie gestern Abend an Bord gewesen, als die Nachricht durchgegeben wurde, so hätten Sie aus der Niedergeschlagenheit, die sich auf das ‚kleine Schiff‘ senkte, ersehen können, wie sehr alle an Bord Sie geachtet und geschätzt haben.»

Das Unterhaus trat am Montag zusammen. Die Konservativen erhoben sich mit Beifallsrufen, als der Premierminister die Kammer betrat. Einige Labourabgeordnete, wie etwa George Lansbury, hatten ihm ihre freimütige Zustimmung gegeben, noch mehr stimmten stillschweigend mit seiner Handlungsweise überein, und die Unabhängige Labourpartei stand geeint offen hinter ihm. Jedermann war bestrebt zu hören, was er zu sagen hatte, und da ich zuerst sprechen musste, hatte ich eine wenig verständnisvolle und ungeduldige Hörerschaft.

Ich erklärte, ich könne das Widerstreben des englischen Volkes gut begreifen, wegen der Tschechoslowakei in den Krieg zu ziehen, und aus diesem Grunde hätte ich versucht, meine früheren Kollegen von Anfang an davon zu überzeugen, das Problem nicht nur vom Gesichtspunkt der Tschechoslowakei her zu sehen. Wären wir in den Krieg gezogen, was fast geschehen wäre, so hätten wir nicht für die Tschechoslowakei gekämpft – nicht mehr als wir 1914 für Serbien oder Belgien gekämpft hatten. (Wäre mir die Gabe der Prophetie verliehen gewesen, so hätte ich hinzufügen können, dass wir ein knappes Jahr später nicht etwa für Polen kämpfen sollten.) Wir hätten, so führte ich aus, in Übereinstimmung mit der vernunftbedingten traditionellen Aussenpolitik Englands gekämpft, um zu verhindern, dass eine Grossmacht allen ihren vertraglichen Verpflichtungen, den Gesetzen der Nationen und den Geboten der Gesittung zum Hohn den europäischen Kontinent mit brutaler Gewalt beherrsche.

Von Anfang an hatte ich gespürt, dass Hitler, wenn wir ihn davon überzeugen könnten, wir würden unter gewissen

Umständen zu kämpfen bereit sein, seine Forderungen vielleicht mässigen würde. Er war niemals davon überzeugt worden und hatte deshalb seine Forderungen auch niemals gemässigt, bis er nach München kam. Warum aber hatte er die Einladung des Premierministers angenommen, und warum war er nach München gekommen? Ich erinnerte das Haus daran, dass an dem Morgen, an dem Hitler diese Einladung angenommen hatte, die erste Nachricht, die ihm zu Ohren kam, die der Mobilmachung der britischen Flotte war, und ich legte nahe, dass es eher diese Tatsache als die Einladung des Premierministers war, die den Widerstand schwächte, mit dem er so viele vorangegangene Ersuchen abgelehnt hatte.

Ich erklärte, mit welcher Schwierigkeit ich dazu gelangt sei, der Politik zuzustimmen, die den Tschechen riet, das Sudetenland an Deutschland abzutreten. Es sei sehr hart gewesen, sie zu drängen, alles aufzugeben, wofür zu kämpfen sie bereit gewesen waren. Aber ich hatte geglaubt, es blieben ihnen, als sie einwilligten, wenigstens Schmach und Schrecken der Invasion erspart, und es würde ihnen Zeit gelassen, ihren eigenen Besitz aus dem Gebiet, das zu verlassen sie gezwungen wurden, wegzubringen. «Da Naboth eingewilligt hatte, seinen Weinberg aufzugeben, sollte ihm erlaubt sein, seine Güter aufzupacken und in Frieden zu ziehen.»

Ausserdem hatten wir, nachdem wir in die Zerstörung der einzigen verteidigungsfähigen Grenze der Tschechoslowakei eingewilligt hatten, diese Grenze garantiert. Wir hatten die Erhaltung von etwas, was gerade zerstört worden war, garantiert – so, als hätten wir einem Menschen einen tödlichen Schlag versetzt und dann sein Leben versichert. Wenn wir diese Verpflichtung aufrechtzuerhalten gedachten, dann müssten wir schnell eine Armee nach kontinentalem Muster schaffen und ausrüsten. Wie könnten wir indessen vom englischen Volk erwarten, die Opferbürde einer solchen Anstrengung auf sich zu nehmen, wenn es soeben vom Premierminister erfahren hatte, er habe aus München nicht nur einen ehrenvollen Frieden, sondern Frieden «für unsere Zeit» mitgebracht?

Ich fuhr fort, auf den erbärmlichen Fetzen Papier hinzuweisen, den der Premierminister so stolz vor den Augen des Publikums geschwenkt hatte – jenes von Hitler und ihm unterzeichnete Abkommen, nie gegeneinander Krieg zu führen. Vielleicht, so sagte ich, kann ein solches Dokument wenig schaden. Doch gab ich zu bedenken, dass «die Unterzeichnung einer solchen Erklärung zusammen mit dem Diktator eines grossen Staates durch den Premierminister von England, ohne Befragen seiner Kollegen, ohne irgendeine Mitteilung an seine Verbündeten, ohne jede Fühlungnahme mit den Dominien und ohne Beistand eines erfahrenen diplomatischen Sachverständigen nicht der Weg sei, auf dem die auswärtigen Angelegenheiten des britischen Empires geführt werden sollten.»

Und worauf liefe diese berühmte Erklärung hinaus? Soweit es uns beträfe, auf gar nichts, da wir nie die Absicht oder den Wunsch gehegt hatten, mit Deutschland einen Krieg zu führen. Soweit es Hitler beträfe, sei es ein Versprechen. Der Premierminister habe Vertrauen in Hitlers Wort, «obwohl Herr Hitler, als er den Versailler Vertrag brach, sich verpflichtete, den Locarnopakt zu halten – und als er den Locarnopakt brach, sich verpflichtete, sich nicht weiter einzumischen oder andere territoriale Ziele in Europa zu verfolgen. Als er mit Gewalt in Österreich einfiel, ermächtigte er seine Gefolgsleute, eine autoritative Zusicherung abzugeben, dass er sich nicht in die Tschechoslowakei einmischen wolle. Das war vor weniger als sechs Monaten. Dennoch glaubt der Premierminister noch immer, sich auf Hitlers gegebenes Wort verlassen zu können.»

Ich schloss mit folgenden Worten:

«Der Premierminister mag recht haben. Ich kann Ihnen, Mister Speaker, mit tiefster Aufrichtigkeit versichern, dass ich hoffe und bete, er möge recht behalten, aber ich vermag nicht zu glauben, was er glaubt. Ich wünsche, ich könnte es tun. Aus diesem Grunde kann ich ihm in seiner Regierung nicht von Nutzen sein. Ich wäre nur ein Hindernis, und es ist viel besser, dass ich gehe. Ich erinnere mich, während der Diskussion über die Godesberger Bedingun-

gen gesagt zu haben, dass ich, wenn ich mich daran beteiligte, die tschechoslowakische Regierung zu überreden oder ihr auch nur naheulegen, dieses Ultimatum anzunehmen, nie wieder den Kopf aufrecht tragen könnte. Ich habe viel verwirkt: ein Amt, das ich liebte, Arbeit, an der ich tief interessiert war, und einen Stab, auf den jeder Mann stolz sein kann. Ich habe die Verbindung mit meinen Kollegen bei dieser Arbeit aufgegeben, mit denen ich seit vielen Jahren die harmonischsten Beziehungen aufrecht erhielt, nicht nur als Kollegen, sondern auch als Freunde. Ich habe das Vorrecht aufgegeben, als Vasall einem Herrn zu dienen, den ich noch immer mit tiefster Bewunderung und Zuneigung betrachte. Vielleicht habe ich meine politische Laufbahn zerstört. Aber das wiegt leicht angesichts dessen, was ich behalten habe und was für mich von grösserem Wert ist: ich kann noch immer mit erhobenem Haupt durch die Welt gehen.»

Der Premierminister, der als nächster sprach, nahm voller Verständnis zu meiner Rede Stellung und äusserte, er habe ihr nicht ohne Bewegung zugehört. Er zollte meiner Aufrichtigkeit Tribut und fuhr fort: «Mein hochgeehrter Freund wird mich sicher nicht für unhöflich halten, wenn ich heute Nachmittag keinen Versuch unternehme, ihm zu antworten oder mich gegen die von ihm über die von der Regierung verfolgte Politik gemachten kritischen Bemerkungen zu verteidigen.» Er deutete an, es gäbe später noch Gelegenheit zu einer Erwiderung auf meine Worte – und wahrlich, es hätte Gelegenheit gegeben. Die Debatte erstreckte sich über vier Tage. Noch fünf andere Regierungsmitglieder nahmen daran teil. Der Premierminister sprach noch einmal am letzten Tag, doch bezogen sich weder er noch einer seiner Kollegen auf meine Rede, noch machten sie den geringsten Versuch, sie zu beantworten.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als ich ein Briefchen von Winston Churchill erhielt:

«Ihre Rede war eine der vortrefflichsten Leistungen, die ich je gehört habe – bewundernswert in der Form, gediegen in der Beweisführung, ein leuchtendes Beispiel von Mut und Gemeinsinn.»

Harold Macmillan schrieb mir am gleichen Tag:

«Es war das Beste, was ich jemals, seitdem ich im Haus bin, vernommen habe. Die tiefe Aufrichtigkeit packte selbst jene Mitglieder, die am wenigsten mit Ihrer Streitfrage übereinstimmten. Ich kann Ihnen versichern, dass Ihre Rede sehr viele von uns mehr ermutigt hat, als Sie ahnen.»

Ich will nur noch zwei der viertausend Briefe zitieren – zwei Briefe, die nicht von nahen persönlichen Freunden oder politischen Anhängern stammten. Der grosse alte Veteran der Linken, Josiah Wedgwood, schrieb:

«Liebe und Bewunderung – mehr als Sie sich träumen lassen – werden Sie, wie ich hohe, für den Verlust von Amt und Gehalt entschädigen. Irgendwie ist der alte Kollege aus besseren Tagen stolz auf Sie. Ich glaube auch, es ist ein lichter Punkt in einer dunklen Zeit englischer Geschichte. Ich verabscheue es, einem Volk von glucksenden alten Hennen und verdammten Feiglingen anzugehören.»

Der einzige meiner früheren Kabinettskollegen, der mir schrieb, war Malcolm MacDonald, über dessen Brief ich mich besonders freute, weil er ein Mann war, der durchwegs eine andere Ansicht als ich vertrat.

«Ich war, offen gesagt, während der Krise nicht mit Ihnen einverstanden, und da das Kabinett als Ganzes ebenfalls eine von der Ihren abweichende Linie einschlug, bin ich sicher, dass Sie mit Ihrem Rücktritt das Rechte und Ehrenvolle getan haben. Dennoch bedaure ich aus persönlichen Gründen, dass wir nicht länger Kollegen sind. Ich habe stets die Überzeugung bewundert, mit der Sie Ihre Ansichten vertraten – die Brillanz, mit der Sie sie äusserten, und den Mut, mit dem Sie bereit waren, jedes Opfer zu deren Verteidigung zu bringen. Ich erinnere mich der Art und Weise, mit der Sie, als Sie im Kriegsministerium waren, ein beinahe unaufhörliches Duell mit dem damaligen Schatzkanzler ausfochten, ohne Rücksicht auf die Tatsache, dass er innerhalb weniger Monate Premierminister werden sollte, und dass sein Ärger darüber Ihren Ausschluss aus der neuen Re-

gierung zur Folge haben könnte. Mancher hätte eher alles andere getan, als damals mit Neville Chamberlain zu streiten.»

Über eine weitere Folge dieser Rede soll noch berichtet werden. Während der Krise hatte ich häufig Anthony Winn gesehen, einen schwer arbeitenden Journalisten, viele Jahre jünger als ich, der gerade vor Kurzem nach Absolvierung seiner Lehrzeit in der Provinz den für einen Mann seines Alters beneidenswerten Posten eines Lobby-Korrespondenten (Unterhausberichterstatters) der *Times* übernommen hatte. Objektiv gab er die Rede wieder und was von ihr zu halten war. Ich bekam seinen Bericht nie zu sehen, aber er stimmte nicht mit der politischen Haltung des Blattes überein. Der Chefredakteur unterdrückte ihn nicht nur, sondern druckte ein eigenes Gebräu, in dem die Rede als «ein lahmer Feuerwerksfrosch» dargestellt wurde, überschrieben wurde der Artikel mit: «Von unserem Lobby-Korrespondenten.» Anthony Winn gab seinen Posten auf. Es war eine Heldentat, umso mehr, als voraussichtlich nur sehr wenige Leute je davon hören sollten. Es könnte wohl seine journalistische Laufbahn ruiniert haben, denn Chefredakteure schätzen Unabhängigkeit in ihrem Stabe nicht mehr, als es die Führer politischer Parteien tun. Zwei Jahre später fiel Winn im Kriege.

Diese lange Debatte war ein Teil einer durch die Krise verursachten Sondersitzung. Als diese vorüber war, vertagte sich das Haus bis zum 8. November, dem im Voraus festgesetzten Datum der Eröffnung der Herbstsession. Ich wurde mit Erfolg Herr meiner angeschwollenen Korrespondenz; nachdem das getan war, fuhren wir nach Frankreich, wo wir eine friedvolle Woche in Versailles verbrachten.

Zu meinem Kummer fand ich meine französischen Freunde sogar noch begeisterter in ihrer Unterstützung der Politik von München als die Mehrheit meiner Freunde in England, ja, es gab sogar noch weniger Ausnahmen. Nur ein einziger nichtkommunistischer Abgeordneter hatte den Mut gefunden, in der Kammer dagegen zu stimmen. Als der von allen Royalisten als König von Frankreich anerkannte Comte de Paris es wagte, die Bedingungen des Abkommens zu kritisieren, wurde er von der *Action Française*, dem

Organ der Royalisten, angeprangert, mit dem Kommunismus zu sympathisieren.

In England andererseits, wo die Parteidisziplin stärker ist, sollte diese Streitfrage weitgehend die Parteien spalten. Es gab zum mindesten eine Anzahl konservativer Abgeordneter des Unterhauses, die sich dem Abkommen widersetzen, und vielleicht kam gerade von ihnen, unter Führung von Winston Churchill und Anthony Eden, die heftigste Opposition. Die Arbeiterpartei war in ihrer Darstellung des Falles durch die Tatsache belastet, dass sie sich durchwegs jeder vermehrten Aufrüstung widersetzte. Der Regierung den Vorwurf der Schwäche zu machen, klang schlecht im Munde derer, die sich allen Bemühungen der Regierung gegenüber, sich stärker zu machen, widersetzt hatten.

Die Arbeiterpartei versuchte auch nicht, aus dem Münchener Abkommen politisches Kapital zu schlagen – aus dem einleuchtenden Grund, weil sie wusste, welchen Widerhall es im ganzen Land fand. Wie die geistreichen Urheber jener einfältigen Abstimmung für den Frieden gemerkt hatten, ziehen die meisten normalen Menschen Frieden dem Krieg vor, und wenn sie mit Krieg bedroht und im letzten Moment mit dem Frieden beschenkt werden, sind sie viel zu glücklich, um genauer nachzuforschen, was die Wohltat gekostet, und wer für sie bezahlt hat. Unter den Anhängern der Regierung wurde tatsächlich der Gedanke erwogen, es wäre gut, schleunigst allgemeine Wahlen auszuschreiben, um unseren Triumph auszuschlachten. Dieser Vorschlag wurde durch eine Rede von Sidney Herbert – im Unterhaus im Keim erstickt. Es war seine letzte Rede – kurz darauf starb er.

In dieser Zeit war ein grosser Teil der gemässigten öffentlichen Meinung beunruhigt. Diese Menschen hatten ihren Glauben an die Regierung verloren, ohne dafür einen anderen an die Opposition zu gewinnen, und suchten in der Presse vergeblich nach einem Ausdruck ihrer Empfindungen. Ein bezeichnendes Symptom für dieses Misstrauen gegen die Presse war das Erscheinen einer Anzahl privat zirkulierender Nachrichtenorgane. Einige von ihnen waren kurzlebig, andere aber erschienen den ganzen Krieg hin-

durch. Sie gediehen auf dem Verdacht, die Wahrheit werde verhehlt, und befriedigten das bei Männern und Frauen aller Parteien lebendige Verlangen nach ihr. Ich sage «Männer und Frauen», weil ich damals unter meinen eigenen Bekannten zwölf glücklich verheiratete Ehepaare zählen konnte, die sich über das Problem von München entzweit hatten, und in jedem dieser Fälle war es der Mann, der Chamberlain unterstützte, und die Frau, die ihn bekämpfte. Viele würden wohl erwartet haben, dass Frauen viel bereiter als die Männer gewesen wären, den unechten Frieden auf seinen äusseren Schein hin anzunehmen, aber dies war nicht der Fall.

Ich habe immer eine grosse Achtung vor der politischen Urteilskraft der Frauen gehegt, obwohl ich nie der Ansicht war, das Unterhaus sei die geeignete Arena zu deren Entfaltung. Das Unterhaus war im Laufe von siebenhundert Jahren von Männern geformt worden, und Männer aller Parteien und Klassen passen sich mit erstaunlicher Schnelligkeit seinen Bräuchen an. Aber für Frauen ist kein Platz darin – sie können sich dort ebenso wenig auszeichnen wie auf dem Fussballplatz. Das heisst nicht, das weibliche Gehirn sei nicht fähig, politische Probleme zu erfassen und zu lösen. Politik ist keine schwer verständliche Wissenschaft. Gesunder Menschenverstand, klarer Blick, Kenntnis der menschlichen Natur, Mut und Geduld sind die erforderlichen Eigenschaften, mit denen Frauen mindestens ebenso reich ausgestattet sind wie Männer.

Sogleich nach meinem Rücktritt nahm ich ein Angebot des *Evening Standard* an, wöchentlich einen Artikel zu schreiben. Die politischen Ansichten des Eigentümers unterschieden sich wesentlich von den meinen, doch verpflichtete sich der Chefredakteur, nichts von dem zu ändern, was ich schrieb. Er behielt sich nur das Recht vor, den Artikel nicht zu veröffentlichen, wobei dieser aber trotzdem honoriert werden sollte. Diese wöchentliche Verpflichtung, verbunden mit meiner Anwesenheit im Unterhaus, wo ich gelegentlich sprach, beschäftigte mich während der folgenden Monate ausreichend. Es waren Monate, in denen alle, die für die Kapitulation von München ver-

antwortlich waren, anfangen, sich zum Erfolg ihrer Politik zu beglückwünschen, weil sich ausser den gesteigerten Judenverfolgungen in Deutschland nichts Besonderes ereignete. Kabinettsmitglieder wetteiferten miteinander in optimistischen Zusicherungen an das Land, und einer von ihnen prägte für diejenigen unter uns, die – wie ich – noch immer Warnrufe erschallen liessen, die Bezeichnung «Jitterbugs» – Angsthasen.

Anfang März erhielt die Presse massgebende Zusicherungen der Regierung, der internationale Horizont sei heiterer als gewöhnlich, und der *Punch* war derart irregeleitet, eine Karikatur zu veröffentlichen, auf der John Bull beim Erwachen aus einem schlechten Traum dargestellt war, den man – als «Kriegsgefahr» bezeichnet – aus dem Fenster fliegen sehen konnte. Diese Karikatur erschien in den Iden des März. Am gleichen Tag marschierten deutsche Truppen in Prag ein. Der Trug mit der tschechoslowakischen Unabhängigkeit war enthüllt, und der Premierminister erklärte im Unterhaus, die von Grossbritannien gegebene Garantie existiere nicht länger.

Die ganze Zeit über erduldet die kleine Schar andersdenkender Konservativer weiterhin in ihren Wahlkreisen Verfolgung – mag sie nun vom Zentralausschuss der Partei geschürt worden sein oder nicht. Ich habe oft bemerkt, dass, je minimaler der Unterschied zwischen verschiedenen Richtungen, desto intensiver die Erbitterung ist. Als ich im Unterhaus war, pflegten die reaktionärsten Tories, denen ich ein Greuel war, auf der gleichen Bank mit der kleinen Unabhängigen Arbeiterpartei zu sitzen; ich bin sicher, dass nie ein barsches Wort zwischen ihnen fiel, während die verschiedenen Gattungen der Liberalen Partei – und es gab deren gleichzeitig drei – kaum miteinander sprachen.

Infolge der aussergewöhnlichen Beschaffenheit meines Wahlkreises hielten wir selten öffentliche Versammlungen ab, und eine der wenigen wichtigen jährlichen Anlässe war ein Lunch im Café Royal, der aus Bequemlichkeitsgründen für den Wahlbezirk Conduit Ward arrangiert wurde und die einflussreicheren Wähler aus dem Geschäfts-

leben umfasste. In den letzten Jahren hatte ich mir stets die Zusage eines Kabinettsmitgliedes zu einer Ansprache bei diesem Lunch gesichert, und 1939 sah ich keinerlei Schwierigkeiten voraus, da die meisten meiner früheren Kollegen meine Freunde geblieben waren.

Der erste, den ich darum bat, antwortete, er hätte mit Freuden zugesagt, es bestünde aber «eine generelle Regel, dass er nicht bei Veranstaltungen sprechen dürfe, die nur einen Wahlkreis repräsentierten, sondern nur bei Gebiets- oder Grafschaftsversammlungen». Der zweite schrieb offener: «Ich muss Sie leider bitten, mich für den Lunch zu entschuldigen, bis sich der Staub wegen München etwas gelegt hat. Ich habe das Gefühl, dass mein Erscheinen missdeutet werden könnte. Es tut mir schrecklich leid, dies sagen zu müssen, ich möchte aber einen alten Freund nicht einfach mit einer Entschuldigung abspeisen.» Ich war ehrlich erstaunt, denn meiner Meinung nach sollte uns die Partei inzwischen längst vergeben haben. Manchmal frage ich mich, ob sie es je getan hat. Meine dritte Aufforderung war von einer Warnung begleitet. Ich nannte die bereits Aufgeforderten, erklärte, weshalb sie sich geweigert hatten, fügte hinzu, es sei deutlich, wie heftig die Erregung noch immer sei, und machte meinen Freund darauf aufmerksam, dass er sich im Falle der Annahme meiner Einladung wahrscheinlich sowohl bei der Regierung wie bei der Partei schaden werde. R. S. Hudson, der damalige Verkehrsminister, nahm, ohne einen Augenblick zu zögern, an und hielt eine vortreffliche Rede. Gewitterstürme erzeugen Blitze, und bei diesem Wetterleuchten im Dunkeln können wir die Menschen, wenn auch nur für einen Augenblick, sehen, wie sie wirklich sind.

Wie stark dieses feindselige Gefühl uns gegenüber sogar bis zum Vorabend des Krieges vorherrschte, erhellt ein Brief eines meiner Wähler, ebenfalls eines Parlamentsmitgliedes, an den Redakteur der Zeitung, in der meine Artikel erschienen. Er ist vom 9. August datiert:

«Als Vorsitzender eines der Bezirksausschüsse in Mr. Duff Coopers Wahlkreis kann ich mir nicht vorstellen, warum Sie es der Mühe für wert erachten, die nebelhaften,

in mehr oder weniger regelmässigen Zwischenräumen seiner Feder entliessenden Ergüsse zu veröffentlichen. Nicht zufrieden damit, zu einem sehr kritischen Zeitpunkt in aussenpolitischer Hinsicht von der Regierung zurückgetreten zu sein, und nachdem er anschliessend im Parlament Worte über den Regierungschef eines fremden Staates gebraucht hat, die, wie ich bemerken möchte, weder mit der Würde des Unterhauses noch mit jener beherrschten, verantwortungsvollen Haltung vereinbar sind, die von einem ehemaligen Kabinettsminister erwarten zu dürfen wir das Recht haben, glaubt er anscheinend, er diene den besten Interessen der Menschheit in ihrer Gesamtheit, wenn er seine Landsleute in einem Dauerzustand ängstlicher Vorgefühle hält und ununterbrochen die Flamme des Vorurteils und des Hasses gegen die schlimmen Nazis wegen ihrer angeblichen Aggressionsakte schürt.

Es gibt vielleicht Leute, die glauben, diese Artikel vermehrten Ansehen und Ruf Ihrer Zeitung. Ich gehöre nicht zu ihnen.»

Während dieser Monate sprach ich zweimal in Paris. Bei der ersten Gelegenheit fiel mein Besuch mit der Ankunft Ribbentrops zusammen, der erschienen war, um mit dem französischen Aussenminister ein Abkommen zu unterzeichnen, das sich natürlich als ebenso wertlos erwies wie das von Chamberlain mit Hitler unterzeichnete. Unser Botschafter, Sir Eric Phipps, hielt es für nicht sehr glücklich, dass unsere Besuche zusammentrafen, und war sehr ängstlich hinsichtlich dessen, was ich sagen würde. Ich gab ihm das Manuskript meines Vortrages und nahm einige von ihm vorgeschlagene Änderungen vor.

Es schien mir unwahrscheinlich, dass ein britischer Politiker, der nicht einmal ein Amt innehatte, imstande wäre, ein Pariser Theater mit einem Vortrag über Aussenpolitik zu füllen. Ich war deshalb erstaunt, das Theater nicht nur überfüllt zu finden, sondern auch gebeten zu werden, den Vortrag am nächsten Tage zu wiederholen, was ich vor einer ebenso grossen Zuhörerschaft tat. Man versicherte mir, die Zahl der Zuhörer würde nicht geringer sein, wenn ich auch noch ein drittes Mal sprechen sollte. Wieviele

Menschen würden wohl in London erscheinen – so fragte ich mich – um einen französischen Deputierten über das gleiche Thema reden zu hören?

Im April sprach ich wieder bei der alljährlichen Versammlung der Königlichen Gesellschaft von St. George, von der in Paris vor Kurzem eine Zweigstelle gegründet worden war. Die Annexion der Tschechoslowakei hatte bereits stattgefunden, und bald danach war ihr die italienische Besetzung Albaniens gefolgt. Die Reaktion unserer Regierung auf erstere war die Verdoppelung des Heimatheeres, eine törichte Geste, denn da sich diese Armee damals noch nicht auf voller Mannschaftsstärke befand, bestand wenig Hoffnung auf Meldung der erforderlichen Rekruten, und selbst wenn dies der Fall wäre, so wäre es eine weitere, dem Patriotismus zugunsten des trägeren und selbstsüchtigeren Bevölkerungsteils aufgebürdete Strafe gewesen. Die ganze Zeit über widersetzten sich der Premierminister und der ihn umgebende Kreis der Forderung nach allgemeiner Wehrpflicht, die ihnen von vielen Leuten nahegelegt wurde, von niemandem nachdrücklicher als von Hore-Belisha, dem Staatssekretär im Kriegsministerium. Nach der Affäre mit Albanien nahm ich an, der Premierminister müsse jetzt notgedrungen dieser Forderung nachgeben, und sprach in meiner Pariser Rede meine Vermutung aus, es werde in Kürze dazu kommen. Am nächsten Morgen wurde sein Nachgeben gemeldet. Die allgemeine Wehrpflicht sollte sogleich eingeführt werden. Niemand in Paris traute mir eine so intelligente Voraussicht zu, und jedermann war davon überzeugt, ich hätte vorherige Informationen besessen, was aber nicht zutraf.

Doch selbst dieser letzten und erzwungenen energischen Kundgebung war in einer wichtigen Gruppe von Regierungsanhängern eine Reaktion des Appeasement gefolgt. «Danzig lohnt keinen Krieg» war ein neues Schlagwort der *Times*, in deren Spalten Briefe betagter Politiker, die aus der Versenkung aufgetaucht waren, abgedruckt wurden; in ihnen drangen sie auf weitere Unterhandlungen mit den Diktatoren, die ihrerseits niemals den leisesten Wunsch zu unterhandeln gezeigt hatten.

Anfang August sollte das Haus für zwei Monate schliessen, und der Premierminister war im Begriff, zum Fischen nach Schottland zu gehen. Die Debatte über die Vertagung, für gewöhnlich eine freundschaftliche Formsache, wurde hitzig. Winston Churchill, Leo Amery und andere widersetzten sich der Vertagung, woraufhin der Premierminister ein Vertrauensvotum daraus machte, gegen das kein einziges loyales Mitglied stimmen sollte. Ich fuhr aufs Land, ehe die Abstimmung stattfand. Am nächsten Tag schrieb ich an Stanley Baldwin:

«Ich sehe, Sie feiern Ihren Geburtstag, deshalb schreibe ich Ihnen, um Ihnen herzliche Glückwünsche zu schicken. Ich wünschte, Sie könnten in Ihr altes Amt zurückkehren, weil ich grosse Gefahren aus dessen gegenwärtiger Führung aufsteigen sehe. Oft habe ich den Wunsch, die augenblickliche Lage mit Ihnen zu besprechen.»

Die Hauptirrtümer des Premierministers scheinen mir zwei zu sein; er glaubt, die öffentliche Meinung sei so, wie die TIMES sie ihm vorerzählt – und er glaubt, die Meinung der Konservativen sei, was der Haupt-Einpeitscher sagt. Das Ergebnis ist, dass der Premierminister schliesslich den fatalen Irrtum begangen hat, sich auf seinen rechten Flügel zu verlassen, in dem Glauben, dieser repräsentiere die Partei. Das war genau der Irrtum, den Sie stets so mutig und glänzend vermieden haben, um sich deswegen zeitweilig die heftige Feindschaft des rechten Flügels zuzuziehen. Aber Sie wussten, dass er am Ende immer heimkehren würde, weil er kein anderes Zuhause hat.

Gestern Abend (2. August) erlebten wir jedoch sein schlimmstes Versagen – und zwar ein vorsätzliches Versagen! – jede Opposition zu versöhnen. Das Haus war in einer Stimmung, die Frage auf einer völlig überparteiischen, patriotischen Basis zu erörtern, aber der Premierminister nutzte ein paar unvorsichtige Worte Greenwoods aus, um die Debatte zum Vertrauensvotum zu machen. Es gab vielerlei Ansichten darüber – bei vielen, die am Ende doch für die Regierung stimmten.

Sollte sich die internationale Lage verschlechtern, was meiner Meinung nach der Fall sein wird, werden wir ge-

zwingen sein, eine Koalitionsregierung zu bilden. Ich glaube nicht, dass Neville jemals eine solche Regierung führen könnte, vor allem nicht nach einem Geschehnis wie gestern Abend. Welche Möglichkeiten gibt es: Halifax oder Winston? Ich glaube wirklich nicht, dass der erstere der Sache gewachsen ist, und der letztere hat viele und heftige Feinde – nicht nur im Haus. Im ganzen Land gibt es zahllose Menschen, die ihn bewundern, ihm aber nicht vertrauen.

Aus diesen besonderen Gründen frage ich mich, ob Sie nach zweijähriger Ruhepause das Gefühl haben. Sie könnten zurückkehren. Die Menschen sind nur so alt, wie sie sich fühlen, und ich kann Ihnen nicht sagen, wie Sie sich fühlen. Mr. G. war mit zweiundsiebzig Jahren in seiner Vollkraft und mein Freund Talleyrand desgleichen. Aber Sie spüren vielleicht – wie ich es sicher sehr viel eher tun werde – dass, da bleibt eine Rast für das Volk Gottes, und ich für mein Teil habe genug Unrast gehabt'.

Sie werden mir gewiss diesen Brief vergeben und das Gefühl, mit dem er geschrieben, begreifen. Es ist keine vorübergehende Stimmung der Gereiztheit, sondern ein wachsendes Bewusstsein der Besorgnis und der Unruhe.»

Ich habe keine Abschrift dieses Briefes aufbewahrt, doch wurde das Original von Baldwins Biograph unter den wenigen hinterlassenen Papieren aufgefunden. Es war zweifellos eine törichte Bitte, zeigt aber, was ich empfand. Baldwin antwortete einige Wochen später, dankte für meine guten Wünsche, berichtete, er habe eine sehr erfreuliche Amerikareise gemacht und spielte typischerweise nicht im Geringsten auf die Angelegenheit an, derentwegen ich ihm geschrieben hatte.

In diesem August beging ich noch eine andere Torheit. Ein alter Freund führte das Dritte Bataillon der Grenadiere und schlug mir vor, ich solle eine zehntägige Übung mit ihnen in Aldershot machen und zwar als Mitglied der Sonderreserve. Ich willigte ein und kaufte für den Anlass eine neue Uniform und neue Stiefel, um dann nach Beendigung der Übung zu merken, dass ich laut Vorschrift Zivilkleidung

hätte tragen sollen. Es waren ermüdende Tage mit Übernachten im Freien, Durchwaten von Flüssen und Teilnehmen an anstrengenden Übungen. Ich genoss es, litt aber unter Schüchternheit angesichts der Offiziere meines Ranges, der niederen Dienstgrade, die meine Söhne hätten sein können, der dienstälteren Offiziere, denen ich als Staatssekretär im Kriegsministerium begegnet war, und die mich instinktiv grüssen wollten, wenn ich sie hätte zuerst grüssen sollen. Der Kommandeur in Aldershot, mit dem ich eines Abends speiste, war Sir John Dill, stellvertretender Chef des Empire-Generalstabes, als ich im Kriegsministerium war.

Wir lebten damals in unserem kleinen Haus am Meer in Aldwick bei Bognor. Ende August fing ich wieder an, Tagebuch zu führen:

Am Morgen des 1. SEPTEMBER spielte ich in Goodwood Golf. Niemals habe ich schlechter gespielt. Ich vermochte mich nicht auf das Spiel zu konzentrieren, weil ich an Ereignisse der vorigen Nacht denken musste. Wir hatten die 11-Uhr-Nachrichten gehört und dabei die ohne Kommentar bekanntgegebenen sechzehn Punkte Deutschlands an Polen erfahren. Ich war entsetzt. Und ich war umso entsetzter, weil Diana, als sie sie vernahm, äusserte, sie schienen ihr nicht unvernünftig. Ich versuchte ihr auseinanderzusetzen, dass sie das Ende Polens bedeuteten, spürte aber, dass die Reaktion von Millionen Menschen die gleiche wie die Dianas sein dürfte.

Ich rief Winston an, der, wie er sagte, genau wie ich empfand. Er habe aber bereits mit der DAILY MAIL gesprochen, die geneigt sei, in Bezug auf die deutschen Vorschläge eine günstige Stellung einzunehmen. Dann wandte ich mich an Camrose, der ebenfalls meiner Meinung war und vom Foreign Office einige Orientierung hinsichtlich dessen erwartete, was die Presse sagen sollte. Er hatte aber bis jetzt noch nichts erhalten. Ich drang darauf, dass der DAILY TELEGRAPH einen eindeutigen, die Bedingungen verurteilenden Leitartikel herausbringen sollte.

Als wir unsere Golfrunde beendet hatten, gingen wir zu

einem Drink ins Klubhaus. Zwei Männer sassen an der Bar und diskutierten über zukünftige Rennen. Einen der beiden, den Sekretär, kannte ich flüchtig. Als wir gingen, sagte er zu mir: «Hitler hat heute Morgen in Polen angefangen.» Ich fragte ihn, was er meine, worauf er erwiderte, die Deutschen hätten Polen überfallen und mehrere Städte bombardiert. Damit wandte er sich wieder seinem Freund zu und setzte seine Unterhaltung über das St.-Leger-Rennen fort.

So erfuhr ich, dass der Zweite Weltkrieg begonnen hatte. Als wir nach Bognor zurückfuhren, war mein Herz leichter, als es vor einem Jahr gewesen war.

XVI. KAPITEL

DER BEGINN DES ZWEITEN WELTKRIEGES

1939-1940

Der Beginn des Zweiten Weltkrieges unterschied sich wesentlich von dem des ersten. Diesmal gab es weder jubelnde Menschenmengen noch Begeisterung. Hätte es eine Begeisterung gegeben, wäre sie durch die Verdunklung getrübt worden, die sich sogar noch vor der Kriegserklärung auf uns senkte. Später gewöhnten sich die Menschen daran, mit der Dunkelheit fertig zu werden, und Taschenlampen erhellten ihren Weg.

Als wir von unserem Golfspiel heimkehrten, fanden wir ein Telegramm mit der Mitteilung vor, das Unterhaus trete an diesem Abend um sechs Uhr zusammen. Wenig ereignete sich dabei. Ich schilderte damals die Rede des Premierministers als «wenig eindrucksvoll und dem Anlass kaum angemessen».

An diesem Abend speisten wir mit Winston Churchill, George Lloyd, Duncan Sandys und seiner Frau im Savoy Grill. Winston musste uns, noch ehe das Essen beendet war, verlassen und zum Premierminister gehen, der ihn bereits aufgefordert hatte, der Regierung beizutreten, obwohl noch nichts Diesbezügliches angekündigt worden war. Als wir aus dem Restaurant traten, befanden wir uns in der ungewohnten Dunkelheit ohne jedes Beförderungsmittel. Ein reicher Freund mit einem Auto hatte Mitleid und nahm uns mit. Er fing sogleich an, die Juden zu beschimpfen und sagte, das ganze Savoy sei voll von ihnen. Ich bin immer ein Freund und Bewunderer dieses grossartigen Volkes gewesen, und seit der scheusslichen Verfolgung, die sie in einem christlichen Lande erlitten hatten, empfand ich be-

sonders eindringlich, dass es nicht Sache der Christen sei, die Juden zu verachten, die ihrerseits viel eher Grund hatten, die Christen zu verachten. Ich bedachte indessen, dass wir Gäste in dem Auto waren und es mir nicht oblag, in Anwesenheit des «barmherzigen Samariters» die Juden zu verteidigen. Deshalb beherrschte ich mich. Als unser Freund aber, erfreut darüber, dass wir noch nicht im Kriege waren, noch weiter ging und hinzufügte, Hitler wisse schliesslich, dass wir seine besten Freunde seien, konnte ich mich nicht länger zurückhalten und entgegnete, ich hoffe, dieser werde bald feststellen, dass wir seine unversöhnlichsten und unbarmherzigsten Feinde seien. Der Rest der Fahrt verlief in Schweigen. Am nächsten Morgen fragte mich jemand im Klub, ob unser Wohltäter vom vorigen Abend ein Freund von mir sei, worauf ich entgegnete, ihn nur flüchtig zu kennen. «Warum», so wurde ich gefragt, «rief er dann heute Morgen an, um zu sagen, wenn es zum Kriege käme, so sei dies lediglich den Juden und Duff Cooper zu verdanken?»

Die Darlegung des Premierministers im Unterhaus machte dem ganzen Hause den Eindruck, dass Grossbritannien selbst in dieser späten Stunde im Begriff war, die Kapitulation von München zu wiederholen. Als sich Arthur Greenwood, der amtierende Führer der Opposition, zur Erwiderung erhob, rief ihm Amery laut durchs ganze Haus zu: «Sprechen S i e für England!» im Hinblick darauf, dass der Premierminister es unterlassen hatte. Greenwood hielt eine kräftige Rede und wurde von den Tories mit Beifallsrufen begrüsst, die ihrem eigenen Parteiführer in betretenem Schweigen zugehört hatten.

Die Erregung war erstaunlich. Anthony sass zwischen Amery und mir. Viele der vor uns Sitzenden drängten ihn, zu reden. Die Entrüstung blieb keineswegs auf unsere Gruppe beschränkt. Der auf meiner anderen Seite sitzende alte Wardlaw Milne regte sich so auf wie alle anderen. Er ist ein sehr treuer Anhänger der Regierung. Ich dachte, es sei viel besser, wenn er rede, als einer von uns, und forderte ihn dazu auf. Er tat es und zwar mit grossem Nach-

druck. Die ganze Sache war in einer halben Stunde vorbei. Nie war ich so bewegt.

Ich holte Diana in Chapel Street ab, und wir gingen ins Savoy Grill. Ich spürte, dass ich nichts essen konnte – belaste mich aber erfolgreich mit einem kalten Birkhuhn. Ronnie Tree und Jim Thomas gesellten sich zu uns. Sie teilten natürlich meine Gefühle. Harold Balfour (Unterstaatssekretär im Luftfahrtministerium) ging an unserem Tisch vorbei. Ich fragte ihn, ob er noch immer Regierungsmitglied sei, worauf er eine Bewegung der Scham und der Verzweiflung machte. Später kamen Euan (Wallace, der vor Kurzem Verkehrsminister geworden war), Oliver (Stanley), Walter (Elliot) und Shakes (W. S. Morrison) herein und setzten sich an einen anderen Tisch. Nachträglich erfuhr ich, dass sie geglaubt hatten, ich würde sie schneiden, wenn sie in meine Nähe kämen. Sie blieben nur kurze Zeit und eilten wieder weg. Euan hinterliess bei Harold Balfour eine Nachricht für mich, ich solle ruhig Blut bewahren – die Ankündigung habe das ganze Kabinett überrumpelt, und sie hätten darauf bestanden, heute Nacht ein weitere Kabinettsitzung zu halten.

Gegen 10.30 ging ich auf Winstons Bitte in seine Wohnung. Er fand, er sei schlecht behandelt worden, da er am Abend zuvor eingewilligt hatte, ins Kriegskabinett einzutreten, den ganzen Tag aber kein Wort vom Premierminister gehört hatte. Er hätte an diesem Abend gern im Haus gesprochen, da er sich aber bereits fast als Mitglied der Regierung fühlte, hätte er es unterlassen.

In seiner Wohnung waren Anthony, Bob Boothby, Brendan Bracken und Duncan Sandys. Wir alle befanden uns in einem Zustand bestürzter Wut. Bob war überzeugt, dass Chamberlain die Konservative Partei für immer verloren habe und es in Winstons Macht liege, morgen ins Unterhaus zu gehen, ihn zu stürzen und seinen Platz einzunehmen. Heftig vertrat er die Meinung, Winston dürfe unter keinen Umständen jetzt einwilligen, unter Chamberlain zu dienen. Wenn Winston ihn andererseits jetzt stütze, könne er ihn retten. War es besser, das Land in einem solchen Augenblick zu spalten oder Chamberlain zu unterstützen?

Dies schien jetzt die Entscheidung, die Winston zu fällen hatte.

Draussen tobte ein schreckliches Gewitter, während wir bis spät in die Nacht hinein sprachen und diskutierten. Schliesslich erhielten wir eine Mitteilung, die besagte, dass am Mittag des nächsten Tages, sobald das Unterhaus zusammentrete, verkündet würde, dass das Land sich vom Nachmittag an im Kriegszustand befinden werde.

Das änderte die ganze Situation. Unsere hitzige Diskussion kühlte ab. Winston erklärte, er würde nichts desto weniger seinen soeben entworfenen Brief an den Premierminister senden, und so wanderten wir in den ersten Morgenstunden durch die dunklen Strassen nach Hause.

Am nächsten Morgen wohnte ich einer Sitzung unserer kleinen parlamentarischen Gruppe im Haus von Ronald Tree in Queen Anne's Gate bei. Dort hörten wir um elf Uhr die Rundfunckerklärung des Premierministers, dass wir uns bereits mit Deutschland im Kriegszustand befänden. In meinem Tagebuch vermerkte ich: «Wir alle fanden, dass er es sehr gut machte.» Unsere Sitzung brach bald, nachdem er geendet hatte, ab, da das Unterhaus am Mittag zusammentreten sollte.

Als wir aus dem Haus traten, vernahmen wir merkwürdige Töne und sagten lachend, es klänge wie Fliegeralarm, als was es sich auch erwies. Wir gingen auf das Parlamentsgebäude zu – Anthony, Derek Gunston und ich. Derek sagte: «Wir laufen ziemlich schnell, nicht wahr?» Tatsächlich war es auch so. Als wir anlangten, wurden wir in ein dem unteren Rauchsalon gegenüberliegendes Zimmer gewiesen, das mit einer merkwürdigen Mischung von Leuten gefüllt war – Dienern, Schreibkräften und dem Speaker. Wir blieben nicht lange dort, sondern gingen auf die Terrasse hinaus, wo wir das Aufsteigen der Ballons beobachteten, das mit grosser Schnelligkeit erfolgte. Es war ein schöner Morgen. Das Haus trat, wie festgelegt, um zwölf Uhr zusammen, und das Entwarnungssignal erscholl während des Mittagsläutens: Ich fand den Premierminister

nicht so gut, wie er am Radio gewesen war, auch fand ich nicht, dass die anderen Reden ein sehr hohes Niveau erreichten. Die Rede Greenwoods war wohl die beste.

Ich nahm Terence O'Connor zum Lunch zu Buck mit. Wir beide beneideten die Leute, die wir dort in Uniform sahen. Er hat wenigstens etwas zu tun – sogar eine Menge. Ich habe nichts.

Das war das Hauptproblem, vor das mich der Krieg in seinem Anfangsstadium stellte. Zu Beginn des ersten Weltkrieges hatte ich zu viel zu tun – jetzt zu wenig. Mein Kontrakt für die Artikel im *Evening Standard* ging zu Ende. Der Redakteur machte kein Angebot, und ich hegte nicht den Wunsch, den Vertrag zu erneuern. Und welche nutzbringende Rolle konnte ein Backbencher im Unterhaus spielen? Unabhängigkeit ist eine beglückende Sache in Friedenszeiten – im Krieg wird sie zum Fluch. Kritik ist eine nützliche Funktion, bis der Staat in Gefahr ist. Dann muss sie hinter dem Dienen zurücktreten. Dienen zu wollen und keinen Weg dazu zu finden, ist eine unglückselige Erfahrung. Im Gegensatz zur Vermutung mancher Leute erleichtert die Tatsache, ein hohes Amt innegehabt zu haben, das Finden einer neuen Beschäftigung keineswegs, sondern erschwert es im Gegenteil noch. Viele Menschen, die froh wären, einem gebildeten Mann von neunundvierzig Jahren mit der nötigen Befähigung eine untergeordnete Stelle anzubieten, würden sich heftig sträuben, diese einem ehemaligen Kabinettsminister zu geben.

Ich versuchte damals, meinen Empfindungen in folgenden Versen Ausdruck zu verleihen:

Der Herbst vergeht – der Winter naht
Mit Schrecken und mit Drohen,
Wir sitzen da, die Hand im Schoss
Und schwatzen rings ums Feuer.

Wir kämpften jung in unsrer Kraft,
Die Freunde neben uns,
Die Edelsten von unsrer Art,
Die Freunde, die uns starben

Betrauert – doch wir glaubten noch,
Ihr Tod sei nicht umsonst.
In unsrer Trauer lebt ihr Ruhm,
Der Ruhm der Edelsten.

Doch Zweifel stehen heute auf
Wie Geister aus dem Grabe,
Ob wir in Schwäche nicht vertan,
Was rettend sie vollbracht.

Wir hören ihre Antwort kühn.
Erkennen an dem Klange
Die Stimmen, die das Altern nicht
Gekannt, den unsren gleich.

Nicht eure Schuld ist's, Freunde, wenn
Gewonnenes verging.
Die Schlacht nur fängt von Neuem an.
Der Streit bleibt immer gleich.

«Wie einst die andern kämpfen wir
Für Freiheit in der Welt
Und hoffen auf den letzten Sieg
In einem letzten Krieg.

Das Leben: traurig ist's und kurz.
Wen schert Verlust, Gewinn,
Nie wird vergeblich sterben, wer
Für seinen Glauben stirbt.»

Der Wahrheit Wort vernehmen wir.
Aufbrandet uns im Blut,
Dem alternden, die Jugend neu.
Der Flut gleich, hoch empor;

O England, brauch' uns noch einmal.
Sei's nur für geringes Tun,
Der Daumen hält den Faden noch,
des Wollknäuls, wenn es rollt.

Wir gäben freudig alles hin
Was heut' noch unser ist,
Der Mauern Schutz vertrau' dem Greis,
Der Jugend lass das Leben!

Und doch: nicht unser ist der Kampf,
Nicht unser ist das Recht,

Im Leben zweimal mit dem
Schwert

Nur unsrer tiefen Liebe Glut,
Ist Hilfe noch dem Land –
Ein Glaube, unbesiegbar fest.
Ein Feuer, das nicht löscht.

Da ich annahm, es müsse viele geben, die wie ich dächten, schickte ich die Verse an die *Times* mit einem Brief an den Chefredakteur, den ich einst gut gekannt hatte. Er war einer der glühendsten Befürworter der Politik von München, und wir waren einander völlig entfremdet. Ich schrieb ihm, wenn der Krieg auch nichts anderes zuwege brächte, dann sollte er wenigstens derartige Zwistigkeiten beilegen, da wir alle jetzt nur eine Politik und nur ein Ziel kennen. Er veröffentlichte weder die Verse, noch beantwortete er den Brief.

Im Jahr zuvor, zur Zeit meines Rücktritts, hatte ich von einer amerikanischen Organisation eine Einladung zu einer Vortragsreise durch die Vereinigten Staaten erhalten. Ich hatte geantwortet, es sei mir im Augenblick unmöglich, dieser Einladung zu folgen, ich würde mich aber freuen, es im nächsten Jahr zu tun, wenn die Umstände es erlaubten. Ich glaube, irgendeine Abmachung unterschrieben zu haben, zweifelte aber kaum daran, durch den Kriegsausbruch von jeder Verpflichtung entbunden zu werden.

11. SEPTEMBER. Heute Morgen erhielt ich ein Telegramm vom Agenten, der meine Vortragstournee in Amerika arrangierte: er hoffte, ich sei noch immer bereit, zu kommen, und legte mir nahe, früher zu reisen.

Ich hatte mich nun mit einem Problem auseinanderzusetzen. Es gibt einleuchtende Einwände gegen die Reise eines Mannes, der sein Land verlässt, wenn dieses sich im Kriegszustand befindet und Bombardierungen erwartet. Diese Einwände werden nachdrücklicher, wenn er in ein sicheres, neutrales Land reist, in dem er Geld zu verdienen hofft. Gleichzeitig hatte ich aber das Gefühl, in Amerika von einigem Nutzen sein zu können, was in England kaum

oder gar nicht der Fall war. Ich legte die Frage meinen Freunden vor, fand aber unter ihnen keine Einstimmigkeit.

Am Abend des Tages, an dem ich das Telegramm erhalten hatte, speiste ich in einem kleinen, von Winston und F. E. Smith im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts gegründeten Dinnerclub. Den Vorsitz an der Tafel hatte an diesem Abend Lord Gort inne, der am nächsten Tag als Oberbefehlshaber des Expeditionskorps abreisen sollte.

Ich zog Terence (O'Connor) wegen meiner geplanten Amerikareise zu Rate. Er war sehr dagegen, äusserte schmeichelhafte Ansichten über meine Fähigkeiten und meinte, ich würde sicher hier sehr bald gebraucht werden. Die Unzufriedenheit mit der Regierung wächst, wie er sagt, schnell. Die Atmosphäre des Unterhauses ist von Trübsinn und Kritik durchsetzt. Shakes Morrison andererseits war sehr für meine Reise und hält sie für das Nützlichste, was ich überhaupt tun könne. Winston war mir keine grosse Stütze. Wenn ich ginge, dürfte ich seiner Ansicht nach nicht als Emissär der Regierung gehen, sondern nur als gewöhnlicher Vortragsreisender auf rein geschäftlicher Basis. Es schien ein ziemlich starker Pessimismus vorzuherrschen. Die Schiffsversenkungen in der letzten Woche waren so schlimm wie die der schlimmsten Woche des ersten Weltkrieges. Winston berichtete mir, Chamberlain ziehe ihn nicht ins Vertrauen, und sie begegneten einander nur offiziell. Da ist offenkundig keine gegenseitige grosse Liebe vorhanden.

Zwei Tage später traf ich zufällig Lord Salisbury, den ich ebenfalls wegen meiner Amerikareise um Rat fragte. Er war jedoch eher dagegen.

Am gleichen Nachmittag kam Winston zu mir in den Rauchsalon (des Unterhauses) und meinte, mir seine Ansicht über meine Amerikareise – wie er fürchte – nicht genügend dargelegt zu haben, als ich ihn deswegen am Abend zuvor gefragt hatte. Er war noch immer dagegen angesichts der Ungewissheit der Zukunft und der Unbeständigkeit der Regierung. Er wünschte, er hätte irgend-

eine Arbeit in der Admiralität, die er mir geben könnte, aber es fiel ihm einfach nichts ein – und mir auch nicht. Ich sagte ihm, ich hätte gegenwärtig keinerlei Arbeit, da mein Kontrakt mit dem EVENING STANDARD in drei Wochen zu Ende ginge und die Herausgeber ihn nicht erneuern wollten. Er schlug mir vor, seinen Kontrakt mit dem DAILY MIRROR, den er brechen musste, zu übernehmen, und versprach, sich mit den Leuten deswegen in Verbindung zu setzen. Ich entgegnete, ich trüge kein Verlangen, in die derzeitige Regierung einzutreten oder noch einmal unter Chamberlain zu dienen, freue mich aber auf die Zeit, wenn er Premierminister würde.

An diesem Abend traf ich bei einem Freunde einige der führenden amerikanischen Pressekorrespondenten, die sich über ihre Behandlung durch die Zensur beklagten.

Ich zog sie hinsichtlich meines eigenen Problems zu Rate. Gunther und Knickerbocker waren sehr dafür, dass ich nach Amerika ginge. Duranty war eher dagegen – hatte aber keine ausgesprochene Ansicht.

Ich verzeichnete auch ein langes Gespräch mit Lord Cranborne, der im Ganzen für meine Amerikareise war.

Bis jetzt war das gegen meine Reise angeführte Hauptargument: es sei vielleicht besser für mich, zu Hause zu bleiben in der Hoffnung, es werde sich irgendetwas für mich ergeben. Das hatte wenig Gewicht für mich. In Kriegszeiten wollen selbst die lethargischsten Menschen tätig sein. Die Rolle eines Backbench-Anhängers der Regierung im Unterhaus ist in den besten Zeiten nicht sehr aktiv – führt diese Regierung aber Krieg und gerät der zu Kritik geneigte Backbencher wegen seiner Vergangenheit in den Verdacht der Bosheit und Gehässigkeit, dann ist die Wirkung lähmend.

Allmählich gelangte ich zu dem Entschluss, zu fahren; doch es gab noch zwei weitere Menschen, die ich befragen musste, ehe ich mich darauf einrichtete. Der eine war der Oberstleutnant meines Regiments, zufälligerweise der gleiche Offizier, der mir als stellvertretender Kommandeur

des Fünften Bataillons auf dem Bahnsteig des Waterloo-Bahnhofs Lebewohl gesagt hatte, als ich einundzwanzig Jahre zuvor nach Frankreich abfuhr. Oberstleutnant Mark Maitland empfing mich mit grosser Zuvorkommenheit und Freundlichkeit. Als ich ihm meine Absicht mitteilte, das Land für sechs Monate zu verlassen – dies aber nicht zu tun, wenn er meiner Dienste bedürfe oder irgendeine Möglichkeit hierzu voraussähe, entgegnete er, er müsse mir leider sagen, dass er keine Verwendung für mich habe und auch keine voraussehe. Es gebe eine Menge früherer Offiziere, jünger als ich und mit mehr militärischer Erfahrung, die nur darauf warteten, jeden freiwerdenden Posten zu übernehmen.

Die einzige noch in Frage kommende Persönlichkeit, deren Zustimmung ich nach meinem Gefühl erlangen musste und die sicher mehr Arbeitsplätze zur Verfügung hatte als der Oberstleutnant, war der Premierminister.

21. SEPTEMBER. Am Nachmittag hatte ich eine Unterredung mit dem Premierminister. Ich hatte angenommen, er werde ein Wort des Bedauerns finden, dass er mir keinen Posten bei der Regierung anbieten könne, und vielleicht eine solche Möglichkeit für später andeuten. Es hätte unverbindlich sein können, wäre aber höflich gewesen. Er sagte indessen nichts dergleichen, sondern gab nur zu bedenken, dass nach einem Zeitraum von sechs Wochen, «wenn die Dinge ziemlich brenzlich würden», gegen einen Mann meines Alters wegen Verlassen des Landes Vorwürfe erhoben werden könnten. Darauf erwiderte ich, das hätte ich allein zu verantworten und es sei eine Frage, die ich selber richtigstellen könnte. Ich sei gekommen, um ihn zu fragen, ob er aus offiziellen Gründen irgendeinen Einwand gegen meine Reise erhebe. Nach einigem Räuspern und Stottern erklärte er, es wäre ganz gut für mich, wenn ich ginge – und so verliess ich ihn.

Damals herrschte im Lande eine bestimmte Meinung, die man am besten als «ungesund» definieren kann. Sie war nicht treulos oder defaitistisch, wohl aber war sie der Gefahr ausgesetzt, allzu leicht unter den Einfluss von treulosen

und defaitistischen, unter der Oberfläche sich duckenden Elementen zu geraten. Unter letzteren befanden sich sowohl die Faschisten wie die Kommunisten. Erstere hatten schon seit langem ihre Bewunderung für Hitler kundgetan und konnten einem gegen diesen Mann geführten Krieg keine ehrliche Unterstützung leihen. Die Kommunisten befanden sich in einer schwierigeren Lage, und ihr Führer beging bei Kriegsausbruch den grössten Schnitzer seines Lebens, indem er seine Partei verpflichtete, den Krieg zu unterstützen. Nachdem er gelehrt worden war, die Nazis von Anbeginn zu verdammen, und in dem Bewusstsein, dass Kommunist zu sein in Deutschland ein Verbrechen war, und dass sein Land den Nazis den Krieg erklärt hatte, glaubte er unschuldsvoll, sein russischer Herr und Meister müsse einem solchen Krieg gegenüber positiv eingestellt sein, und er selber könne nichts Unrechtes tun, wenn er seinen Segen dazu gebe. Er vergass, dass Stalin einen Pakt mit Hitler geschlossen hatte, dass Molotow und Ribbentrop sich die Hände geschüttelt hatten, und er konnte nicht wissen, dass für Stalin der Kommunismus so wenig zählte, dass die deutschen Kommunisten, die Zuflucht in Russland gesucht hatten, auf seinen Befehl hin auf Gnade und Ungnade den Nazis ausgeliefert worden waren.

Der Irrtum ihres Führers wurde bald richtiggestellt. Die britischen Kommunisten fingen an, von den Moskowitern wie geduldige Ochsen getrieben, in entgegengesetzter Richtung zu trotten. Es war für sie ein erheiterndes Schauspiel, zu sehen, wie ihr vertrauter Treiber seine Worte zurücknahm. Von nun an fuhren die Kommunisten fort, alles in ihrer Macht Stehende zu tun, um die Kriegsmoral zu unterhöheln und der Sache Hitlers zu helfen, bis dieser zu Stalins Bestürzung Russland angriff, worauf gegenteilige Befehle gedrahtet wurden, die britischen Kommunisten wieder kehrtmachen mussten, um innerhalb einer Stunde wieder zu den lärmendsten Patrioten zu werden. Sie standen indessen noch immer unter dem Befehl, jede ihnen nur irgend erreichbare Information zu stehlen und insgeheim der russischen Botschaft zu übermitteln.

Zwischen diesen beiden Extremen politischen Denkens

gab es eine beträchtliche, dem Krieg gegenüber wenig eindeutige Auffassung unbestimmten, fast nebelhaften Charakters, wenig ausgeprägt und glücklicherweise ohne Führer. Sie setzte sich aus ungleichartigen Wesenszügen zusammen. Der linke Flügel der Labourpartei umfasste nicht nur einige wenige ehrliche Pazifisten, sondern auch eine grössere Anzahl von Menschen, deren Abscheu vor dem Krieg so intensiv war, dass sie bezweifelten, ob überhaupt irgendetwas wert sei, dass man dafür kämpfe. Sie spürten, es müsse irgendetwas unternommen werden, um den Krieg zu beenden. Andererseits fanden sich auf dem rechten Flügel der Konservativen einige, die, ohne irgendwelche Sympathie für die Nazis zu hegen, glaubten, der Kommunismus sei die grössere Gefahr, und Hitler habe seinem Lande mit der Unterdrückung der Kommunisten einen Dienst erwiesen und könne auch Europa einen Dienst erweisen, indem er es vor der Roten Gefahr beschützte.

Noch eine andere, noch unbestimmtere und schwerer zu umreissende Einstellung gab es. Sie war vermutlich aus der Tatsache entstanden, dass die öffentliche Meinung auf den Krieg schlecht vorbereitet war. Von Ministern war den Leuten noch vor Kurzem gesagt worden – und auch ein Teil der Presse hatte niemals aufgehört, es zu sagen – die Kriegsgefahr bestehe nicht länger, so dass sie es, als wirklich Krieg war, kaum glauben konnten. Sie spürten, es müsse da ein Fehler unterlaufen sein, und klammerten sich hartnäckig an die Hoffnung, die ganze Sache könne irgendwie geflickt werden. Als offenkundig wurde – wie es bald geschah – dass Polen zum Untergang verdammt war, fingen diese Leute an, die Polen zu bedauern, es sei ihnen aber nicht mehr zu helfen. Weshalb sollten wir also weiterkämpfen?

Ich war mir des Vorhandenseins dieser Ansicht in diesen sorgenvollen Tagen verhältnismässigen Müsiggangs, Herumlungerns und Geschwätzes sehr wohl bewusst. Ich beobachtete und umschlich sie, weil ich sie unterdrücken wollte, doch war sie absolut nicht zu fassen und verflüchtigte sich immer wieder urplötzlich. Eines Nachmittags vernahm ich im Unterhaus deutlich diese üble Sache, auf

die ich Jagd machte, Laut geben. Sie hatte sich das vorzüglichste Instrument im Hause geliehen, nämlich die weiche, überzeugende Stimme David Lloyd Georges; «Ich dringe darauf», sagte diese Stimme, «dass die Regierung alle bestimmten, detaillierten wie allgemeinen Friedensvorschläge in Erwägung zieht und alle Gründe für die Ursachen aller Schwierigkeiten der letzten Jahre revidiert.» Er schlug vor, eine Geheimsitzung zur Erörterung von Friedensbedingungen abzuhalten.

Als er sich setzte, sprang ich auf. Eine Zeitung berichtete am nächsten Tage, ich sei weiss vor Zorn gewesen. Ich beschuldigte ihn, Kapitulation zu predigen, und sagte, seine Rede würde in Deutschland mit Entzücken aufgegriffen werden, wo es dann hiesse, der Mann, der behauptete, den letzten Krieg gewonnen zu haben, gebe bereits die Niederlage des jetzigen zu. Wie die Bedingungen der Deutschen aussehen würden? «Sie haben», erklärte ich, «ein grosses Land zerstört, haben es von der Landkarte hinweggewischt. Jenes Land, das als Ergebnis des letzten Krieges ins Leben gerufen worden war und zwanzig Jahre bestanden hat, besteht nicht mehr. Soll man etwa glauben, sie böten Bedingungen, die etwas anderes bedeuten als die Bestätigung dieses Sieges, der dem Antlitz Europas aufgeprägt werden soll? Sind sie etwa jetzt im Begriff, anzuregen, das echte unabhängige Polen wieder zu errichten? Und wenn sie es auch anregen; wer wäre ein solcher Narr, an ihre Aufrichtigkeit zu glauben und ihrem Wort zu trauen?»

Lloyd George fühlte sich bemüssigt, mich zu unterbrechen. Er erhob sich und sagte in seiner so feierlichen und prophetischen Art: «Der hochgeehrte Herr wird noch erleben, dass er seine Worte bedauert.» Ich habe es bis heute nicht getan.

Der nächste Sprecher war ein Labourmitglied, ein Waliser, David Grenfell aus Glamorgan. Er gab seiner stets für Lloyd George empfundenen Bewunderung Ausdruck und ging dann dazu über, dessen Ansprache mit nicht weniger nachdrücklichen Worten als den meinen anzuprangern. So hörte sich der grosse Mann in der Mundart seines eigenen Landes verurteilt.

Kurz nach dieser Debatte schifften wir uns nach Amerika ein. Am Abend vor unserer Abreise schickte der Premierminister seinen Parlamentarischen Privatsekretär zu mir mit dem Ersuchen, ja beinahe dem Befehl, im Verlaufe meiner Vortragsreise in den Vereinigten Staaten von allem abzusehen, was für britische Propaganda gehalten werden könne! Rückblickend erscheint diese Forderung geradezu unglaublich. Ein früherer Kabinettsminister kommt aus England, sein Land ist gerade in einen grossen Krieg eingetreten, und er soll laut Ankündigung in den ganzen Vereinigten Staaten über brennende Zeitfragen reden. Was erwarten seine Zuhörer von ihm anderes als Informationen über diesen Krieg, dessen Ursachen und Aussichten? Wie kann ein Engländer solche Informationen geben, ohne die Sache seines Landes darzulegen und zu verteidigen? Und welche eindringlichere Art der Propaganda könnte es geben?

Ich kann mich nicht mehr erinnern, mit welchen Zusicherungen ich den Parlamentarischen Privatsekretär entliess. Wenn sie ihn zufriedenstellten, müssen sie unaufrichtig gewesen sein. Ich ging nicht nach Amerika, um über Geschichte oder Literatur zu reden, wozu ich mich in einer solchen Zeit nicht berechtigt gefühlt hätte. Ich ging, um unsere Sache zu unterstützen, in der Hoffnung, ihr dadurch einen Dienst zu erweisen, denn ich hatte bereits erfahren, wie es ihr dort an Fürsprechern fehlte.

Die Vereinigten Staaten sind vielleicht mehr als andere Länder der Überschwemmung durch grosse Wogen der Überzeugung ausgesetzt. Gewisse Ansichten nehmen zeitweilig die Form von Glaubensartikeln an. Was anderswo als Verrücktheit bezeichnet werden könnte, wird dort Glaubensbekenntnis. In diesem verhängnisvollen Augenblick der Geschichte war die Mehrheit der Amerikaner von zwei festen Überzeugungen besessen. Die eine war, dass sie durch die Gerissenheit der englischen Propaganda in den ersten Weltkrieg gelockt worden seien; die andere, dass der zweite Weltkrieg von den strengen, den besiegten Deutschen durch die Franzosen und Engländer im Versailler Vertrag auferlegten Bedingungen herrührte. Diese

Meinungen waren Folge falscher Darstellungen der neueren Geschichte, wie sie in, heute Gott sei Dank vergessenen, Veröffentlichungen erschienen waren. In ihnen war nichts von der durch Deutschland verfügten uneingeschränkten Unterseeboot-Kriegführung erwähnt worden, die den Tod unzähliger Amerikaner verursacht oder aber die amerikanische Schifffahrt von den Meeren vertrieben haben muss. Sie berichteten auch nicht, dass der idealistische Präsident Wilson der Haupturheber des Versailler Vertrages war. Diese Dinge gehörten zu den Missverständnissen, die ich im Laufe meiner Vorträge richtigstellen wollte.

Nachdem die britische Regierung sich von den übertriebenen, in den Vereinigten Staaten herrschenden Ideen hinsichtlich der Macht und Gefahr der Propaganda unterrichtet hatte, entschloss sie sich, ganz von einer Beeinflussung abzusehen. Das war, gelinde gesagt, ein ausserordentlicher Entschluss. Gewiss, er war auf den Rat des britischen Botschafters in Washington hin gefasst worden. Lord Lothian war ein Mann von ungewöhnlichem Charme, hoher Intelligenz und einer umfassenden und eingehenden Kenntnis Amerikas. Aber sein Urteil war leicht beeinflussbar, und seine Ansichten machten grosse und häufige Wandlungen durch. Im Katholizismus geboren und aufgewachsen, hatte er diesen für die Lehre von Mrs. Baker-Eddy aufgegeben, eine Konversion, die den Glauben vieler an seine intellektuelle Einsicht erschütterte. Ein vortrefflicher Sportsmann mit einer prachtvollen Konstitution, Abstinenzler und Nichtraucher, starb er in der Vollkraft seiner Jahre, als man seiner am meisten bedurfte, an einer Krankheit, die infolge seiner Weigerung, einen Arzt aufzusuchen, niemals durch Diagnose erkannt wurde.

Wie entscheidend es war, die öffentliche Meinung in neutralen wie in feindlichen Ländern zu beeinflussen, war im ersten Weltkrieg weitgehend nachgewiesen worden. Dass Versuche einer derartigen Beeinflussung nicht roh oder taktlos sein dürfen, lag auf der Hand. Doch alle Versuche aufzugeben aus lauter Angst, man könnte vielleicht ungeschickt sein und den nötigen Takt vermissen lassen,

war einfach töricht. Der Hauptgrund dieser Torheit in diesem besonderen Fall war, dass kein Amerikaner im ganzen Lande uns eine solche Enthaltung als Verdienst anrechnen wollte. Als sie keine Wirkung unserer Propaganda sahen, nahmen sie natürlich an, wir machten sie sehr schlecht, und schlossen daraus, wir würden den Krieg in Europa wahrscheinlich verlieren, wenn wir ihn ebenso wirkungslos führten wie unsere Propaganda in Amerika.

Auf dem Schiff, auf dem wir den Atlantik überquerten, befanden sich zwei englische Schriftsteller, die regelmässig jeden Winter in den Vereinigten Staaten Vorträge hielten. Keiner von ihnen befasste sich mit Politik. Sie sprachen über literarische und künstlerische Themen. Bei der Landung wurden wir als die drei britischen Propagandisten angesehen, die mit dem eben eingetroffenen Schiff nach New York gekommen seien. Als ein aufgeregter Beamter der britischen Library of Information – einer sehr nützlichen Einrichtung in Friedenszeiten – bei mir vorsprach, um mich anzuflehen, mich keiner Propaganda zu befleissigen, lenkte ich seine Aufmerksamkeit auf diese Tatsache und machte ihm klar, jeder britische Untertan, der zu dieser Zeit in Amerika spreche, würde und müsse als Propagandist tituliert werden. Da wir uns von diesem Vorwurf nicht freihalten könnten, wäre es für uns das Beste, ihn hinzunehmen und unsere Propaganda so eindrucksvoll wie möglich zu gestalten.

In einem Punkt konnte ich ihn indessen beruhigen – zweifellos hatte ich dem Privatsekretär des Premierministers die gleiche Zusicherung gegeben: ich würde nicht darauf dringen oder auch nur nahelegen, die Vereinigten Staaten sollten in den Krieg eintreten. Es fiel mir umso leichter, diese Versicherung zu geben, als sie völlig mit meinen Überzeugungen in Einklang stand. Ich konnte keinen Grund, welcher Art auch immer, für einen Kriegseintritt Amerikas zu diesem Zeitpunkt sehen und meinte, die Aufhebung der Neutralitätsakte sei alles, was zu erwarten wir das Recht hatten. Hätten wir bereits ein paar Jahre früher gekämpft, dann hätten wir wahrheitsgemäss sagen können, wir kämpften für ein grosses Prinzip, nämlich die Befolgung

des internationalen Gesetzes und für die Existenz eines kleinen Staates, der laut Präsident Wilsons Lehre von der Selbstbestimmung ins Dasein gerufen worden war. Damals aber waren wir nicht zum Kampf bereit gewesen, und später hatten wir den Fusstritt in den Rücken Prags und die Ohrfeige ins Gesicht Albaniens hingenommen. Jetzt kämpften wir weder für andere noch für ein Prinzip, sondern um unser Leben. Es könnte im amerikanischen Interesse liegen, unser Leben zu retten, doch bis dies deutlich erkennbar war, vermochte ich keinen Grund für Amerikas Intervention zu sehen, über diese Fragen hatte ich vor meiner Abreise in London einige hitzige Erörterungen mit Freunden gehabt, die mich für allzu proamerikanisch eingestellt hielten. Ich konnte ihnen damals nicht sagen – weil es noch immer ein Geheimnis war – wie der Präsident, hätte er auf das Risiko seiner politischen Laufbahn hin eine Intervention in Europa vorgeschlagen, vom Premierminister abgewiesen worden wäre!

Bei meiner Ankunft in den Vereinigten Staaten äusserte ein Freund, der mich gut kannte, er hege im Zusammenhang mit meinem Besuch nur eine Befürchtung: nämlich, dass ich die Ruhe verlieren würde. Ich wettete mit ihm, dass dies nicht der Fall sein würde; ich habe die Wette gewonnen und bin stolz darauf, denn Selbstbeherrschung gehört nicht zu meinen angeborenen Vorzügen.

In der Tat begegnete ich sehr wenigen Herausforderungen, jedoch niemals einer auf öffentlicher Rednertribüne. In den fünf Monaten hielt ich einundsechzig vertraglich festgesetzte Vorträge, gar nicht zu reden von einer Anzahl Ansprachen nach Lunch- und Dinnergesellschaften. Meine Reise führte mich durch das ganze Land, von Oregon nach Florida, von Texas und Kalifornien nach Maine. Ich überschritt auch die Grenze nach Kanada. Nirgends erlebte ich einen schlechten Empfang, und nirgends war mir die Presse unfreundlich gesinnt. Ein Labourmitglied behauptete im Unterhaus, ich sollte zurückgerufen und interniert werden, weil ich unermesslichen Schaden anrichtete. Einige amerikanische Zeitungen zitierten ihn verwundert, aber keine unterstützte ihn.

Hauptziel meiner Vorträge war, Aufklärung zu geben und Missverständnisse zu berichtigen. Nicht ein Prozent in jeder Zuhörerschaft hatte vom Statut von Westminster gehört oder geglaubt, die Dominien regierten sich selbst. Ebenso wenig waren sie sich des mohammedanischen Problems in Indien bewusst oder hatten eine Vorstellung von dem Blutvergiessen, das notwendigerweise folgen musste, wenn die britischen Truppen sich zurückzögen. Ich berichtete ihnen, wie es zum Krieg gekommen war und was Hitler in Deutschland angerichtet hatte. «Das Überleben der Freiheit» war der Titel vieler dieser Vorträge, aber mitunter dachte ich wie Mark Twain, der seinem Vortragsagenten eine Liste mit Titeln gab, aus denen seine Zuhörer wählen konnten, und dazu bemerkte: «Sie bekommen ohnehin denselben Vortrag.»

Die Sache Grossbritanniens war damals in den Vereinigten Staaten nicht populär, aber sie war immerhin populärer als die Sache Deutschlands, und die meisten Amerikaner hofften auf unseren Sieg. Dass Deutschland jemals eine Bedrohung für Amerika werden könnte, wäre, wenn jemand es angedeutet hätte, phantastisch erschienen. Die Politik des Appeasement war so weit gegangen, dass Grossbritannien in schlechten Ruf gekommen war. Ich erinnere mich irgendeiner in jenem Winter erschienenen Veröffentlichung, die einen Bericht der durch Hitler an den Juden begangenen Greuel enthielt. Ich schlug einem uns wohlgesinnten prominenten Tagesschriftsteller und Radiosprecher vor, diesem Bericht einige Publizität zu verschaffen. «Aber wir haben das alles ja schon seit langem gewusst», wandte er ein. «Wir haben aus Protest unseren Botschafter aus Berlin abberufen. Und was habt ihr getan?» Ich gab zu, dass wir nichts unternommen hatten. «O doch», erwiderte er. «Euer Premierminister hat ein Abkommen mit Hitler unterzeichnet!»

Die allgemeine Ansicht war die, dass Europa sich wieder im Krieg befand, dass Hitler ein Scheusal war, aber Stalin ebenfalls. Man hoffte, dass die Engländer gewinnen würden – noch mehr aber hoffte man, dass kein junger Amerikaner sein Leben im Kampf für das britische Empire weg-

werfen musste. Die Vereinigten Staaten hatten den letzten Krieg gewonnen, und es war ihnen kaum dafür gedankt worden. Man hatte ihnen nicht einmal das geliehene Geld zurückbezahlt. Einmal waren die Vereinigten Staaten hingerissen worden, ein zweites Mal wollten sie sich nicht wieder fangen lassen.

Ich denke, das ist keine ungerechte Skizze des gemässigten amerikanischen Denkens jener Zeit. Natürlich gab es von Anfang an eine starke Volksmeinung zugunsten einer Intervention, aber es handelte sich hier um eine Minderheit, deren Umfang abzuschätzen damals schwierig gewesen, heute unmöglich wäre. Nie werde ich eine grosse Lunchgesellschaft vergessen, an der ich im Hause von Mr. Tom Lamont am Wahltag, dem 7. November 1939, teilnahm. Ich glaube, wir waren dort die einzigen Engländer. Am Ende der Mahlzeit erhob sich Mrs. Lamont und sagte: «Ich erhebe jetzt mein Glas, aber es braucht niemand mitzutrinken, der nicht will. Ich trinke auf den Sieg der Alliierten – zum Teufel mit der Neutralität.» Ich habe nie vermocht, die Dankbarkeit auszudrücken, die ich in diesem Moment empfand, aber bei einem Blick rings um den Tisch sah ich viele, die nur zögernd tranken und die Unklugheit ihrer Gastgeberin bedauerten. Es war umso mutiger von Mrs. Lamont, diesen Trinkspruch auszubringen, als ihr Gatte Teilhaber der Firma Morgan war, die damals von den prodeutschen Propagandisten beschuldigt wurde, eine ziemlich düstere Rolle gespielt und um einiger finanzieller Vorteile willen Amerika in den letzten Krieg hineingeritten zu haben.

Gerade weil das amerikanische Volk damals so empfand, habe ich nie aufgehört, mich über die Wärme des uns zuteil gewordenen Empfanges zu wundern, wo auch immer wir uns in dem grossen Lande befanden. Leichtfertig Verallgemeinerungen über ein grosses Land auszusprechen, ist meist töricht. Zu behaupten, die Franzosen seien gescheit, die Spanier stolz, die Italiener leichtfertig oder die Engländer mürrisch, heisst, mehr Kenntnisse und Erfahrung voraussetzen, als irgendein Einzelner zu besitzen vermag. Und doch möchte ich aus meinen begrenzten Beobachtun-

gen erklären, dass die Amerikaner die besten Manieren der Welt haben, und hinzufügen, dass der Grund, weshalb sie die besten Manieren haben, der ist, dass sie die gütigsten Herzen besitzen.

Obwohl ich nur einundzwanzig der achtundvierzig Staaten besuchte, kann ich behaupten, während meiner Reise ziemlich viel vom Land und den meisten Gesellschaftsschichten gesehen zu haben. Zweimal begegnete ich im Lauf dieser einundsechzig Vorträge einer kleinen organisierten Opposition – einmal in Brooklyn und einmal in Boston: in beiden Fällen war die alte irische Fehde der Anlass. In Brooklyn marschierten ein paar pathetische Streikposten bei heftigem Regen um die Halle herum und warnten das Publikum, hineinzugehen, aus Angst, der schlimme englische Redner würde die Vereinigten Staaten in den Krieg locken. In einer der vielen Versammlungen, in denen ich sprach, gab es ein paarmal Unterbrechungen, die sofort unterdrückt wurden.

Häufig kamen die Leute, vor allem in kleineren Orten, nach diesen Vorträgen zu mir, um sich für den Ton, in dem manche Fragen gestellt worden waren, zu entschuldigen. Solche Fragen, die sich beispielsweise mit unserem Versäumnis, die amerikanischen Schulden zurückzuzahlen oder unserer Behandlung des indischen Volkes befassten, empfand ich als völlig berechtigt und ganz natürlich. Ich nahm sie nie übel, doch wollten meine höflichen Gastgeber ihr Bedauern äussern, dass solche Fragen überhaupt gestellt worden waren, und mir versichern, dass die Fragesteller keine Einwohner der betreffenden Stadt waren, sondern Fremde, die aus entfernten, unbekanntem Orten gekommen waren.

Ich war gewarnt worden, die amerikanische Gastlichkeit sei überwältigend, und die endlosen gesellschaftlichen Anlässe, denen der Vortragende beizuwohnen habe, seien ermüdender als die Vorträge selbst. Diese Erfahrung machte ich nicht. Ich war im Gegenteil über den rücksichtsvollen Takt erstaunt, mit dem wir behandelt wurden. Häufig kamen wir am frühen Morgen an. Immer war jemand an der Bahn, um uns abzuholen und ins Hotel zu bringen. Dann

hiess es meistens: «Sie sind gewiss müde und ziehen einen ruhigen Tag für sich allein vor. Wir haben dafür gesorgt, dass ein Auto zu Ihrer Verfügung steht, und wenn Sie Lust haben, heute Abend vor dem Vortrag zu einem Cocktail zu uns zu kommen, würden wir uns freuen. Sie zu sehen.»

Für gewöhnlich warteten Photographen im Hotel, deren Verhalten ich stets als durchaus zurückhaltend empfand. Sie baten meistens um zehn Minuten oder eine Viertelstunde und unterliessen anschliessend jede weitere Bitte. Niemals habe ich Schwierigkeiten mit Vertretern der amerikanischen Presse gehabt, und wenn Menschen wirklich solche Schwierigkeiten haben, so ist es meiner Ansicht nach ihr eigener Fehler. Die amerikanische Presse reagiert auf Höflichkeit. Sie ist aber auch durchaus fähig, auf Unhöflichkeit zu reagieren. Während irieines ganzen Aufenthaltes in diesem Land – es war weder mein erster noch mein letzter Besuch – bin ich niemals in der Presse der Vereinigten Staaten falsch dargestellt oder ist falsch über mich berichtet worden – was ich von der Presse anderer Länder, in denen ich gelebt habe, nicht sagen kann.

Im Verlauf meiner Fahrten hatte ich die Ehre, von Präsident Roosevelt empfangen zu werden und allein mit ihm zu speisen. Er sass hinter seinem schweren Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer. Eine bewundernswerte Vorrichtung wurde hereingerollt, die das Essen trug und warm hielt. «Ich trinke gewöhnlich Tee», sagte er, «aber es ist auch Kaffee da, weil die meisten diesen vorziehen. Ich weiss, dass Sie als Engländer Tee vorziehen, deshalb sollen heute Sie den Tee und ich den Kaffee trinken.» Ich unterdrückte die Bemerkung, dass keines von beiden zu meinen Lieblingsgetränken beim Lunch gehört, und dachte darüber nach, wie ahnungslos selbst der grösste Mann hinsichtlich der Sitten anderer Länder sein kann.

Roosevelt entwickelte dann seine Theorie der vier Freiheiten, über die er mit mir sprach, sowie über das Problem der Arbeitslosigkeit, das, wie er anregte, durch die Entwicklung des mittleren Südamerika gelöst werden könnte. Ich war sehr von ihm beeindruckt, spürte aber seine Ent-

täuschung über mich. Im Zwiegespräch zeige ich mich nicht von der besten Seite, und selbst der ausgezeichnete Tee vermochte meine Zunge nicht zu lösen.

Es waren erfüllte Monate, und zuletzt war ich erschöpfter, als ich je gewesen bin. Ich weiss nicht, ob ich Gutes gewirkt habe, bin aber sicher, nicht geschadet zu haben. Viele der damals erhaltenen liebenswürdigen und sogar begeisterten Briefe habe ich aufgehoben und viele der damals geschlossenen Freundschaften weitergeführt. Einer der anerkanntesten Briefe – weil er sorgfältig ausgewogen und frei von Begeisterung ist, wie man es eben nur von einem Staatsbeamten erwarten kann – kam von unserem Generalkonsul in Chicago, wo ich mehrmals sprach, einer Stadt, der niemand probritische Neigungen nachsagen kann. Er begann seinen Brief mit der Wiederholung aller längst bekannten Argumente gegen die Propagandaversuche in Amerika und fuhr dann fort:

«Nachdem ich hier die einzig mögliche Kritik an Ihrem Vortrag zum Ausdruck gebracht habe, sage ich Ihnen mit der grössten Bestimmtheit, dass Sie nichts als Gutes tun, soweit es Ihre Zuhörer betrifft. Solche Vorträge wie der vom vergangenen Montag können nicht verfehlen, den guten Willen zu fördern, und ich glaube, Sie machen Ihre Sache ausgezeichnet. An Ihrer Stelle würde ich weder den Kritikern, die gelegentlich in der Zeitung erscheinen, noch der Flüsterpropaganda, die zweifellos die Deutschamerikaner betreiben, gestatten, die einmal festgelegte Linie zu beeinflussen. Nach Ablauf Ihres hiesigen Aufenthaltes sollten Sie mit dem Gefühl heimgehen können, dass Sie dazu beigetragen haben, unsere Stellung in diesem Krieg zu klären.»

Aber was kann eine einzige einsame Stimme bei dem Versuch erreichen, eine Bevölkerung von über hundertfünfzig Millionen zu überzeugen? Am Abend vor unserer Abreise von Amerika, Anfang März, befanden wir uns in einer Gesellschaft mit einem halben Dutzend der zuverlässigsten und unentwegtesten amerikanischen Anhänger unserer Sache, alles Männer in Lebensstellungen, die sie befähigten, die Richtung der öffentlichen Meinung abzu-

schätzen. Sie waren einstimmig der Ansicht, die Alliierten hätten während der ersten sechs Kriegsmonate an Popularität verloren. Ob die Deutschen gewannen, was die Alliierten verloren, war eine andere Frage, und zwar eine, über die ihre Meinungen auseinandergingen. Die Einstimmigkeit über den ersten Punkt jedoch war ebenso eindrucksvoll wie deprimierend. Viele Gründe wurden angeführt, doch meiner Meinung nach liefen sie alle auf einen Punkt hinaus, nämlich den, dass unsere Propaganda schlecht organisiert war. Ich beschloss, nach meiner Rückkehr alles mir nur Mögliche zu tun, um diesem Übelstand abzuhelpfen.

XVII. KAPITEL

INFORMATIONSMINISTER

1940-1941

Am 9. März fuhren wir mit einem amerikanischen Schiff von New York ab und berührten Gibraltar, Neapel und Genua, wo wir landeten. Genua, gewöhnlich eine der betriebsamsten und lautesten Städte Europas, wirkte wie eine Totenstadt; nie vorher und nachher habe ich es so anziehend gefunden. Benzinmangel war der Hauptgrund für die Ruhe, die sich auf Genua gesenkt hatte. Hätte sich Italien im Kriegszustand befunden, wären diese Verhältnisse in Genua begreiflich gewesen. Dass aber Italien innerhalb zweier Monate freiwillig in den Krieg gehen würde, schien kaum wahrscheinlich. Ich glaube auch nicht, dass es sich jemals dazu entschlossen hätte, wäre nicht der plötzliche und unerwartete Sturz Frankreichs gekommen. Mussolini glaubte, wie viele besser unterrichtete Leute, der Krieg sei vorbei, und so trieb ihn sein natürlicher Instinkt dazu, sich auf die Seite des Siegers zu schlagen, um an der Beute teilzuhaben.

Pünktlich und bequem fuhren wir nach Paris, wo wir viele alte Freunde antrafen. Es war Osterzeit, und das Wetter war herrlich. Auch Belloc war da, noch immer heiter und zuversichtlich. Ich sah den Kolonialminister Mandel, der heiter und mutig auftrat. Ich besuchte ihn in seinem Amt. Sein Tisch war wie gewöhnlich mit Dokumenten übersät, die sich scheinbar in völligem Durcheinander befanden – doch konnte er ohne Zögern alles Gewünschte hervorholen. Ich fragte ihn nach der französischen Luftwaffe, über die ich beunruhigende Berichte vernommen hatte, worauf er lachend antwortete, jedesmal, wenn er

danach frage, teile man ihm mit, es gäbe noch weniger Maschinen als bei seiner letzten Nachfrage. Er schien so heiter, dass ich dachte, ich hätte mich verhört, aber er meinte wirklich, was er sagte.

Ich traf auch Henri de Kerillis wieder, den einzigen nichtkommunistischen Abgeordneten, der gegen München gestimmt hatte. Er war durchaus nicht heiter, sondern von der Drohung der Fünften Kolonne besessen. Er versicherte mir, dass sie es war, die befürwortet hatte, Hilfe nach Finnland zu entsenden, eine Sache, die Russland hätte veranlassen können, an der Seite Deutschlands in den Krieg einzutreten. Die Stärke des Feindes wäre dann so gross gewesen, dass Frankreich zur Kapitulation gezwungen worden wäre. Das sei, was die Fünfte Kolonne angestrebt hätte.

Die französische Regierung stürzte während unseres Pariser Aufenthaltes, und auf Daladier folgte Reynaud. Wir hofften, dies bedeute eine Verbesserung, was aber nicht der Fall war.

Bei unserer Rückkehr nach England herrschte eine ganz andere Atmosphäre als bei unserer Abreise. Die Unzufriedenheit mit der Regierung war offenkundiger und heftiger geworden, und die Methode des Premierministers, der Unzufriedenheit zu begegnen, bestand nicht darin, sein Team durch Berufung neuer Männer zu stärken, sondern darin, die Karten zu mischen und die gleichen Karten an anderen Stellen auszulegen. Er hatte Hore-Belisha fallen gelassen und wurde ungerechterweise verdächtigt, so gehandelt zu haben, weil er sich der Demokratisierung der Armee widersetzt hatte. Er hatte Sir John Gilmour, der immer ein beliebtes Mitglied des Unterhauses gewesen war, aus dem Ruhestand zurückberufen. Sir John hatte aber nie im Ruf gestanden, wirksame intellektuelle oder dynamische Eigenschaften zu besitzen. Vier Jahre zuvor war er von Baldwin aus dem Kabinett entlassen worden. Er starb noch im gleichen Jahr.

Unsere eigene kleine Gruppe hatte sich zerstreut. Diejenigen, die im militärdienstpflichtigen Alter standen, waren in den Krieg gezogen, zwei von ihnen, um zu fallen. Unsere Führer, Anthony Eden und Winston Churchill,

waren Mitglieder der Regierung. Der Rest hatte sich indessen unter dem mächtigen und ansehnlichen Flügel Lord Salisburys gesammelt, in dessen Haus wir wöchentlich Versammlungen abhielten, wo Kritik an der Regierung und Anregungen zu deren Verbesserung nicht verboten waren.

Eines Nachts in Bognor, als ich schon zu Bett lag und schlief, läutete das Telephon. Winston Churchill war am Apparat. Er war ganz überraschend nach Frankreich zu einer Ministerkonferenz gerufen worden und sollte zwei Tage später die Hauptansprache beim Jahreslunch der Royal Society of St. George halten. Er bat mich, ihn zu vertreten. Die Frist war kurz und die Verantwortung gross, aber ich nahm an. Die Feier war gut besucht. Betrüblerweise hörte ich kurz vor dem Lunch, ein alter Herr im Klub hätte geäussert, er habe die lange Reise von Yorkshire um des Vergnügens willen gemacht, Winston zu hören; als bekanntgegeben wurde, dieser könne nicht erscheinen, erhob sich so etwas wie ein Murren der Enttäuschung in der Zuhörerschaft. Als der Vorsitzende fortfuhr und sagte, sie hätten glücklicherweise mich als Stellvertreter gewonnen, war der Beifall schwach und uninteressiert. Und doch geschah es, dass ich meine erfolgreichste Rede hielt. Am Ende sprangen die Zuhörer spontan auf, klatschten und riefen Beifall. Ich fühlte mich durch diese Aufnahme ermutigt.

Das Ende des April und die beiden folgenden Monate sollten eine Kette von Katastrophen für die Sache der Alliierten bringen. Und schon entwickelte sich in den parlamentarischen Kreisen Londons ein Gefühl, das von den auf Urlaub befindlichen Angehörigen der Streitkräfte geteilt und verstärkt wurde, dass irgendetwas in der Kriegführung bedrückend falsch sei. Das traurige Misslingen des Norwegen-Feldzuges brachte die Dinge zur Entscheidung. Am 7. Mai begann im Unterhaus die zweitägige Debatte, die das Schicksal von Chamberlains Regierung besiegelte. Die meisten Menschen waren, glaube ich, von dem Ergebnis überrascht. Ich weiss nur, dass ich es jedenfalls war. Aber beim Wiederlesen des Berichtes über die Debatten im *Hansard*, dem amtlichen Parlamentsbericht, ist es noch

überraschender zu sehen, wie schwach die Unterstützung der Regierung – abgesehen von der zahlenmässigen – war. Glücklicherweise erkannte Chamberlain diese Tatsache selber, denn trotz aller verhängnisvollen Reden, die gehalten worden waren – trotz der mehr als dreissig Mitglieder seiner eigenen Partei, die gegen ihn stimmten und zweimal sovieler Stimmhaltungen – behielt er noch immer die wesentliche Mehrheit von einundachtzig. Er hätte sich an sein Amt klammern können, wäre er unklug genug gewesen, es zu tun.

Die Erregung im Haus ging hoch in diesen Tagen. Die toten Spalten des *Hansard* können sie nicht mehr wiedergeben, sie können nur das Gedächtnis derjenigen, die damals dabei waren, in der nötigen Weise stützen. Fünf Mitglieder der Konservativen Partei sprachen gegen die Regierung, und nur sechs, abgesehen von den Ministern, sprachen dafür. Auch befand sich unter diesem halben Dutzend keine einzige parlamentarische Persönlichkeit von Bedeutung. Sie schienen für diese Aufgabe abkommandiert gewesen zu sein, und zwar von den Einpeitschern, die meinten, es müsse bei einer so grossen Armee ein paar Gemeine geben, um die Schützengräben zu bemannen. Die beiden Sensationen der Debatte am ersten Tag waren die Ansprachen von Roger Keyes und Leo Amery, die natürlich beide von den Bänken der Konservativen aus sprachen. Keyes erschien im Haus in Admiralsuniform. Er hatte mich deswegen um Rat gefragt, und ich hatte ihm eifrig zugeredet. Der grosse Eindruck, den seine Rede hinterliess, war durch diese Geste sicher erhöht worden. Sie zeigte, dass es sich zum mindesten für ihn um keine gewöhnliche Debatte über Kriegführung handelte, sondern um einen feierlichen Anlass, der vielleicht das Schicksal des Landes entscheiden konnte.

Der Admiral galt nicht als guter Redner, und ich persönlich fürchtete, wohl weil ich um den Erfolg der Rede so besorgt war, er hätte versagt. Aber ich hatte unrecht. Der Eindruck, den er machte, war riesengross: die Aufrichtigkeit hinter seinen Worten verlieh der Rede Leben. Seine Zuhörer wussten, dass er kein ränkesuchender Politiker,

kein Stellenjäger, kein spitzfindiger Kritiker und, obgleich alle seine Grundsätze konservativ waren, kein Parteihengst war. Der Treueste der Treuen, konnte er doch dem Premierminister nicht länger die Treue halten. Er wusste, dass das, was er tat, keine Kleinigkeit war, und aus diesem Grund, damit die anderen verstehen sollten, was es ihm bedeutete, legte er zu diesem Anlass die Uniform an, die als «Ehrenkleid» zu tragen, er sich das Recht auf so vornehme Weise erworben hatte.

Amery sprach später am Abend. Seine Rede war nicht nur eine Kritik am Norwegen-Feldzug, sondern eine Anklage gegen den Leumund der Regierung als solcher. «So können wir nicht weitermachen», sagte er, «es muss einen Wechsel geben.» Und er schloss, indem er die grimmigen Worte zitierte, die Oliver Cromwell einst an das Rumpfparlament des Langen Parlaments gerichtet hatte: «Ihr habt hier zu lange gegessen», rief er und wandte sich damit an die Regierungsbank, «für das bisschen, was ihr geleistet habt. Schert euch fort, sage ich, wir sind fertig miteinander. In Gottes Namen, geht!»

So kam es zur Schlacht, die erst am nächsten Tag zu Ende ging. Herbert Morrison eröffnete sie für die Opposition und machte die entscheidende Ankündigung, die Arbeiterpartei beabsichtige, die Angelegenheit zur Abstimmung zu bringen. Im Haus wurde der rein formelle Antrag der Vertagung gestellt. Es bedurfte keiner Abstimmung, und viele hatten gehofft, es würde möglich sein, sie zu vermeiden. Morrisons Feststellung war deshalb eine Herausforderung. Als er sich gesetzt hatte, sprang der Premierminister offensichtlich zornig auf. Er nahm die Kampfansage an und wandte sich an seine «Freunde im Haus – und ich habe Freunde im Haus». Sie sollten ihn unterstützen. Diese Worte waren unglücklich gewählt, denn von der Streitfrage hing der Ausgang des Krieges ab, und es war nicht die Zeit zu einem persönlichen Appell an die Freundschaft. Als die Reihe zu sprechen an mich kam, verwies ich auf eben diesen Punkt und fügte hinzu, es sei meine Absicht, gegen die Regierung zu stimmen, zum ersten Mal während der achtzehn Monate, die seit meinem Ausscheiden ver-

strichen waren. Ich drang darauf, es sei höchste Zeit für eine Koalitionsregierung, und ich erinnerte das Haus daran, dass Anthony Eden eine solche zur Zeit der Münchener Debatte befürwortet hatte. Die durch ihre riesige Mehrheit gesicherte Regierung hatte damals seine Anregung kaum ernst genommen. Ferner verwies ich auf die Tatsache, dass die Debatte am Abend von Winston Churchill im Namen der Regierung abgeschlossen werden sollte. Ich warnte die Mitglieder davor, sich von seiner glänzenden Rednergabe allzusehr beeinflussen zu lassen. «Er wird mit seiner Beredsamkeit», so sagte ich, «diejenigen verteidigen, die sich so lange weigerten, seinen Rat anzuhören – die seine Warnungen mit Verachtung strafte und es ablehnten, ihn ins Vertrauen zu ziehen. Diejenigen, die so oft vor seinem Schwert gezittert haben, werden nur allzu froh sein, sich hinter seinem Schild zu verkriechen.»

Die Abstimmung gestaltete sich dramatisch. Ich sah einen jungen Offizier in Uniform, seit langem ein glühender Bewunderer Chamberlains, durch den Wandelgang der Opposition gehen, während ihm die Tränen übers Gesicht rannen. Als das Ergebnis verkündet wurde, aus dem die Anzahl andersdenkender Konservativer deutlich wurde, begann einer aus der Tory-Opposition das «Rule Britannia» zu singen. Die Regierung hatte eine Mehrheit von einundachtzig Stimmen, doch hatten mehr als dreissig ihrer sonstigen Anhänger gegen sie gestimmt, und viele hatten sich der Stimme enthalten.

Die nächsten beiden Tage waren erfüllt von Gerüchten und Geschwätz. Chamberlains anfängliche Idee war es, eine Koalitionsregierung unter seiner eigenen Führung zu bilden. Doch am ersten der beiden Tage überzeugte ihn die Haltung der Labourpartei von dieser Unmöglichkeit.

Am zweiten Tag – Samstag, dem 10. Mai – überfielen die Deutschen Holland und Belgien. Es ist merkwürdig, dass Chamberlains erste Reaktion darauf war, dieses schreckliche Ereignis bilde einen Vorwand, auf seinem Posten zu bleiben. Ein Beweis dafür, wie Männer in sehr hohen Stellungen zu der ehrlichen Überzeugung gelangen können, ihre Dienste seien unentbehrlich, und sie selber im kri-

tischen Augenblick nicht zu ersetzen. Kingsley Wood, auf dessen Ratschläge er sich verliess, überzeugte ihn davon, dass diese Ereignisse die Dringlichkeit seines Rücktritts nur noch erhöhten. Seine Wahl lag zwischen Halifax und Churchill, jenen beiden, die ich ein Jahr zuvor in meinem Brief an Baldwin als die einzig möglichen Koalitions-Premierminister erwähnt hatte. Churchills Aktien waren seitdem gestiegen. Er hatte sich als höchst befähigter Erster Lord der Admiralität erwiesen, seine Reden im Unterhaus waren besser als die jedes einzelnen seiner Kollegen gewesen, und alles, was er in der Vergangenheit prophezeit hatte, war zur katastrophalen Wirklichkeit geworden. Halifax war lediglich der Aussenminister von München geblieben. So wurde Winston Churchill gerade an dem Tag, an dem Hitler den eigentlichen Krieg gegen Europa auslöste, Premierminister von England. Es war höchste Zeit.

Der nächste Tag war Pfingstsonntag. Das Wetter war schön, wie es so häufig in kritischen Augenblicken der englischen Geschichte zu sein scheint. Ich war aufgefordert worden, im Lauf des Vormittags beim neuen Premierminister in der Admiralität, die er noch innehatte, vorzusprechen, und wurde in den Raum geführt, der vor zwei Jahren der meine gewesen war.

Der Premierminister erklärte mir, er habe bei der Zusammensetzung seines neuen Kabinetts keine freie Hand gehabt, daher nach strengen Parteigesetzen vorgehen und der Arbeiter- sowie der Liberalen Partei viele Stellen geben müssen. Er erwähnte das als Einleitung und beinahe als Entschuldigung dafür, dass er mir das Informationsministerium antrug, und fügte hinzu, der Status des Ministers solle verbessert werden und er – der Minister – den Sitzungen des Kriegskabinetts beiwohnen, um von allen Geschehnissen so vollständig wie möglich unterrichtet zu sein.

Soweit es mich betraf, war keine Entschuldigung nötig. Ich war hochofrenut. Es schien mir hier um einen Posten zu gehen, den ich ausfüllen konnte. Während meiner Amerikareise hatte ich mir feste Ansichten über die Notwendig-

keit der Propaganda und die Art und Weise ihrer Gestaltung gebildet. Harold Nicolson wurde mir als Parlamentarischer Unterstaatssekretär zugeteilt, und ich überredete Ronald Tree, der bereits in dem Ministerium gearbeitet hatte, als mein Parlamentarischer Privatsekretär zu bleiben. Beide waren alte Freunde, und ich vertraute auf den Erfolg.

Die ersten Tage meines Dienstes im Ministerium waren voller Zwischenfälle. Eine Katastrophe nach der anderen brach auf dem Schlachtfeld über unsere Streitkräfte herein, und es war meine Pflicht, sie dem Publikum mit passenden Kommentaren zu melden oder die Verbreitung dieser Meldungen zu gestatten. Ich versuchte niemals, die Wahrheit zu verdrehen oder zu bagatellisieren, sondern sie im entsprechenden Verhältnis zum Ganzen zu formulieren. In dem durch den Krieg erzeugten Gemütszustand sind die Menschen allzugern bereit, die Bedeutung der Ereignisse zu übertreiben und zu glauben, nach einem Sieg sei der Krieg gewonnen und nach einer Niederlage sei alle Hoffnung verloren.

Am 2. Juni flog ich nach Paris, um den neuen französischen Informationsminister Frossard zu treffen. Ich speiste in der Botschaft bei unserem Botschafter Ronald Campbell. Es war ein melancholischer Abend. Im Garten schwelte ein riesiges Feuer, in dem unsere Geheimarchive verbrannt wurden. Es waren nur Herren anwesend, und der einzige, dessen ich mich, ausser dem Botschafter, erinnere, war Julien Cain, Leiter der Bibliothèque Nationale. Er sagte, er wünschte, man könnte einschlafen und nicht eher aufwachen, als bis der Krieg vorbei sei. Ich glaube, er ist von den Deutschen schrecklich misshandelt worden, überlebte aber den Krieg und nahm wieder den Posten ein, den er damals innehatte.

Ich erinnere mich, dass Jean Giraudoux am nächsten Morgen – einem der schönsten nur denkbaren Junitage – einen Artikel veröffentlichte, in dem er erklärte, schon der Gedanke an eine mögliche Niederlage sei Verrat. Wäre das wahr gewesen, dann müssten an jenem Tage viele Verräter in Paris gewesen sein.

Wir hielten unsere Konferenz in dem vom französischen Informationsministerium beschlagnahmten Hotel Continental ab. Ernst besprachen wir Fragen wie die der besten Stunden der Nachrichtenübermittlung, der französischen Übertragungen aus London, der englischen aus Frankreich, sowie die der einzelnen kleinen Methoden, mit denen die beiden Ministerien sich gegenseitig helfen konnten. Unsere Verhandlungen gingen in einer Atmosphäre der Unwirklichkeit vor sich. Wir fühlten uns wie eine Gruppe zum Tod Verurteilter, die Karten spielt, während sie auf ihren Abruf zum Schafott wartet.

Wir begaben uns dann zu einem offiziellen Lunch, doch als wir dort ankamen, schickte ein Fliegeralarm alle Kellner in den Keller, wo sie nach den gesetzlichen Bestimmungen bis nach dem Angriff bleiben mussten. Wir sahen uns daher einer langen, prächtig gedeckten Tafel gegenüber, mit einer Grapefruit und einem Brötchen auf jedem Gedeck – und keine Seele zum Servieren. Wir sassen in dieser seltsamen, traumähnlichen Umgebung herum, unterhielten uns sprunghaft, da wir uns nicht gut kannten, bis ich vorschlug, wir könnten uns doch ebenso gut die Grapefruit einverleiben und anschliessend könnten diejenigen, die, wie ich, richtig hungrig waren, diesem nagenden Gefühl durch Brot und Butter abhelfen. Der Vorschlag wurde angenommen – alsbald ertönte eine andere Sirene, und wie durch einen Zauberspruch war der Raum voller Kellner.

Am Abend dinierte ich bei meinen Freunden Mr. und Mrs. Reginald Fellowes, die ein schönes Haus mit einem grossen Garten in Neuilly besaßen. Ich fand es mutig von ihnen, noch immer hier zu sein, da Fellowes im August 1914 in Berlin festgehalten worden war, wohin er seinen Vater begleitet hatte, der fast blind und in Behandlung eines deutschen Augenarztes war. Fellowes hatte den ganzen Krieg als Gefangener in Ruheleben verbracht und war entschlossen, sich nie mehr von den Deutschen fangen zu lassen. Es war eine sehr angeregte Dinnergesellschaft, an der auch Georges Mandel teilnahm, den ich zum letzten Mal sah. Am nächsten Morgen kehrte ich nach London zurück.

Ich führte kein Tagebuch in diesen allzu ausgefüllten Tagen. Selten verliess ich mein Amt, in dem ich die sieben Wochentage arbeitete, vor 8 Uhr und ging häufig später wieder hin. Viele Angehörige meines Stabes arbeiteten ebenso lange wie ich, manche sogar noch länger. Wenige verliessen das Ministerium vor 7 Uhr. Als im Herbst die schweren nächtlichen Bombenangriffe begannen, konnten diese Stunden nicht eingehalten werden. Die meisten Angestellten wohnten in den Vorstädten und mussten nach Haus kommen, solange das Fahren noch möglich war. So wurde die Erlaubnis erteilt, um 5 Uhr zu gehen, und das Ministerium war um 6 Uhr beinahe leer. Dennoch bin ich ganz sicher, dass ebenso viel notwendige Arbeit geleistet wurde wie vorher, und die Leistungsfähigkeit in keiner Weise litt. Von dieser Zeit an bin ich skeptisch in Bezug auf den Wert langer Arbeitsstunden und überzeugt, dass viele Leute ziemlich viel Zeit in ihren Ämtern verschwenden, die nützlicher woanders verbracht werden könnte.

Da ich kein Tagebuch führte, habe ich kein Beweismaterial aus erster Hand zu den Ereignissen dieses Zeitabschnittes, doch besitze ich über das einzige Abenteuer, an dem ich aktiv teilnahm, einen Brief, den ich an einen Freund schrieb. Er berichtet die Geschehnisse fast von Stunde zu Stunde:

26. VI. 40

Es scheint sehr lange her zu sein, seit ich Dir schrieb – und wie viele schreckliche Dinge haben sich in der Zwischenzeit ereignet. Ich habe keine Zeit gehabt – wirklich keine Zeit. Niemals habe ich so schwer gearbeitet. Heute schreibe ich unter besonderen Umständen. Gestern Abend erfuhren wir (die Regierung), dass die letzten Überreste der Regierung Paul Reynauds – die Männer, die gegen die Kapitulation waren – auf dem Weg nach Marokko sind. Bei Sitzungsschluss um Mitternacht wurde beschlossen, ich solle heute Morgen hinfliegen, um sie zur Bildung einer neuen französischen Regierung in Nordafrika zu überreden, damit der Widerstand gegen die Deutschen weitergeführt werden könne. Kaum hatten wir diesen

Entschluss gefasst, als Fliegeralarm kam – und schon sassen wir alle in Downing Street eingesperrt, ohne Möglichkeit, wegzukommen. Es war eine komische Gesellschaft im Keller, von Mary Churchill, Winstons sehr hübscher jüngster Tochter, bis zum alten Mr. N. C. in einem ganz modrigen Morgenrock. Ich blieb nicht sehr lange unten, sondern ging mit Brendan in den Garten und lief schliesslich zu Fuss nach Haus, wo ich meine Handtasche packen musste. Ich kam nicht vor 4 Uhr ins Bett und musste um 6 Uhr schon wieder aufstehen. Es war ein schöner Morgen, und bis jetzt habe ich die Reise genossen. Meine Reisegefährten sind mein Sekretär Sammy Hood und Lord Gort. Wir verliessen London um 7.45 Uhr und stiegen in Calshot in ein Flugboot um, mit dem wir um 9 Uhr starteten. Jetzt, um 4 Uhr, fliegen wir die portugiesische Küste hinunter und hoffen vor 7 Uhr in Rabat einzutreffen. Es ist keine sehr bequeme Maschine. Zwei lange Liegestätten auf jeder Seite eines quadratischen Tisches – eine Unterhaltung ist wegen des Motorenlärms fast unmöglich.

Zwei Tage später.

Wie erwartet, kamen wir kurz nach 7 Uhr in Rabat an. Wir setzten prachtvoll in einer sehr schmalen Wasserstrasse auf, in der noch niemals ein Flugboot niedergegangen war. Eine grosse, apathische Menschenmenge, hauptsächlich Araber, sah unserem Manöver zu. Alle Flaggen wehten auf Halbmast. Niemand war zu unserem Empfang da. Als wir schliesslich an Land gingen, trafen wir Lord Dillon, einen englischen General, den Verbindungs-offizier von General Noguès, dem Gouverneur von Französisch-Marokko. Er teilte uns mit, wir würden nicht gut empfangen – er habe, allerdings zu spät, telegraphiert, um uns von unserm Kommen abzuhalten. Die Behörden seien entschlossen, mit keiner der Persönlichkeiten, derentwegen ich gekommen war, ein Treffen zu gestatten. Die fraglichen Persönlichkeiten seien nicht in Rabat, sondern in Casablanca – etwa eine und eine viertel Stunde mit dem Auto. Ich begab mich zum britischen Generalkonsul und bewog ihn dazu, dem Konsul in Casablanca zu tele-

phonieren, um meinen Freund zu benachrichtigen. Das Telephon wurde offensichtlich abgehört, denn einige Minuten später rief der Vizegouverneur Morisce an, um mitzuteilen, er habe Weisung, zu verhindern, dass ich mit einem der französischen Exminister in Verbindung träte. Er hoffe, ich würde mich fügen, da er andernfalls gezwungen sei, Schritte zu unternehmen, die er sehr bedauern würde. Ich fragte, ob er mich aufsuchen wolle, was er bejahte. Er war ein grosser, magerer, recht anziehender Mann, sehr nervös und erregt. Die meiste Zeit hatte er Tränen in den Augen. Er sagte, er sei nur Beamter und müsse alle erhaltenen Befehle ausführen: «Wenn General Noguès mir befiehlt, ich solle mich erschiessen, will ich gern gehorchen. Leider sind die Befehle, die er mir erteilt hat, viel grausamer.» Damit meinte er, er müsse die früheren französischen Minister praktisch als Gefangene behandeln.

Es war nichts zu machen. Ich musste versprechen, keine weiteren Versuche zu unternehmen, sie zu sehen. Aber ich schickte Mandel, dem bedeutendsten der Minister, durch unseren Konsul eine chiffrierte Nachricht des Inhalts, ich würde alles tun, um ihn herauszuholen, und wenn nötig, am nächsten Tage von Gibraltar ein Schiff schicken.

Ich ging zum Generalkonsul zurück, und wir speisten mit einigen seiner Freunde zusammen zu Abend. Es war eine schöne, romantische afrikanische Nacht, und die Szenerie war zauberhaft. Das Haus erinnerte an eine Villa in Eastbourne. Das Essen war abscheulich; dazu gab es eine Menge minderwertigen Weins.

Gort und Dillon, alte Freunde, hatten zusammen im Hotel gegessen. Als sie aufbrechen wollten, um zu uns zu kommen, wurde Gort von einem französischen Gemeinen mitgeteilt, es sei ihm verboten, das Hotel zu verlassen. Das war ein bisschen zuviel. Der Oberbefehlshaber der Britischen Expeditionskräfte, angetan mit dem Grosskreuz der Ehrenlegion, praktisch, sozusagen, von einem französischen Gemeinen unter Arrest gesetzt! Dillon rief Morisce an, der erklärte, er wisse von nichts, doch innerhalb von fünf Minuten kam der Soldat zurück und sagte, er bedaure, sich geirrt zu haben. Während wir noch besprachen, was

zu tun sei, läutete das Telephon, und es wurde uns mitgeteilt, Morisce erwarte uns im Generalkonsulat, um sich zu entschuldigen. Als wir dort anlangten, tat er sein Bestes, uns das Geschehene wortreich zu erklären und sich zu entschuldigen. Es war ein unerfreulicher Auftritt. Ich sagte jedoch, der Zwischenfall sei erledigt, und wir wollten keine weiteren Worte mehr darüber verlieren. Wir beschlossen, zum Flugboot zurückzukehren und an Bord zu schlafen, was wir auch taten – äusserst unbequem und mit sehr mässigen Waschmöglichkeiten. In der Morgendämmerung flogen wir ab. Anscheinend war das Starten sehr schwierig und gefährlich, was ich aber erst später erfuhr. Kurz nach 8 Uhr gelangten wir nach Gibraltar. Es war ein angenehmes Gefühl, wieder unter britischer Flagge zu sein und von Adjutanten, Butlern und Lakaien mit heissen Bädern und Eiern mit Speck empfangen zu werden. Alles dies geschah im Regierungsgebäude, sehr englisch in seiner lässigen Würde und viktorianischen Bequemlichkeit. Wir verbrachten dort einen angenehmen Tag – einen richtigen Ferientag – mit Essen und Schlafen in einem schönen Garten. Der Gouverneur und seine Gattin sind nette Leute, ihr Essen und ihr Wein sind ausgezeichnet, Kennst Du ein Gedicht von Shelley, das so beginnt:

«Manch grüne Insel muss sein
Im tiefen weiten Meer des Jammers . .

Dieser Tag war eine solche grüne Insel, und ich genoss ihn. Wir übernachteten dort, wurden heute Morgen um 4 Uhr geweckt und stiegen um 5.30 Uhr vom Wasser über die Säulen des Herkules im Schein eines blutroten Sonnenaufgangs auf. Jetzt ist es 2.30 und wir hoffen, in dreiviertel Stunden die Küste von Cornwall zu sehen.

Oh, gerade habe ich sie erblickt! Anscheinend haben wir in den letzten Stunden günstigen Wind gehabt, so dass wir um dreiviertel Stunden früher dran sind. Von dieser Kabine kann man nicht übermässig weit nach vorn sehen, es ist, als blicke man aus dem Fenster eines Eisenbahnwagens. Als ich aufs Meer hinabschaute, lag auf einmal

England unter meinen Blicken – Cornwalls Felder, kleine weisse Häuschen, die Stationen der Küstenwachen, kleine, zu den Meeresbuchten hinabführende Strassen. Ich war so albern gerührt, vielleicht, weil es unerwartet war. Dieser leidenschaftliche Patriotismus ist vermutlich ziemlich Unsinn, aber das ist ja leidenschaftliche Liebe vermutlich auch. Ich glaube, ich würde sterben, wenn wir uns ergeben müssten.

Der letzte Satz dieses Briefes zeigt, welche Besorgnisse damals die Gemüter der Menschen erfüllten. In diesem Sommer waren wir einer Niederlage sehr nah. Es gab viele, die es niemals erfuhren – es gibt ebenso viele, vielleicht noch mehr, die es vorziehen, sich dessen nicht zu erinnern. In den beiden grossen Kriegen dieses Jahrhunderts ist der Spielraum zwischen Sieg und Niederlage sehr eng gewesen, und es steht sehr zu befürchten, dass die Mehrheit unseres Volkes, die das nicht wusste oder vergessen hat, wie schmal er war, eine Stimmung der Selbstzufriedenheit entwickelt hat, die mit tödlicher Gefahr geladen ist.

Ich hatte nun in vier Ministerien gedient – im Foreign Office, im Kriegsministerium, im Schatzamt und in der Admiralität – so dass ich den Verwaltungsdienst einigermaßen kannte und eine Vorstellung von der Führung eines Ministeriums besass. Der früheren Regierung war oft verübelt worden, dass sie nicht vorausgesehen hatte, was in Kriegszeiten vonnöten war und keine Schritte unternommen hatte, um sich darauf vorzubereiten. Im Fall des Informationsministeriums traf diese Beschuldigung nicht zu. Am Tage des Kriegsausbruches wurde die riesige Maschinerie ins Leben gerufen, und 999 Angestellte gingen an ihre Arbeit. Das Ergebnis war furchtbar. Ein Monstrum war geschaffen worden, so gross, so umfangreich, so ungestalt, dass kein einziger Mensch damit fertig werden konnte. Im Gehirn des Ungeheuers aber lagen so viel Talent, so viel Erfahrung, so viel Phantasie und glänzende Fähigkeiten verborgen, so viel Hingabe an die Pflicht, wie sie nur je in irgendeinem Ministerium anzutreffen waren.

Es wimmelte von ehemaligen Botschaftern und indischen Verwaltungsbeamten im Ruhestand. Die leuchtendsten Zierden des Anwaltstandes wurden für unbedeutende Aufgaben verwendet, ausgezeichnete Literaten hielten ihre Feder im Dienst des Ungeheuers bereit, und alle waren in ihrer Begeisterung für die Sache gewillt, zu jeder Stunde und ohne einen freien Tag zu arbeiten. Es war tragisch, so viele Fähigkeiten, so viel guten Willen mehr oder weniger vergeudet zu sehen.

Ein Ministerium ist ein Organismus, keine Maschine. Der Mensch kann eine Maschine bauen, aber keinen Organismus schaffen, weil dieser etwas Lebendiges ist, und die Erschaffung von Leben bleibt ein Mysterium, das aller Wissenschaft spottet. Würde ich jemals dazu berufen, ein Ministerium zu schaffen, so würde ich einen Mann aussuchen, ihm ein Amt und ein Scheckbuch geben und ihm sagen, andere anzuwerben, wenn sich die Notwendigkeit dafür ergibt.

Es wäre nutzlos und ermüdend, sich über alles, was an dem Ministerium falsch war, zu verbreiten. Der Hauptfehler war, dass es in ihm zu wenig gewöhnliche Verwaltungsbeamte gab und zu viel glänzende Dilettanten. Das Wort, das ich am meisten hörte und am meisten verabscheute, war «Vereitelung». Tag für Tag kamen vorbildliche, wenn auch nur vorübergehend, Angestellte, um mir ihren Rücktritt zu melden. Und jedesmal wollten sie gehen, weil ihre Arbeit «vereitelt» wurde. Sie hatten irgendeine ausgezeichnete Idee gehabt und sie ihrem Abteilungsleiter vorgelegt, der sie entweder glatt abgelehnt oder derartig abgeändert hatte, dass ihre Brauchbarkeit zunichte geworden war. Als reguläre Verwaltungsbeamte wären sie weder erstaunt noch gekränkt gewesen, doch an eine solche Behandlung nicht gewöhnt, waren sie erstaunt und empört.

Die Anwesenheit so vieler fähiger, ungeschulter Männer in einem Ministerium musste notwendigerweise zu häufigen internen Reibungen führen. Gleichzeitig waren wir einem fortgesetzten Bombardement seitens der Kritik ausgesetzt. Seit Kriegsbeginn hatte das Informationsministerium unter den Ministerien die Rolle des Sündenbocks gespielt. Selbst

bei höherer Leistungsfähigkeit wäre das Ministerium wahrscheinlich zu dieser Rolle verurteilt gewesen. Die Presse musste eine Zielscheibe haben, und in Kriegszeiten verringerten Patriotismus und Zensur die Schussmöglichkeiten. Zwar ist der Durchschnittsbürger in seinem Inneren vermutlich davon überzeugt, die auswärtigen Angelegenheiten seines Landes, die Streitkräfte oder den Munitionsnachschub nicht besser führen zu können, weil hierzu gewisse technische Kenntnisse und Erfahrungen erforderlich sind. Aber jedermann meint, dass er einen erstklassigen Informationsminister abgeben würde. Alles, was hier gefordert wird, sind gesunder Menschenverstand, Takt, Verständnis für das Empfinden der anderen und Sinn für Humor – Eigenschaften, die selbst die bescheidensten Menschen sich gewöhnlich selber zugestehen.

Im Sommer 1940 erreichten diese Angriffe den Gipfel der Bösartigkeit und konzentrierten sich auf mich persönlich. Das mag vom privaten Groll mächtiger Persönlichkeiten oder von einer aufrichtigen, aber falschen Ansicht hergerührt haben, ich beabsichtigte, die Zensur zum Nachteil der Presse zu verschärfen. Als ich das Ministerium übernahm, sah ich, dass ein solcher Plan in Übereinstimmung mit vom Kabinett erhaltenen Weisungen vorgesehen war. Das Kabinett war durch ein oder zwei unselige Indiskretionen beunruhigt. Ich zog die Presse zu Rate, die ich einstimmig gegen jede Änderung des herrschenden Systems eingestellt fand, und befragte Cyril Radcliffe, der mit der schwierigen Aufgabe beauftragt war, den neuen Plan seiner Durchführung näherzubringen. Er äusserte seine Zweifel, ob damit irgendwelche grösseren Vorteile erzielt würden. Da ich wusste, auf welche Feindseligkeit der Plan stossen musste, beschloss ich, dem Kabinett einen Bericht vorzulegen, der sich gegen jede Änderung aussprach. Ich erstattete den Bericht einem Unterausschuss, der seinerseits dem Kriegskabinett selber Bericht erstatten musste. Mein Vorschlag wurde schliesslich angenommen, doch brauchte all dies viele Wochen, in denen die Angriffe immer heftiger wurden.

Man entdeckte, dass eine Anzahl sorgfältig ausgesuchter

Leute vom Informationsministerium beauftragt worden waren, den Stand der öffentlichen Meinung zu ergründen und über die Art der an den Behörden geübten Kritik zu berichten. Es war ihre Aufgabe, herauszufinden, welche Bestimmungen unnötige Härten darstellten, welche Verknappungen am meisten empfunden wurden und wo, kurz gesagt, der Schuh drückte. In einer Zeit, in der die Zensur die Erörterung gewisser Missstände in der Presse verbot, vermochten diese Untersuchungsbeamten wertvolle Dienste zu leisten, und sie taten es auch. Ich konnte kein Verdienst in dieser Sache für mich beanspruchen, da sie in Gang gebracht worden war, noch ehe ich Minister wurde. Doch nun musste ich die ganze Schwere der Verdrehung dieser Dinge tragen. Es wurde nämlich die Behauptung aufgestellt, ich hätte ein Spionagesystem errichtet, das gewissen Leuten das Recht gab, die Nase in die Angelegenheiten ihrer Nachbarn zu stecken, und «Nieder mit Coopers Schnüfflern» wurde zum Schlagwort der volkstümlichen Presse.

Es war ein melancholischer Herbst. Jeden Abend, so schien es wenigstens, ertönte gleichzeitig mit dem Einsetzen der Verdunkelung die Alarmsirene. Wir wohnten im Dorchester Hotel, das nie getroffen wurde. Das Informationsministerium wurde, glaube ich, neunmal getroffen, doch war es ein festes, modernes Gebäude und blieb stehen. Meine morgendliche Fahrt vom Hotel zum Amt war deprimierend. Bloomsbury litt schwer, und fast jeden Morgen konnte man neue Schäden bemerken, und oft begegnete ich Autos mit den Leichen der Opfer – man konnte das schon auf den Gesichtern der Fahrer lesen.

Doch mit der Jahreswende begannen sich die Dinge zu bessern. In Nordafrika verzeichneten wir unsere ersten Siege, die Nächte wurden kürzer, und obwohl die schwersten Bombenangriffe erst noch kommen sollten, so waren sie doch weniger häufig als bisher.

Meine Beziehungen zur Presse besserten sich ebenfalls. Im vergangenen August war im Garrick Club eine grosse Dinnergesellschaft veranstaltet worden, wo ich alle meine Kritiker antraf. Ich habe vergessen, wer der Veranstalter

war, aber ich weiss, dass J. B. Priestley freundlicherweise den Vorsitz übernahm. Soweit ich mich erinnern kann, war das Ergebnis sehr zufriedenstellend. In der Folge gab ich kleine Lunchgesellschaften für Journalisten, Redakteure, Lobby-Korrespondenten, neutrale Beobachter, die Provinzpresse usw. Die Vereinigten Staaten hatten damals ein aussergewöhnlich gutes Korrespondententeam in London, fast ausnahmslos antideutsche Leute, die der gemeinsamen Sache grosse Dienste erwiesen.

Obwohl meine letzten sechs Monate im Ministerium friedlicher waren, wurde ich doch niemals glücklich. Ich glaube, die Wahrheit ist die, dass in der britischen Regierungsform kein Raum für ein Informationsministerium ist. Die Publizität hat in unseren Tagen infolge der Schnelligkeit und mannigfachen Methoden der Übermittlung eine vermehrte Bedeutung erhalten. Wir haben noch nicht gelernt, damit fertig zu werden, doch wollen wir hoffen, dass man sich die Lehren des letzten Krieges zu Herzen genommen hat. Jede Auslandspropaganda sollte unter der direkten Kontrolle des Foreign Office stehen. In Friedenszeiten sollte sich ein kleines Dezernat damit befassen, das bei Kriegsausbruch jederzeit schnell und weiter ausgebaut werden kann. Die anderen Ministerien sollten ihre Beziehungen zur Öffentlichkeit über Vermittlungsinstanzen zwischen Behörden und Publikum ausüben, die alle regelmässig für die Sicherung der nötigen Koordinierung zusammenkommen müssten. Im letzten Krieg bestand das Ernährungsministerium darauf, seine eigene Presse- und Propagandaabteilung zu betreiben. Das war festgesetzt worden, noch ehe ich ins Informationsministerium kam – und ich ärgerte mich darüber. Aber ich muss zugeben, dass die Aufklärung der Öffentlichkeit durch das Ernährungsministerium besser als die irgendeines anderen Ministeriums funktionierte.

Ich hatte keine Verbindungen zu diesem Ministerium, doch zankte ich mich ständig mit anderen Ministerien, besonders mit dem Foreign Office und den Ministerien der drei Streitkräfte. Wandte ich mich um Unterstützung an den Premierminister, erhielt ich sie nur selten – er inter-

essierte sich nicht für diese Angelegenheit. Er wusste, dass Propaganda keinen Krieg gewinnt. Rückblickend glaube ich, dass er recht hatte, doch damals vermochte ich nicht so zu denken. Selbst Propaganda kann man nicht gut machen, wenn man nicht glaubt, sie sei von höchster Wichtigkeit. Ich setzte ihm auseinander, ich sei der Meinung, niemand habe das Recht, in Kriegszeiten zurückzutreten, sonst würde ich meinen Rücktritt erklären, doch wäre ich dankbar, wenn er mir einen anderen Posten verschaffen könnte, was er sehr bald tat. Brendan Bracken übernahm das Informationsministerium und hatte dort einen grossen Erfolg.

Ich hatte bedauert, das Kriegsministerium zu verlassen, und war traurig über meinen Abschied von der Admiralität – das Informationsministerium aber verliess ich mit einem Seufzer der Erleichterung.

XVIII. KAPITEL

SINGAPORE

1941 - 1942

Mit welcher Begeisterung ich die Aussicht begrüßte, das eintönige Leben Londons zur Kriegszeit und die undankbare Plackerei des Informationsministeriums zu verlassen, kann man sich vorstellen. Die Redakteure der Londoner Tageszeitungen gaben mir vor meinem Abschied ein Dinner im Savoy. Alle waren vertreten, ausser der *Times*, die sich von Anfang bis Ende geweigert hatte, mir als Informationsminister Hilfe, Mitarbeit oder Wohlwollen zukommen zu lassen. Wir verbrachten einen heiteren Abend, nicht als Minister und Redakteure, sondern als Freunde, und ich konnte spüren, wie in allen, auch den wildesten Angriffen auf mich nie persönlicher Groll zum Ausdruck gebracht worden war.

Es war gut, das Ministerium zu verlassen, weit besser jedoch war es, zu einer Mission in den Fernen Osten aufzubrechen. Mit unfehlbarer Voraussicht spürte der Premierminister, dass sich im Pazifik Unruhen zusammenbrauten. Er begnügte sich nicht mit der Einleitung aller nötigen Schritte, ihnen zu begegnen, sondern beschloss, einen Vertreter nach Singapore zu entsenden, damit dieser über die Lage Bericht erstatte. Im «Second World War» hat er seine Gründe, weshalb er mich für diesen Posten auswählte, dargelegt. Ich wurde zum Kanzler des Herzogtums Lancaster ernannt, um einen Kabinettsrang innehaben zu können, und am 6. August 1941 brachen wir zu diesem neuen Abenteuer auf.

Die Aussicht war für mich angenehmer als für Diana. Sie hatte sich immer jeder Form von Luftreisen widersetzt, die

für die meisten Menschen unserer Generation wenig Anziehungskraft besitzen. Nur mit Mühe war sie einmal in Texas überredet worden, mitzufliegen. Es war ein Privatflugzeug mit jeder Bequemlichkeit und allem Luxus gewesen, ein wolkenloser und windstillter Tag, und die Gegend so flach wie ein Billardtisch, ohne Hecken und Zäune, so dass es ein leichtes gewesen wäre, jeden Augenblick an jeder Stelle zu landen. Diese Erfahrung hatte indessen ihren Abscheu vor der Luft nur gesteigert und sie in ihrem Entschluss, nie wieder zu fliegen, bestärkt. Nun musste sie einem Flug über den Atlantischen und den Pazifischen Ozean in Kriegszeiten entgegensehen und, wie sich herausstellte, innerhalb der nächsten sechs Monate die ganze Reise um die Welt in der Luft machen. Jede Minute davon war ihr verhasst. Aber sie bewältigte es.

Eine Freude auf unserer Reise nach Singapore bildete eine Begegnung mit unserem Sohn. Er sollte gerade im Monat des Kriegsausbruches in eine Schweizer Vorschule eintreten. Ich hatte immer gedacht, es sei gut für Jungen, etwas von der Welt zu sehen, ehe sie auf den engen Weg der Public School und der Universität geraten; ich selber hatte durch die Vorschulen, die ich in England besucht hatte, nur sehr wenig gewonnen. Es wäre indessen offensichtlich unklug gewesen, einen englischen Jungen in die Schweiz zur Schule zu schicken, wenn Europa im Krieg war. Deshalb hatten wir ihn 1940 in die Vorschule des Upper Canada College geschickt, die mir von Vincent Massay, dem damaligen kanadischen Hochkommissar in London, besonders empfohlen worden war. Er fühlte sich dort glücklich und erhielt guten Unterricht. Unsere amerikanischen Freunde, Mr. und Mrs. William Paley, verpflichteten sich grosszügig, sich während seiner Ferien um ihn zu kümmern. Er weilte daher bei ihnen im August auf Long Island, und als wir auf dem Flughafen La Guardia eintrafen, kamen sie mit ihm zu unserer Begrüssung.

Wegen eines Maschinendefekts im Flugboot verbrachten wir drei Tage in Lissabon und fast vierzehn Tage in den Vereinigten Staaten, wo ich eine Menge Dinge zu erledigen und Leute zu besuchen hatte. Einen Teil dieser Zeit ver-

lebte ich in Washington, wo ich an einem grossen Presselunch beim Botschafter teilnahm und Hauptredner war. Ich sicherte mir auch die Dienste von Tony Keswick, einem Spezialisten für Fernostfragen, der mich als mein Hauptsachberater nach Singapore begleitete, und dessen Dienste sich als unschätzbar erwiesen. Ich hatte eine Zusammenkunft mit dem Präsidenten und eine mit Cordell Hull.

Während meines kurzen Aufenthaltes gewann ich nicht den Eindruck, als betrachte die Mehrzahl des amerikanischen Volkes den Eintritt in den Krieg mit mehr Begeisterung als zu Anfang. Die Engländer waren beliebter als früher. Die zwölf Monate, in denen wir allein gekämpft, und die Art, in der wir die Bombardierung Londons ertragen hatten, erzeugten eine starke Reaktion zu unseren Gunsten. Nun jedoch, da Hitler so wahnsinnig gewesen war, Russland in den Krieg zu ziehen, glaubte man, wir seien mit Russlands riesiger Armee und amerikanischer Ausrüstung imstande, den Krieg zu gewinnen. Die Amerikaner hofften ehrlich, wir möchten gewinnen, waren aber weniger denn je geneigt, selber Schritte zu einem Bündnis mit dem kommunistischen Russland zu unternehmen.

Die amerikanische Haltung angesichts der japanischen Intervention war merkwürdig optimistisch. Ich erinnere mich, in der vor der Presse in Washington gehaltenen Rede geäussert zu haben, es sei mir aus bester Quelle versichert worden, es wäre Selbstmord für die Japaner, in den Krieg einzutreten, doch müsse ich meine Zuhörer daran erinnern, dass die Japaner als Volk den Selbstmord bejahten.

In Honolulu, unserer ersten Station im Pazifik, fand ich diese Zuversicht sogar noch weit verbreiteter. Die Amerikaner dort waren an japanische Dienstboten gewöhnt, und ich hörte, es gäbe keine besseren Diener auf der Welt. Die Leute können sich nur schwer vorstellen, dass sich ihre ergebenen gehorsamen Diener plötzlich in eine aggressive Nation von Kriegerern verwandeln sollen.

In Pearl Harbour schien man sich der Kriegsdrohung noch weniger bewusst als an der Ostküste Amerikas. Man zeigte mir die Einrichtungen der Armee und der Marine und ich konnte nicht umhin, anzudeuten, dass es ein Risiko

sei, mehrere hundert Flugzeuge Flügel an Flügel auf einem einzigen Flugfeld abzustellen. So würde man es – wurde mir ärgerlich versichert – im Kriegsfall natürlich nicht handhaben. Diese Leute konnten nicht wissen, wie schnell und wie plötzlich der Krieg über sie hereinbrechen würde.

Infolge jener unerwarteten und unerklärlichen, mit Flugreisen anscheinend untrennbar verbundenen Verzögerungen wurden wir eine Woche in Honolulu aufgehalten. Zu anderer Zeit wäre ich glücklich gewesen, diese Tage an einem der zweifellos schönsten Plätze auf Erden zu verbringen. Aber nach meinem Gefühl hatte ich nicht das Recht, hier zu sein, am Strand zu faulenzen und bei Millionären zu speisen. Ich fühlte mich ruhelos und unbehaglich. Jeder Augenblick des Entzückens barg einen Tropfen Gift, und ich war froh, als wir wieder nach Midway flogen, von dort nach Wake und von da nach Guam, nachdem wir auf jeder der Inseln eine Nacht verbracht hatten.

Am 6. September trafen wir in Guam ein und flogen am nächsten Morgen, dem 8. September, weiter, da wir nun einen Tag verloren hatten. In Manila, bei unserer letzten Zwischenlandung, assen wir mit General MacArthur zusammen beim britischen Konsul. Mir fehlt die Gabe, Menschen auf den ersten Blick beurteilen zu können. Alles, was mir von dem General erinnerlich ist, war, dass er mir versicherte, er habe meine Biographie Haigs gelesen und schätze sie sehr. Das liess ihn in meiner Achtung steigen.

Am folgenden Tag kamen wir in Singapore an. Wir wurden äusserst gastlich von Gouverneur Sir Shenton Thomas empfangen und blieben eine Woche im Regierungsgebäude. Unsere Mission wuchs bald an. Ausser Tony Keswick und mir befand sich noch ein militärisches Mitglied bei uns, Major Robertson, der uns nach Beginn des japanischen Krieges verliess, um sein in Manila kämpfendes Regiment, die Argyll und Sutherland-Hochländer, zu übernehmen. Man hat ihn nie wieder gesehen. Das Kolonialministerium stellte mir die Dienste von Alec Newbould, einem Mitglied des malaiischen Verwaltungsdienstes, zur

Verfügung, und das Foreign Office schickte mir W. D. Allen aus Tschungking. Ich hatte überdies meinen Privatsekretär, Martin Russell, aus England mitgebracht.

Wir richteten uns in zwei Häusern ein, die nur durch ihre kleinen aneinandergrenzenden Gärten getrennt waren. In ihnen konnten wir die ganze Mission unterbringen und hatten genügend Platz für unsere Büros. Wir nahmen alle Mahlzeiten gemeinsam ein und waren eine frohe Gesellschaft. Unser Koch war ein Chinese, in seinem Fach ein grosser Künstler. Niemals wiederholte er sich. Baten wir ihn, uns ein besonders köstliches Gericht ein zweites Mal zu servieren, pflegte er unbändig zu lachen und nicht auf uns zu hören. Manchmal fragten wir uns, ob er überhaupt eines unserer Worte verstand.

Diana liebte Singapore. Die barocke Schönheit der Stadt und die leuchtenden Farben sprachen sie an. Sie kam gut mit Chinesen und Malaien aus, begann die Sprache zu lernen und machte sichtlich Fortschritte. Sie genoss die Strassen, die Läden, die Menschen. Ich litt zum ersten Mal an meiner «Amtsgrösse». Wie Diana liebe ich es, in mir noch unbekanntem Städten umherzubummeln, enge Strassen zu durchforschen, Schaufenster anzusehen und in kleinen Cafés zu sitzen. Aber jetzt war ich zu wichtig, um mich zu geben, wie ich wollte. Ein solches Verhalten wäre sehr streng kritisiert worden. Ich hätte, ebenso wie meine Mission, an «Gesicht» verloren. Indische Soldaten standen Posten vor unseren Türen, und ich konnte das Haus kaum verlassen, ausser im Auto. So ging mir viel von den Freuden Singapores verloren, und ich habe oft gewünscht, einmal als Privatmann dorthin zurückzukehren.

Meine Richtlinien waren vage. Eines war jedoch sicher: Ich brauchte mich nicht mit der militärischen Lage zu befassen. Luftwaffenmarschall Sir Robert Brooke-Popham war das Jahr zuvor hergeschickt worden, um die Tätigkeit der Wehrmachtsteile zu koordinieren. Er hatte die Dienststellung eines Oberbefehlshabers Fernost inne. Meine Aufgabe war es, die mannigfachen Formen der Zivilverwaltung in den riesigen Gebieten, mit denen Grossbritannien zu tun hatte, und die sich von den Ostgrenzen Indiens bis

nach Neuseeland erstreckten, sowie ihre Beziehungen untereinander zu erforschen.

Ich fand in Singapore die gleiche optimistische Atmosphäre in Bezug auf einen möglichen japanischen Kriegseintritt vor wie in Amerika. Es wäre zwecklos, die sehr starken Argumente, auf die sich diese Meinung gründete, oder die vollkommen logischen Gründe, die zu diesem Schluss führten, wieder in Erinnerung zu rufen. Soweit ich mich erinnere, war Sir George Sansom die einzige Persönlichkeit, die eine andere Ansicht hegte, und dass dem so war, entdeckte ich nur, als ich ihn drängte, sie mir zu sagen. Er war Gelehrter, und es ist keine Übertreibung zu behaupten, dass er mehr über Japan wusste als die meisten Japaner. Abgesehen davon, dass er eine japanische Grammatik verfasst hatte, war er die grösste lebende Autorität für japanische Kunst. Er arbeitete damals im Ministerium für Kriegswirtschaft. Als ich ihn fragte, ob er glaube, dass Japan in den Krieg eintrete, erklärte er mir behutsam und sehr traurig, er sei dessen sicher. Ich habe seine Gründe vergessen, erinnere mich aber der Überzeugung, die seine Worte erfüllte. Ich vergeudete keine weitere Zeit damit, die Ansichten von Soldaten und Verwaltungsbeamten zu sammeln, kam aber zu dem Schluss, mein Bericht müsse – sollte er von irgendwelchem Wert sein – so schnell wie möglich abgeschlossen werden.

Während meines Aufenthaltes in Singapore diktierte ich täglich ein Tagebuch meiner offiziellen Tätigkeit, auf das ich mich hinsichtlich der Tatsachen und Daten verlassen kann. Viel Zeit wurde anfangs auf Unterredungen mit Beamten verwendet, bis ich ermittelt hatte, wie sich die kriegsbedingte Arbeit der Kolonie abwickelte. Ich erfuhr zu meinem Leidwesen, dass der Vertreter meines früheren Ministeriums, des Informationsministeriums, genau die gleiche Arbeit wie der Vertreter des Kriegswirtschaftsministeriums – nicht Sir George Sansom – zu leisten hatte. Zwei tatsächlich zur gleichen Aufgabe verpflichtete Beamte erstatteten zwei verschiedenen Ministerien in London Bericht. Noch erstaunlicher war indessen, dass dieses absurde System völlig reibungslos ablief, da die beiden

betreffenden Männer gut miteinander standen, im gleichen Haus lebten und einander in ihre Arbeit Einblick gewährten. Was jedoch beide dagegen einzuwenden hatten, war, dass keiner von ihnen Zugang zu irgendwelchen Marine- oder sonstigen militärischen Informationen, gleich welcher Art, hatte, da diese durch die Marinebehörden einem ehemaligen, reaktivierten Marineoffizier übertragen worden waren, der die letzten zwanzig Jahre als Beamter auf den Fidschi-Inseln verbracht hatte. Seine Vorstellung von seinen Pflichten bestand darin, zu verhindern, dass irgendjemand Informationen erhielt – vor allem die Amerikaner.

Unser nächster eingeborener Nachbar war der Sultan von Johore, der eine hübsche europäische Frau hatte. Ich hatte ihn einige Jahre zuvor in London kennengelernt. Der Kommandeur der australischen Truppen in Malaya hatte sein Hauptquartier im Staat Johore, der nur durch die schmale Meerenge von der Insel Singapore getrennt ist. Ich war eines Tages bei dem General zum Lunch und wunderte mich, dass seine nächsten Truppeneinheiten achtzig Meilen von seinem Hauptquartier entfernt lagen, so dass ich keine Zeit hatte, sie zu besuchen.

Ich hatte in diesen Tagen eine Menge zu tun. Mein alter Freund Archie Kerr, damals Botschafter in China, machte eigens die lange Reise von Tschungking, um mich zu besuchen, und Sir Josiah Crosby, unser Gesandter in Bangkok und die grösste europäische Autorität für alle siamesischen Fragen, traf etwa zur gleichen Zeit ein. Von beiden erfuhr ich viel Wichtiges. Crosby wollte, dass ich Bangkok besuchte, und ich bemühte mich sehr darum, doch war das Foreign Office aus irgendeinem Grunde dagegen.

Wir mussten jedoch während unserer Mission viele Reisen unternehmen. Der erste Besuch galt Batavia, wohin wir vom Generalgouverneur von Niederländisch-Indien eingeladen worden waren. Er wohnte in seiner Sommerresidenz – nicht, als ob es in den Tropen Sommer oder Winter gäbe – hoch oben in den javanischen Bergen, wo das Klima ausgezeichnet und die Vegetation, vor allem die grossen Bäume, einzigartig sind. Der Generalgouverneur

war ein hochbegabter Holländer, der später mein Kollege in Paris werden sollte. Unsere Beziehungen waren immer vortrefflich. Seine Frau war Amerikanerin. Beide zeigten heldenhaften Mut während der Jahre, als sie Gefangene der Japaner waren.

Unsere nächste Reise führte uns nach Burma. Wie immer reisten wir auf dem Luftweg und tankten unterwegs in Penang und Bangkok. Ich bedauerte es, mich an den beiden schönen Plätzen nicht länger aufgehalten zu haben. Immerhin sahen wir Penang aus der Luft, doch die Stadt Bangkok lag weit entfernt vom Flughafen, wo wir von einer Anzahl vornehmer Siamesen begrüßt und mit tropischen Früchten und Champagner in einer Orchideenlaube beschenkt wurden.

Am Nachmittag trafen wir in Rangoon ein und mussten dort einige Stunden verbringen, ehe wir bei Nacht im Sonderzug des Gouverneurs nach Norden weiterfuhren. Hier beging Diana ihren ersten Akt der Unbotmässigkeit, den sie in einem damals geschriebenen Brief schildert:

In Rangoon steht eine sehr berühmte, Shwe Dagôn genannte Pagode. Golden ragt sie zum Himmel empor. Um sie drehte sich das Gespräch beim Tee. Zu meiner Verwunderung war noch niemand in ihrem Inneren gewesen. «Kein Schuhwerk», lautete die Erklärung, «man muss barfuss eintreten – ein Engländer kann das nicht – die Leute machen dort alles – voller Aussätziger – der Gestank an dem Ort», so donnerten die Erklärungen. Ich erwiderte, Füße seien waschbar, man mache mit den Händen viel schlimmere Dinge, Aussatz werde nicht auf diesem Wege übertragen, ein Tempel lohne sehr wohl ein Naserümpfen. Alle sahen äusserst entsetzt drein. Als das Gespräch beendet war, führen wir im geschlossenen Wagen zu einer Rundfahrt los. Als wir zum Tempeltor kamen, erklärte ich: «Ich gehe hinein.» Der Adjutant des Gouverneurs sah empört und wie Pilatus drein, Duff schüttelte den Kopf vielsagend zu mir hin, aber ich bin blind und taub, wenn ich mir etwas in den Kopf gesetzt habe. Im Nu hatte ich Schuhe und Strümpfe ausgezogen und folgte den An-

dächtigen in die grosse dunkle Torhalle. Es war einer der lohnendsten Anblicke, die ich je erlebte, und ich war ganz ausser Atem vor Erregung. In diesem hohen dunklen Gang, der immer aufwärts steigt, sind Schläfer, Händler, Priester und Wasserträger versammelt, jede Kaste, jedes Alter, jede Rasse. Alles, was verkauft wird, ist schön – phantastisch gearbeitete Miniaturpagoden zur Opferung an Buddha, Gewinde von Ingwerblüten, Lotos und Jasmin, Hähne und Hennen wie chinesische Ornamente, glänzende goldene Buddha-Statuetten und Juwelen – weiter und immer weiter steigt man, die Stufen sind sehr steil, fast wird man ohnmächtig vom Duft exotischer Blumen; burmesische Mädchen rauchen ständig ihre riesigen weissen Zigarren und «verschwenden christliche Küsse auf den Fuss eines heidnischen Götzenbildes», ihre Haare achatglatt, obwohl sie, wie die Weisse Königin, einen Kamm darin tragen. Ebenso geschickt tragen sie auch eine Blume im Haar und ein reines Musselinhemd über ihrem hellen, engen Sarong. Endlich gelangt man in einen offenen, kreisförmigen Hof, in dessen Mitte sich die wolkenhohe Blattgold-Pagode erhebt, von Hunderten von Buddha-Schreinen umgeben. Die Andächtigen wechseln von nackten Männern, die im Kreise herumschreiten und sich nach jedem zweiten Schritt – das Vorrücken geht sehr langsam vor sich – flach hinfallen lassen, und den hübschen kleinen Mädchen, die unter Buddhas Nase rauchen und mit ihren Babys spielen. Orange- und safranfarbene Priester schlendern umher, und kleine Öllämpchen mit schimmernden Dochten werden überall angezündet. Ich wünschte, ich hätte bis zum Einbruch der Dunkelheit bleiben können, um das Flackern zu sehen, aber Duff und der Hauptmann lasteten schwer auf meinem Gewissen, und so hastete ich umher. Selbst ohne Stehenbleiben brauchte ich über eine Stunde. Als ich herauskam, hatte sich die Stimmung etwas gebessert, mein angeregter, strahlender Ausdruck dämpfte, glaube ich, Duffs Ärger, doch der Hauptmann sah noch immer angewidert und beleidigt aus.

Wir hatten eine schreckliche Abendgesellschaft mit zehn Weissen und einem Burmesen, dem stellvertretenden

Premierminister, vollendet im Sarong mit schwarzen Knopfstiefeln, einheimischer schwarzer Jacke, hellrosa Turban und weissem Europäerhemd mit goldenem Kragenknoß, aber ohne Kragen – de rigueur, über meinen Besuch der Pagode wurde mit verhaltenem Entsetzen gesprochen. Er kann anscheinend für uns zum Verlust von Burma führen, weil es sich, wie sie sagen, um ein rein antibritisches Manöver handelt. Mr. Baxter, der Finanzberater beim Gouverneur, in dessen Haus wir gebadet und uns zum Essen umgezogen hatten, kam mir zu Hilfe und sagte, er ginge wiederholt in den Tempel und nähme alle englischen Besucher, einschliesslich Peter Flemings, dorthin mit, und es sei gar nichts mehr dabei. Stell Dir vor! Meine Begründung war, dass, wenn der Befehl «kein Schuhwerk» angeschlagen sei, um die Engländer nicht hereinzulassen, und die Engländer auch draussen blieben, die Burmesen gewonnen hätten. Wie froh bin ich, dass ich am Pagodentor diese ganzen politischen Gedankengänge nicht kannte, ich hätte sonst vielleicht gezögert, hineinzugehen. Ich hoffe aber, ich hätte nicht gezaudert, denn ich bin sicher, dass dies alles zur nationalistischen «Stimmungsmache» gehört, die höchst empörend ist.

Wir verbrachten die Nacht im Zug und kamen zeitig am anderen Nachmittag in Mandalay an, das ebenso anziehend ist wie Rangoon abstossend. Die Art und Weise, wie wir britische Soldaten dort den phantastischen Palast König Thebaws behandeln liessen, ist eine traurige Geschichte. Was davon übrigblieb, schien sich damals in fortschreitendem Verfall zu befinden. Ich fürchte, unsere Beziehungen zu Burma bilden keins der stolzesten Kapitel in der Geschichte des britischen Empires.

Zu meinem Erstaunen wurden meine Ansichten vom Gouverneur Reggie Dorman-Smith geteilt, einem meiner alten Unterhausfreunde und früherem Landwirtschaftsminister. Er überraschte die Gäste beim Dinner an jenem Abend, indem er sagte, er könne nichts entdecken, was wir zum Wohle Burmas getan hätten, seit es unter unsere Herrschaft gekommen war: keine Strassen, keine Schulen, kein

Hygieneprogramm, keine Trockenlegung, keine landwirtschaftliche Entwicklung. Aber ach, es war zu spät, und die Tage der britischen Herrschaft waren gezählt.

Von Burma begaben wir uns nach Indien und besuchten in Simla den Vizekönig Lord Linlithgow. Wir blieben nur drei Tage, doch sprach ich mit einigen Beamten und fand noch Zeit für eine Nacht im Lager mit dem Vizekönig, der ein herrlicher Jagdtag in dem kleinen Eingeborenenstaat Darmi folgte. Ich lernte Linlithgow niemals näher kennen, war aber immer von seiner Weisheit beeindruckt, eine seltenere und kostbarere Eigenschaft als Gescheitheit. Manchmal habe ich mich gefragt, ob seine riesenhafte Gestalt etwa diesen Eindruck von Weisheit hervorrief, den er vermittelte. Wir sind gewohnt, Grösse mit Weisheit zu verbinden, was vielleicht der Grund ist, weshalb wir glauben, Elefanten seien sehr weise. Vielleicht sind sie so töricht wie junge Kätzchen und innerlich ebenso munter, aber durch ihre Gestalt daran gehindert, Zeichen von Torheit zu geben.

Wie dem auch sei, ich bin überzeugt, dass Linlithgow in schwierigster Zeit ein guter Vizekönig war. Er war auch ein grosser Arbeiter. In jener Nacht im Lager sassen wir lange auf und sprachen von vielen Dingen; er gab kein Zeichen zum Aufbruch. Doch als wir zu Bett gingen, erschien ein Privatsekretär mit einem riesigen Stoss von Schriftstücken, und wir liessen den Vizekönig allein mit seinen Stössen, den Sternen und dem Himalaja.

Auf dem Rückweg nach Singapore machten wir wieder in Rangoon halt, um landeinwärts dorthin zu fahren, wo Oberst Chenault, jener merkwürdige Amerikaner, amerikanische Flieger ausbildete, um für die Alliierten zu kämpfen. Er hatte einen Platz im Dschungel gerodet, wo er alles hatte, was er brauchte, einschliesslich Rollbahnen, Lazaretten und eigenen Kinosaaes. Ich verstand die völkerrechtliche Stellung dieser Formation nicht richtig, in der neutrale Offiziere auf britischem Gebiet mit allem nur denkbaren Beistand Grossbritanniens ausgebildet wurden, um gegen ein Land zu kämpfen, das noch immer freundschaftliche Beziehungen zu ihrer Regierung unterhielt.

Vielleicht wussten die Deutschen nichts davon oder sie spürten, dass Proteste zwecklos wären.

Sobald ich von diesem Besuch zurückgekehrt war, begann ich, meinen Bericht zu schreiben, dessen ersten Entwurf ich innerhalb einer Woche beendete. Ich war mir der Unzulänglichkeit meiner Untersuchungen und des Gebietes, das mir noch zu erfassen blieb, bewusst, wies aber darauf hin, dass ich den grösseren Teil zweier Monate in Singapur verbracht hatte, wo ich den Vorteil der Fühlungnahme nicht nur mit den Ortsbehörden, sondern auch mit unserem Botschafter in China und unserem Gesandten in Bangkok gehabt hatte, und dass ich Niederländisch-Indien, Burma und Indien besucht hatte. Ich wäre im Begriff, nach Australien und Neuseeland zu fahren, und hoffte, später Hongkong zu besuchen, doch angesichts der Schnelligkeit, mit der sich die Ereignisse im Fernen Osten entwickelten, fühlte ich mich nicht berechtigt, meinen Bericht aufzuschieben, bis ich diese Besuche abgeschlossen hätte. «Die unmittelbare Drohung des Krieges zwingt dazu», so schrieb ich, «auf Vollständigkeit in den Ratschlägen zu verzichten.»

Ich schrieb, ich sei sicher, der Ferne Osten sei dazu bestimmt, künftig eine weit grössere Rolle zu spielen, als es in der Vergangenheit der Fall war. Zwei Begründungen gab ich hierfür: eine geographische und eine menschliche. Die unermesslichen Ozeane, Wüsten und Gebirgsketten, die bisher die asiatischen Völker voneinander geschieden und von der übrigen Welt abgeschnitten hatten, konnten seit der Eroberung der Luft nicht mehr die gleiche Rolle spielen. Die riesigen Bevölkerungen dieser Länder waren sich ihrer selbst und ihrer Kräfte bewusst geworden und würden irgendeine Form der Unterwerfung unter eine Handvoll Europäer nicht länger hinnehmen.

Grossbritannien hatte ein grösseres und lebenswichtigeres Interesse am pazifischen Raum als irgendeine andere europäische Macht. Und doch behandelten wir die Probleme weiterhin mit dem seit der Regierungszeit der Königin Victoria bestehenden Apparat. Vier Ministerien waren beteiligt: das Foreign Office, das Kolonialministe-

rium, das Ministerium für die Dominien und, soweit es Burma betraf, das Indienministerium. Zu ihnen waren seit Kriegsausbruch das Informationsministerium und das Kriegswirtschaftsministerium hinzugekommen. Die Notwendigkeit irgendeiner Form der Koordinierung war offenkundig und würde, sollte im Fernen Osten der Krieg ausbrechen, vordringlich werden.

Ich war bestrebt, diesen Kontrollorganen nicht noch ein weiteres Organ aufzubürden, was nur zu einem Überschneiden der Arbeitsbereiche und zu vermehrter Verwirrung führen könnte. Nachdem ich daher eine oder zwei Möglichkeiten – wie etwa die Schaffung eines Ministeriums für Fernost-Angelegenheiten – geprüft und als zu schwerfällig und kompliziert für eine Einführung in Kriegszeiten verworfen hatte, empfahl ich schliesslich die Ernennung eines Bevollmächtigten, dem ich den Titel eines Generalkommissars für den Fernen Osten zu geben vorschlug.

Wenn dieser Krieg ausbräche, müsste ein Fernost-Kriegsrat errichtet werden, eine Art Kriegskabinetts für diesen Schauplatz. Der Generalkommissar würde automatisch dessen Leiter werden und sollte sich in der Zwischenzeit durch beständige Reisen zwischen den so weit voneinander entfernten Interessenzentren auf seine Aufgabe vorbereiten. Ich dachte, diese Persönlichkeit sollte weder ein Kabinettsminister noch ein Parlamentsmitglied sein, jedoch einen Rang innehaben, «um Unterredungen mit Botschaftern, Gouverneuren, Oberbefehlshabern von gleich zu gleich führen zu können und bei Besuchen in Indien vom Vizekönig und in Washington vom Präsidenten empfangen zu werden».

Der Mann, den ich im Sinn hatte, war Robert Menzies, den ich kannte und bewunderte. Er bekleidete damals kein Amt, und ich fühlte, dass man aus seinen Diensten in dem von mir vorgeschlagenen Posten guten Nutzen ziehen könnte. Als früherer Premierminister von Australien und als Mann, der in Europa und Amerika gereist war, würde er die notwendigen Geschütze mit sich führen und, wie ich glaubte, wissen, sich ihrer zu bedienen. Ich besprach die

Angelegenheit später mit ihm in Melbourne und bin der Meinung, dass ihm die Idee der Ernennung gefiel. Die Ereignisse traten jedoch dazwischen.

Am 1. November brach Keswick mit dem vollständigen Bericht nach London auf. Man meinte, dass er den Bericht persönlich überbringen sollte, für den Fall, dass weitere Informationen verlangt oder irgendwelche Fragen über den Bericht gestellt würden, was aber nicht geschah. Der Bericht wurde gedruckt und dem Kabinett vorgelegt. Ich bezweifle aber, ob er jemals erörtert wurde. Er konnte kaum vor Ende November gedruckt worden sein, und Anfang Dezember brach der Krieg im Fernen Osten aus.

Wir verbrachten diese Zwischenzeit mit einem Besuch in Australien und Neuseeland. Auf dem Wege dorthin blieben wir eine allzu kurze Nacht in Bali. Ich kann mich nicht erinnern, weshalb wir auf dem Rückweg dort nicht wieder haltmachten. Bali ist einer der wenigen Orte auf der Welt, den nochmals zu besuchen ich mich sehne.

Unser Aufenthalt in Australien und Neuseeland war innerhalb eines Monats abgeschlossen, so dass wir nicht behaupten können, viel von beiden Ländern gesehen zu haben. Von Australien sahen wir mehr, da wir in Neuseeland nur fünf Tage blieben. In Sydney traf ich John Loder an, der mit mir in der Ägyptenabteilung des Foreign Office gearbeitet hatte. Er war jetzt Lord Wakehurst, Gouverneur von Neusüdwales, wo er und seine Frau ihre Aufgabe mit hervorragendem Erfolg lösten. Wir blieben ein paar Nächte in Canberra, der seltsamsten aller Hauptstädte, wo alles nur Schein ist. Ich wohnte einer Parlamentssitzung bei und hörte einen vernichtenden Angriff Bob Menzies auf die Regierung, nahm an einer Versammlung des Kriegsberatungsausschusses teil, einer parteilosen Körperschaft, deren Mitglied Menzies war, und speiste nachher mit dem Premierminister. Lord Gowrie war noch immer Generalgouverneur, und ich muss sagen, er war der beliebteste Generalgouverneur, den Australien je besessen hat. Ich sprach an einem Abend in Canberra im Rundfunk und war besonders erfreut, als die Presse am

nächsten Morgen bemerkte: «Mr. Cooper spricht ein fast akzentloses Englisch!»

Wir blieben eine Woche in Melbourne bei Sir Winston Dugan, der sich von einem Reitunfall erholte und die ganze Zeit im Bett lag, und verbrachten das Wochenende in Ercildowne, einem schönen Landort. Auf unserem Rückweg machten wir einige weitere Tage in Sydney Station.

Ich war nicht sicher gewesen, ob ich Australien oder die Australier schätzen würde; in der Tat liebte ich später beide sehr. Ich fand das Land weit schöner als erwartet, die Menschen warmherzig, wirklich gastfreundlich und ausserordentlich lebendig. Wenn sie ihre Bewässerungsprobleme lösen können, vermag das Land leicht eine zehnmal so grosse Bevölkerung zu fassen, und ich freue mich auf die Zeit, wo dies möglich sein wird.

Unser Besuch auf Neuseeland verlief in grosser Hast. Wir kamen an einem Tag in Auckland an und flogen am nächsten nach Christchurch auf South Island, wo der Generalgouverneur, Lord Newall, weilte. Von dort zurück nach Wellington, wo ich einer Kabinettsitzung beiwohnte, und von Wellington kehrten wir mit dem Auto nach Auckland zurück – ein langer Tag.

Wir gelangten wieder nach Singapore, nachdem wir auf dem Weg eine Nacht in Soerabaya blieben. Es war der letzte Tag des November. Unsere Rückkehr wurde durch zwei Ereignisse gekennzeichnet, nämlich die Ankunft der Schlachtschiffe *Prince of Wales* und *Repulse* und die Erkrankung Dianas an Denguefieber, das sie sich, wie wir annahmen, durch die besonders giftigen Moskitos in Darwin zugezogen hatte, wo wir – ebenso wie die erste – auch unsere letzte Nacht in Australien verbracht hatten.

Glücklicherweise war Diana, bevor sie erkrankte, noch imstande, die Ankunft der Schiffe zu erleben. Es war ein grosser Augenblick, als sie in die Meerenge einbogen, die Singapore vom Festland trennt. Wir hatten uns alle im Flottenstützpunkt zu ihrem Empfang versammelt. Auf die Minute pünktlich trafen die Schiffe mit einer Eskorte von vier Zerstörern ein. Sie verliehen uns ein Gefühl vollkommener Sicherheit.

Der befehlige Admiral war Tom Phillips, den ich gut kannte. Er war Planungschef gewesen, als ich die Admiralität innehatte, und ich hatte von ihm eine hohe Meinung. Er suchte mich sehr bald auf, und sein Gespräch war ebenso beruhigend wie seine Schiffe. Am Abend veranstaltete der den Flottenstützpunkt befehlige Admiral Spooner eine Gesellschaft. Jedermann fühlte sich heiter und zuversichtlich. «Es war ein Klang von Lustbarkeit des Nachts.»

Die folgenden Tage waren für Diana und mich nicht glücklich. Diana war krank, und ich hatte wirklich nichts zu tun. Meine Arbeit war beendet, mein Bericht abgegangen. Als ich ihn absandte, schlug ich vor, zu telegraphieren, falls ich nach meinem Besuch der beiden Dominien noch irgend etwas hinzuzufügen hätte. Aber ich hatte nichts hinzuzufügen, nichts mehr in Singapore zu tun und auch keinen Grund, dort zu bleiben, ausser weitere Weisungen zu erwarten. Die Luft war voller Gerüchte. Ob die Behörden irgend etwas wussten, ausser den unzuverlässigen Brocken, wie sie geheime Quellen liefern, könnte ich nicht sagen. Auch hatte ich keinerlei Recht zu fragen.

Um drei Uhr früh, am Morgen des 8. Dezember, wurden wir von Martin Russell geweckt, der seinen Kopf in unser Zimmer steckte und sagte: «Die Japsen sind an der Nordküste von Malaya gelandet.» Da wir nichts dagegen tun konnten, beruhigten wir uns und schliefen weiter – um vom vertrauten Lärm fallender Bomben, von Explosionen und Geschützdonner und schliesslich von Fliegeralarm geweckt zu werden. Der Krieg mit Japan hatte begonnen.

In dieser Nacht wurde Raffles Place, einer der Hauptplätze der Stadt, getroffen und mehr Schaden angerichtet als jemals später, solange wir noch dort waren. Während der nächsten zwei Tage hatte ich nichts zu tun, als mit Delegierten der von mir einberufenen Wirtschaftskonferenz zusammenzutreffen und ihnen anzuraten, nach Hause zu fahren, wenn sie könnten. Zwei lange Tage folgten. Ich telegraphierte dem Premierminister, bat um Weisungen und sagte, meine Lage als Tourist in Singapore sei schwierig.

Am dritten Morgen traf das ersehnte Telegramm ein. Es

mochte sich mit dem meinen gekreuzt haben und teilte mir mit, dass ich zum Residierenden Kabinettsminister für Fernost-Angelegenheiten in Singapore ernannt und zur Bildung eines Kriegsrates ermächtigt sei. Am Vormittag suchte ich den Gouverneur auf und schlug vor, am gleichen Nachmittag die erste Sitzung des Kriegsrates abzuhalten, worin er einwilligte. Daraufhin fuhr ich über die Insel zum Flottenstützpunkt, um Sir Robert Brooke-Popham, den Oberbefehlshaber Fernost, zu informieren. Als ich es ihm mitteilte, erwiderte er: «Auch ich habe Ihnen etwas mitzuteilen: Die *Prince of Wales* und die *Repulse* sind versenkt worden.»

Das war die schlimmste Nachricht, die ich je erhalten habe. Es haben sich unheilvollere Dinge, zum Beispiel die Niederlage Frankreichs, ereignet, doch traten sie allmählich ein, und man hatte Zeit, sich innerlich auf die Katastrophe vorzubereiten. Doch selbst bei diesem Anlass wurde ich durch die neue Verantwortung, die ich trug, aufrechterhalten. Ich hatte viel zu tun. Wir kamen überein, ich sollte die schlimme Nachricht am Abend über den Rundfunk verkünden.

Die Eröffnungssitzung des Kriegsrates fand am Nachmittag statt. Nur der Gouverneur, der Kommandierende General, General Perceval, und der Kommandierende General der Luftwaffe, Vizeluftmarschall Pulford, nahmen daran teil. Wir beschlossen, die nächste Sitzung am anderen Morgen abzuhalten. Während meines Aufenthaltes in Singapore wurde jeden Morgen eine Sitzung des Kriegsrates abgehalten.

Bei der zweiten Sitzung war Admiral Layton anwesend. Sein Nachfolger war Admiral Phillips gewesen, und er – Layton – befand sich bereits an Bord des Schiffes, das ihn heimbringen sollte, als die Nachricht der Katastrophe und des Todes von Admiral Phillips eintraf. Glücklicherweise hatte Layton noch die Möglichkeit, von Bord zu gehen. Er erwies sich als unschätzbare Kollege im Kriegsrat, und als er anschließend nach Ceylon ging, konnte er Nutzen aus den in Singapore empfangenen Lehren ziehen.

Wir nahmen noch zwei weitere nutzbringende Mitglie-

der in den Kriegsrat auf, Sir George Sansom, der zum Leiter der Presseabteilung ernannt worden war, und Mr. Bowden, den Vertreter der australischen Regierung.

Obwohl sich anfangs einige von uns über die Notwendigkeit eines häufigen Zusammentretens des Kriegsrates nicht schlüssig wurden, glaube ich, dass schliesslich jeder überzeugt war, man habe ihn nutzbringend verwendet. Die Beratungen gaben allen, die massgebend an der Kriegführung beteiligt waren, täglich Gelegenheit, zusammenzukommen und ersparten auf diese Weise ziemlich viel Korrespondenz, telephonische Anrufe, Verabredungen und weniger bedeutende kleine Sitzungen. Wir gelangten ohne übermässige Verzögerung zu einstimmigen Beschlüssen über Angelegenheiten, bei denen natürlich Meinungsverschiedenheiten herrschten, wie etwa die Proklamation des Kriegsrechts, der Evakuierung der Zivilbevölkerung und der Durchführung der Politik der «Verbrannten Erde».

Bald merkten wir, dass im Kriegsrat zu viel Zeit auf die Erörterung von Fragen der Zivilverteidigung verwandt wurde, obwohl diese die Ratsmitglieder nicht unmittelbar anging. Ich schlug daher die Bildung eines kleinen Unterausschusses vor, der sich mit der Zivilverteidigung zu befassen hatte, und fand damit die Zustimmung des Kriegsrates. Ich selber wurde Vorsitzender, die anderen Mitglieder waren Generalmajor Keith-Simmons, der Festungskommandant, Brigadegeneral Dickinson, der Generalinspektor der Polizei, und Mr. Denham, der fast sein ganzes Leben in Asien verbracht hatte und die Zivilbevölkerung vertrat. Alec Newbould fungierte als unser Sekretär. Wir traten jeden Nachmittag zusammen und konsultierten die örtlichen Behörden, um herauszufinden, was hinsichtlich der Luftschutzräume, Gasmasken, Wasser-, Gas- und Nahrungsmittelzufuhr, Rationierung, Identitätskarten und Vorbereitungen auf die Belagerung bisher getan war und noch zu tun blieb.

Penang war bereits gefallen, und so standen uns Augenzeugenberichte vieler geflohener Beamten zur Verfügung, deren Erfahrungen wir uns als warnendes Beispiel zunutze zu machen suchten. Im Verlauf unserer Nachforschungen

machte ich die Bekanntschaft von Brigadegeneral Simson, dem Chefindgenieur des Malaya-Kommandos und Spezialisten für Fliegerabwehr, der seit seiner Ankunft vor einigen Monaten in den malaiischen Hauptstädten über dieses Thema Vorträge gehalten hatte. Meiner Ansicht nach ist es immer besser, eine entscheidende Sache von einem einzelnen Mann als von einem Komitee überwachen zu lassen. Der Brigadegeneral war ein verständiger, entschlossener Offizier, ganz abgesehen von seiner Eigenschaft als Sachverständiger. Ich hatte das Gefühl, es könne kostbare Zeit gespart werden, wenn er die Aufsicht über die Zivilverteidigung mit Befehlsgewalt und der Befugnis, Ernennungen durchzuführen, übernehme. Ich schlug daher vor, ihn zum Generalbevollmächtigten der Zivilverteidigung zu ernennen und dem Gouverneur zu unterstellen.

Ehe die Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen, wurde beschlossen, Sir Robert Brooke-Popham am Jahresende durch General Sir Henry Pownall zu ersetzen, der am 23. Dezember in Singapore eintraf. Ich hatte ihn schon früher kennengelernt und hielt viel von ihm. Er teilte mir mit, er beabsichtige, den Posten nicht vor dem 27. Dezember zu übernehmen, da er sich zuerst an die Front begeben wolle, um sich eine persönliche Meinung über den Fortgang der Kampfhandlungen zu bilden.

Die ganze Zeit über lauteten die Nachrichten immer schlimmer. Um den Feldzug im Norden stand es schlecht. Ich war zu beschäftigt, um mir darüber Gedanken zu machen, und hatte von Anfang an begriffen, dass es nicht in unserer Absicht lag, eine feste Stellung zu beziehen, ehe wir nicht eine bestimmte Linie in Johore erreicht hatten. Die uns zur Verfügung stehenden Truppen würden sich, wie man hoffte, als ausreichend erweisen, diese Linie zu halten. Wir erhielten auch Nachrichten, dass die 18. Division auf dem Weg war, und dringend erforderliche Luftverstärkungen eintreffen sollten.

Es war indessen eine schwere Zeit für Diana, die zum Chiffrier- und Dechiffrierdienst verpflichtet worden war – eine Arbeit, die sie inzwischen gelernt hatte. Unser Stab reichte nicht aus, um mit der ständig zunehmenden Arbeits-

last fertig zu werden. An Weihnachten hatten wir eine fröhliche Dinnergesellschaft zu zehnt, einschliesslich Sir George und Lady Sansoms und der Hauptmitglieder unseres eigenen Stabes. Die Verdunkelung stellte ein beachtliches Problem in diesen Tropenhäusern dar, die bestimmt waren, ein Maximum an Luft hereinzulassen. Eine weitere Tätigkeit Dianas war das Blutspenden, wozu sie auch andere aufforderte, da Mangel an Blutspendern herrschte. Sie sprach auch im Rundfunk darüber. Wir erfuhren zu unserer Freude, dass die Wissenschaft keinen Unterschied zwischen dem Blut der weissen, gelben, braunen oder schwarzen Rassen entdecken kann – eine Tatsache, die den Nazis grossen Kummer bereitet haben mag.

Diana war überdies über Gerüchte hinsichtlich der Zwangsevakuierung der Frauen sehr beunruhigt. Vom Kriegsministerium wurde ein Befehl durchgegeben, dass alle Beamtenfrauen sogleich evakuiert werden sollten. Ich schrieb in mein Tagebuch: «Es ist im Augenblick wirklich ein verfehelter Vorschlag. Alles, was wir tun können, ist, diejenigen, die gehen wollen, zu evakuieren. Sowohl die Wehrmachtdienststellen als auch die Zivildienststellen hängen grösstenteils von weiblicher Hilfe ab, die, würde sie zurückgezogen, unersetzlich wäre.» Später erfuhr ich, dass Diana beschlossen hatte, im Falle eines Abreisebefehls keinen Widerstand zu leisten, sich jedoch im letzten Moment vor der Abfahrt des Schiffes zu verstecken und darauf zu bauen, dass es ohne sie hätte abfahren müssen.

Ende des Jahres traf die Nachricht ein, General Wavell sei zum Oberbefehlshaber Fernost ernannt worden, Ich begriff sofort, dass dies das Ende meines Auftrages bedeuten müsse. Sollte sich für ihn die Notwendigkeit ergeben, einen Zivilberater hinzuzuziehen, dann würde der Posten offenkundig einem Amerikaner zufallen, da die Vereinigten Staaten sich bereits sehr grosszügig gezeigt hatten, als sie die oberste Leitung des Krieges im Pazifik einem britischen Offizier anvertraut hatten.

Am 7. Januar wurde meine Erwartung durch folgendes Telegramm bestätigt:

Folgende persönliche und geheime Nachricht an Sie vom Premierminister. Anfang: Die weiteren Massnahmen, die sich aus unseren hiesigen Besprechungen und Wavells Ernennung zum Oberbefehlshaber Südwestpazifischer Ozean entwickelten, setzen Ihrer Mission notwendigerweise ein Ende. Wollen Sie bitte umgehend auf der jeweils sichersten und passendsten Route nach Hause kommen. Möglichst ohne unnötiges Risiko sollten Sie mit Wavell in seinem Hauptquartier auf Java über Ihre Ansichten und Erfahrungen Rücksprache nehmen. Lassen Sie mich bitte Ihren Plan wissen. Die Regierung Seiner Majestät ist befriedigt über die Art und Weise, in der Sie Ihre schwierige und gefährliche Aufgabe erfüllt haben, und ich freue mich auf unsere zukünftige gemeinsame Arbeit in einer Weltlage, in der trotz aller Schwierigkeiten eine entscheidende Wendung zum Besseren eingetreten ist. Ende.

Am gleichen Tage traf General Wavell in Singapore ein. Er und General Pownall, sein neuer Stabschef, speisten am Abend bei uns. Das Hauptquartier des Oberstkommandierenden sollte in Java sein, und beide Generale waren daher im Begriff, Singapore zu verlassen. Wir besprachen die Lage sehr ausführlich. Nachdem ich zu Bett gegangen war, wurde ich durch eine Nachricht Pownalls geweckt, der mir den Entwurf eines Telegramms übermittelte, das an den Premierminister zu senden Wavell vorschlug. Nachdem er einiger Besorgnis hinsichtlich der Lage in Malaya Ausdruck verliehen hatte, schrieb er;

«Inzwischen möchte ich Sie bitten, den Befehl zur Rückkehr Duff Coopers aufzuheben und ihn einstweilen in der derzeitigen Stellung, in der er viel geleistet hat, zu belassen, um die Verteidigungslage von Singapore vom zivilen Gesichtspunkt aus zu verbessern. Seine Entschlossenheit angesichts der gegenwärtigen Krise ist äusserst wertvoll.»

Ich erwiderte umgehend, ich hoffte, das Telegramm werde nicht abgeschickt. Ich konnte in meiner derzeitigen Stellung nicht bleiben, weil ich gar keine Stellung innehatte. Ohne Stellung besass ich auch keine Autorität. Ich war nicht länger Residierender Kabinettsminister. Kaum

wusste ich, mit welchem Recht ich weiterhin im Kriegsrat präsidierte, der nicht länger die Funktion, für die er geschaffen worden war – die Führung des Krieges nämlich – erfüllen konnte. Soweit es die Zivilverteidigung betraf, die niemals wirklich meine Aufgabe gewesen war, hatte ich sie nun Brigadegeneral Simson übergeben, so dass ich nicht nur keine Stellung innehatte, sondern auch ohne jede festumrissene Arbeit war.

Beide Generäle billigten meinen Standpunkt, als ich ihn später mit ihnen erörterte. Das Telegramm wurde nicht abgeschickt. Ich sah damals nicht ein – und tue es auch heute noch nicht – wie ich ohne eine neue Aufgabe hätte bleiben können. Ich kann mir nicht vorstellen, um welche Aufgabe es sich hätte handeln können. Und doch hatte ich das unbehagliche Gefühl, davonzulaufen – ein Gefühl, das am nächsten Abend noch schlimmer wurde, als einige Mitglieder der Kolonie, einschliesslich des Herausgebers der *Straits Times*, des führenden Blattes, mich aufsuchten, um mich zum Bleiben zu bewegen. Ich konnte nur entgegnen, ich hätte den Befehl zu gehen und würde, solange ich noch bliebe, keinerlei Einfluss und Bedeutung haben.

Unsere Abreise war auf den 13. Januar festgesetzt. Diana war, glaube ich, trauriger, wegzufahren, als ich. Sie hatte Singapore und seine Menschen lieben gelernt, unsere chinesischen Diener und die vielen Freunde, die wir zurückliessen. Als wir an jenem Morgen aus dem Haus traten, sagte sie zu unserem chinesischen Ersten Hausboy: «Gib mir einen letzten Gin-Sling.» Er verstand niemals, was wir sagten, und meinte, sie habe gesagt «einen grossen». So kehrte er mit einem vollen Becher zurück. Es kam ihr jedoch gut zustatten, denn als wir am Flughafen eintrafen, wurde dieser gerade bombardiert. Einige chinesische Freunde, die uns begleitet hatten, drängten uns in einen ganz aus Glas errichteten Luftschutzraum. Es schien ein passender Abschluss unserer Mission in Singapore.

XIX. KAPITEL

KANZLER DES HERZOGTUMS LANCASTER

1942-1943

Unsere Rückkehr verlief nicht ohne Zwischenfälle. Wir wussten niemals, wie unsere Flugrichtung am anderen Morgen verlaufen würde. Die erste Nacht verbrachten wir in Batavia – zu unserem nicht geringen Staunen, denn es lag nicht auf unserer Reiseroute – die zweite Nacht in einem kleinen Ort namens Sibolga an der Südküste Sumatras, wo wir an Bord eines holländischen Dampfers schliefen. Die dritte Nacht führte uns auf die Andaman-Inseln, die Strafkolonie der indischen Regierung. Der Chefkommissar wohnte nicht in seinem eigenen Haus und brachte uns dort unter. Es war ein grosses düsteres Gebäude ohne elektrisches Licht. Im Kerzengeflacker vermochten wir kaum die Gesichter der drei Mörder zu unterscheiden, die mit unserer Bedienung beauftragt waren. Wir konnten uns mit keinem Wort einander verständlich machen, und als sie in der Frühe des nächsten Morgens erschienen, grässliche Grimassen schnitten und alle Symptome akuten Leidens zeigten, bedurften wir einiger Zeit, bis wir begriffen, dass sie uns die Nachricht übermitteln wollten, unser Pilot sei in der Nacht ernstlich erkrankt, und wir könnten nicht weiterfliegen.

Glücklicherweise war unter unseren Reisegefährten eine australische Krankenschwester, die sich als eine energische Frau erwies. Der kranke Pilot wurde an Bord getragen und auf den Boden der Maschine gelegt, ein anderer Pilot wurde ausfindig gemacht, und wir erreichten Rangoon zur Lunchzeit. Man konnte dort indessen kein Essen erhalten, da in der ganzen Stadt ein völliges Durcheinander

herrschte. Einige Nächte vorher war ein schwerer Luftangriff erfolgt. Wie uns gesagt wurde, waren über tausend Menschen dabei umgekommen, und die Bevölkerung befand sich in einem Zustand der Panik. Wir flogen weiter nach Akyab, wo wir nach einem guten Dinner eine angenehme Nacht verbrachten, abgesehen davon, dass wir vor Morgengrauen durch fremdartige und schreckliche Geräusche geweckt wurden, die Diana für eine neue Art von Fliegeralarm hielt. Später erfuhren wir, dass es ein Rudel unter unserem Fenster kämpfender Hyänen war.

Unser nächster Halt war Kalkutta, wo der Gouverneur von Bengalen zu unserer Begrüssung erschien – ebenfalls ein Unterhausfreund. Es schien damals britische Politik zu sein, die grossen indischen Provinzen durch frühere Mitglieder der Einpeitscherbüros regieren zu lassen. Bei unserem vorigen Besuch Indiens hatten wir schon einmal zwei Tage bei Jack Herbert und seiner Frau Mary, ebenfalls eine nahe Freundin, in Darjeeling verbracht, einem schönen Ort mit einem wundervollen Blick auf den Himalaja. Mary lag krank zu Bett. Jack und ich gingen nachmittags zu den Rennen. Für jemanden, der, wie wir, aus der Kriegszone kam, bildete die Gouverneursloge auf dem friedlichen Rennplatz einen äusserst augenfälligen Kontrast.

Am nächsten Morgen begaben wir uns mit Wasserflugzeug und Eisenbahn nach Delhi, wo wir am späten Abend eintrafen. Der Vizekönig, bei dem wir wohnten, war leider bis zum letzten Tage unseres Besuches bettlägerig. Wie gewöhnlich erwarteten wir, täglich weiterfliegen zu können, und wie gewöhnlich gab es wiederholte Verzögerungen. Aber wir genossen unseren Besuch. In Delhi gibt es viel Interessantes zu sehen. Es herrscht ein alter indischer Aberglaube, jeder Herrscher, der dort Wohnung nimmt, sei zum Untergang verdammt, und überall sieht man Spuren vergangener Grösse, Beweise für die Richtigkeit dieses Glaubens. Die Engländer, viel zu vernünftig, um an einen solchen Unsinn zu glauben, beschlossen zu Beginn des Jahrhunderts, ihren Hauptsitz nach Delhi zu verlegen, und haben sich bereits zu ihren mächtigen Vorgängern gesellt – zu jenen, die einst die Herr-

schaft über Indien ausübten und jetzt nur noch einige Blätter im Buch von Indiens langer Geschichte füllen.

Nach sechs Tagen flogen wir weiter und verbrachten eine Nacht in Karachi, ein Aufenthalt, von dem ich nichts als die Austern im Gedächtnis behalten habe. Die nächste Nacht waren wir in Basra, wo es nichts so Gutes wie Austern gab, dessen ich mich erinnern könnte. Unseren Lunch nahmen wir am andern Tag in Tiberias am See Genezareth ein und gingen am Abend auf den Wassern des Nils nieder.

Kairo schien wie ein Vorgeschmack von zu Hause. Sogar das Klima im Januar erinnert mehr an England als an die Tropen. Und es gab dort so viele bekannte Menschen. Botschafter Miles Lampson war Leiter der ersten Abteilung gewesen, in der ich im Foreign Office im Jahre 1913 gedient hatte. Walter Monckton war im Informationsministerium mein Ministerialdirektor gewesen. Er war mit der gesamten Propaganda und dem Informationsdienst beauftragt und arbeitete bei Staatsminister Oliver Lyttelton, einem meiner ältesten Freunde.

Infolge einer Reihe unvorhergesehener Schwierigkeiten blieben wir fast drei Wochen in Kairo. Ausser den normalen Verzögerungen bei Luftreisen existierte ein Gesetz, für das niemand verantwortlich schien, das aber niemand zu durchbrechen wagte: ein Gesetz, das Frauen untersagte, aus Ägypten auf den gewöhnlichen Strecken auszureisen. Wir wurden ernstlich gedrängt, über Brasilien und Baltimore nach England zurückzufliegen. Nachdem ich zwei Kriege miterlebt habe, bin ich überzeugt, dass die Menschen im Krieg grausamer, dümmer und leichtgläubiger werden und unfähiger, sich über selbstauferlegte alberne Gesetze hinwegzusetzen.

Durch diesen Aufschub befanden wir uns noch in Kairo, als es zu der Krise kam, die beinahe das Ende der Regierung König Faruks herbeiführte. Alles war vorbereitet gewesen. Die Autos waren bereit, die Strasse zum Kanal war geräumt, und an dessen anderem Ende wartete das Schiff, das den König zu seinem letzten Bestimmungsort bringen sollte. Die erfahrene Hand Walter Moncktons

hatte die Abdankung entworfen, der König hatte seine Feder zur Unterzeichnung eingetaucht, hinter ihm erhoben sich die imponierenden Gestalten von Miles Lampson und Oliver Lyttelton. Der König blickte zu ihnen auf: «Wollen Sie mir noch eine Chance geben?» fragte er. Er war erst einundzwanzig Jahre alt. Sie liessen sich erweichen, und die Befehle wurden aufgehoben. Die Krise war vorbei, und als wir vom Essen bei Mr. Kirk, dem amerikanischen Gesandten, zurückkamen, trafen wir die meisten Hauptakteure in der Halle der Botschaft bei der Erörterung des Abends an, wie Leute, die sich über die Premiere eines Theaterstückes unterhalten, wenn noch niemand sicher weiss, ob es ein Erfolg oder ein Misserfolg gewesen ist. Ich bin völlig sicher, dass die für den Beschluss Verantwortlichen recht hatten. Der jugendliche, von den Engländern vertriebene König wäre ein Nationalheld geworden. Wird ein König von seinem eigenen Volk im mittleren Alter hinausgeworfen, besteht diese Gefahr niemals.

Zwei Tage später sollten wir abfliegen. Unser grosszügiger Gastfreund und seine Frau gaben uns eine grosse Abschiedsfeier, und nach einem fröhlichen Essen fuhren sie uns selber flussabwärts, wo wir nach dem Abschied an Bord des Flugbootes gingen. Dort sassen wir eine Stunde lang im Dunkeln und wurden dann angewiesen, wieder auszusteigen. Der Abflug war um vierundzwanzig Stunden verschoben worden. Nun sahen wir uns der unangenehmen Aufgabe gegenüber, zuerst unseren Weg zurück zur Botschaft zu suchen, dann die Dienerschaft zu wecken und um Unterkunft für eine weitere Nacht zu bitten.

Der nächste Tag war ein Samstag. Lampsons fuhren zu dem entzückenden kleinen Hause, das sie in der Wüste besaßen. Noch einmal verabschiedeten wir uns vom Botschaftspersonal und bestiegen das Flugboot, das daraufhin startete. Etwa um Mitternacht bemerkte ich ein Besatzungsmitglied, das sich mit dem Ausdruck grösster Besorgnis mit dem Steward beredete. Letzterer weckte dann die Passagiere, die grösstenteils schliefen, und teilte ihnen mit, sie müssten sofort ihre Schwimmwesten anlegen. Daraufhin kletterte er auf die Notleiter, öffnete die aufs Dach

führende Falltüre und stellte sich ruhig am Fuss der Leiter auf. Ich begriff, dass einer der Motoren ausgesetzt hatte und mit dem anderen irgendetwas nicht stimmte und wir etwa sechzig Meter über dem Meere flogen.

Das Ungewöhnlichste an dieser Nacht war, dass Diana, die den Boden niemals ohne Gefühle grösster Nervosität verlässt und immer Gefahren voraussieht, wo keine bestehen können, vollkommen ruhig blieb. Sie war nur leicht verärgert, weil sie im besten Schlaf gestört worden war. Meiner sehr begründeten Ansicht nach standen die Dinge schlimm. Ich sagte mir die grosse Rede des Herzogs aus dem dritten Akt von «Mass für Mass» her:

*Sei's unbedingt auf Tod; Tod sowie Leben
Wird dadurch süsser ...*

Ich hatte sie im ersten Weltkrieg im Schützengraben auswendig gelernt und bewahre sie für solche Notfälle, die glücklicherweise selten gewesen sind.

Bald darauf besserte sich die Lage. Wir hatten gewendet und hofften Abukir oder Alexandria zu erreichen. Dann wurde es noch besser. Es bestand die Aussicht, wir könnten nach Kairo gelangen. Um drei Uhr morgens waren wir tatsächlich dort. Noch einmal mussten wir die unglückliche Dienerschaft in der Botschaft wecken. Wir verbrachten eine gestörte Nacht, doch beim Erwachen am Morgen fühlten wir uns besonders wohl und in bester Stimmung. Ich glaube, dies ist eine natürliche, fast physische Reaktion, die dem Entrinnen aus Todesgefahr folgt.

Eine Woche verstrich bis zum nächsten Start. Die Menschen weigerten sich jetzt, uns Lebewohl zu sagen. Sie waren sicher, wir kämen am nächsten Morgen wieder zurück, und so geschah es tatsächlich noch einmal. Diesmal erfuhr man nach unserem Abflug, dass zu gleicher Zeit ein Flugboot von Lissabon nach Malta gestartet war, das für ein Flugboot nur einen einzigen sicheren Landeplatz bot, und so mussten wir zurückkehren. Doch in der nächsten Nacht – es war unser vierter Versuch – ging alles gut. Wir trafen im Morgengrauen in Malta ein, als Fliegeralarm ertönte, und flogen in der Dämmerung des gleichen Abends,



Mit Diana im Jahre 1925

als die Sirene entwarnte, wieder ab. Wir hatten geglaubt, Gibraltar am nächsten Morgen zu erreichen, doch ging es für diesmal besser als erwartet, und wir langten sehr früh in Lissabon an, wo wir erfuhren, dass wir gerade noch Zeit hätten, ein Flugzeug nach Bristol zu bekommen. Am gleichen Abend noch waren wir in London.

Während der nächsten fünf Monate hatte ich sehr wenig zu tun, und doch gab ich es aus einigen Gründen auf, Tagebuch zu führen. Ich war noch immer Kanzler des Herzogtums Lancaster, doch genügt eine Stunde in der Woche zur Erledigung der Pflichten dieses Amtes. Ich hatte ein Büro im alten Schatzamtsgebäude, wo der Lordsiegelbewahrer untergebracht war. Mein Zimmer, das ich mit meinem Sekretär teilte, ging auf die Horse Guards Parade hinaus. Ich erhielt bestimmte Telegramme vom Foreign Office sowie Schriftstücke zugeleitet, die an Minister gesandt wurden, die keine Mitglieder des Kriegskabinetts waren. Regelmässig wohnte ich den Sitzungen im Unterhaus bei.

In der Politik ist es schädlich, mit Misserfolg – sei er noch so mittelbar – in Beziehung gebracht zu werden. Singapore bedeutete einen Misserfolg, und ich war in Sondermission in Singapore gewesen. Die dort erfolgte Kapitulation fiel mit meiner Rückkehr zusammen. Die böswilligsten Kritiker, denen die Tatsachen bekannt waren, hätten mich kaum zu Recht irgendeiner Verantwortung für das Geschehen beschuldigen können. Es war in erster Linie eine Marine- und Militärkatastrophe, und ich hatte keinerlei Verbindung mit Marine- und Militärangelegenheiten gehabt. Dennoch bezweifle ich nicht, dass mein Name in der öffentlichen Meinung mit dem Singapores verbunden wurde, und diese Tatsache musste zwangsläufig gegen mich sprechen.

Ich dachte zuerst daran, im Unterhaus darüber zu sprechen, und machte den Premierminister mit meinem Plan bekannt, der, wie er mir mitteilte, gerne sehen wollte, was ich zu sagen beabsichtigte. Ich fertigte einen Entwurf an und schickte ihm diesen zu, worauf er mir den Rat gab, diese Rede nicht zu halten. Gründe führte er keine an, und da er sehr beschäftigt war, drängte ich ihn nicht. Ich habe

keine Kopie davon aufbewahrt und erinnere mich heute nicht mehr, was die Rede enthielt.

Um meine müssigen Stunden etwas auszufüllen, begann ich, ein Buch über ein Thema zu schreiben, das mich seit vielen Jahren beschäftigte. Ich hatte schon längst empfunden, dass der Bericht in den Büchern Samuели und der Könige über das Leben Davids die interessanteste Geschichte sei, die jemals überliefert wurde. Meiner Ansicht nach trägt sie auch den Stempel der Wahrheit. Niemand, der einen Nationalhelden erfindet, würde ihn eines gemeinen, grausamen Verbrechens beschuldigen. Deshalb bin ich überzeugt, dass David weder eine mythische noch eine erdichtete, sondern eine historische Persönlichkeit ist. Ich glaube auch, dass der Bericht, den wir über ihn besitzen, entweder zeitgenössisch ist oder sehr kurz nach seinem Tode vor beinahe dreitausend Jahren verfasst wurde und daher die frühesten Bruchstücke einer wahrheitsgetreuen Biographie enthält, die es überhaupt gibt.

Die Niederschrift des Buches ging sehr leicht vonstatten, und ich hatte Freude daran. Im Juni wurden mir Aufgaben übertragen, die meine Woche ausfüllten, so dass mir nur die halben Samstage und die Sonntage für mein Buch zur Verfügung standen, das ich jedoch im Oktober beendete.

Meine neue Aufgabe bestand darin, in einem Ausschuss den Vorsitz innezuhaben, der im Jahr 1940 unter der Leitung von Lord Swinton gebildet worden war. Zu jener Zeit wurde die Invasion erwartet, und die Probleme der inneren Sicherheit waren von grosser Bedeutung. Diejenigen, deren politische Meinung mit der unserer Feinde übereinstimmte, wurden natürlich verdächtigt, mit ihnen zu sympathisieren und bei erster Gelegenheit bereit zu sein, ihnen Hilfe zu leisten. Eine Anzahl solcher Leute, denen nichts Belastendes nachgewiesen werden konnte, wurde damals ins Gefängnis gesetzt und war noch im Kerker, als ich Lord Swintons Nachfolger wurde. Ich vermehrte ihre Zahl natürlich nicht, sondern erwog vielmehr, wer von ihnen freigelassen werden könnte. Ich war wieder einmal froh, einen Stab von Mitarbeitern zu haben, und freute mich besonders darüber, als den Leiter dieses Stabes Sir Herbert Creedy vorzufin-

den, der meine Schritte während meiner drei Dienstperioden im Kriegsministerium geleitet hatte. Nachdem er sieben Staatssekretären im Kriegsministerium gedient hatte, wurde er Ständiger Unterstaatssekretär und behielt diesen Posten fünfzehn Jahre lang. Ein Gelehrter mit überragendem Sinn für Humor und ein geborener Diplomat, war er der ideale Verwaltungsbeamte.

Ich hegte mitunter Zweifel, ob diese kleine Dienststelle nicht einer jener kriegsbedingten Auswüchse des Verwaltungsdienstes sei, die ihre Daseinsberechtigung überleben. Eine plötzliche Notwendigkeit stellt sich ein, eine Untersuchung scheint erforderlich, ein Komitee wird errichtet, es verlangt Exekutivgewalt und einen Stab, dessen Zahl wächst – seine Aufgabe ist erfüllt, aber das einzige, was solch ein Ausschuss nicht tun wird, ist, seine eigene Auflösung vorzuschlagen. Immer wird es etwas geben, um seine weitere Existenz zu rechtfertigen.

Selbstverständlich gab es während der achtzehn Monate, in denen ich das Amt innehatte, immer etwas zu tun. Die Arbeit war interessant, füllte meine Vormittage aus und, sofern das Unterhaus nicht tagte, auch meine Nachmittage. Ich fühlte mich dort glücklich, ohne jedoch, als ich abschied, die Ernennung eines Nachfolgers vorzuschlagen. Ich glaube, Creedy war weiterhin Leiter, bis das Amt allmählich im Morgenrot des Friedens dahinschwand.

Im Verlauf des Sommers dieses Jahres kehrte unser Sohn John Julius aus Kanada zurück. Peter Friend, der frühere Kapitän der *Enchantress*, jetzt Kommandant eines Kreuzers, nahm ihn lebenswürdigerweise mit. Es war noch ein anderer Junge seines Alters an Bord, und beide wurden dienstverpflichtet und mussten Wache stehen. Im Herbst ging John Julius nach Eton, wo er den Rest des Krieges über blieb.

Im November fand die Invasion Nordafrikas durch die vereinigten britischen und amerikanischen Streitkräfte statt. Es war eine denkwürdige Leistung seitens der Vereinigten Staaten, eine Invasion in solchem Massstab in weniger als einem Jahre nach den furchtbaren, in Pearl Harbour erlittenen Verlusten beginnen zu können. Diese

Aktion bezeichnete den Wendepunkt des Krieges. Von nun an war der Erfolg gesichert.

Nur einmal im Jahre 1943 mischte ich mich in eine Angelegenheit, die mich nicht betraf, abgesehen davon, dass man von allen Kabinettsministern, selbst denen, die keine Mitglieder des Kriegskabinetts sind, behaupten darf, dass sie eine gewisse Verantwortung für Angelegenheiten der hohen Politik tragen. Ich las in irgendeinem offiziellen Schreiben, dass die Veröffentlichung einer Warnung an neutrale Länder erwogen wurde, Kriegsverbrechern nach dem Kriege Asyl zu gewähren. Nach dem ersten Weltkrieg hatte ich empfunden, dass der Ruf »Hängt den Kaiser« eines der am wenigsten erbaulichen Schlagworte war, mit dem ein Wahlkampf gewonnen wurde. Meiner Ansicht nach hätten wir der holländischen Regierung für ihre Weigerung, den Flüchtling auszuliefern, dankbar sein sollen. Sie hatte uns damit eine grosse Verlegenheit erspart. Ich verfasste also ein Schriftstück, in dem ich darauf drang, den Neutralen nicht zu drohen, bevor wir nicht beschlossen hatten, was wir mit den Verbrechern im Fall ihrer Gefangennahme beginnen sollten. Das Schriftstück wurde gedruckt, vorgelegt und zu gegebener Zeit von einem Kabinettsausschuss, dem ich angehörte, beraten.

Mein Schriftstück befasste sich mit Mussolini und Hitler, nicht mit den kleinen Verbrechern, und ich hatte damals noch kaum eine Ahnung von den Verbrechen, deren sich Hitler schuldig gemacht hatte – Folter, Mord und Blutbad in einem Ausmass ohne Beispiel in der Weltgeschichte. Ich wies nur auf die Schwierigkeit hin, eine Anklage gegen ein Staatsoberhaupt zu erheben, das seine Verteidigung auf der «*Salus rei publicae suprema lex*», das heisst, dem Volkswohl als oberstem Gesetz gründete und immer dafür plädieren konnte, alle seine Taten seien in dem ehrlichen Glauben vollbracht, sie bedeuteten das Beste für sein Land.

Ich führte aus, jeder Prozess sei ein Drama und die beste Rolle im Stück die des Gefangenen auf der Anklagebank. Gewöhnliche Verbrecher erweckten oft Sympathie, und Männer, die höchste Stellungen innegehabt hätten. Per-

sönlichkeit und Beredsamkeit besäßen und sich zweifellos mit Würde verhielten, könnten als Helden daraus hervorgehen.

Nichts Geringeres als die Todesstrafe würde nach dem Krieg das Verlangen nach Rache befriedigen, wie der Schrei «Hängt den Kaiser» gezeigt hatte – jenen Kaiser, der im Vergleich zu seinem Nachfolger ein Engel des Lichts war, abgesehen davon, dass er ein Enkel der Königin Victoria gewesen war. Ich führte einige historische Beispiele für die Folgen politischer Urteile an: Karl I. wurde hingerichtet, Karl II. kehrte nach elf Jahren zurück, und Jakob II. durfte behaglich im Exil sterben. Das war das Ende der Stuarts. Ludwig XVI. wurde hingerichtet, Ludwig XVIII. kehrte nach einundzwanzig Jahren zurück, Karl X. und Louis Philipp starben behaglich im Exil. Das war das Ende der Bourbonen. Von Napoleon I. glaubte man, er sei grausam behandelt worden. Napoleon III. kehrte dreissig Jahre später zurück. Auch er starb behaglich im Exil – das Ende der Bonapartes. Und seit dem Ableben des Kaisers in Holland hatte es kein Anzeichen eines Wiedererstehens der Hohenzollern gegeben.

Ich trat damals dafür ein, keine Entscheidung zu fällen, sondern glaubte, «warten und zusehen» sei oft die klügere Politik. Es gab, wie ich andeutete, drei mögliche Wege, wie diese beiden Männer enden würden:

«Erstens könnten sie alle unsere Schwierigkeiten dadurch lösen, dass sie sich selber das Leben nehmen. Zweitens könnten sie von ihrem eigenen Volk in Stücke gerissen werden. Drittens könnten sie sich in irgendeinem neutralen Land verkriechen und ein so verachtetes, ehrloses Dasein fristen, dass ihr Tod kaum mehr eine Schlagzeile abgeben würde.»

Später freute es mich, in den beiden ersten Möglichkeiten richtig vorausgesagt zu haben, wie Hitler und Mussolini den Tod fanden. Ich fügte aber noch einen Absatz hinzu:

«Es gibt eine weitere Erwägung. Könnten wir, als die Verbündeten Marschall Stalins, mit reinem Gewissen und sauberen Händen zu Gericht sitzen?»

XX; KAPITEL

ALGIER

1944

Im Oktober 1943 bat mich Anthony Eden eines Tages, ihn im Foreign Office aufzusuchen. Er schlug mir vor, entweder nach Algier zu gehen, und zwar als britischer Vertreter beim Französischen Befreiungskomitee mit dem Rang eines Botschafters und der Aussicht, zur gegebenen Zeit als Botschafter in Paris akkreditiert zu werden, oder aber den Posten eines Botschafters in Italien zu übernehmen, sobald der Feind aus Rom vertrieben sei; dies wurde damals schneller erwartet, als es dann geschah.

Ich zögerte nicht, den ersten Posten anzunehmen und bat nur um etwas Zeit, um Dianas Meinung zu hören, bevor ich endgültig annahm. Diana lebte in Bognor und widmete ihre ganze Zeit einem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb, eine Arbeit, die sie begeisterte und bei der sie sich sehr glücklich fühlte. Ich fürchtete, sie würde kaum geneigt sein, erneut auf Reisen zu gehen. Ich hatte nicht falsch vermutet, sie willigte aber trotzdem ein, weil sie wusste, dass es mein Wunsch war.

Ich hatte die Entwicklung der französischen Angelegenheiten verfolgt und war zu der Überzeugung gelangt, dass General de Gaulle, der als erster das Banner des französischen Widerstandes ergriffen hatte, in diesen drei Jahren nicht nur deren allgemein anerkanntes, sondern auch einzig mögliches Oberhaupt geworden war. Ihm würde sich das ganze französische Volk nach der Befreiung zuwenden. Natürlich hatte er viele Feinde und besass nicht die Gabe, Freunde zu gewinnen. Als Informationsminister hatte ich die BBC zu seiner Verfügung gestellt, wenn er es verlangte.

Gelegentlich hatte ich auch mit ihm und Mitgliedern seines Stabes im Connaught Hotel geluncht, wo er wohnte. Doch gelang es mir weder damals noch später, auch nur annähernd vertrauliche Beziehungen zu ihm anzuknüpfen.

Ich geriet immer leicht in Arger über Leute, die zwar aufrichtig meine Liebe zu Frankreich teilten und meiner Überzeugung waren, dass die Wiederherstellung eines starken Frankreich im Interesse Grossbritanniens läge, die aber dennoch de Gaulle beharrlich anschwärzten. Die Lage war verworren genug, und meiner Ansicht nach bedeutete es einen Fehler, die Verwirrung noch zu steigern. Allzu viele tragische Spaltungen bestanden bereits unter den Franzosen. Ich hielt es für verhängnisvoll, ihre Zahl zu vermehren und die der Vichy-Regierung feindlichen Kräfte zu zersplittern. Nach einer besonders hitzigen Auseinandersetzung über diese Frage, in deren Verlauf ich mich zweifellos mit unnötiger Heftigkeit äusserte, sah sich die Gegenpartei genötigt, den Premierminister davor zu warnen, einen ergebenen Anhänger des Generals als britischen Vertreter nach Algier zu entsenden.

Churchill war beunruhigt und beriet sich mit dem Aussenminister, der eher erheitert als beunruhigt war, da seine Ansichten mehr mit den meinen als mit denen des Premierministers übereinstimmten. Ich führte einen Briefwechsel mit Churchill, der begrifflicherweise meinte, dass es unklug wäre, auf einen derartig wichtigen Posten jemanden zu entsenden, der seine – des Premierministers – Politik nicht zuverlässig durchführe. Er legte mir Schriftstücke vor, die ich nie zuvor gesehen hatte. Sie enthielten Berichte über grobe Fehler de Gaulles. Ich gab zu, dass es sich um schwerwiegende Anklagen handele, und unterliess es, darauf hinzuweisen, dass, wenn de Gaulle gesündigt habe, dann auch gegen ihn gefehlt worden sei; zum Beispiel damals, als er von Nordafrika nach London zurückgebracht wurde, kurz vor der anglo-amerikanischen Invasion, von der ihm gar keine Mitteilung gemacht worden war. Ich konnte jedoch dem Premierminister versichern, dass ich mich zu keiner der üblen Machenschaften des Generals hergeben und die Politik der Regierung getreulich durchführen würde.

Obzwar sich Winston Churchill über ein halbes Jahrhundert dem entmenschlichen Beruf der Politik gewidmet hat, ist er doch so menschlich wie ein Schuljunge geblieben. Seine Freunde haben recht, und seine Feinde haben unrecht. Während der Schwierigkeiten, die ich bei dem Versuch hatte, die Beziehungen zwischen den beiden Männern zu verbessern, war ich niemals imstande, den Premierminister davon zu überzeugen, dass meine grosse Zuneigung und Bewunderung für den General mich nicht beeinflussen würde: «Sie haben den Mann gern», pflegte er zu mir zu sagen, «ich nicht!» Vergeblich versuchte ich, ihn zu überzeugen, dass es unwichtig sei, ob ich ihn gern hätte oder nicht. Ich glaubte – und die Zeit sollte den Beweis erbringen – dass er nach dem Kriege dazu bestimmt sei, die französische Politik, vielleicht noch für eine lange Zeit, zu leiten; es sei deshalb entscheidend, dass Grossbritannien und er gute Beziehungen zueinander unterhielten.

Der Premierminister war ebenso bestrebt wie ich, ein mächtiges und uns freundlich gesonnenes Frankreich wiederherzustellen. Aber er war im Verlauf seiner Besuche in Amerika sowohl vom Präsidenten wie von ein oder zwei massgebenden Franzosen beeinflusst worden, die er dort getroffen hatte, und die zu de Gaulle in ebenso heftigem Gegensatz standen wie zu Vichy.

Die Ansichten des Präsidenten zum französischen Problem wurden durch die Tatsache verzerrt, dass er nacheinander zwei Verlierer unterstützt hatte: Zuerst hatte er geglaubt, die Invasion in Nordafrika würde von Pétain begrüsst werden; so hatte er eine Botschaft an den Marschall entworfen, aus der einige der freundschaftlicheren, beinahe unterwürfigen Passagen zu streichen der Premierminister ihn glücklicherweise überredet hatte. Pétain hatte Roosevelts Angebote mit Verachtung behandelt und sein Ersuchen um Zusammenarbeit mit Hohn beantwortet.

Zum anderen: Wer dafür verantwortlich war, die Amerikaner zu überzeugen, dass General Giraud sich als geeigneter Führer des wiedervereinten kämpfenden Frankreich erweisen werde, bleibt ein Rätsel. General Giraud besass den Charme, der General de Gaulle fehlte; das war aber

auch alles. Wieder einmal hatte der Präsident aufs falsche Pferd gesetzt, ein Pferd, das ein solches Rennen nie durchhalten oder womöglich sich vor dem Start drücken würde.

Die meisten dieser Ereignisse – die Affäre mit Admiral Darlan und dessen Ermordung, die ersten Stadien der Rivalität zwischen den Generälen und der Abschluss der Eroberung Nordafrikas durch Alexander – gehörten schon der Vergangenheit an, als ich in den ersten Tagen des Januar 1944 in Algier eintraf. Wir verliessen Lynham am 3. Januar um ein Uhr nachts und trafen um elf Uhr morgens in Algier ein. Das uns zur Verfügung gestellte Haus war kalt und unbehaglich, ohne Kochgelegenheit oder heisses Wasser. Wir mussten es mit einem Ehepaar, Angehörigen meines Stabes, teilen. Als Bedienstete hatten wir nur ein paar italienische Gefangene. Die gewöhnlichsten Haushaltsgegenstände waren in den paar noch geöffneten Läden nicht zu bekommen. Das Wetter war sehr kalt, und die ersten Wochen unseres Aufenthaltes brachten grossen Ärger und viel Unbequemlichkeit.

Es war ausgemacht worden, dass wir zunächst unsere Mahlzeiten in der von Harold Macmillan bewohnten Villa einnehmen sollten. Dieser war Ministerresident beim alliierten Hauptquartier in Nordwest-Afrika. Bei den Ereignissen des vergangenen Jahres hatte er eine einflussreiche und wirksame Rolle gespielt und besass das Vertrauen General Eisenhowers und sogar – soweit es möglich war – General de Gaulles. Alle Auskünfte und Ratschläge, die er mir gab, waren zuverlässig und klug. Eisenhower hatte Algier vor meiner Ankunft verlassen, und als sein Nachfolger wurde General Sir Henry Maitland-Wilson erwartet. Macmillan selber sollte auch bald abreisen.

Ich sah mich sogleich mitten in einer jener Krisen, die häufig wiederkehren sollten. Der Premierminister hatte, mit einem britischen Kriegsschiff auf dem Weg nach Teheran, Algier besucht. Er hatte weder de Gaulle noch sonst ein Mitglied des Französischen Befreiungskomitees zu sehen verlangt, die allmählich anfangen, sich als provisorische Regierung Frankreichs zu betrachten. Stattdessen hatte er General Georges an Bord geladen, der keine offi-

zielle Stelle innehatte, sondern bei General Giraud als Gast weilte. General Georges wurde – vielleicht ungerechterweise – als einer derjenigen angesehen, die für die Niederlage Frankreichs verantwortlich gewesen waren, und stand natürlich sowohl de Gaulle als auch dem Befreiungskomitee kritisch gegenüber. De Gaulle beklagte sich ferner darüber, dass der Premierminister auf seiner Rückreise Nordafrika wie sein eigenes Land behandelt, den Generalgouverneur von Tunesien, wo er ernstlich erkrankt war, ignoriert und seit seiner Ankunft in Marrakesch, wo er sich erholte, den Generalgouverneur von Marokko links liegengelassen hätte.

Derartige Beschwerden waren kaum begründet. Inmitten eines Weltkrieges hatte der Premierminister eine gefährvolle Reise durch Europa und Afrika nach Asien unternommen, er reiste unter angenommenem Namen, und es war von äusserster Wichtigkeit, dass sein Aufenthalt nicht bekannt würde. Zweifellos durfte in einer solchen Zeit auf die Trivialitäten des diplomatischen Protokolls verzichtet werden. Die Franzosen legen jedoch immer höheren Wert auf Formen und Zeremonien als die Engländer, und de Gaulle, der immer Beleidigungen witterte, schwankte, ob er die soeben erhaltene Einladung, den Premierminister in Marrakesch zu besuchen, annehmen sollte. Er überwand indessen, zweifellos infolge Macmillans Geschicklichkeit, seine Skrupel und willigte in den Besuch ein. Es wurde abgemacht, dass Diana und ich vor ihm eintreffen sollten.

10. JANUAR. Auf dem Flugplatz erwartete uns heute Morgen Winstons Privatflugzeug, eine äusserst luxuriöse Maschine. Nachdem wir an Bord waren, bot uns der Steward Champagnercocktails an, die nicht zurückgewiesen wurden. Hauptmann Brown, einer der Privatsekretäre des Premierministers, und zwei andere junge Offiziere flogen mit uns. Es war wirklich eine sehr erfreuliche Reise. Herrliches Wetter, ein ausgezeichnete Lunch an Bord und ein wundervoller Blick auf das Mittelmeer und das Atlasgebirge. Wir brauchten fast vier Stunden.

Clemmie und Sarah kamen uns entgegen und begleiteten

uns direkt zu der Villa, wo sie alle wohnten: das schöne Besitztum einer reichen Amerikanerin. Dort trafen wir Winston an, im Luftanzug und einen riesigen Strohhut auf dem Kopf. Als es kühler wurde, vervollständigte er diesen Aufzug durch einen seidenen, mit goldenem Drachennmuster bestickten Morgenrock. Er war hocheifrig, uns zu sehen.

Vor dem Essen führte ich ein langes Gespräch mit ihm. Er war sehr darüber verärgert, die Skipton-Nachwahlen an einen Commonwealth-Kandidaten verloren zu haben.

Er hat einen riesigen Stab, dem auch ein halbes Dutzend Chiffrier-Sekretärinnen angehört. Ausserdem besitzt er ein Kartenzimmer mit einem ständig diensttuenden Marineoffizier. Er führte mich dorthin und zeigte mir, wie entscheidend der russische Vormarsch war. Er glaubte, dieser gelinge weit besser, als Stalin in Teheran erwartet hatte.

Er ist de Gaulles wegen noch immer sehr aufgebracht, und ich fürchte, die Unterredung am Mittwoch wird kaum erfolgreich sein. Er bearbeitet weiterhin General Georges und wünscht, dass er in das Komitee zurückgeht. Auch fühlt er sich persönlich für die Zukunft von Boisson und Peyrouton verantwortlich und ist Flandin günstig gesinnt. Er gibt zu, dass Giraud nicht von Nutzen ist, will ihn aber als eine Art Paradestück behalten, «eine Art Herzog von Cambridge», wie er es ausdrückt, «mit einem Wolseley in Gestalt de Lattres, der die Arbeit leistet».

11. JANUAR. Diana ging zeitig mit der Gattin des Konsuls zum Einkaufen aus. Ich liess mir Zeit. Gegen zwölf Uhr begaben wir uns beide zu der Villa, wo wir die übrige Gesellschaft zu einem Picknick abholen sollten. Einige waren vorausgegangen, um den Weg zu sichern. Ich fuhr mit Winston im Auto, wir brauchten etwa anderthalb Stunden. Man hatte für das Picknick einen hübschen Platz ausgesucht. Es gab Speisen und Getränke in Fülle; zwei Diener und das Stabspersonal servierten, und ein Heer amerikanischer Militärpolizisten stand als Schutz und Sicherung herum. Winston blieb nach dem Lunch über eine Stunde sitzen und las die Erinnerungen von Hauptmann Gronow. Dies war das siebente Picknick, das sie in den vierzehn

Tagen seit ihrer Ankunft veranstaltet hatten, für mein Gefühl eine merkwürdige Art der Unterhaltung. Ich fuhr mit Clemmie zurück, Diana mit Winston. Clemmie sagte, sie habe Winston heute Morgen eine gepfefferte Gardinenpredigt darüber gehalten, wie entscheidend es sei, sich nicht mit de Gaulle zu streiten. Er habe zwar gebrummt, doch glaube sie, es werde Früchte tragen.

Ich sass beim Dinner zwischen Winston und dem Privatsekretär Colville, und alles ging gut bis zu dem Moment – wir wollten gerade aufstehen – als eine Nachricht aus Algier eintraf. Diese besagte, General de Lattre de Tassigny, den Winston zum Ende der Woche eingeladen hatte, habe berichtet, dass de Gaulle auf seine Bitte, der Einladung Folge leisten zu dürfen, geantwortet habe, es wäre zur Zeit höchst ungelegen, sie anzunehmen. Das löste eine Explosion aus. Winston wollte de Gaulle sofort benachrichtigen, dass er nicht kommen sollte. Ich tat mein Bestes, Winston zu beruhigen, und er beschloss, nichts zu unternehmen.

12. JANUAR. Ich wurde um 8.15 Uhr vom Klingeln des Telefons geweckt. Oberst Warden (der Deckname, unter dem der Premierminister reiste) wünschte mich zu sprechen. Er äusserte, er habe sich die Sache überlegt. Die Angelegenheit sei nicht so einfach; ob ich nicht zu ihm kommen wolle. Eine halbe Stunde später fuhr ich hinüber. Winston sass, anscheinend von Neuem gegen de Gaulle erobert, im Bett und schlug vor, diesem einen Brief zum Flugplatz zu schicken und ihm mitzuteilen, dass er (Churchill) bedaure, ihn zu der weiten Reise bemüht zu haben. Nach dem Vorkommnis sei er aber nicht in der Lage, ihn zu empfangen. Ich riet ihm nachdrücklich von diesem Vorgehen ab und wies darauf hin, wir wüssten ja nichts von den Gründen, die de Gaulle veranlasst hätten, de Lattres Kommen zu verhindern. Er könnte doch durchaus gute Gründe dafür gehabt haben. De Lattre war bis jetzt noch ohne offizielle Ernennung, und de Gaulle könnte sich möglicherweise mit dem Premierminister darüber beraten wollen, was mit de Lattre geschehen sollte. Andererseits könnte er auch gedacht haben, Giraud würde sich ärgern.

wenn ein jüngerer Offizier eine solche Einladung erhielt, während er selber nicht eingeladen war.

Das wirkte; doch erklärte Winston daraufhin, er werde de Gaulle lediglich privat empfangen, vom Wetter und von der Schönheit des Ortes reden und sich dann verabschieden. Das war schon besser, aber ich deutete an, Palewski (de Gaulles Privatsekretär) würde mich wahrscheinlich fragen, ob es nach dem Lunch zu ernsteren Gesprächen kommen werde. Was sollte ich dann antworten? Winston sagte, er habe nichts gegen ein Gespräch, wenn de Gaulle es wünsche, er selber werde aber nicht die Initiative ergreifen. Er wolle auch nicht allein mit ihm sprechen; denn täte er das, würde de Gaulle die Unterhaltung verdrehen. Ich müsse zugegen sein und Max (Beaverbrook) ebenfalls. De Gaulle könne mitbringen, wen er wolle.

Alles verlief gut. Winston war bei de Gaulles Ankunft schlechter Laune und nicht sehr entgegenkommend. Er hatte gerade von der Erschiessung Cianos, de Bonos und der anderen gelesen, was ihn ziemlich erschüttert hatte. Im Verlauf des Lunches taute er indessen auf. Diana sass auf der einen Seite von ihm, Palewski auf der anderen. Ich sass an der anderen Seite von Palewski und konnte ihn in aller Ruhe über die heikle Situation und über den Ärger des Premierministers wegen der Episode mit de Lattre unterrichten. De Gaulle sass gegenüber neben Clemmie. Als die Damen uns verlassen hatten, forderte Winston de Gaulle auf, sich neben ihn zu setzen, aber die Stimmung war noch immer gespannt. Wir begaben uns dann in den Garten: Winston, Max und ich auf der einen, de Gaulle und Palewski auf der anderen Seite. Das Gespräch erstreckte sich über zwei Stunden. Winston war meiner Ansicht nach bewunderungswürdig, und de Gaulle sehr schwierig und wenig entgegenkommend. Er redete so, als stellte er eine Mischung von Stalin und Roosevelt dar. Winston befasste sich zuerst mit der Frage der Gefangenen, sprach dann über Georges, später über Syrien; er verfolgte dabei immer die Linie «warum sollen wir streiten? Weshalb können wir nicht Freunde sein?» De Gaulle trug sehr wenig dazu bei, ihm auf halbem Wege entgegenzukommen, aber sie trenn-

ten sich als Freunde, und der Premierminister willigte ein, am nächsten Tage der Truppenparade beizuwohnen.

13. JANUAR. Die Truppenparade war ein grosser Erfolg. Winston erschien in der Uniform eines Fliegerkommodore. Ich konnte sehen, dass er von den Rufen «Vive Churchill!» sehr gerührt war, die sogar die Rufe «Vive de Gaulle!» übertönten. Als ich die beiden, nebeneinander stehend, die Ehrenbezeugungen entgegennehmen sah, konnte ich nicht umhin, an den Zwischenfall vor vierundzwanzig Stunden zu denken, als Winston erklärt hatte, er wolle de Gaulle nicht empfangen. Nachdem Winston abgefahren war, hielt de Gaulle eine kurze Ansprache, in der er die Ehre der Anwesenheit des «Premier Ministre Britannique» bei der Truppenparade würdigte und unser Bündnis pries.

Es folgten ein Picknick und eine zweistündige Fahrt zu dem Vorgebirge. Das Picknick fand an einer sehr schönen Stelle statt und jedermann genoss es. Winston befand sich in denkbar glänzender Stimmung, war sehr spasshaft und sehr glücklich.

Die Frage der drei prominenten Gefangenen sollte noch bis nach der Befreiung ein Problem bleiben. Sowohl Peyrouton als auch Boisson hatten Vichy gedient. Letzterer war sehr grausamer Handlungen, begangen an Freien Franzosen, angeklagt, als er Gouverneur von Dakar war. Der Fall Flandin war der schwächste unter den dreien. Er hatte Pétain einige Monate als Aussenminister gedient, aber ich glaube, er ist Grossbritannien immer wohlgesinnt gewesen. Als er nach Kriegsende vor Gericht kam, zeugte Randolph Churchill in sehr günstigem Sinne für ihn. Der Premierminister machte sich indessen Sorgen um die beiden ersteren. Er hatte sie bei seinem früheren Besuch in Nordafrika im Jahre 1943 beim Lunch getroffen und ihnen – in Unkenntnis ihrer Vergangenheit – gesagt, sie könnten auf ihn zählen.

Die Engländer, und in noch höherem Masse die Amerikaner, konnten nur sehr schwer den bitteren Hass verstehen oder nachfühlen, den die Freien Franzosen gegen diejenigen hegten, die sich ihrer Ansicht nach der Kollaboration

mit dem Feind schuldig gemacht hatten. Die in Bürgerkriegen geweckten Leidenschaften sind immer viel heftiger als die durch einen Krieg zwischen Nationen verursachten Gefühle. Der fremde Feind tut nur seine Pflicht, wenn er seinen Gegner tötet, der Landsmann aber macht sich des Mordes, des Brudermordes und des Verrats schuldig.

Einige Tage später speisten wir bei de Gaulle, und nach dem Essen führte ich ein Gespräch mit ihm:

Er sagte, er versuche, sich jeden Tag eine kurze Zeit hindurch vorzustellen, wie die Ereignisse ohne Vorurteil und vom Standpunkt der künftigen Historiker zu betrachten seien. Dabei scheine es ihm vor allem sehr lächerlich, dass Franzosen und Engländer nicht auf bestem Fusse stehen sollten. Obwohl ich es anfangs tun wollte, deutete ich doch nicht an, dass er selbst mehr Schuld als jeder andere an den Missverständnissen trug. Ich entgegnete stattdessen, er müsste verstehen, dass am wichtigsten für uns die Erhaltung der Freundschaft der Vereinigten Staaten sei. Diese träten an die Probleme von einem ganz anderen Standpunkt heran als wir. Vichy hatte Frankreich und England verraten, nicht aber die Vereinigten Staaten, die – zu Recht oder zu Unrecht – lange Zeit mit Vichy auf freundschaftlichem Fusse gestanden hatten. Daher dächten sie über die einzelnen in Frage stehenden Personen ganz anders.

Ich brachte daraufhin das Gespräch auf das Problem der drei Angeklagten und fragte, ob sie noch im Gefängnis seien. De Gaulle erwiderte lachend, er hätte für sie womöglich noch das schönste Schloss in Nordafrika aussuchen und sie, von jedem Luxus umgeben, dort hineinsetzen sollen? Nach dem Grund befragt, hätte er wohl erklären müssen, das geschähe, weil sie Freunde von Präsident Roosevelt und Mr. Churchill seien? Die Engländer und Amerikaner könnten, wie er sagte, die Verbitterung der Franzosen gegen jene nicht verstehen, von denen sie glaubten, sie hätten sie verraten und anschliessend verfolgt. Ich entgegnete, ich verstünde das vollkommen, der Premierminister sähe die Dinge aber von einem persönlichen Gesichts-

punkt aus. Er hätte mit Boisson und Peyrouton geluncht und ihnen gesagt, sie könnten auf ihn zählen, und so fühle er sich in gewissem Sinne verantwortlich. De Gaulles einzige Erwiderung war, Churchill hätte sich niemals mit ihnen treffen und noch weniger mit ihnen lunchen sollen. Ich sah ein, dass es zwecklos war, mit ihm zu streiten. Er sprach gut, doch in ziemlich gönnerhaftem Ton über de Lattre und sagte, dieser hätte natürlich Vichy gedient, wie es auch andere Soldaten, einschliesslich General Juin, getan hätten; doch sei er ein guter General und solle das Expeditionskorps befehligen, das von Süden her vordringen würde. Ich glaube, er bemühte sich, so angenehm wie möglich zu sein, was ihm jedoch nicht leicht fällt.

Ich führte über das Thema der Angeklagten weitere ermüdende Gespräche mit dem General. Dieser bestand darauf, es als eine Angelegenheit ohne jede Bedeutung zu behandeln. Er nahm tatsächlich eine fremde Einmischung in etwas, das er als rein französische Angelegenheit betrachtete, übel. Erst nach weiteren Botschaften des Premierministers und noch stärkerem Druck überführte man die drei Männer gegen Ende Februar schliesslich in ein Haus, das, wie sie zugaben, zufriedenstellend war.

Die Anwesenheit Sir Edward Spears' im Nahen Osten, der dort britischer Gesandter für Syrien und den Libanon war, gestaltete meine Arbeit in Algier keineswegs leichter. Spears war als Vertreter von Carlisle Parlamentsmitglied und stand dem Premierminister sehr nahe. Er hatte ihm in den Anfangstagen des Krieges beigegeben, als er als Verbindungsoffizier zwischen ihm und der französischen Regierung wirkte. Er kannte Frankreich gut und sprach Französisch so vollendet wie ein Mitglied der Académie Française. Er hatte Churchill als erster auf General de Gaulle aufmerksam gemacht, hatte dem General geholfen, aus Frankreich zu entkommen und war zum Leiter der britischen Mission beim General ernannt worden, nachdem dieser offiziell von der britischen Regierung anerkannt worden war.

Dann hatten sich die beiden Generäle – Spears war



Botschafter in Paris 1945

ebenfalls General – entzweit. Ich weiss nichts über die Ursache des Streites, bin aber gerne bereit, zugunsten Spears' zu entscheiden, denn er war weder der erste noch der letzte, der sich mit de Gaulle entzweite. Von diesem Augenblick an machten Spears' politische Ansichten eine grundlegende Wandlung durch. Nachdem er zuerst frankophil gewesen war, oder zumindest allgemein für frankophil gehalten wurde, entwickelte er sich zum heftigsten Franzosenhasser unter allen britischen Politikern. Der Misserfolg der französischen Armee mag zu diesem Meinungswechsel beigetragen haben. Spears hatte – wie viele von uns – Vertrauen in die französische Armee gesetzt und nahm vielleicht ihren Zusammenbruch als persönliche Beleidigung übel. Was immer der Grund gewesen sein mag, es gab keinen Zweifel an den Auswirkungen. Zur Zeit meiner Ankunft in Algier war seine Feindschaft gegen Frankreich allgemein bekannt. Sie wurde von vielen Engländern dieses Teils der Erde als eine Ursache der Verwicklungen mit den Arabern bedauert, und Spears wurde von allen Franzosen als ihr erbittertster und unheilvollster Feind angesehen. Zweifellos schrieben sie ihm viele Intrigen zu, an denen er keine Schuld trug.

Das Verhalten von General Spears hatte die Überzeugung verbreitet, es sei seine Politik, die Franzosen mit Hilfe der Eingeborenen aus Syrien und dem Libanon zu vertreiben und die Engländer ihren Platz einnehmen zu lassen. Dies war nicht die Politik des Foreign Office, auch nicht die des Premierministers; doch der Versuch, die Franzosen davon zu überzeugen, war Zeitverschwendung, solange Spears in Beirut blieb. War es leicht, mit General de Gaulle in Streit zu geraten, so war es nicht leicht, sich mit General Catroux, der stets ein Vorbild an Takt und Höflichkeit war, zu entzweiten. Aber Spears stritt sich mit dem einen so ergrimmt wie mit dem anderen, und Jahre später bekundete Catroux in seinem Rechenschaftsbericht noch immer seine Auffassung, Spears habe seine Politik nicht ohne die geheime Duldung und Ermutigung der britischen Regierung verfolgen können.

Deshalb betrachtete ich Spears' Anwesenheit als fatales

Hindernis für die Verbesserung der anglo-französischen Beziehungen. Dies beschäftigte mich, als ich dem Premierminister wegen einer anderen Sache schrieb. Im Unterhaus war über die grosse Zahl der Abgeordneten Klage geführt worden, die sich dienstlich im Ausland aufhielten und deren Wahlkreise daher nicht mehr im Parlament vertreten waren. Ich glaube, unter anderem wurde auch mein Name erwähnt. Es schien mir eine berechtigte Beschwerde, und ich bedauerte, dass sich der Premierminister um meinetwillen Kritik zuziehen sollte. Ich erbot mich deshalb, auf mein Mandat zu verzichten.

Am 21. FEBRUAR 1944 schrieb ich:

*Mein lieber Premierminister,
wie ich sehe, ist es vor Kurzem im Unterhaus zu einer Diskussion wegen der Abgeordneten gekommen, die zu Aufgaben verpflichtet worden sind, durch die sie daran gehindert werden, den Sitzungen beizuwohnen. Für den Fall, dass dies der Regierung später Ungelegenheiten bereiten sollte, lege ich jetzt mein Mandat für Chiltern Hundreds in Ihre Hand. Entscheiden Sie, wie Sie es für richtig halten.*

General de Gaulle geht es nicht gut. Wie ich höre, leidet er an Malaria und Nierenstörungen. Palewski suchte mich am 18. Februar auf und sagte, der General mache sich Gedanken über die Zukunft der Division von General Ledere. Es ist natürlich in erster Linie eine militärische Frage, die aber eine derart entscheidende politische Seite hat, dass der General hofft, Sie könnten sich persönlich mit ihr befassen. Alle Franzosen messen der Teilnahme einiger französischer Streitkräfte an der Invasion Nordfrankreichs grösste Wichtigkeit bei. Die jetzt in Marokko liegende Division Leclercs ist für diesen Zweck offensichtlich am geeignetsten. Als ich diese Frage kürzlich General Maitland-Wilson gegenüber erwähnte, schien er einige Zweifel zu hegen, ob die nötigen Transportmittel zur Verfügung stünden, über diese Angelegenheit kann ich mir natürlich kein Urteil erlauben, doch bin ich sicher, dass selbst vom rein militärischen Standpunkt aus die Teilnahme

der Franzosen in Anbetracht der Wirkung, die sie auf die Aufnahme unserer Truppen bei der Bevölkerung ausüben würde, wertvoll wäre.

Lady Spears hat uns diese Woche einen unerwarteten Besuch abgestattet. Das Gespräch mit ihr hat mir keine Zweifel gelassen, dass sie und ihr Gatte glauben, der Hauptzweck ihrer Mission sei die Aufrechterhaltung der Rechte der Eingeborenenbevölkerung der Levante gegenüber der herrschenden Macht. Man müsse die Eingeborenen sogar dazu ermutigen, diese Rechte geltend zu machen. Ich bin nicht dieser Ansicht, die, wie ich glaube, auch nicht die Ansicht der Regierung Seiner Majestät ist. Wir haben sicherlich genug mit unseren eigenen Eingeborenenproblemen zu tun, um noch die Eingeborenenprobleme anderer aufzugreifen. Meiner Ansicht nach sollten wir versuchen, den Franzosen zu helfen, sowohl ihr Land als auch ihr Kolonialreich wieder aufzubauen; solche Ermutigungen werden uns ihre Freundschaft gewinnen. Spears scheint infolge einer, wie ich glaube, irrigen Ansicht über sein örtliches Operationsziel seine ganze Europapolitik geändert zu haben. Auch scheint er ein entschiedener, wenn nicht sogar heftiger Feind der Franzosen geworden zu sein. Er wird jedenfalls von all den vielen Strömungen der französischen öffentlichen Meinung dafürgehalten. Er ist immer ein guter Freund von mir gewesen, und ich habe ihn und seine Frau gern; ich glaube aber nicht, dass Friede an der Levante herrschen wird, solange beide dort bleiben.

Um auf das zu Anfang dieses Briefes behandelte Thema zurückzukommen: Wenn man glaubt, dass diejenigen Mitglieder des Unterhauses, die ihre parlamentarischen Pflichten am längsten nicht wahrgenommen haben, die ersten sein sollten, die zurückkehren, so könnte man vielleicht in Betracht ziehen, dass die Einwohner von Carlisle drei Jahre hindurch ihrer Stimme im Parlament beraubt waren.

Die Antwort kam telegraphisch:

Folgendes persönlich und privat vom Premierminister:
Ihren Bericht vom 21. Februar soeben erhalten. Kein Interesse an Chiltren Hundreds. Bitte de Gaulle meine An-

teilnahme an seiner Erkrankung ausdrücken. Erkundige mich gerade wegen Division Ledere. Für die Einwohner von Carlisle lässt sich nichts tun. Herzliche Grüsse an Diana.

Der Premierminister erkundigte sich nicht nur wegen der Division Ledere, sondern verfolgte die Angelegenheit unermüdlich und hatte trotz vieler dabei entstehender technischer Schwierigkeiten zuletzt Erfolg. Die Division wurde von Marokko nach Yorkshire verlegt, wo ihre Ausbildung für die grosse Invasion am Tag X abgeschlossen wurde. Sie gehörte zu den ersten Einheiten, die in Paris einmarschierten, und das grosse Abenteuer ihres Marsches vom Tschad-See in Zentralafrika wurde in Berchtesgaden zum guten Ende gebracht.

Eines der Hauptprobleme für de Gaulle und seine 'Anhänger war damals die Zivilverwaltung, die umgehend nach der Befreiung in Frankreich errichtet werden sollte. Es war eine drängende Frage. Alle Behörden in Frankreich dienten der Vichy-Regierung und mussten so schnell und diskret wie möglich ersetzt werden. Sie im Amt zu belassen, würde Gewalttätigkeiten herausgefordert haben.

Der Stein des Anstosses auf dem Weg der Verständigung war der Präsident der Vereinigten Staaten. Am 13. MÄRZ schrieb ich in mein Tagebuch:

Am Nachmittag traf ein langes Telegramm vom Foreign Office ein, das über Unterhandlungen berichtet, die in Washington wegen der Frage der Zivilverwaltung Frankreichs nach der Befreiung geführt worden sind. Anscheinend wurde von allen beteiligten Behörden völlige Übereinstimmung über ein Verfahren erzielt, das die Franzosen zufriedengestellt hätte. Im letzten Moment wurde es jedoch gegen den Wunsch Cordell Hulls, des State Departments und unser selbst vom Präsidenten abgelehnt. Wir lassen es jetzt die Amerikaner mit ihrem Präsidenten allein ausfechten. Es scheint unerträglich, dass ein eigensinniger alter Mann alles in dieser Weise aufhalten soll.

Um Roosevelt Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sollte man nicht vergessen, dass in seine, für anti-gaulli-

stische Ansichten stets empfänglichen Ohren, Versicherungen geträufelt wurden – nicht nur von seinen offiziellen Beratern, sondern von französischen Emigranten und Amerikanern, die in Vichy Freunde hatten – dass de Gaulle nicht der von den Franzosen gewünschte Mann sei. Bestärkt durch solche Einflüsterungen machte er sich die sehr verständliche Auffassung zu eigen, das französische Volk müsse sich seine Regierung selber wählen und die Alliierten dürften ihm keine Regierung aufzwingen, die es nicht wünsche. Die offenkundige Schwäche dieser Haltung lag in der Tatsache, dass das französische Volk seine Wahl nicht zu treffen vermochte, bis allgemeine Wahlen abgehalten werden konnten; dass es vor allem zur Überwachung von Wahlen irgendeine Regierung geben muss, und schliesslich, dass Wahlen nicht vollgültig sind, solange noch ein Teil des Landes besetzt ist. Wahlen müssten daher bis zum Friedensschluss verschoben werden. Wie völlig falsch der Präsident unterrichtet war, zeigte sich, als zwölf Monate nach der Befreiung von Paris Wahlen abgehalten wurden und die freigewählte Nationalversammlung, in der alle Parteien vertreten waren, auf einstimmigen Beschluss General de Gaulle die Ministerpräsidentenschaft antrug.

Als ich nach Algier kam, befand sich dort Mr. Wilson als amerikanischer Bevollmächtigter, der, soviel ich weiss, den Rang eines Botschafters hatte. Ich erkannte, dass er von der Meinung beseelt war, man müsse de Gaulle jede nur mögliche Unterstützung angedeihen lassen und das Befreiungskomitee als provisorische Regierung anerkennen.

Ich fand keine Gelegenheit mehr, mich mit ihm zu besprechen, da er nach Washington abgereist war, als ich dem Premierminister meinen Besuch in Marrakesch abstatete. Sein Mitarbeiter sagte mir, er beabsichtige, dem Präsidenten seine Ansichten aufzuzwingen, und werde, falls er keine Zustimmung erhalte, nicht zurückkehren. Er kam wirklich nicht zurück, und der Präsident – zweifellos, um seine Verachtung für de Gaulle nachdrücklich zu betonen – ersetzte ihn nicht.

Während der letzten Zeit meines Aufenthalts in Algier wurden die Vereinigten Staaten durch einen Geschäfts-

träger, Seiden Chapin, vertreten. Ich hätte keinen reizenderen und hilfreicherer Kollegen finden können. Unsere Büros lagen im gleichen Gebäude, und wir arbeiteten in vollkommener Harmonie und Freundschaft zusammen.

Eine andere zuverlässige Hilfe in schwierigen Zeiten war René Massigli. Er war Aussenminister, so dass ich ihn dauernd sah. Als es schwierig wurde, mit dem General zu verkehren, wusste ich, dass ich bei seinem Aussenminister stets klugen Rat und Verständnis finden konnte. Er war ein treuer Kollege, und ich werde seiner mir erwiesenen Dienste immer mit Dankbarkeit gedenken.

Als der für die Landung in Frankreich festgesetzte Tag näher rückte, verstärkte die britische Regierung völlig zu Recht ihre Sicherheitsmassnahmen. Am 19. April «fand ich Massigli in Verzweiflung wegen der von uns eingeführten neuen Regelung, die keine chiffrierten Mitteilungen nach England zulies und nur Ausnahmen zugunsten der Amerikaner und Russen gestattete».

Was Massigli zur Verzweiflung trieb, trieb de Gaulle zur Wut. Seine merkwürdige Reaktion war die Weigerung, meinen soeben eingetroffenen Botschaftsrat zu empfangen, den ich, wie schon verabredet, zu einem formellen Besuch zu ihm schicken sollte.

8. MAI. Auf meinem Heimweg vom Büro zur Villa fiel mir ein, dass es sich verlohnen würde, zu erwägen, ob man nicht de Gaulle jetzt einladen sollte, nach London zu kommen. Es schien mir, dass ihn eine Zusage von allem Ärger befreien, eine Ablehnung aber sehr ins Unrecht setzen würde. Ich schickte deshalb ein Telegramm mit diesem Vorschlag an den Premierminister und den Staatssekretär.

22. MAI. Heute Morgen erhielt ich die lang erwartete Erwiderung auf mein Telegramm vom 8. Mai, in dem ich vorschlug, de Gaulle aufzufordern, nach London zu kommen. Es war ein langes Telegramm mit vielen für de Gaulle bestimmten Worten lobender Anerkennung über das Verhalten der französischen Truppen in Italien und des Schlachtschiffes «Richelieu» im Pazifik. Es hiess weiter, ich könne ihm mitteilen, er würde demnächst zu einem noch

unbestimmten Datum nach London eingeladen werden. Ich hatte das Gefühl, eine solche Nachricht würde kaum einen guten Eindruck machen, da er nun die endgültige Einladung mehr oder weniger erwartete – in der Presse hatten diesbezügliche Gerüchte gestanden – und nun enttäuscht sein müsste. So telegraphierte ich zurück und fragte, ob ich ihm eine Andeutung des ungefähren Datums des Besuches machen könnte.

23. MAI. Ich erhielt ein Telegramm des Inhalts, man könne noch kein Datum für de Gaulles Besuch angeben, die Einladung werde ihm aber so bald wie möglich zugehen. Ich verabredete daher für 9.30 Uhr einen Besuch und verbrachte eine Stunde bei ihm. Ich traf ihn ganz unerwartet in gehobener, beinahe heiterer Stimmung an, und er nahm die Einladung ohne Zögern an.

Vier Tage später hatte der Wind jedoch umgeschlagen:

21. MAI. Heute Morgen suchte ich Massigli auf. Er wollte eine Zusicherung, dass de Gaulle während seines Aufenthaltes in London volle Freiheit der Nachrichtenübermittlung habe. Ich entwarf ein Telegramm zu dieser Frage. Eine persönliche Depesche an Anthony enthielt den Vorschlag, de Gaulle, solange er in England sei, als Gast der Regierung Seiner Majestät zu behandeln. Noch ehe ich sie absandte, erhielt ich ein Telegramm aus London, das ihn als Gast der Regierung Seiner Majestät einlud und ihm volle Freiheit der Nachrichtenübermittlung zusicherte.

Am Nachmittag begab ich mich zu de Gaulle, um ihm die Einladung und die heute erhaltenen Zusicherungen zu überbringen. Ich hatte gehofft, er würde erfreut sein. Er gab aber keinerlei Anzeichen dafür und war so brummig und verdriesslich wie gewöhnlich. Er beklagte sich bitter über die Absicht der amerikanischen Regierung, nach ihrem Einmarsch in Frankreich eigene Francs in Kurs zu setzen.

Diese Frage der französischen Banknoten war von nun ab eng mit der Frage der Zivilverwaltung verquickt und bildete eine bemerkenswerte Schwierigkeit, an die viel Zeit verschwendet wurde, und die viele Verdriesslich-

Reiten mit sich brachte. Jetzt sagte de Gaulle auf einmal, es habe keinen Sinn, nach London zu gehen, wenn die Amerikaner nicht bereit seien, diese Fragen von äusserster Dringlichkeit mit ihm zu erörtern.

28. MAI. *Anscheinend hat der Premierminister dem Präsidenten selber nahegelegt, einen bedeutenden amerikanischen Bevollmächtigten, etwa Stettinius, zu den Verhandlungen mit de Gaulle nach London zu entsenden. Doch war er anschliessend über eine Meldung der amerikanischen Presse ausserordentlich verärgert, die besagte, de Gaulle würde sich weigern zu kommen, wenn kein Bevollmächtigter im angedeuteten Sinne entsandt würde. Dies wurde mir telegraphisch aus London berichtet. Ich erwiderte, de Gaulle habe sein Kommen bedingungslos zugesagt, und man dürfe die Indiskretion der amerikanischen Presseleute nicht ihm in die Schuhe schieben.*

29. MAL *Natürlich hat die Pressemeldung, deretwegen der Premierminister gestern telegraphierte, die unvermeidliche Reaktion sowie eine halboffizielle Feststellung in der NEW YORK TIMES gezeitigt, der Präsident wolle niemanden entsenden, um an den Gesprächen mit de Gaulle in London teilzunehmen. Sie war so abgefasst, dass der Eindruck entstand, die Vereinigten Staaten würden nicht vertreten sein. Zur gleichen Zeit wurde durch Reuter eine äusserst unglückliche Mitteilung verbreitet: Eisenhower sei bereit, die Regierung Frankreichs zu führen und wolle mit jedem Zusammenarbeiten, der gewillt sei, jetzt für Frankreich zu kämpfen.*

30. MAI. *Um 3.15 Uhr ging ich zu de Gaulle, der von der amerikanischen Pressemeldung und der Reuternachricht natürlich sehr betroffen war. Ich sagte, an der ersteren sei er selber grösstenteils schuld, und zwar wegen der am Tage zuvor erschienenen Meldung, er habe die Entsendung eines amerikanischen Beauftragten zur Bedingung gemacht. Natürlich leugnete er es ab. Ich hege keinen Zweifel, dass die Meldung von ihm stammte, und brachte ihn dazu, sich gewissermassen zu entschuldigen. Daraufhin fragte ich ihn, ob er mit der Zusicherung der Teilnahme der Vereinigten*

Staaten an den Gesprächen zufriedenzustellen sei – etwa mit Eisenhower, Winant oder sonst jemandem, den der Präsident zu ernennen beliebe. Er entgegnete, mehr verlange er nicht, worauf ich sagte, ich wolle versuchen, dies zu erreichen. Ich glaube an den Erfolg, da dies, soviel ich verstanden habe, die ursprüngliche Absicht gewesen ist.

31. MAI. Massigli suchte mich vor dem Essen auf und fragte mich, was vorgebe. Ich hatte ihn seit Samstagmorgen nicht gesehen und erklärte ihm, weshalb meine beiden letzten Besuche mehr de Gaulle als ihm gegolten hätten. Erstens, weil ich angewiesen worden war, de Gaulle persönlich eine Botschaft zu übermitteln, und zweitens, weil de Gaulle nach mir geschickt hatte. Er verstand dies vollkommen, sagte aber, er glaube, er und ich verstünden uns besser als der General und ich, und es sei für mich ratsam, ihn – Massigli – so oft wie möglich zu sehen. Ich pflichtete ihm durchaus bei und erläuterte die gegenwärtige Situation.

1. JUNI. Heute Morgen erhielt ich ein Telegramm vom Premierminister. Er lässt de Gaulle durch mich bitten, zu kommen, sobald es ihm passt, und bietet ihm für seinen Besuch sein Privatflugzeug an. Auf mein Ersuchen um Zustimmung einer Dreierverhandlung ging er gar nicht ein.

Ich begab mich zu Massigli, um ihm die Mitteilung zu überbringen. Ich gab ihm zu verstehen, dass ich de Gaulle drängen würde, die Einladung anzunehmen. Sei er erst einmal in London, könnten die Amerikaner ihre Teilnahme an den Gesprächen kaum mehr verweigern. Täten sie es dennoch, könnte de Gaulle umgehend zurückfahren und so den Präsidenten auf der ganzen Linie ins Unrecht setzen.

Massigli erwiderte, ein solcher Vorschlag müsse noch viel nachhaltiger wirken, wenn ich erklären könnte, mit Wissen und Billigung des Premierministers zu sprechen; überdies gehe weniger Zeit verloren. Nach einigem Hin und Her einigte ich mich mit ihm und telegraphierte entsprechend an den Premierminister. Ich zweifle nicht, dass er – Massigli – selber de Gaulle das von mir Gesagte mitteilen und seinen Einfluss in der gewünschten Richtung geltend machen wird.

2. JUNI. Ich erhielt ein weiteres Telegramm vom Premierminister. Er warf mir vor, seine Botschaft nicht tags zuvor abgegeben zu haben, und richtete einen dringenden persönlichen Appell an General de Gaulle, so schnell wie möglich zu kommen. Ich begab mich am Vormittag mit dieser Botschaft zu de Gaulle und setzte mich fast eine Stunde mit ihm auseinander. Er meinte, es sei nutzlos, nach London zu gehen, wenn es nicht zu Dreiergesprächen käme. Man lasse ihn lediglich deshalb holen, weil es jetzt den Alliierten gerade passe, ihn zu einer Rede zu veranlassen, die beim französischen Volke den Eindruck erwecken soll, er befände sich mit den Engländern und Amerikanern im besten Einvernehmen, was aber nicht der Fall sei.

3.

Daraufhin suchte ich, wie vorher verabredet, General Maitland-Wilson auf. Ich äusserte, ich sei sehr beunruhigt bei dem Gedanken, die Franzosen hinsichtlich der geplanten Operationen im Mittelmeer völlig im Dunkeln zu lassen und sie vielleicht zu der Ansicht zu verleiten, den Deckplan für den richtigen Plan zu halten. Ich hatte das Gefühl, sie müssten sich aufs Äusserste empören, wenn sie feststellten, man habe sie absichtlich irregeleitet. Er berichtete, General Bethouart und General de Lattre genössen sein ganzes Vertrauen und wüssten tatsächlich alles. Sie hatten sich verpflichtet, diese Information ihren jüngeren Offizieren nicht mitzuteilen. Er war sehr befriedigt, dass beide Wort hielten, und sagte auch, er komme jetzt mit General de Lattre sehr viel besser aus und habe seine Meinung über ihn geändert. Das war sehr befriedigend.

Ich schaute vor dem Lunch bei Massigli hinein, um ihm von meiner Unterredung mit de Gaulle zu erzählen. Er war wie gewöhnlich sehr vernünftig und auch sehr fest. Er erklärte, wenn de Gaulle sich weigere, nach London zu gehen, würde er seinen Rücktritt erklären.

Wir speisten bei den beiden Fürstinnen (Marie de Ligne und Fürstin Galitzin, die in einem sehr schönen alten maurischen Haus an der Peripherie Algiers wohnten), die zu Ehren unserer Silberhochzeit ein wundervolles Essen gerichtet hatten. De Tocqueville und noch ein Franzose nah-

men teil. Es war ein merkwürdiger Tag: dichter, weisser Nebel.

Das Komitee sollte, wie ich wusste, um fünf Uhr zusammenzutreten. Um neun Uhr erhielt ich eine Nachricht von M, Joxe, ich möchte um eil Uhr de Gaulle aufsuchen. Später bekam ich eine Nachricht von Massigli mit der Bitte, so bald wie möglich zu ihm in seine Villa zu kommen. Er berichtete mir, es sei über die Frage von de Gaulles Englandreise im Komitee abgestimmt worden, und nur fünf hätten dagegen gestimmt. Zu diesen gehörten der Kommunist Billoux, Plevin und Capitant. Wie er sagte, soll am nächsten Tag noch eine Sitzung stattfinden, und wenn sich de Gaulle dann immer noch weigere, nach London zu gehen, würden er und einige seiner Kollegen ihre Ämter niederlegen. Danach begab ich mich zu de Gaulle und blieb bis nach zwölf Uhr bei ihm. Das Argument, das ihn am stärksten beeindruckte, war, dass es einfach seine Pflicht als Soldat sei, die bevorstehende Schlacht zu unterstützen. Unter dieser Voraussetzung meinte er, einwilligen zu können, doch ohne einen seiner Minister mitzunehmen. Wir führten ein sehr angeregtes Gespräch, und ich sprach sehr freimütig, zeitweilig sogar unverblümt mit ihm; er nahm aber alles sehr gut auf und sagte, er wolle mich seine Antwort am nächsten Morgen um zehn Uhr wissen lassen. Dann bat er mich um mein Ehrenwort, dass ihm, sofern er nach London ginge, völlige Bewegungsfreiheit und Chiffriermöglichkeit garantiert werde. Meine Antwort lautete, ich hätte ihm diese Zusicherung bereits gegeben, weil die Regierung Seiner Majestät mich dazu ermächtigt habe; doch er bat mich, sie auf meine eigene Verantwortung zu wiederholen, wozu ich mich gern bereit erklärte; ich sei allerdings kein Mitglied der Regierung, und alles, was ich sagen könne, sei, dass ich selber zurücktreten würde, wenn die Regierung ihr Wort zurücknehmen sollte, was ich aber für unmöglich hielte. Als er mich zum Abschied hinunterbegleitete, fragte er mich, wie viele Passagiere das Privatflugzeug des Premierministers aufnehmen könne, und zu welcher Zeit er abfliegen müsse. Dies schien mir ein gutes Zeichen zu sein. Auf dem Rückweg hielt ich bei Massiglis

Villa und berichtete ihm über die Unterredung. Dann schickte ich ein Telegramm mit einem Lagebericht nach London.

3. JUNI. Ich war heute Morgen aussergewöhnlich besorgt, bald darauf aber sehr erleichtert, als Paierowski mit einem zusagenden Brief de Gaulles erschien. In dem Brief bezog er sich auf die Tatsache meiner persönlichen Zusicherung hinsichtlich ungehinderten Telegraphierens usw. Wir mussten dann so schnell wie möglich die notwendigen Vorbereitungen treffen.

Gegen drei Uhr langten wir auf dem Flugplatz an. Die beiden Flugzeuge waren da, und fast die ganze Gesellschaft war versammelt. De Gaulle selber kam als letzter an, und ich war erleichtert, als ich ihn im Flugzeug sah.

Um 3.30 Uhr flogen wir ab und trafen nach zwei Stunden in Rabat ein. Stonehewer Bird war zu unserer Begrüssung erschienen. Angesichts der Notwendigkeit der Geheimhaltung beschloss de Gaulle, den Flugplatz nicht zu verlassen und im Flugzeug zu speisen. Ich begab mich auf einen Drink zu den Birds und brachte Mrs. Bird und ihre Tochter mit zurück, um ihnen das Flugzeug zu zeigen, für das sie sich sehr interessierten. Ich stellte sie auch de Gaulle vor, der sich äusserst huldvoll zeigte. Das Dinner war eine ziemlich miserable Angelegenheit. Anschliessend ging ich etwa eine Stunde mit de Gaulle auf dem Flugplatz auf und ab, wobei wir uns über alles, ausser – wie ich mit Freuden sagen darf! – über die gegenwärtige Lage unterhielten. Um 10.30 Uhr starteten wir endlich und hatten einen ausgezeichneten Flug. Ich schlief leidlich gut, und Punkt sechs Uhr morgens landeten wir in Northolt.

Angesichts der umfassenden, uns anbefohlenen Geheimhaltung war ich recht verwundert, eine grosse Musikkapelle der Luftwaffe und eine Ehrengarde von mindestens fünfzig Mann zu erblicken. Die Kapelle spielte die Marseillaise mit grossem Schwung, und ich fuhr mit Oliver Harvey ins Dorchester-Hotel.

Man teilte mir mit, wir beide (de Gaulle und ich) sollten beim Premierminister in seinem «vorgeschobenen Hauptquartier» essen. Ich nahm ein Bad; das Auto holte mich

um 9.45 Uhr ab. Ich hielt auf dem Weg zu Carlton Gardens ein paar Minuten bei White, um den General abzuholen. Die Generäle Bethouart und Koenig, Oberst Billotte und Botschafter Vienot begleiteten uns. Ich hatte keine Ahnung vom Fahrtziel, das sich als Depot an einem Nebengleis des kleinen Bahnhofs von Droyford erwies. Hier hauste der Premierminister seit einigen Tagen. Es schien mir ein völlig absurder Gedanke, da er nur ein einziges Telefon hatte. Es wäre in jeder Hinsicht viel besser gewesen, wäre er in London geblieben. Sein ganzer Stab beklagte sich bitter über Unbehagen und Unbequemlichkeit. Einer von ihnen sagte zu mir, er beabsichtige in Zukunft ein neues Leben zu beginnen, da er jetzt wisse, wie es in der Hölle zugehe.

Anthony, Ernest Bevin und Feldmarschall Smuts waren zugegen. Es war dem Premierminister natürlich nicht eingefallen, dass Smuts die denkbar ungeeignetste Persönlichkeit war, um mit den Franzosen zusammenzukommen; diese werden ihm niemals die Rede vergeben, in der er geäußert hatte, Frankreich würde nie wieder eine Grossmacht werden.

Wir gingen umgehend dazu über, eine Konferenz abzuhalten, in welcher der Premierminister, den ich vorher nicht hatte sprechen können, gerade das sagte, wovon ich ihm abgeraten hätte: er betonte nämlich nachdrücklich die Tatsache, er habe de Gaulle hierhergeholt, um vor der Schlacht eine Rundfunkrede zu halten-, von Verhandlungen erwähnte er nichts. Anthony versuchte, ohne viel Erfolg, diese Frage aufzuwerfen; um 2.15 Uhr speisten wir. Gegen Ende der Mahlzeit stellte Anthony wieder die Frage nach den politischen Gesprächen. De Gaulle sagte, er sehe keinen Grund für solche Gespräche, wenn die Amerikaner nicht vertreten seien. Dies führte zu einer Auseinandersetzung mit dem Premierminister, die ziemlich hitzig wurde und die Dinge natürlich nicht weiterbrachte.

Am Nachmittag fuhren wir zu Eisenhowers etwa eine Stunde entfernt liegendem Hauptquartier, wo de Gaulle und den anderen Generälen sämtliche Pläne für die Invasion gezeigt und alle Einzelheiten mitgeteilt wurden. Eisenhower gab de Gaulle ausserdem den Text der Rund-

funkansprache, die er halten wollte, und bat um Vorschläge und Berichtigungen. De Gaulle nahm die Rede mit sich.

Ob es hinsichtlich dieser Rede Missverständnisse gab, kann ich nicht sagen. Sie war aber eine der vielen Ursachen, die beinahe zu einer Katastrophe beitrugen. Durch Eisenhowers Bitte ermutigt, schlug de Gaulle gewisse Änderungen in der Rundfunkrede vor, die dieser alle durchgehend unbeachtet liess, aus dem sehr einfachen Grund, weil bereits vierzig Millionen Exemplare davon gedruckt worden waren, um verbreitet zu werden.

Die Nacht verbrachte ich ruhig und behaglich in Anthony Edens Haus in Midhurst und fuhr am nächsten Morgen nach London, wo ich, nach so langer Abwesenheit, viel zu tun hatte. Am Abend speiste ich bei einem Freund und erwachte am anderen Morgen, dem 6. Juni, um zu hören, dass die Invasion in Frankreich erfolgt sei. Später erfuhr ich, dass die Ereignisse in London fast ebenso stürmisch gewesen waren wie die Geschehnisse an der Festlandküste; ich war froh, dass es mir, da ich keine Telephonnummer hinterlassen hatte, unter der ich erreichbar gewesen wäre, erspart blieb, an ihnen teilzunehmen.

Der Premierminister hatte sich in der Nacht begreiflicherweise in einem gespannten Zustand äusserster Nervosität befunden. Er hatte immer befürchtet, dass die ersten Landungen mit furchtbaren Verlusten verbunden sein könnten. Nun stellte er sich in seiner lebhaften Phantasie das schreckliche Schauspiel vor, wie englische und amerikanische Truppen gegen die wohlvorbereiteten Verteidigungsstellungen des Feindes geworfen wurden. Und während dieser entsetzliche Kampf tobte, von dem so viel abhing, erhielt er die Nachricht, General de Gaulle habe sich geweigert, eine Rundfunkrede an das französische Volk zu halten, und seinen Verbindungsoffizieren untersagt, die Invasionskräfte zu begleiten.

Man kann sich vorstellen, dass seine Reaktion nach Empfang dieser Nachricht nicht gerade sanftmütig war. Er äusserte sich schroff gegen Vienot, einen der vornehmsten

und besten Menschen, der sich niemals ganz von seinen Verwundungen aus dem ersten Weltkriege erholt hatte, überdies diktierte er an de Gaulle einen Brief, der glücklicherweise nicht abgesandt wurde, und zwar mit dem Befehl, umgehend nach Algier zurückzukehren.

Der General hatte – charakteristischerweise – ein Minimum an Takt entfaltet. Sein Verhalten war aber, ob durch eigene oder anderer Leute Schuld, falsch dargestellt worden. Er hatte sich nicht geweigert, über den Rundfunk zu sprechen, sondern nur gesagt, er wollte nicht unmittelbar nach Eisenhower reden. Dies rührte zu einem Teil von der Beleidigung her – wie er es ansah – die ihm zuteil geworden war, als er um Durchsicht eines bereits zur Verbreitung gedruckten Textes gebeten wurde; zum anderen Teil aber auch von seiner chronischen fixen Idee, er könnte als Werkzeug der Engländer und Amerikaner hingestellt werden.

Hinsichtlich der Verbindungsoffiziere hatte der Premierminister angenommen, sie seien Dolmetscher, deren Dienste von lebenswichtiger Bedeutung für die Landkräfte sein könnten. De Gaulle hingegen behauptete, es seien für den Verwaltungsdienst ausgebildete Offiziere, und ihre Anwesenheit in Frankreich sei nun, da über diese Frage keine Einigung erzielt worden sei, überflüssig geworden:

Ich unterhielt mich vor dem Lunch mit Vienot und Oliver Harvey und willigte ein, anschliessend de Gaulle aufzusuchen, da Vienot meinte, nur ich könnte ihn dazu überreden, seine Entscheidung bezüglich der Offiziere rückgängig zu machen. Um drei Uhr ging ich zu de Gaulle. Ich wies darauf hin, dass es in seinem eigenen Interesse liege, wenn er in die Teilnahme der Offiziere einwillige, da es sonst von ihm heissen würde, er habe sich geweigert, uns im Kampf selbst zu unterstützen. Er wollte die Logik dieses Argumentes nicht einsehen, sagte aber schliesslich, er wolle, um mir persönlich einen Gefallen zu erweisen, seine Einwilligung dazu geben, wenigstens ein paar Offiziere, wenn nicht sogar alle, mitzuschicken. Ich begab mich ins Foreign Office zurück, um über die Unterredung

Bericht zu erstatten. Bis nach fünf Uhr wurde ich dort festgehalten.

Um sechs Uhr ging ich zu Brendan, der die Lage von einem sehr verständigen Gesichtspunkt aus beurteilt und behauptet, er selber habe den Premierminister überredet, seinen Brief an de Gaulle nicht abzusenden. Um 5.45 Uhr besuchte ich Betty und Bobbety Cranborne, die beide ganz vernünftig über Frankreich denken, wie es jedermann tut, ausser dem Premierminister und dem Präsidenten.

Was de Gaulle – nicht ohne Grund – argwöhnte, war, dass die Amerikaner beabsichtigten, eine halb-militärische Verwaltung unter eigener Kontrolle zu errichten; diese sollte Frankreich regieren, bis der Wille des französischen Volkes ermittelt worden sei. Die Verbreitung der von Amerika gedruckten französischen Banknoten stellte indessen eine ernsthafte Schwierigkeit dar, weil sie tatsächlich, solange sie nicht von irgendeiner Regierung gedeckt waren, das darstellten, was de Gaulle verächtlich als «Falschgeld» {«les faux billets»} bezeichnete. Weder das englische Schatzamt noch das französische Finanzministerium waren zur Deckung bereit. Sollte Amerika jedoch zustimmen, dass das Französische Befreiungskomitee die Deckung übernehme, dann würden Schatzamt wie Finanzministerium bereit sein, dieses als die Regierung Frankreichs anzuerkennen. Inzwischen weigerten sich die Amerikaner, das Problem der Finanz- und der Zivilverwaltung mit den Franzosen zu diskutieren.

7. JUNI. Ich speiste mit de Gaulle, Anthony, Charles Peake, Vienot und zwei oder drei anderen Franzosen im Connaught Hotel. Nach dem Essen hatten wir eine Diskussion, deren Hauptproblem es war, de Gaulle zur Einleitung von Gesprächen mit uns zu überreden, obwohl die Amerikaner sich weigerten, daran teilzunehmen. De Gaulle erklärte, es sei Zeitverschwendung und bedeute für unsere beiden Länder eine Demütigung, wenn wir nach einer Einigung an die Vereinigten Staaten herantreten und um gnädige Zustimmung bitten müssten. Anthony war von wunderbarer Geduld und setzte sich mit ihm auf der Linie

«erniedrigt sich und hat damit erobert» auseinander, was ins Französische zu übersetzen wir sehr schwierig fanden. Meiner Ansicht nach ging alles leidlich gut, obgleich Vienot am nächsten Tag sagte, seiner Meinung nach sei der General «o-dieux» gewesen.

13. JUNI. Auf Anthonys Bitte hin ging ich ins Foreign Office. Er hatte einen langen und schwierigen Morgen mit dem Premierminister, dem amerikanischen Botschafter und General Marshall hinter sich. Die beiden letzteren seien völlig ohne Hoffnung gewesen. Smuts sei auch dabei gewesen und habe zu Winant gesagt: «Früher oder später müssen Sie sich zwischen Pétain und de Gaulle entscheiden.» Verärgert hatte Winant erklärt, die Vereinigten Staaten hätten nicht die Absicht, zurück nach Vichy zu gehen. Es ist jedoch das, was sie in Wirklichkeit gern tun würden. Anthony gestand, er sei niemals über irgendetwas so unglücklich oder verblüfft gewesen wie über die französische Situation und könne nicht übersehen, worauf das Ganze hinauslaufe.

Wie es mitunter bei unlösbaren Problemen geschieht, so löste sich auch dieses Problem von selbst. Am gleichen Abend gab der Aussenminister für den General eine kleine Dinnergesellschaft. Fünf seiner Kabinettskollegen wohnten ihr bei, einschliesslich Attlees, der sich ihm in dieser kritischen Zeit äusserst nützlich erwiesen hatte. Noch vor einigen Tagen hatte ich mich mit ihm unterhalten. Am nächsten Morgen besuchte de Gaulle Frankreich. Er kehrte von seinem Empfang in sehr gehobener Stimmung wieder; er hatte einen zuverlässigen Stellvertreter, einen Zivilisten, zurückgelassen, der schrittweise die Verwaltung der Normandie übernahm.

Was in der Normandie geschah, das geschah überall in Frankreich. Die Männer der Widerstandsbewegung übernahmen nach und nach die Verwaltung des Landes in dem Masse, in dem es vom Feind gesäubert wurde. Diejenigen, an deren Stelle sie traten, waren dankbar, wenn man sie stillschweigend verschwinden liess. Die Männer des Widerstands waren alle Anhänger de Gaulles, so dass er

nach der Befreiung des Landes automatisch dessen Herr wurde, und keine politische Entscheidung durch die britische oder die amerikanische Regierung vonnöten war.

Nach seinem Besuch in Frankreich wollte General de Gaulle so schnell wie möglich nach Algier zurückkehren, und wir sollten verabredungsgemäss in der Nacht des

16. JUNI abfliegen. Am 15. sass ich mit Lady Cunard im Dorchester zu Abend. Es war die Nacht der ersten Angriffe mit VI-Geschossen. Meine Gastgeberin, die den Krieg verabscheute, aber keine Furcht kannte und im siebenten Stockwerk des Hotels wohnte, war äusserst empört, als sie erfuhr, was sich ereignete. Sie erklärte, es sei ganz unmöglich und zeige nur, wie dumm die Leute in Kriegzeiten würden, wenn sie solchen Unsinn glauben könnten. Einer der Hotelangestellten meinte indessen, dies sei ein sehr gutes Zeichen und ein Beweis, wie knapp die Deutschen an Menschen seien, wenn sie ihre Flugzeuge jetzt unbesetzt herüberschicken müssten.

Der Premierminister sah den General vor dessen Abreise nicht wieder. Sie wechselten nur Briefe miteinander. Der des Premiers war nicht so freundlich, wie ich es gewünscht hätte. Ich sass bei ihm, als er ihn diktierte. Als er fertig war, sagte er: «Es tut mir leid, aber besser kann ich nicht schreiben.» Ich spürte, dass die ganze Angelegenheit ein Misserfolg und einem Fiasko sehr nah gewesen war. Dennoch trug ich einige Tage später in mein Tagebuch ein:

18. JUNI. Massigli suchte mich um 5.30 Uhr auf. Er sagte, im Ganzen sei der General wohl zufrieden mit seinem Besuch. Er war von der ihm in der Öffentlichkeit, der Presse und im Unterhaus erwiesenen Sympathie sehr beeindruckt. Massigli hielt das für gut, da es ihn von jedem Englandhass, an dem er gelitten haben mochte, heilen würde.

Ich schrieb mir selber ein geheimes Verdienst daran zu, da ich während meines Aufenthaltes in London schwer gearbeitet und den geringen Einfluss, den ich bei der Presse besass, dazu benutzt hatte, das französische Problem leidlich so darstellen zu lassen, wie ich es sah. Es war in der Tat schwierig, vorauszusehen, wie der General auf die Ereig-

nisse reagieren würde. Es waren weniger die Engländer als die Amerikaner, die an den Schwierigkeiten, denen er in London begegnet war, die Schuld trugen. De Gaulle beschloss jetzt, den Vereinigten Staaten einen Besuch abzustatten, und wir speisten am Abend vor seiner Abreise bei ihm:

Anschliessend sassen wir im Garten, und ich hatte mit dem General, der sich in einer glücklichen und ruhigen Stimmung befand, ein langes Gespräch. Ich wagte, ihm die Linie anzudeuten, die er in Amerika einschlagen sollte, wenn er öffentliche Reden halten müsse. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass man ihn verdächtige, die Diktatur anzustreben: er möge sich deshalb keine Gelegenheiten entgehen lassen, um seine Bindung an die Demokratie zu bekunden. Er nahm meine Anregung aufgeschlossen an und dankte mir dafür.

Zehn Tage später gab er bei seiner Rückkehr eine Cocktailparty, nachdem er sich, allen Presseberichten zufolge, eines begeistertsten Empfanges erfreut hatte.

14. JULI. Ich unterhielt mich kurz mit ihm über den Erfolg seines Besuches in Washington. Es ist für ihn charakteristisch, dass er sich darüber kein Wort der Begeisterung erlaubte, sondern lediglich sagte, es sei ganz gut gegangen, und die allgemeine Atmosphäre sei günstig gewesen. Ich fragte ihn, ob der Präsident guter Laune war, worauf er erwiderte, er – der Präsident – hätte jedenfalls versucht, den Eindruck guter Laune zu erwecken.

17. JULI. Um fünf Uhr begab ich mich auf de Gaulles Aufforderung hin zu ihm. Er erklärte, er wünsche mit mir über seine Unterredungen mit dem Präsidenten zu sprechen. Die Hauptthemen seien gewesen: 1. die derzeitige Lage in Frankreich, 2. die Zukunft Deutschlands und 3. die Notwendigkeit für die Vereinigten Staaten, nach dem Krieg gewisse strategische Stützpunkte beizubehalten. Er war in ruhiger, freundlicher Stimmung und sprach auch mit mir über die anglo-französischen Beziehungen, die sich, wie er befürchtete, nie bessern könnten, solange wir unsere augenblickliche Politik in der Levante weiterverfolgten.

18. JULI. Heute Morgen, ging ich zu Massigli. Er wollte wissen, was de Gaulle mir gesagt hatte. Anscheinend ist dies der einzige ihm mögliche Weg, es herauszubekommen.

In diesen Tagen weilte Randolph Churchill bei uns. Sowohl er wie auch Evelyn Waugh hatten sich bei uns aufgehalten, als sie sich auf dem Weg nach Jugoslawien befanden, wo sie hinter den Linien abspringen wollten. Ihr Flugzeug war abgestürzt, und sie waren froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, da die meisten Insassen umgekommen waren. Evelyn hatte schwere Verbrennungen erlitten, und Randolph hatte, als er wieder zu uns kam, Wasser in den Knien. Er war jedoch bester Laune und hielt Vincent Auriol eines Tages beim Lunch einen kurzen Vortrag über französische politische und konstitutionelle Probleme, bei dem sich der zukünftige Präsident der Republik gut zu unterhalten schien.

Randolph war gerade im Begriff, uns zu verlassen, als die Nachricht eintraf, dass sein Vater am folgenden Tage durch Algier käme. Natürlich verschob er seine Abreise. Kurz vorher hatte ich in mein Tagebuch geschrieben:

3. AUGUST. Der Premierminister hielt gestern eine ausgezeichnete Rede, ausgezeichnet vor allem in Bezug auf Frankreich. Er schloss Frankreich mit Grossbritannien, den Vereinigten Staaten und Russland in die vier Grossmächte ein, die Europas Angelegenheiten regeln würden. Eine unerwartet warme Anerkennung zollte er General de Gaulle. Massigli rief mich heute Morgen an, um seine Freude über die Äusserungen des Premierministers auszudrücken.

Wie mir schien, hätte daher kein geeigneterer Augenblick für die Ankunft des Premierministers gewählt werden können, weil sich ihm und dem General damit eine vortreffliche Gelegenheit bot, ihren Streit beizulegen. Aber es gibt Menschen, deren Instinkt sie «Nein» sagen lässt, wenn gewöhnliche Menschen «Ja» sagen würden.

10. AUGUST. Ich ging um sechs Uhr zu de Gaulle und teilte ihm die Nachricht mit. Er erklärte, seiner Ansicht nach würde nichts durch eine Unterredung mit dem Premier-

minister zum jetzigen Zeitpunkt gewonnen. Ich tat mein Bestes, ihn zur Änderung seiner Meinung zu überreden, indem ich ihn an die aussergewöhnlich warmen Worte erinnerte, mit denen der Premierminister im Unterhaus auf ihn hingewiesen hätte. Es sei, wie ich ihm sagte, das allerprimitivste Gebot der Höflichkeit, einer so hervorragenden Persönlichkeit bei der Durchreise durch französisches Gebiet einen Besuch abzustatten. Dreiviertel Stunden verbrachte ich bei ihm, doch gelang es mir nicht, ihn zu überzeugen. Ich überredete ihn jedoch dazu, dem Premierminister einen höflichen Brief zu schicken, in dem er ihm mitteilte, er wolle die kurze Zeit, die ihm – dem Premierminister – in Algier zwischen seinen beiden Flügen zur Verfügung stehe, nicht in Anspruch nehmen. Der Premierminister sollte nämlich um 8.30 Uhr morgens eintreffen und mittags weiterfliegen. Während des Abendessens fiel mir ein, es lohne sich, noch einmal einen Appell an den General zu richten. Ich schrieb ihm deshalb einen Brief, in dem ich auf sein Versprechen hinwies, einen Brief zu schreiben, was schliesslich nur eine Geste der Höflichkeit sei. Warum er, der doch zu dieser Geste bereit sei, nicht noch einen Schritt weiter gehe und einen Besuch abstatte, der ganz sicher eine viel nützlichere Wirkung haben würde? De Gaulle erwiderte, er habe den Brief bereits geschrieben, Palewski werde ihn am nächsten Morgen abgeben. Mehr konnte ich nicht tun. Es ist unglaublich dumm von seiner Seite, eines der törichtesten Dinge, die er sich bisher geleistet hat.

Diesen Fehler sollte er im nächsten Jahr wiederholen, als er sich weigerte, nach Algier zu gehen, um Präsident Roosevelt auf seinem Rückflug von Jalta zu sehen.

Einige Tage später erlebten wir ein weiteres Beispiel für die übertriebene Empfindlichkeit des Generals.

15. AUGUST. Nachmittags sah ich Massigli. De Gaulle befindet sich anscheinend in heftiger Wut, weil sich der Premierminister, ohne die französischen Behörden zu verständigen, nach Korsika begeben hat. Ich sagte, meiner

Ansicht nach sei es wirklich lächerlich, in einem solchen Augenblick so viel Aufhebens von derartig belanglosen Dingen zu machen. (Wir hatten mittags von der erfolgreichen Landung in Südfrankreich erfahren.) Wir befanden uns inmitten einer Schlacht, und der Premierminister hätte das selbstverständliche Recht, jeden beliebigen Punkt des Schlachtfeldes zu besuchen. Massigli stimmte mir durchaus zu, doch begriff ich, wie aufgebracht er den General angetroffen haben musste, dass er nicht imstande gewesen war, Einspruch zu erheben.

Bald danach begab sich der General nach Frankreich, nachdem er bis zuletzt Schwierigkeiten – sogar noch wegen seiner Abreise – gemacht hatte. Sachverständige hatten ihm versichert, es gäbe in Nordafrika kein französisches Flugzeug, in dem er seinen Flug ohne Risiko antreten könnte.

General Baker, der Befehlshaber der amerikanischen Luftstreitkräfte, erbot sich daraufhin liebenswürdigerweise, seine eigene «Fliegende Festung» zur Verfügung zu stellen. De Gaulle erwiderte, er werde sie nur benutzen, wenn sie die französischen Hoheitszeichen trüge und die Besatzung durch Franzosen verdoppelt würde. Die erste Forderung verstosse, wie man ihm mitteilte, gegen die Vorschriften der Vereinigten Staaten, und die zweite würde lediglich bedeuten, unnötige Passagiere mitzuführen, da es keine für «Fliegende Festungen» ausgebildeten französischen Piloten gebe.

Aber de Gaulle bestand darauf. In seiner arroganten Unnachgiebigkeit lag etwas, das wider Willen meine Bewunderung erzwang.

Ich weiss nicht, wie die Sache geregelt wurde. Aber de Gaulle wählte den richtigen Zeitpunkt für seine Abreise so erfolgreich, dass er mit den ersten Befreiungsstreitkräften in Paris einziehen konnte. Als die Nachricht der Befreiung von Paris eintraf, weinten die Menschen in den Strassen Algiers und umarmten sich.

XXI. KAPITEL

PARIS

1944 - 1945

Wir flogen über Nacht von Algier nach London und blieben zehn Tage, während deren ich meinen Stab verstärkte, um ihn in den Stand zu setzen, die Arbeit einer grossen Botschaft zu bewältigen. Am Morgen des 13. SEPTEMBER flogen wir, von einer imponierenden Eskorte von achtundvierzig Spitfires begleitet, nach Frankreich.

Wir flogen ganz langsam über Paris und blickten auf all die vertrauten Gebäude hinunter. Die Strassen schienen sehr leer, aber ich bezweifle, ob sie leerer sind als die Strassen Londons. Es scheint mehr Fahrräder und Pferdewagen zu geben. Auf unserem Weg von Le Bourget wurden wir von motorisierter Polizei eskortiert, und überall, wo wir vorbeikamen, schienen die Leute erfreut, uns zu sehen. Sie grüssten und winkten uns zu.

Wir fanden unsere Botschaft in sehr gutem Zustand vor, und ich konnte am Nachmittag unserer Ankunft bereits dort arbeiten. Doch verging fast ein Monat, ehe wir in dem Gebäude auch wohnen konnten. Es gab weder Wasser noch Elektrizität. Im Erdgeschoss lag das Mobiliar von zweiunddreissig verschiedenen Haushalten aufgestapelt, das seine Besitzer dort aus Sicherheitsgründen eingelagert hatten, bevor sie im Jahre 1940 Paris verlassen mussten.

Mein erster Besuch am nächsten Morgen galt Bidault, den General de Gaulle zum Aussenminister ernannt hatte. Ich lernte ihn sogleich schätzen. In den riesigen Räumen des Quai d'Orsay schien er eine schwächliche und rührende Gestalt. Er gestand mir, dass er sich verloren vorkomme. Er

war Leiter des Zentralkomitees des Widerstands gewesen, ein Amt, das er mutig übernommen hatte, nachdem sein Vorgänger von den Deutschen gefangen und zu Tode gefoltert worden war. Er hatte deshalb notgedrungen im Untergrund leben und jede Nacht an einem anderen Ort schlafen müssen. So hatte er wenig oder nichts von dem erfahren, was in der Aussenwelt vor sich gegangen war. Es stand ihm keine Hilfskraft zur Verfügung, da die meisten Verwaltungsbeamten Frankreichs Vichy gedient hatten, und diejenigen Verwaltungsbeamten, die Anhänger de Gaulles waren, sich noch in Algier befanden.

Um ihm Mut zu machen, sagte ich ihm, ich sei sicher, dass der berühmte Schreibtisch Vergennes' – des Aussenministers Ludwigs XVI. – an dem er sass, sich als Quelle der Inspiration erweisen werde. Mit einem bezaubernden Lächeln entgegnete er, er halte ihn für eine Kopie und ziehe vor, das auch zu glauben, da ihn dies weniger einschüchtere (*cela m'intimide moins*). Dies war die erste von vielen Unterredungen, die ich mit dem Minister führte. Er erwies sich in Paris als ebenso treuer Kollege, wie es Massigli in Algier gewesen war. Wenn er sich auch von Vergennes' Schreibtisch einschüchtern liess, so doch nie von General de Gaulle, ebenso wenig wie er sich von der Gestapo hatte einschüchtern lassen.

Das Alliierte Hauptquartier, bekannt als SHAEF, bereitete sowohl Bidault als auch dem diplomatischen Korps viele Schwierigkeiten, die alle mehr oder weniger unnötig gewesen sind. Aufgabe des Hauptquartiers war die Führung des Krieges. Diese Aufgabe war in jener Zeit von grösserer Bedeutung als irgendetwas anderes und bot allen Grund, nach eigenem Gutdünken zu verfahren. Hauptsächlich wurden Klagen über die Schwierigkeiten laut, vom SHAEF für Mitglieder des diplomatischen Korps die Erlaubnis zu erlangen, Algier zu verlassen oder, wenn diese Erlaubnis vorlag, den nötigen Transportraum zu bekommen.

Die Lage in Frankreich war verworren. Die Zerstörung der Brücken durch die Widerstandskämpfer hatte zwar die deutschen Heere aufgehalten und den Invasionskräften ausserordentlich geholfen, jedoch auch die Verbindungen

unterbrochen. Der Verkehr ging hauptsächlich auf dem Luftweg vor sich, der natürlich unter der Kontrolle des SHAEF stand. Die einzige Möglichkeit, etwas über Ereignisse in einem abgelegenen Landesteil in Erfahrung zu bringen, war die Entsendung eines Emissärs, der seine Feststellungen an Ort und Stelle treffen musste. Reiste ein solcher Emissär nicht auf dem Luftweg, konnte seine Reise sehr lange dauern. Berichte durch Post oder Telegraph trafen möglicherweise niemals ein. Ausserhalb von Paris hatte das Telephon beinahe aufgehört zu funktionieren.

In der Botschaft trafen wilde Gerüchte über die Zustände im Südwesten ein, wo die Kommunisten mit Hilfe roter Truppen aus Spanien eine Schreckensherrschaft errichtet haben sollten. Eine Dame, die ich für äusserst phantasie-reich und unzuverlässig hielt, kam aus diesem Gebiet und berichtete, es sei alles Unsinn und die Zustände seien normal, während ein ruhig denkender Mann mit Universitätsbildung die wilden Gerüchte bestätigte. Die Dame behielt jedoch recht.

Die Verwirrung wurde durch das Zögern der Vereinigten Staaten, de Gaulle und seine Minister als die französische Regierung anzuerkennen, noch gesteigert. Sehr interessant wäre eine Sammlung historischer Beispiele für Schäden, die durch das Widerstreben der Menschen entstanden sind, von vornherein hinzunehmen, was sie schliesslich, wie sie genau wissen, doch hinnehmen müssen. Erst zwei Monate nach der Befreiung von Paris erkannten die Vereinigten Staaten die Regierung General de Gaulles an, die während dieses ganzen Zeitraumes alle Regierungsfunktionen ausgeübt hatte und die Unterstützung des Volkes unwider-sprochen besass. Gehorsam machten Engländer und Russen die Launen des Präsidenten mit, der Anfang Oktober einen Botschafter für Frankreich ernannte, ohne die Franzosen um ihr Agrément zu bitten. T. Jefferson Caffery, der neue Botschafter, begann daher seine Mission unter anomalen Umständen, da er kaum von dem Staatsoberhaupt empfan-gen werden konnte, das vom Oberhaupt seines eigenen Landes nicht anerkannt worden war.

Der General weigerte sich indessen auch, mich zu empfangen. Als Massigli am 16. OKTOBER zu einem kurzen Besuch nach Paris kam, schrieb ich:

Er selber hat, wie er mir erzählte, bei de Gaulle Einspruch erhoben und gesagt, es sei albern von ihm, mir den Empfang zu verweigern, angesichts der Tatsache, dass er – Massigli – in England überaus freundlich behandelt, vom König empfangen und beim Premierminister zu Gast gewesen war. Wenn es eine Frage der Anerkennung sei, weshalb hätte er dann Bogomolow empfangen? Darauf habe de Gaulle erwidert, die russischen und die englischen Positionen unterschieden sich durch die Art und Weise, in der ihn der Premierminister behandelt hätte. Das war natürlich Unsinn.

Am 23. OKTOBER endlich traf die ungnädige Zustimmung des Präsidenten ein, und wir Botschafter begaben uns zum Quai d'Orsay, um dem Aussenminister die gute Nachricht zu überbringen.

Abends speisten wir beim General. Es hätte ein Galaabend sein sollen, aber «Gala» ist ein Wort, das im Wortschatz General de Gaulles nicht vorkommt. Wir waren von Mrs. Anthony Eden begleitet, die damals mit ausserordentlicher Umsicht das in ein Urlauberheim für Soldaten verwandelte Grand Hotel leitete.

Es war eine ausserordentlich frostige und öde Angelegenheit, schlimmer noch als seine Gesellschaften für gewöhnlich sind. Als ich ankam, machte er keinerlei Anspielung auf die Tatsache, dass seine Regierung heute nachmittag von den drei Grossmächten anerkannt worden war, und als ich sagte, ich hoffe, er sei froh, dass es nun soweit sei, zuckte er die Achseln und meinte, es würde niemals soweit sein. Ich sass zwischen Madame de Gaulle, die ihre Blicke keinen Augenblick vom General wandte und kaum ein Wort sprach, und Madame Bonnet, deren Gatte schwer krank ist, und die von ihrer Umgebung ziemlich eingeschüchtert schien. Nach dem Essen führte ich mit dem General ein ziemlich nutzloses Gespräch, dessen Ton erst

besser wurde, als sich Bidault zu uns gesellte. Gegen 10.30 Uhr gingen wir. Beatrice Eden sagte, Dinge, die man fürchte, erwiesen sich gewöhnlich als weniger schlimm als erwartet – aber dies sei sogar noch schlimmer gewesen.

Am nächsten Tag begab ich mich nach London. Der Premierminister teilte mir seine Absicht mit, nach Frankreich zu kommen, um General Eisenhower zu sehen. Ich beschwor ihn, dies zu unterlassen, weil es den letzten Nagel zum Sarge seiner Beziehungen zu de Gaulle bedeuten würde. Er meinte, er wollte gar nicht erst vorschlagen, letzteren zu besuchen und damit noch einmal einen Affront wie in Algerien zu riskieren. Ich entgegnete, ich sei sicher, er werde in Kürze nach Paris eingeladen. Ehe ich fünf Tage später London verliess, hatte ich mit Hilfe Massigli's praktisch festgesetzt, dass der Premierminister am 10. November nach Paris reisen sollte. Er könnte dann bei der Truppenparade am 11. November zugegen und sicher sein, dass die grösstmögliche Menschenmenge ihn sehen würde, ohne dass es vorher zu einer Ankündigung kommen müsste.

Nachdem dieser Entschluss gefasst war, verbrachte ich einige bange Stunden. Scotland Yard schickte einen Vertreter, um mit der französischen Polizei zu konferieren. Bei seiner Rückkehr berichtete er, es halte sich noch immer eine grosse Anzahl Deutscher in Paris versteckt, und es sei für den Premierminister gefährlich, sich in den Strassen zu zeigen. Einige seiner Kollegen versuchten, dem Premierminister von seiner Reise abzuraten, und am 9. November, dem Tag vor seiner Abreise, führte ich zwei Telefongespräche mit ihm. Ich wusste, wieviel Mühe sich die Franzosen mit den Vorbereitungen für den Besuch gegeben hatten und wie betrüblich das Aufschieben der Reise wirken würde, denn um einen Aufschub drehten sich die Vorschläge. Ich wies darauf hin, dass niemand die Garantie für das Leben eines berühmten Mannes in einer grossen Menschenmenge übernehmen könne. Diese Gefahr sei aber meiner Ansicht nach in einem Monat oder ein Jahr später ebenso gross. Die in Paris versteckten Deutschen dürften kaum den Wunsch hegen, die Aufmerksamkeit auf sich zu

ziehen. Schliesslich sagte der Premierminister: «Also gut, wir kommen!» Ich fühlte, dass ich die ganze Verantwortung trug.

Der Besuch war ein grosser Erfolg. Das ganze erste Stockwerk des Quai d'Orsay wurde den Besuchern, einschliesslich Mrs. und Miss Churchill, zur Verfügung gestellt. Der Premierminister war entzückt, ein goldenes Bad vorzufinden, das sich Göring zum eigenen Gebrauch hatte einrichten lassen. Und er war noch entzückter darüber, dass das Bad des Aussenministers nur aus Silber war. Diana und ich speisten mit ihm, wir waren zu zwölft und verbrachten einen glücklichen Abend.

11. NOVEMBER. Wir verliessen gegen 10.25 Uhr den Quai d'Orsay und begaben uns in die Rue St. Dominique (General de Gaulles Hauptquartier). Der Premierminister fuhr an der Spitze in einem offenen Wagen, ich folgte mit Anthony in einem anderen offenen Wagen, der bald eine Panne hatte, so dass wir in einen anderen Wagen umsteigen mussten. Nach kurzem Aufenthalt in der Rue St. Dominique fuhren wir weiter, der Premierminister und de Gaulle im ersten offenen Auto, Anthony und Bidault im zweiten, ich folgte mit Palewski und Nicholas Lawford in einem geschlossenen Wagen. Den Empfang muss man mit angesehen haben, um es zu glauben. Er war grossartiger als alles je zuvor Erlebte. An jedem Fenster drängten sich Menschenmengen, sogar in den Mansarden der höchsten Häuser und auf den Dächern, und überall erklangen sehr laute, spontane und echte Rufe des Jubels. Beim Arc de Triomphe spielten sich die einzigen unschönen Vorgänge ab. Dort standen die amerikanischen Pressephotographen, die offenbar niemand im Zaum zu halten vermochte.

Vom Arc de Triomphe schritten wir zur Tribüne, von der aus wir den beinahe eine Stunde dauernden Vorbeimarsch mitansahen. Wann immer es in dem Zug eine Unterbrechung gab, ertönten laute Rufe «Churchill!» aus der Menge. Danach begaben wir uns zum Denkmal Clemenceaus, um auch dort einen Kranz niederzulegen. Von da fuhren wir zum Grabe Fochs im Invalidendom. Das Wetter, das zu

Beginn, leidlich gut gewesen war, wurde immer schöner, und um 1 Uhr erstrahlte hellster Sonnenschein.

Lunch in der Rue St. Dominique: eine Gesellschaft von etwa sechzig Gästen. Ich sass zwischen Jeanneney und de Menthon. De Gaulle hielt eine sehr gute Rede, und Winston erwiderte auf Englisch. Es wäre mir lieber gewesen, er hätte es auf Französisch versucht. Anthony fügte einige Worte hinzu.

Nach dem Lunch gingen wir nach oben. De Gaulle, Coulet, Massigli, Chauvel und Palewski sassen an der einen Seite des Tisches, Winston, Anthony, Alec Cadogan und ich an der anderen. Wir redeten etwa zwei Stunden. Winston redete die meiste Zeit unbekümmert in seinem leidlich verständlichen Französisch. Er sprach bemerkenswert gut, verstand aber sehr wenig. Sowohl er als auch de Gaulle waren bester Laune. Alles unterschied sich wesentlich von der Unterredung in Marrakesch. Es fiel kein einziges unfreundliches Wort, obwohl fast jedes Thema, einschliesslich Syriens, berührt wurde. Ich war vom Erfolg hocheifrig, und wir kamen zum Schluss, dass sich weitere Gespräche zwischen dem Premierminister und de Gaulle erübrigten. Nur die beiden Aussenminister sollten am nächsten Morgen noch einmal zusammenkommen.

Der nächste Tag war ebenso erfolgreich. Ich wohnte der Zusammenkunft der Aussenminister am Vormittag bei. Sie verlief gut, bis wir zur Frage der Levante kamen, die jeder Lösung spottete. Es folgten ein üppiger Lunch im Quai d'Orsay und dann ein Empfang im Rathaus. Hier übertraf der Premier sich selbst. Unvorsichtig und unvorbereitet stürzte er sich in eine Rede auf Französisch, die seine Zuhörer wirklich entzückte. Mehrfach verteidigte er Spears und behauptete dabei jedesmal, die Franzosen könnten diesen nicht leiden, weil Spears besser Französisch spreche als sie. Das sei der einzige Grund. Seine eigene Art, Französisch zu sprechen, war indessen sicher viel reizvoller.

Am Abend gaben wir eine Dinnergesellschaft für General und Madame de Gaulle sowie für die Botschafter Russlands, Kanadas und Amerikas; es erschienen die beiden ersteren

mit ihren Gattinnen (Mrs. Caffery war noch nicht eingetrohen), Bidault, das Ehepaar Churchill und das Ehepaar Eden, Luftmarschall Tedder, Oberbefehlshaber der Luftwaffe, Lady Tedder und Sir Alexander Cadogan. Der Premierminister, in besserer Form denn je, fand Madame Bogomolow reizend, die ich, kurz bevor er wegging, neben ihn placierte. Gegen 10.45 Uhr musste ich ihn darauf aufmerksam machen, dass es wirklich Zeit sei, aufzubrechen, da er noch zum Quai d'Orsay zurückkehren müsste, bevor er sich zum Bahnhof begäbe. Ich begleitete ihn an die Bahn im Bewusstsein, dass alles sehr erfolgreich verlaufen und ich von einem Zentnergewicht der Verantwortung befreit war.

Am 18. November überreichte ich General de Gaulle in aller Form mein Beglaubigungsschreiben, wobei ich meinen ganzen Zivilstab mitnahm. *«Die Zeremonie heute Morgen war kurz und formell, aber General de Gaulle war sehr freundlich und lächelte. Sein Stab sagt, sie hätten ihn niemals so relativ glücklich gesehen.»* Diese merkwürdige Unfähigkeit zum Glücklichsein hat sich als eine unselige Eigenschaft im Charakter dieses bemerkenswerten Mannes erwiesen und zum Scheitern seiner Karriere beigetragen.

Am Tag nach dieser Unterredung reiste er nach Russland ab. Ich hegte damals keine Zweifel, dass der Gedanke eines französisch-russischen Bündnisses ihn ansprach, das Frankreich einen starken Rückhalt in Europa verliehen hätte. Erst mit einem zuverlässigen Russland hinter sich, hätte de Gaulle den Präsidenten der Vereinigten Staaten und den Premierminister von Grossbritannien mit einiger Berechtigung als seinesgleichen behandeln können, obwohl er sie schon inuner so behandelt hatte. Er hatte Kommunisten des Widerstandes als Mitglieder seiner Regierung in Algier aufgenommen und bei seiner Ankunft in Paris ihre Zahl vermehrt und auch Maurice Thorez eingeschlossen, der den Krieg in Russland verbracht hatte. Er wusste, dass er von Roosevelt niemals wirkliche Unterstützung erwarten durfte und hatte bitter mit Churchill gestritten. Vielleicht würde sich Stalin als der Freund erweisen, den er suchte.

Ein festes französisch-sowjetisches Bündnis hätte zu jener Zeit die Zukunft Europas ungemein komplizieren können. Anstatt den Kontinent in zwei Teile zu spalten, hätte es ihn in Bruchstücke zersplittert. Russland, die stärkste Macht auf diesem Kontinent, hätte mit Hilfe Frankreichs, der zweitstärksten Macht, der übrigen Welt mehr Schaden zufügen können, als es die Sowjets und ihre Satelliten anschliessend mit Erfolg taten. Unter anderen Voraussetzungen hätte die Französische Kommunistische Partei, die, wie die nächsten Wahlen zeigen sollten, zahlenmässig die stärkste war, erfolgreich die Herrschaft über das Land gewinnen können. Glücklicherweise verwirklichte sich keine dieser Möglichkeiten. Was sich im Einzelnen während de Gaulles Moskauer Besuch zutrug, weiss ich nicht. Ich habe indessen den Eindruck, dass Stalin, in Unkenntnis europäischer Angelegenheiten, in Frankreich nur eine im Krieg besiegte Nation sah, eine Nation, die damals ein nur geringes Kriegspotential darstellte, keine Flugzeuge hatte und auch keine Mittel besass, diese herzustellen; daher war wohl Frankreich für ihn ohne Interesse. Er unterzeichnete deshalb einen jener unbestimmten Verträge, die das brüchige Fundament des europäischen Friedens bilden, und schickte die ernüchterte französische Mission nach Hause.

Ende des Jahres flog ich zu einem kurzen Besuch nach London und hatte bei der Rückkehr Schwierigkeiten, weil der Luftweg die einzige Reisemöglichkeit bildete, und der Verkehr mehrere Tage hintereinander durch Nebel unterbunden war. Es gelang mir jedoch, zu Weihnachten zurück zu sein; ich traf Paris in einer kleinen Panik an. Ein fähiger amerikanischer Journalist versicherte mir, die Deutschen seien im Begriff, uns alle in den Kanal zurückzufegen; wir würden nicht imstande sein, die Landung in Frankreich ein zweites Mal durchzuführen. Nervöse Pariser packten bereits ihre Koffer.

Es war die letzte verzweifelte Anstrengung der Deutschen, das Heft wieder in die Hand zu bekommen. Dies führte das amerikanische Oberkommando zu einem Entschluss, der sich als katastrophal hätte erweisen können, nämlich: das kürzlich befreite Strassburg preiszugeben.

Charles Peake, der mit mir im Informationsministerium gearbeitet hatte, war damals dem SHAEF zugeteilt. Seine kluge und taktvolle Diplomatie trug viel dazu bei, der Schwierigkeiten Herr zu werden, die zwangsläufig zwischen den allmächtigen Militärs in Versailles und den zivilen französischen wie auswärtigen Instanzen in Paris entstehen mussten. Er war es, der mir die Nachricht dieses Beschlusses überbrachte, und der, genau wie ich, wusste, welche Wirkung sie vermutlich bei den Franzosen hervorrufen würde. Es wäre einer jener Fehler gewesen, die so leicht gemacht werden, wenn die Exekutivgewalt in den Händen des Militärs liegt, dem es an politischer Erfahrung mangelt. Strassburg bildete damals einen vorgeschobenen Posten in der Frontlinie des alliierten Vormarsches. Vom strategischen Standpunkt aus gab es gewichtige Gründe für ein Ausgleichen dieser Linie, politisch wäre die Preisgabe Strassburgs eine überwältigende Katastrophe gewesen. Abgesehen von den Greueln, welche die zurückkehrenden Deutschen unter der Bevölkerung verübt hätten, hätte diese Katastrophe das Herz Frankreichs mit Wut und Verzweiflung erfüllt.

Sobald ich die Nachricht erhielt, schickte ich ein persönliches Telegramm an den Premierminister, in dem ich diese Ansicht nachdrücklich betonte. Er traf am nächsten Morgen in Versailles ein, und nach einer langen Besprechung mit Eisenhower, Bedell Smith und de Gaulle kam man überein, zwei französische Divisionen in Strassburg zu belassen, um den Kampf auszufechten. Sie retteten die Stadt.

Am folgenden Tag, dem 4. JANUAR, berichtete ich:

Gegen 11.45 Uhr kam eine Nachricht, der Premierminister sei des Wetters wegen nicht abgereist, und General Eisenhower habe, ich käme zum Lunch nach Versailles. Es war wenig Zeit, da ich versprochen hatte, zu einer Abschiedscocktailparty zu gehen, die Brigadegeneral Carthew Yourston (der die Pariser Garnison befehligte) im nebenan gelegenen Olhziersklub gab. Ich brachte es fertig, dort ein paar Minuten hineinzuschauen und trotz eines heftigen

Schneesturmes und vereister Strassen vor ein Uhr nach Versailles zu gelangen. Eisenhower und Alan Brooke waren bei meiner Ankunft da, und ich ging hinauf, um den Premierminister zu sehen, der im Bett arbeitete. Ich unterhielt mich mit ihm, während er aufstand und sich ankleidete. Als er gesehen hatte, dass er heute nicht zurückfliegen konnte, hatte er beabsichtigt, nach Paris zu kommen und bei uns zu essen. Eisenhower hatte dies jedoch aus Sicherheitsgründen verboten, was mir unsinnig vorkam. Wir hätten ihm sicherlich ein besseres Mahl vorsetzen können.

Er schien über das Ergebnis der gestrigen Konferenz erfreut und sagte, de Gaulle sei mit dem Kompromiss zufrieden. Er hatte mit ihm nach dem Kriegsrat ein ganz freundschaftliches Gespräch geführt. Beim Lunch waren ausser uns sechs noch Tommy Thomson und ein Offizier der Schottischen Garde, Eisenhowers Adjutant, zugegen. Es war keine sehr heitere Mahlzeit. Hauptgegenstand der Unterhaltung bildete die Frage, wann und wo die Russen angreifen würden. Es bestand grosse Hoffnung, dass es bald so weit sein würde. Aber eigentlich hätten wir es wissen sollen.

Palewski suchte mich um 6 Uhr auf, um ein Kommuniqué über den Besuch des Premierministers auszuarbeiten. Der von ihm vorbereitete Entwurf genügte durchaus nicht. Es hiess da etwa, de Gaulle habe eine militärische Konferenz mit dem Premierminister einberufen, der Eisenhower beiwohnen durfte. Charles Peake war anwesend, und wir kamen einstweilen um die Schwierigkeit herum, indem wir beschlossen, es sollte nichts veröffentlicht werden, bis sich der Premierminister sicher zu Hause oder mindestens ausserhalb Frankreichs befand. (Er reiste am Nachmittag mit dem Zug nach Belgien.) Ich sagte, in jedem Falle müsste das SHAEF befragt werden. Palewski entgegnete, er habe vom General keine Ermächtigung, beim SHAEF anzufragen, sondern nur, meine Zustimmung zu erlangen. Wir nahmen Palewski auf einen Drink zu Diana in den Salon.

5. JANUAR. Um 4 Uhr ging ich zu General de Gaulle, den ich in recht angenehmer Laune antraf. Er erzählte mir von seinem Moskauer Besuch, und wir besprachen die zukünftigen englisch-französischen Beziehungen und die Mög-

lichkeit eines Paktes. Er ist auf einen solchen Pakt nicht versessen und wünscht nicht, in diesem Sinn zu wirken. Der Premierminister auch nicht.

Meiner Meinung nach war ein Bündnisvertrag zwischen Grossbritannien und Frankreich eine Angelegenheit von primärer Bedeutung, und ich tat alles, was in meiner Macht lag, um ihn zustande zu bringen. Während der Monate in Algier hatte ich ein sehr ausführliches Schriftstück verfasst, in dem ich einen Überblick über die Weltlage gab, wie sie nach meiner Ansicht nach dem Kriege aussehen würde. Ich befürwortete eine Aussenpolitik, die Grossbritannien nach meinem Dafürhalten einschlagen sollte.

Das Schriftstück bestand aus neunundzwanzig Abschnitten, die ich hier so kurz wie möglich auseinandersetzen will. Da sich meine Ansicht seit der Abfassung dieser Schrift nur wenig geändert hat, mag sie im weitesten Sinn als mein politisches Testament verstanden werden.

Ich schrieb, nach dem Kriege würde wahrscheinlich die Forderung nach dem Wiederaufbau irgendeiner internationalen Organisation mit den Vorzügen, doch ohne die Mängel des Völkerbundes laut werden. Meiner Auffassung nach sollten wir eine solche Organisation unterstützen, ohne jedoch unsere Zukunft dabei aufs Spiel zu setzen. Wir hatten den Völkerbund zu Recht unterstützt. Falsch aber war es gewesen, keine andere Möglichkeit einer Politik entwickelt zu haben, auf die wir zurückgreifen konnten, als der Völkerbund sich als Misserfolg erwies.

Ich lehnte die Isolationspolitik ab. Sie ist für ein Land wie Grossbritannien, das Verpflichtungen an allen Punkten der Erde hat, undurchführbar.

Ich trat zwar energisch dafür ein, engste Freundschaft mit den Vereinigten Staaten zu pflegen, hielt jedoch die Interessen der beiden Länder für zu abweichend voneinander, um ein Bündnis zwischen ihnen als zweckmässig erscheinen zu lassen. Die Zukunft Mexikos beispielsweise, die für die Vereinigten Staaten eine Frage von grösster Bedeutung sein muss, ist von geringem Interesse für Grossbritannien. Dem gegenüber kann von den Vereinigten

Staaten nicht erwartet werden, dass sie sich weitgehend Gedanken über die Entwicklung der Niederlande machen, die für das Dasein Grossbritanniens so lebenswichtig sind. Auch würde ein Bündnis mit Amerika Grossbritannien nicht befähigen, Europa den Rücken zu kehren, da die modernen Erfindungen unser Land mehr denn je zuvor zu einem Teil des Kontinents gemacht haben.

Soweit es den Kontinent betraf, war es stets das Ziel englischer Politik – und das muss es meines Erachtens auch immer bleiben –, die Beherrschung Europas durch eine zu mächtige Nation zu verhindern. Im Zuge dieser Politik hatten wir in der Vergangenheit gegen Spanien, Frankreich und Deutschland gekämpft. «Es ist zu hoffen», schrieb ich, «und in der Tat mit einiger Zuversicht auch anzunehmen, dass der Fehler sich nicht wiederholt, Deutschland unter den Augen des Siegers unbeschadet aufrüsten zu lassen, um innerhalb der nächsten zwanzig Jahre die Verbrechen zu wiederholen, für die es 1919 unzureichend bestraft worden war.»

Immer im Sinn dieser Voraussetzung, die sich als falsch erweisen sollte, führte ich aus, dass Russland nach dem Ausscheiden Deutschlands die ernsteste potentielle Bedrohung des Friedens auf dem Kontinent darstelle. Die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen den beiden schloss ich jedoch nicht aus.

Tödlicher Hass scheidet Russland jetzt von Deutschland. Menschliche Gelühsregungen, gleichviel ob Liebe oder Hass, Dankbarkeit oder Rachsucht, haben sich indessen in der Politik selten als dauerhaft erwiesen und im Völkerleben nur eine geringe Rolle gespielt. Es wäre tatsächlich unbesonnen, sich einzig auf Gefühle zu verlassen, um ein russisch-deutsches Bündnis zu verhindern. Abgesehen vom Hass ist nur noch Polen da, das Russland von Deutschland trennt. Je stärker und blühender Polen wird, desto besser ist es für den Weltfrieden.

Ich war jedoch darauf bedacht, kein Bündnis mit Polen oder mit der Tschechoslowakei vorzuschlagen. Die Erfahrung hat gezeigt, wie machtlos wir waren, einem dieser

Länder Schutz angedeihen zu lassen. Sicherheit war alles, was die kleinen europäischen Länder nach ihren Kriegseiden verlangen würden, und manche von ihnen dürften sich fragen, ob sie diese eher von Grossbritannien oder von Russland gewährleistet bekämen. Auch Frankreich war für mich ein Land, in dem solche Zweifel laut werden könnten, und ich erinnerte daran, dass es viele Franzosen gab, die vor dem Krieg ein Bündnis mit Deutschland befürwortet und nach der Niederlage mit den Deutschen zusammengearbeitet hatten. Diese Leute könnten sich leicht Russland zuwenden, wenn Deutschland ausfiel, und hätten dabei noch die Unterstützung der mächtigen französischen Kommunistischen Partei. Ich hielt es durchaus für möglich, dass die kleineren Westmächte geneigt wären, dem Beispiel Frankreichs zu folgen. Ich drängte deshalb darauf, keine Zeit zu verlieren, hinsichtlich unserer zukünftigen Aussenpolitik zu einer Entscheidung zu gelangen und diese zu verkünden.

So klein die westlichen Demokratien auf der Landkarte Europas auch erscheinen, «so bedecken die vereinten Reiche von England, Frankreich, Holland, Belgien, Portugal und Italien doch einen gewaltigen Teil der Erdoberfläche und weisen eine riesige Bevölkerung auf. Ihre Rohstoffquellen stellen einen sehr entscheidenden Teil der Weltversorgung an Zinn, Gummi, Eisen, Kupfer, Öl und Fetten dar.»

Mir schwebte die Vision eines Bündnisses vor, das stufenweise zu einem Staatenbund führen sollte, der die westlichen europäischen Küstenländer und die hauptsächlichsten Mittelmeermächte umfasst. Diesem stünde praktisch der ganze afrikanische Kontinent zur Verfügung, und seine Mitglieder würden zusammen zu seiner Entwicklung beitragen können, zum eigenen Wohl wie zu dem seiner Bewohner. Von den drei grossen Interessengemeinschaften der Welt würde dieser Staatenbund im Lauf der Zeit die stärkste geworden sein. Kein Interessenkonflikt würde die Bande des Blutes, der Religion und der Sprache gestört haben, das diese Länder an die Neue Welt gebunden hätte. Ein sowohl auf Gleichheit als auch auf gutem Willen ge-

gründetes Bündnis würde den Atlantik überbrückt haben, ein Bündnis, so mächtig, dass keine Macht der Erde daran denken könnte, es herauszufordern. So würde die Welt endlich den Weg zum dauernden Frieden betreten können.

Aber obgleich der Aussenminister mir einen freundlichen Dankesbrief für meine Bemühungen schrieb und das Ministerium mich beglückwünschte «zu der meisterhaften Art und Weise, in der ich ein Problem von tiefgehender Bedeutung behandelt» hätte, fanden meine Ansichten nicht den Beifall der Mächte. Von 1933 bis 1939 hatte Grossbritannien bewegungslos wie ein hypnotisiertes Kaninchen auf die Kriegsvorbereitungen Deutschlands gestarrt. Jeder Vorschlag zu Taten unsererseits wurde mit der Begründung abgelehnt, man würde damit das Ungeheuer reizen und gerade die Katastrophe heraufbeschwören, die wir abzuwenden wünschten. So hatten die Nachrichten gelautet, die wir vor München von unserer Berliner Botschaft erhielten. Jetzt wurde mir wiederum versichert, ein Bündnis der westlichen Demokratien würde die Gefahr verstärken, «wenn eine solche Gefahr tatsächlich bestünde», die Gefahr nämlich, dass die Sowjetunion eine Expansionspolitik in Europa verfolge. Es wurde mir ferner gesagt, die Bildung einer westeuropäischen Gruppe könnte die Vereinigten Staaten beleidigen. Es war die altvertraute Haltung: «Lieber nichts tun, als zu riskieren, jemanden zu beleidigen.»

Der erste Schritt zur Verwirklichung meiner Politik war der Abschluss eines Bündnispaktes mit Frankreich. Die beiden Grossmächte Nordwesteuropas mussten den Eckstein des riesigen Gebäudes bilden. Als die gedruckten Exemplare meines Schriftstückes langsam andere Botschaften erreichten, wurde ich durch die Stellungnahme einiger meiner Kollegen ermutigt. Lord Halifax berichtete aus Washington, es gäbe keinen Grund zur Annahme, dass die amerikanische Regierung sich meinen Vorschlägen widersetzen würde. Archie Kerr schrieb, er glaube nicht, dass sich diese Pläne hinsichtlich unserer Beziehungen zur Sowjetunion negativ auswirken würden; es wäre eher eine gute Wirkung zu erhoffen. Aus Brüssel erhielt ich nachhaltigste Unterstützung von Sir Hughe Knatchbull-Hugessen, der

schrieb, die Belgier machten sich allmählich Sorgen um die künftige Politik Frankreichs und wären froh, dieses fest an Grossbritannien gebunden zu sehen. Ich erhielt auch Glückwunschbriefe und Ermutigungen von verschiedenen Regierungsmitgliedern, denen mein Schriftstück vorgelegt worden war.

Durch solche Unterstützung ermutigt, nahm ich im März 1945 nochmals den Angriff auf. Indem ich mich auf mein erstes Schriftstück vom vergangenen Mai bezog, wies ich darauf hin, dass seit diesem Zeitpunkt «die UdSSR ihren Würgegriff um die Tschechoslowakei verstärkt, einen entscheidenden diplomatischen Erfolg in Polen erzielt, diktatorische Rechte über Rumänien durchgesetzt und einen Pakt mit Frankreich unterzeichnet hat. Gleichzeitig sind die Beziehungen der Regierung Seiner Majestät so vage und unbestimmt geblieben, wie sie es vor einem Jahr waren.» Wir hatten uns indessen öffentlich verpflichtet, die Macht Frankreichs wiederherzustellen. Es waren bereits Schritte zur Ausrüstung französischer Truppen und zum Aufbau der französischen See- und Luftstreitkräfte unternommen worden. Ich lenkte die Aufmerksamkeit auf die gefährliche Torheit, der militärischen Hilfe einen Vorrang vor der politischen Verständigung zu geben. Bevor man einem Mann einen Revolver gibt, sollte man doch unzweifelhaft einigermaßen sicher sein, welchen Gebrauch er davon machen wird. Ausgehend von Knatchbull-Hugessens Meinung schrieb ich:

Belgien erwartet von Grossbritannien Führung und Sicherheit. Ich hege kaum Zweifel, dass Holland bald dieselben Erwartungen hegen wird. Zögern wir wieder, wie zwischen den beiden Weltkriegen, diese Führerschaft zu übernehmen, werden die betreffenden Mächte gezwungen sein, sie anderswo zu suchen.

Man darf indessen nicht denken, nur Grossbritannien hätte gezaudert, ein anglo-französisches Bündnis abzuschliessen. War Churchill schon nicht begeistert, so war es de Gaulle anfangs sogar noch weniger. Der General befand sich in diesen ersten Monaten des Jahres 1945 nicht in

der rosigsten Laune. Seine Regierung war nun von den drei Grossmächten anerkannt worden, und er durfte mit Fug eine Einladung zum nächsten Treffen der drei Staatsoberhäupter erwarten. Ich tat alles, was in meiner Macht lag, um diese Einladung zuwege zu bringen, aber der Widerstand des Präsidenten erwies sich als unüberwindbar. Es wäre interessant, sich einmal darüber Gedanken zu machen, wie die Anwesenheit de Gaulles die in Jalta gefassten Beschlüsse beeinflusst haben würde. Die Einladung kam jedoch nicht. Als der Präsident vorschlug, den General auf seiner Rückreise irgendwo in Nordafrika zu treffen, wurde sein Vorschlag, wie wir bereits sahen, abgelehnt. De Gaulle war besonders entrüstet, als er erfuhr, dass eine ähnliche Einladung dem Negus von Abessinien zugestellt worden war.

Mochte nun de Gaulle nach dem ihm in Russland zuteil gewordenen Empfang überzeugt sein oder nicht, dass keine Hoffnung auf ein verlässliches französisch-sowjetisches Bündnis bestand, so steht doch fest, dass er nach seiner Rückkehr nach Frankreich die Möglichkeit eines Bündnisses mit Grossbritannien wohlwollend ansah. Aber er unterwarf eine Politik auf lange Sicht vorübergehenden Wutausbrüchen: eine verhängnisvolle Schwäche in der Staatskunst, eine Schwäche, von der auch der Premierminister nicht gänzlich frei war.

5. APRIL. General de Gaulle wollte mich heute Morgen um 10.30 Uhr sehen. Er war sehr freundlich und äusserst bemüht um einen anglo-französischen Pakt, den er, wie er sagte, immer gewollt habe. Er glaubte jedoch noch immer, es habe damit keine Eile, doch ich meinte, es sei viel besser vor der Konferenz von San Francisco als nachher. Ich spürte, dass er sich der russischen Bedrohung sehr bewusst war – leider erst seit Kurzem. Ich diktierte über unsere Unterredung zwei lange Depeschen. Die eine befasste sich mit den Fragen im Allgemeinen und der Ruhr im Besonderen, die andere mit der Levante.

Am gleichen Abend traf ich Chauvel beim Dinner. Er war damals, was wir den Ständigen Leiter des französischen Aussenministeriums nennen würden.

Chauvel unterhielt sich nach dem Dinner mit mir. Er sagte, er und Bidault hätten de Gaulle, nachdem ich ihn heute Morgen verlassen, aufgesucht und ihn in so guter Laune angetroffen, so bemüht, mit dem Bündnis voranzukommen, dass sie nun alle für den Versuch wären, noch vor San Francisco ein wirkliches Bündnis abzuschliessen. Als sonst so kaltblütiger Mensch schien Chauvel erregt. Er sprach schneller denn je und war schwerer als sonst zu verstehen.

6. APRIL. Um vier Uhr begab ich mich zu Bidault. Er bestätigte alles, was Chauvel gestern Abend gesagt hatte. Wir führten eine halbstündige Unterhaltung. Nach so langem Trödeln hatten sie es nun eilig. So geht es immer. Als Ergebnis schickte ich ein Blitztelegramm nach London mit dem Vorschlag, Chauvel sollte Anfang nächster Woche nach London fahren mit Entwürfen: 1. für einen Notenaustausch über die Levantefrage, 2. über den Rhein, 3. für ein Gesamtabkommen. Ich hoffe, es kommt etwas dabei heraus.

Mit dem Bild Monsieur Chauvels vor meinem inneren Auge, wie er nach London zu seiner wichtigen Mission aufbricht, begab ich mich mit Diana, John Julius, einem Privatsekretär, einem Attaché und drei Automobilen auf eine Tour nach Mittel- und Südfrankreich.

Unser erstes Reiseziel war Lyon, wo wir, wie ich damals sagte, empfangen wurden, als seien wir der König und die Königin persönlich und nicht die unwürdigen Vertreter Ihrer Majestäten. Neunmal im Lauf eines Tages standen wir in Achtungstellung, um die vertrauten Weisen der beiden Nationalhymnen anzuhören. Kardinal-Erzbischof Gerlier hatte sich sogar ausgedacht, das Glockenspiel der Kathedrale «God Save the King» spielen zu lassen.

Edouard Herriot, der greise Bürgermeister, war noch immer Gefangener der Deutschen. Sein Amt wurde von Yves Farge eingenommen, der eine führende Rolle im Widerstand gespielt hatte und jetzt Bevollmächtigter der Republik in diesem Distrikt war. Er gehörte zu den zahlreichen Menschen, die sich wahrscheinlich nie um Politik gekümmert hätten, wäre er nicht durch die Widerstandsbewegung

und alles, was darauf folgte, gezwungen worden, eine Rolle zu spielen. Ich hatte ihn und seine Frau gern und hoffte, sie würden tatsächlich eine wichtige Rolle zu spielen haben. Aber er rückte mehr und mehr nach links und kam schliesslich bei einem Unglück in Russland, wohin er sich zur Entgegennahme irgendeines Preises der Sowjetregierung begeben hatte, ums Leben. Wir wohnten in Lyon bei unserem Generalkonsul Sir Robert Parr. Obwohl erst vor Kurzem angekommen, war er bereits aus dem gesellschaftlichen Leben der Stadt nicht mehr wegzudenken. Er bewirtete uns königlich. Auch war er mir bei den zahlreichen Reden, die ich halten musste, ebenso behilflich wie mein Sekretär George Lansdowne. Bei diesem schien das französische Blut, das er von Talleyrand herleitete, die Assimilierung an das Denken und den Ausdruck des Franzosen zu erleichtern. Vor einer Rede bin ich immer nervös, noch viel nervöser, wenn ich sie auf Französisch halten muss; deshalb ziehe ich es vor, einen geschriebenen Text vor mir zu haben. Hier in Lyon sah ich mich vor die Feuerprobe gestellt, die Ernennung zum Ehrendoktor der Universität entgegenzunehmen, was zu einer Rede vor der Fakultät und den Studenten verpflichtete.

Von Lyon fuhren wir nach Avignon, wo unsere grosse Gesellschaft vom Präfekten gastlich aufgenommen wurde. Es waren erst sehr wenige Hotels geöffnet. Am Morgen des 13. April erhielten wir in Avignon die Nachricht vom Tode Präsident Roosevelts. Dieses traurige Ereignis wirkte sich dämpfend auf den Rest unserer Tour aus, da eine einwöchige Nationaltrauer verfügt wurde und viele Punkte aus unserem Programm gestrichen wurden, was wir nicht bedauerten. In Marseille wohnten wir beim Bevollmächtigten der Republik, der in der Präfektur lebte, und in Nizza wurden wir in einer prächtigen Villa untergebracht, die uns die amerikanischen Militärbehörden zur Verfügung stellten. Wir verbrachten dort drei Tage und gaben am letzten Abend eine kleine Dinnergesellschaft für den Präfekten Escande und seine Frau, den Bischof und einen unserer früheren Bekannten aus Algier, ein kommunistisches Mitglied der Nationalversammlung. Der

Abend war sehr gelungen. Der Bischof, der im ersten Weltkrieg Soldat gewesen war, verwickelte den Kommunisten in eine Auseinandersetzung und gewann in äusserst humorvoller Weise die Oberhand.

Bei meiner Rückkehr nach Paris trug ich am 28. APRIL in mein Tagebuch ein;

Seit meiner Abreise scheint sich nichts ereignet zu haben. Chauvel ging nicht nach London, obwohl er eingeladen war. Der Grund hierfür war, dass de Gaulle sich über den Text der Entwürfe, die Chauvel mitnehmen sollte, nicht schlüssig werden konnte. Er hat sich bis heute noch nicht entschieden.

Wieder einmal spürte der Premierminister den Affront. Am anderen Tag schrieb ich:

In einem persönlichen Telegramm macht mir Winston den Vorwurf, ich hätte wegen des Paktes «eine Démarche begünstigt»; das stimmt ganz und gar nicht. Ich habe eine gute Antwort bereit. Am gleichen Abend traf ich Palewski und teilte ihm Winstons Ansicht mit, dass de Gaulle England wegen der Sache mit Chauvel absichtlich gering-schätzig behandle. Palewski hielt das natürlich für Unsinn und sagte, Bidault und Chauvel hätten ihre Weisungen überschritten.

26. APRIL. Heute Morgen kam eine freundschaftliche Nachricht vom Premierminister an General de Gaulle, in der er ihm und General de Lattre zur Einnahme Ulms gratuliert. Wir riefen Palewski an und schlugen vor, ich sollte die Nachricht selber überbringen, da ich den General gern sehen wollte. Da ich um 4 Uhr noch keinen Bescheid hatte, schickte ich George mit einer Mitteilung zu ihm. Palewski gestand dann, er hätte vergessen, die Sache dem General gegenüber zu erwähnen. Wir erhielten dann eine befriedigende Antwort. Morgen soll ich den General aufsuchen.

21. APRIL. Der General schien sich in keiner sehr glücklichen Laune zu befinden. Ich blieb dreiviertel Stunden bei ihm. Noch immer hat er das Gefühl, er würde zu nichts hinzugezogen. Ich gab ihm zu verstehen, dass dies sein eige-

ner Fehler sei. Es bestehen Schwierigkeiten wegen Stuttgart, das die Franzosen eingenommen haben; sie wurden nun von den Amerikanern aufgefordert, es wieder zu räumen.

Doch jetzt erschloss sich eine neue Quelle der Schwierigkeiten in dem alten Brutherd des englisch-französischen Missverständnisses, nämlich der Levante. Die Franzosen standen im Begriff, ihre Garnisonen im Libanon und in Syrien zu verstärken, und unsere dortigen Vertreter – Spears war Ende des Jahres endgültig abgereist – warnten sie sehr deutlich vor den daraus entstehenden Schwierigkeiten. Am 30. APRIL suchte ich deswegen de Gaulle auf.

Ich traf ihn, wie erwartet, in äusserst unnachgiebiger Verfassung an. Wir stritten eine Zeitlang. Er sagte offen, er sei überzeugt, unsere Politik bestünde darin, die Franzosen aus der Levante zu vertreiben. Es ist unmöglich, ihm diese Ansicht auszureden. Und es gibt tatsächlich viele Beweise für sein Argument, wie etwa die grosse Anzahl von Truppen, die wir dort unterhalten, und die Standortkasernen, die wir für sie gebaut haben. Ich verliess ihn, wie ich fürchte, ohne irgendeinen Eindruck gemacht zu haben.

Am 5. MAI jedoch gab es noch einmal einen Kurswechsel:

Heute Morgen Telegramme vom Premierminister und eine persönliche Mitteilung von ihm an de Gaulle mit dem Anerbieten, alle britischen Truppen aus der Levante zurückzuziehen, sobald die Franzosen einen Pakt mit Syrien und dem Libanon abgeschlossen hätten. Ich überbrachte dem General heute Nachmittag die Botschaft und traf ihn in viel besserer Stimmung an als beim letzten Mal. Palewski, den ich vorher sprach, berichtete mir, er – der General – sei jetzt verzweifelt um den Abschluss eines Paktes mit England bemüht, der, wie er glaubt, die einzige Möglichkeit sei, einen neuen Krieg zu verhindern. Er sei von der russischen Bedrohung besessen, und diese sei einer der Gründe, weshalb er so bestrebt sei, einen Stützpunkt

in der Levante zu behalten. Der General sagte, Beynet kehre in einigen Tagen nach Syrien zurück und werde den dortigen Regierungen eine Brigade der Spezialtruppen übergeben. Ich bat ihn, sobald wie möglich eine Verlautbarung darüber herauszugeben. Lächelnd erwiderte er: «Je ferai cela pour vous. Monsieur l'Ambassadeur!» Es war eine freundschaftliche Unterredung.

6. MAI. Nach dem Dinner kam Palewski mit der Antwort des Generals an den Premierminister. Ich fand sie äusserst enttäuschend und sagte ihm das auch. Wir stritten eine Stunde lang darüber. Er äusserte, der General sei schlechter Laune über die Mitteilung der Amerikaner, dass er Köln nicht bekommen sollte. In seiner Erwiderung an den Premierminister bezog sich de Gaulle in keiner Weise auf seinen eigenen, mir gegenüber gemachten Vorschlag, nach London zu gehen. Ich bat Palewski, dem General morgen Vormittag diesen Punkt noch einmal besonders einzuschärfen, da de Gaulle mir definitiv gesagt hatte, er werde diese Frage in seiner Erwiderung erwähnen; ich hätte den Premierminister schon entsprechend unterrichtet.

Am nächsten Morgen gab es Nachrichten von grösserer Bedeutung:

7. MAI. General Redman, der ausser seinen übrigen Pflichten auch als mein Verbindungsoffizier beim SHAEF fungiert, suchte mich heute Morgen auf und berichtete mir, dass am frühen Vormittag des heutigen Tages die bedingungslose Kapitulation Deutschlands in Reims unterzeichnet worden sei. Er sagte auch, die Nachricht sollte nicht verbreitet werden. Letzteres, so entgegnete ich, sei Unsinn. 1939 war die Kriegserklärung verpfuscht worden und jetzt, 1945, sollte die Ankündigung der bedingungslosen Kapitulation verpfuscht werden. Doch es ist eine gewaltige Nachricht. Diana brach bei der Mitteilung zusammen.

Und als am nächsten Tage der Krieg wirklich endete, die Sirenen die letzte Entwarnung ertönen liessen, und die Kirchenglocken von Paris läuteten, füllten sich meine Augen mit Tränen. Der Herzog von Wellington hatte recht, als er

sagte, ein Sieg sei die grösste Tragödie auf der Welt – ausser einer Niederlage.

Inzwischen ging der weniger erbauliche Streit zwischen dem englischen Premierminister und dem Oberhaupt der französischen Regierung weiter. Die französische Stellung in der Levante verschlechterte sich in einem solchen Grade, dass die Franzosen gezwungen waren, zur Aufrechterhaltung der Ordnung Gewalt anzuwenden und Damaskus zu bombardieren. Diese Ereignisse fielen mit dem ungemein erfolgreichen Pariser Besuch Feldmarschall Montgomerys zusammen. De Gaulle empfing ihn äusserst herzlich und zeichnete ihn im Hof des Invalidendoms mit dem Grosskreuz der Ehrenlegion aus.

Am Tag der Abreise des Feldmarschalls hatte ich eine Unterredung mit de Gaulle.

Alles ging gut, und er hatte halb und halb in Gespräche hier oder in London eingewilligt und zugesichert, dass in der Zwischenzeit keine weiteren Truppen in die Levante entsandt würden. Dann erwähnte ich, die Amerikaner würden an den geplanten Gesprächen teilnehmen, worauf de Gaulle in Wut geriet und erklärte, die Amerikaner seien in keiner Weise beteiligt. Er werde niemals gestatten, dass Frankreich auf die Anklagebank vor Engländern und Amerikanern zu sitzen käme. Vergeblich argumentierte ich einige Zeit mit ihm. Als ich ihn verliess, war er noch immer übler Laune.

Am Nachmittag begab ich mich zu Bidault. Ich fand ihn wie stets liebenswürdig und klug, aber ganz ungewiss hinsichtlich des Einflusses, den er auf den General ausüben könnte. Wie er sagte, glaube er, beim nächsten Ministertreffen am Dienstag einiges erreichen zu können. Er sprach von Rücktritt. Ich glaube, seit San Francisco hat sich seine Stellung verstärkt.

Am gleichen Tag wurde die neue, kurzlebige «Caretaker-Regierung» in London verkündet. Am nächsten Tag brachen wir zu einer Fahrt in den Südwesten auf, ähnlich unserer vorigen Tour in den Süden. Bordeaux war die wichtigste Stadt, die wir besuchten, und wo mir wiederum ein

Ehrendoktor der Universität verliehen wurde. In den kleineren Städten dieses Gebietes war der uns überall erwiesene Empfang ebenso warm wie früher in anderen Teilen des Landes. Jede Ansprache verwies auf den Kampf, den Grossbritannien dauernd allein hatte führen müssen, und auf die Dankesschuld, die Frankreich und jedes freiheitliebende Volk der Erde ihm abtragen müsse. Niemals ist der Name Englands in Frankreich so geachtet gewesen, niemals sind die Franzosen so bereit gewesen, ihre Hände in Freundschaft über den Kanal auszustrecken. Dieses Gefühl wurde in der Provinz viel offener als in Paris, und es verfolgte mich die Angst, es werde eine nie wiederkehrende Gelegenheit verpasst. Staatsmänner können kein Nationalgefühl schaffen, wohl aber können sie Nutzen daraus ziehen. Wäre die Führung der auswärtigen Angelegenheiten damals nur den beiden Aussenministern überlassen worden, hätte meinem Dafürhalten nach aus der herrschenden Stimmung voller Nutzen gezogen werden können.

Bei meiner Rückkehr nach Paris am letzten Tag des Mai schrieb ich:

Während meiner Abwesenheit hat sich viel ereignet, vor allem heute. Anthony hat im Unterhaus bekanntgegeben, unserem Oberbefehlshaber Mittelost sei das Kommando in der Levante übertragen worden. Dies war de Gaulle in einer Botschaft des Premierministers übermittelt worden, die ihn leider erst eine Stunde nach der Bekanntgabe im Unterhaus erreichte. Es ist alles höchst bedauerlich, aber de Gaulle hat sich das durch seine Weigerung, eine Warnung anzuhören oder etwas zu tun, was von ihm verlangt wird, selber zuzuschreiben. Ich sollte ihn verabredungsgemäss um 7.15 Uhr aufsuchen, wir langten aber erst kurz vor 8 Uhr in der Botschaft an. Ich benachrichtigte ihn, ich stünde zu seiner Verfügung. Die Antwort lautete, er wolle mich heute Abend nicht mehr bemühen, es läge nichts Dringendes vor.

2. JUNI. Ich traf Bidault in einem Zustand grösster Empörung an. General Paget (Oberbefehlshaber Mittelost) hat

eine Verlautbarung herausgegeben, die dazu angetan ist, die Franzosen zu demütigen; sie war sicher ganz überflüssig. Schlimmer als Faschoda heisst es! Der General ist natürlich wütend, und das Problem, das sich anscheinend gerade von selber lösen wollte, bleibt weiterhin kompliziert.

Am Abend gingen wir in eine französische Version des «Sommernachtstraumes».

In einer Pause trat der Theaterdirektor vor und gab bekannt, wir befänden uns im Theater. Ich trat in der Loge zurück, damit Diana vom ersten faulen Ei getroffen werden konnte. Stattdessen gab es beträchtlichen Applaus. Beim Verlassen des Theaters umgab eine laute, Beifall rufende Menge unseren Wagen. Und dies drei Tage nach der Levantekrise!

4. JUNI. Um 3.30 Uhr ging ich zu de Gaulle, der mich aufgefordert hatte, ihn aufzusuchen. Wir hatten eine stürmische Unterredung. Er hätte nicht steifer sein können, wenn er den Krieg erklärt hätte. Er stellte fest, die französischen Soldaten in der Levante hätten Befehl erhalten, dort zu bleiben, wo sie seien, und auf syrische oder britische Truppen zu feuern, wenn Gewalt gegen sie angewendet würde. Wir gerieten in eine hitzige Auseinandersetzung. Er ist ehrlich überzeugt, dass der ganze Zwischenfall von den Engländern arrangiert worden ist, damit diese ihre lang geplante Politik der Vertreibung der Franzosen aus der Levante durchführen können, um selber deren Platz einzunehmen. Ich hielt ihm entgegen, warum wir ihn dann wohl, sofern wir diese Unruhen wünschten, beschworen hätten, die Schiffe nicht zu entsenden, die diese Unruhen verursacht hätten. Er gab darauf die sehr schwächliche Erwiderung, wir hätten eine andere Entschuldigung suchen sollen. Wir verbrachten eine sehr unangenehme halbe Stunde. Um 6.45 Uhr ging ich zu Bidault. Er machte mir die willkommene Eröffnung, dass die «Jeanne d'Arc» nicht nach Beirut auslaufen würde, und fügte hinzu, es sei ihm unter sagt worden, mir dies mitzuteilen. Er meinte, wenn der Premierminister morgen bei seiner Darlegung etwas Ver söhnliches sagen könnte, so würde das einen Schritt wei-

terhelfen. Ich versprach, den Premierminister darum zu bitten – was ich bei meiner Rückkehr telegraphisch tat. Anthony ist an einem Zwölffingerdarmgeschwür erkrankt, so dass Winston das Foreign Office übernimmt. Bidault fragte mich, ob Anthonys Erkrankung «diplomatischer» Natur sei, und erklärte, er wünsche sich auch so etwas. Ich versicherte ihm, dem sei nicht so; auch dünkte ich nicht, wie er es anscheinend tut, dass zwischen Anthony und dem Premierminister wegen der Levante Meinungsverschiedenheiten bestünden.

Während wir den Franzosen die Schuld an dem Missverstehen der wirklichen englischen Politik in der Levante in die Schuhe schoben, hätten wir anständigerweise zugestehen sollen, dass ihr Irrtum von unserem Vorgehen herrührte. Das Belassen General Spears' auf einem Posten, wo er offenkundig die von der Regierung Seiner Majestät als unrichtig abgelehnte Politik verfolgte, war nicht zu rechtfertigen. Dies wurde mir dieser Tage eindringlich vor Augen geführt, als mich General Norman am 5. JUNI besuchte. Er war während meiner Zeit in Algier Korrespondent der *Times* gewesen, und auf seine völlige Verschwiegenheit und seinen Rat konnte ich mich immer verlassen:

Wie gewöhnlich führten wir ein aufschlussreiches und freimütiges Gespräch. Er selber gelangt nun gezwungenermaßen zu dem Schluss, dass die Vertreibung der Franzosen aus der Levante immer unsere Politik gewesen sei. Dies war umso interessanter, als ich gerade vor seiner Ankunft ein Telegramm abgeschickt hatte, in dem ich meine Ansicht zum Ausdruck brachte, wir sollten immerhin an den stichhaltigen Beweis denken, der diese Theorie stützte. Ich würde freilich weder de Gaulle noch irgendjemandem gestatten, diese Behauptung ohne Widerspruch meinerseits aufzustellen.

Die letzten Feindseligkeiten zwischen dem Premierminister und dem General dürften vielleicht auf beiden Seiten bedauert werden: de Gaulle sollte einer Anzahl britischer Offiziere Kriegsauszeichnungen verleihen, keiner

unter dem Rang eines Generalleutnants. Er gab die ganze Sache auf und erliess gleichzeitig den Befehl, dass gewisse französische Generäle, die ich im Namen des Königs dekorieren sollte, der Zeremonie nicht beiwohnen durften. Bei der am 8. Juni abgehaltenen Truppenschau war Befehl erteilt worden, dass nur französische Truppen teilnehmen sollten. Die der französischen Armee von Lady Spears geschenkte Ambulanz hatte teilgenommen und auf ihren vier Jeeps kleine Union Jacks neben der Trikolore aufgesteckt. Das Adlerauge des Generals hatte die anstössigen Fähnchen erkannt, obwohl sie mir, der ich neben ihm stand, entgangen waren. Das Ergebnis war, dass der verantwortliche Oberst vorgeladen wurde und Befehl erhielt, die Ambulanz umgehend zu entlassen und ihre sämtlichen britischen Mitglieder in die Heimat zurückzuschicken. Diese von Lady Spears und ihren Freunden finanzierte Ambulanz hatte Frankreich seit Kriegsausbruch an allen Fronten gedient und sich etwa zwanzigtausend verwundeter Franzosen angenommen. Als ich Bidault die Sache berichtete, war er äusserst entrüstet: «Après tout», rief er aus, «on ne fait pas la guerre aux femmes» – schliesslich führt man nicht Krieg gegen Frauen! Aber er konnte nichts erreichen.

Der Premierminister hatte seine eigene Art und Weise der Vergeltung: Mr. Nicholls, der Hochkommissar Südafrikas in London, hatte mir nahegelegt, es wäre von Vorteil, wenn General Smuts auf seinem Rückweg nach Südafrika eine Unterredung mit General de Gaulle haben könnte. Ich hielt dies für einen ausgezeichneten Vorschlag, da der Rat eines so klugen und erfahrenen Staatsmannes wie Smuts nur förderlich sein konnte. Auch dürfte ein solches Treffen zu allem noch den unglücklichen Eindruck verwischen, den eine Rede Smuts' während des Krieges gemacht hatte. Bidault erklärte sich bereit, de Gaulle zur Einwilligung zu überreden, doch speiste Smuts beim Premierminister und verkündete am nächsten Tag, er habe nicht die Absicht, de Gaulle zu besuchen.

In gleicher Weise verhinderte der Premierminister später Lord Louis Mountbatten – einen der ältesten Freunde

de Gaulles in London – diesen in Paris zu besuchen, das er bei seiner Rückkehr vom Osten natürlich berührt haben würde. Um den Besuch zu unterbinden, wurde Mountbatten gezwungen, einen Umweg über Potsdam zu machen, wo sich der Premierminister zufällig zu jener Zeit aufhielt.

Die allgemeinen Wahlen fanden am 5. Juli statt. Das Ergebnis wurde indessen nicht vor dem 26. Juli bekanntgegeben. In der Zwischenzeit machte der Premierminister, der überarbeitet war, Ferien in Südwestfrankreich und wohnte im Haus eines Freundes bei Hendaye. Er lud mich ein, ihn dort zu besuchen, und ich fuhr mit George Lansdowne hin. Die ganze Gesellschaft, einschliesslich des Premierministers, ging vor dem Dinner baden. Wir blieben später noch lange bei Gesprächen und Auseinandersetzungen auf.

Unter den Franzosen herrscht einige Empörung, dass sich de Gaulle nicht aus Anlass der Anwesenheit des Premierministers in Frankreich zu einer Geste der Begrüssung herbeigelassen hat. Winston sagte selber zu mir: «Wenn er in Schottland Ferien gemacht hätte, so würde ich ihm sicher geschrieben haben, ich hoffe, er unterhalte sich gut.» Der Stadtkommandant – der gleiche, der in Marrakesch gewesen war – wollte sich nach Paris begeben und de Gaulle, der am gleichen Tage wie er befördert worden war, auffordern, er solle zum Besuch des Premierministers herkommen. Man hielt ihn davon ab, doch der Premierminister fragte mich, ob es wünschenswert sei, de Gaulle eine Zusammenkunft für Sonntag vorzuschlagen, wozu der Premierminister auf seinem Weg nach Berlin in Paris haltmachen würde. Ich war lebhaft für diesen Plan. Die Franzosen haben jetzt den Syrern die Spezialtruppen übergeben. Könnten wir nun zu einem Übereinkommen für die gleichzeitige englisch-französische Evakuierung der Levante gelangen, dann dürfte die ganze Frage ohne die Verzögerungen oder Schwierigkeiten einer internationalen Konferenz geregelt werden. Wir erörterten das Problem sehr ausführlich vor und nach dem Essen, und der Premierminister änderte öfter seine Ansicht. Als wir aber schliess-

lich um 2 Uhr morgens zu Bett gingen, hatte ich ihn überzeugt und seine Ermächtigung erlangt, die Sache in Paris aufzugreifen. George und ich schliefen in Nairns' reizender Villa in Saint Jean de Luz. Ich schlief wie ein Klotz, bis ich am anderen Morgen um 8 Uhr von Nairns geweckt wurde.

13. JULI. Ich fand, dass wir zeitig aufbrechen sollten, da keine Zeit zu verlieren war, wenn meine Mission gelingen sollte. George und ich stürzten uns kurz nach 8 Uhr ins Meer, verliessen um 10 Uhr den Flugplatz von Parme und langten um 12.30 Uhr in Paris an. In der Botschaft wurde ich von einer Mitteilung des Premierministers überrascht, ich sollte in der, während der letzten Nacht, diskutierten Angelegenheit nichts unternehmen. Das war für mich eine grosse Enttäuschung. Wieder eine verpasste Chance!

Gestern wurde im Süden durch den täglichen kgl. Kurier, der den Postsack für den Premierminister hinausbringt, einige Verwirrung gestiftet: er war am Gelben Fieber erkrankt. Der arme Eric Duncannon wurde infolge der schwer zu verstehenden Ferngespräche in grosse Verlegenheit gestürzt, als er die Nachricht erhielt «Premierminister hat Gelbes Fieber bekommen. Wollen Sie wegen eines Stellvertreters das Foreign Office anrufen». Eric protestierte: «Ganz gewiss ist das nicht meine Sache.»

16. JULI. Der Premierminister hat beim Verlassen des französischen Gebietes an de Gaulle eine charmante Botschaft geschickt, in der er der französischen Regierung für die Genehmigung dankte, dass er sich in Frankreich aufhalten durfte. Er verlieh seiner Hoffnung Ausdruck, de Gaulle binnen Kurzem zu sehen. Das sind feurige Kohlen, da de Gaulle während der ganzen Zeit, die der Premierminister hier verbrachte, nicht die geringste Andeutung guten Benehmens an den Tag gelegt hatte.

Doch nun neigte sich die lange Gegnerschaft zwischen diesen beiden bemerkenswerten Männern ihrem Ende zu. Am 26. Juli hörte Winston Churchill auf, Premierminister zu sein, und sechs Monate später legte de Gaulle die Präsidentschaft der französischen Regierung nieder. Dem

einen wurde der Ball im Augenblick des Sieges aus den Händen gerissen, und der andere stiess ihn in einem ähnlichen Moment geringschätzig von sich.

Die Geschichte wäre nicht vollständig ohne den Epilog. Im November kam Winston Churchill nach Paris, um seinen Sitz in der Académie des Sciences Politiques et Morales einzunehmen, in die er vor Kurzem gewählt worden war. Die Zeremonie verlief sehr erfolgreich. Er musste zwei Ansprachen auf Französisch halten. Die erste war vorbereitet und übersetzt worden. Danach wurde er durch das Gebäude geführt, und wir trafen die Académie bei der Sitzung an. Seine Ankunft wurde zweifellos erwartet, denn man brach die Sitzung sogleich ab und begrüsste Churchill mit einer wohlüberlegten Rede. In einer Stegreiferwidmung antwortete dieser, er freue sich, zu sehen, dass in der Académie Wissenschaft und Sittenlehre so nahe beieinander stünden, da es wesentlich sei, dass die Sittenlehre in diesen Tagen ein Auge auf die Wissenschaft habe.

Am 13. NOVEMBER speisten, wir bei General de Gaulle. Er trug einen dunkelblauen Anzug, in dem er sehr viel besser als in Uniform aussieht. Er lächelte, war höflich und behandelte Winston mit viel grösserer Ehrerbietung als je zuvor, solange Winston Premierminister war. Und obwohl es der Tag und beinahe die Stunde war, in der seine ganze Zukunft auf dem Spiel stand – es war das erste Zusammentreten der neuen Nationalversammlung – war er nicht nur völlig ruhig, sondern man hätte ihn für einen weit von Paris entfernt lebenden Landedelmann halten können. Es gab weder Unterbrechungen noch Telephonanrufe, weder Mitteilungen noch ein und aus eilende Sekretäre noch Andeutungen bevorstehender Ereignisse. Winston bestand darauf, bis 3.30 Uhr zu bleiben und sprach über die Vergangenheit, während die Nationalversammlung um 3 Uhr zusammentrat. Beim Abschied begleitete der General ihn bis zur Tür und verbeugte sich, als das Auto davonfuhr

Ich ging direkt zur Nationalversammlung, nachdem ich Winston an der Botschaft abgesetzt hatte. Als ich ankam, sprach gerade Duclos. Teitgen und Auriol hatten bereits

gesprachen. Duclos ist ein amüsanter Redner, zynisch und ausgesprochen unehrlich wie alle Kommunisten. Ein anderer Redner folgte ihm, und dann wurde abgestimmt. Fünfhundertfünfzig zu Null für de Gaulle, ein grosser Triumph – vor allem, wenn man sich erinnert, dass der General damals keine politische Partei hinter sich hatte und kein einziges Mitglied der Nationalversammlung als Gaullist gewählt worden war.

Lange Zeit hatte ich mit dem Versuch verbracht, den Premierminister zu überzeugen, dass das französische Volk nach der Befreiung General de Gaulle als seinen Führer anerkennen werde. Das Ergebnis zeigte, dass ich nicht Unrecht gehabt hatte.

XXII. KAPITEL

DER VERTRAG VON DÜNKIRCHEN

1945 - 1947

Das Ergebnis der Wahlen von 1945 brachte vielen eine kaum berechnete Überraschung. Die Stimmen der Männer, die bei den Streitkräften gedient hatten, waren entscheidend. Solche Stimmen werden wahrscheinlich niemals auf Seiten der regierenden Partei sein. Für den Soldaten bedeutet die Regierung das Kriegsministerium und das Kriegsministerium den Oberfeldwebel. Die Ausübung des Wahlrechts gibt daher dem Soldaten eine kurze und willkommene Gelegenheit, seiner Ansicht über den Oberfeldwebel Ausdruck zu verleihen.

Wären die Meinungen feststehend, so wäre die Demokratie eine stumpfsinnigere Regierungsform, als sie es ist. Ihr Verdienst bleibt, dass sie Meinungsänderungen zulässt und diesen ohne Revolution Wirkung verleiht. Zwischen den Wahlen muss man darauf gefasst sein, dass die Meinungen wechseln. Und je länger der Zwischenraum, desto grösser ist der Wechsel! 1945 hatte es seit zehn Jahren keine allgemeinen Wahlen gegeben, und seit vierzehn Jahren war die gleiche Partei am Ruder geblieben.

Zur Zeit der Wahlen von 1935 waren sich die Menschen endlich bewusst geworden, dass das Gespenst des Krieges über ihnen schwebte. Beide Parteien hatten seine Existenz erkannt. Der Ruf «Safety first» hatte sich 1929 für die Konservativen als verhängnisvoll erwiesen, weil niemand glaubte, dass irgendein Anlass zur Furcht bestehe. Im Jahr 1935 jedoch spielte die Furcht eine wesentliche Rolle, und die Wähler glaubten, dass – während die Arbeiterpartei auf dem Gebiet der Sozialreform mehr erreiche – es die

alte Konservative Partei sei, der man am besten die Führung der auswärtigen Angelegenheiten und die Landesverteidigung anvertrauen könne. Das Vertrauen der Wähler war durch die Politik eines demütigenden Appeasements schlecht vergolten worden. Sie gipfelte schliesslich in einem Krieg, auf den wir nur ungenügend vorbereitet waren.

Dass wir vor einer vollständigen Katastrophe bewahrt worden sind, war in hohem Mass der Führerschaft des Premierministers zu verdanken, der nun an der Spitze der Konservativen Partei stand. Diese Partei hatte ihn indessen für zehn verhängnisvolle Jahre vom Amt ausgeschlossen und konnte jetzt nicht die Ehre für die Verdienste des Mannes beanspruchen, dessen Rat sie mit Verachtung abgelehnt hatte. Am Wahltag war Winston Churchill der populärste Mann im Lande. Aber es gab viele, die spürten, dass seine Popularität keinen ausreichenden Grund bot, konservativ zu wählen, und die sich erinnerten, dass seine Regierung eine Koalition gewesen war, in der seine Labourkollegen eine würdige Rolle gespielt hatten.

Die letztere Erwägung herrschte in meinen eigenen Gedanken vor, wenn ich die Aussicht, unter einer Labourregierung weiter zu dienen, näher besah. Vor dem Krieg hatte ich mich in das Spiel der Parteipolitik mit jenem Eifer und jener Feindseligkeit gestürzt, die es verlangt. Aber ich vermochte nie zu glauben, dass alle Weisheit und Tugend in einer Partei und alle Torheit und Bosheit in der anderen vorherrsche. Ich zweifelte am Sozialismus, wie ich es heute noch tue, und zwar als Theorie wie als philosophischem Ideal. Aber ich hatte Freunde und Feinde auf beiden Seiten des Hauses und bin ziemlich sicher, dass nach München meine erbittertsten Feinde auf den Bänken der Konservativen sassen.

Meine Antrittsrede hatte ich über Auswärtige Angelegenheiten gehalten, die, zusammen mit Verteidigungsfragen, mein Hauptinteresse in der Politik gebildet hatten. Auswärtige Angelegenheiten haben glücklicherweise in der englischen Geschichte in Parteiprogrammen selten eine Rolle gespielt. Auch hatte ich keinen Grund zu der

Annahme, eine Labourregierung werde sich ihnen in anderer Weise als ihre konservative Vorgängerin nähern. Es gab daher nichts, was mich hindern konnte, unter ihr zu dienen. Die Frage war, ob sie ihrerseits geneigt war, sich meiner Dienste zu versichern.

Es freute mich, zu hören, dass Ernest Bevin das Foreign Office übernommen hatte. Ich kannte ihn schon, seit er vor Jahren als Führer irgendeiner Gewerkschaftsdelegation zur Zeit meiner Tätigkeit als Finanzsekretär ins Kriegsministerium gekommen war. Wir waren bei dieser Gelegenheit ebenso gut miteinander ausgekommen wie auch später. Auf ihn schien mir Popes Beschreibung eines Mannes von «schwerverständlicher Klugheit und ungeschlachter Grösse» zu passen.

Ich schrieb ihm sofort, ich würde es in keiner Weise Übelnehmen, wenn er einen Wechsel in der Pariser Botschaft vornähme, wozu er vollauf berechtigt sei, da meine Ernennung politischer Natur gewesen war. Ich würde es indessen bedauern, da ich glaubte, wir könnten gut zusammenarbeiten.

Ich erhielt keine Antwort auf meinen Brief, und es verging lange Zeit, bis ich etwas über mein Schicksal erfuhr. Es wäre vielleicht richtiger, zu sagen, dass ich nichts erfuhr, bis das Beil fiel. Während Bevin ein guter Plauderer und ein Mensch war, dem Reden Freude machte, bereitete ihm Schreiben Schwierigkeiten. Das blosse Aneinanderreihen von Worten auf dem Papier bedeutete für ihn einen langen und mühevollen Vorgang. Er hatte eine gewandte Zunge, aber keine leichte Feder. Er las auch langsam. Diese Nachteile vermehrten die Bürde seiner Arbeit ungemein und gestalteten auch meine Beziehungen zu ihm schwieriger. Es bedeutet eine grosse Hilfe für einen Botschafter, seinem Aussenminister gelegentlich einen privaten persönlichen Brief schreiben zu können, der, wie er weiss, als Brief von Mensch zu Mensch gelesen und entsprechend beantwortet werden wird. Niemals jedoch erhielt ich ein Handschreiben von Bevin, noch einen Brief, den er, meinem Gefühl nach, selbst diktiert hatte. Und ich schrieb ihm nie, ohne Verdacht zu hegen, mein Brief werde ihm zusammen

mit den Kommentaren des Foreign Office oder mindestens denen seines Privatsekretärs vorgelegt.

Ich weiss nichts von dem, was sich hinter der Bühne abspielte. Viele Gerüchte über Leute, die gegen mich kämpften, und solche, die auf meiner Seite standen, drangen bis zu mir. Ich kann erstere nicht tadeln. In alten Zeiten wurde die Pariser Botschaft immer als eine der Rosinen politischer Gunst angesehen, und es war nicht ungewöhnlich, wenn der Botschafter mit der Regierung wechselte. Es muss viele Anhänger der Arbeiterpartei gegeben haben, die ein neidisches Auge darauf geworfen, und viele, die es ohne Neid als falsch empfunden haben, dass ein so entscheidender Posten von einem Tory-Politiker eingenommen werden sollte. Ich bin indessen sicher, dass Bevin selbst sich der Forderung nach meiner Abberufung widersetzte. Dass er es fertigbrachte, dieser Forderung zweieinhalb Jahre erfolgreich zu widerstehen, wirft ein gutes Licht auf die Grosszügigkeit der Regierung als Ganzes.

10. AUGUST. Nach dem Lunch erfuhren wir, Japan habe unter der Bedingung kapituliert, dass es keine Einmischung hinsichtlich des Mikado geben werde. Die Atombombe hatte es geschafft. Um 3 Uhr suchte ich Bidault auf, um ihm mitzuteilen, dass ich im Begriff sei, nach London zu gehen; ich wollte wissen, ob seine Ansichten über das Bündnis noch immer die gleichen seien. Er bestätigte dies und setzte sie mir auseinander. Auch erzählte er, es stehe sehr schlecht zwischen de Gaulle und ihm, und er wisse nicht, wie lange er noch im Amte bleibe. Er bat mich, Bevin zu sagen, das Wichtigste für die anglo-französischen Beziehungen sei mein Verbleib auf dem Botschafterposten – der einzige Punkt, in dem er und General de Gaulle völlig übereinstimmten.

13. AUGUST. Um 11 Uhr im Foreign Office. Eine von Ernie Bevin präsiidierte Konferenz, etwa vierzehn Teilnehmer; Bevins politische Zielsetzung und seine Gefühle für Frankreich könnten nicht besser sein. Es sollte jetzt keine Schwierigkeiten wegen der Levante und, wie ich hoffe, nur geringe wegen Deutschland geben.

Nach der Sitzung führten wir noch ein privates Gespräch. Ich legte ihm nahe, ein Weg, Frankreich zu helfen, sei die Herabsetzung des Einfuhrzolls auf Wein. Frankreich hatte wenig zu exportieren, und das meiste davon fiel unter unsere Bezeichnung «Luxuswaren». Die Weinzölle brachten nur wenig ein und waren eine Art «Aushängeschild», in der Annahme, Wein sei das Getränk des reichen Mannes, und dieser habe dafür zu bezahlen. Bevin stimmte mir zu. «Ich selber mache mir nicht viel aus Wein», meinte er, «sondern ziehe Whisky vor. Ich sähe aber ganz gern, wenn unser Volk mehr Wein tränke, weil ich weiss, dass Wein etwas Gutes ist. Wenn ich etwas Gutes sehe, will ich die Reichen zwar nicht davon abhalten, es zu bekommen, ich will aber, dass der Arbeiter auch etwas davon hat.»

Am gleichen Tag kehrte ich nach Paris zurück.

14. AUGUST. Um 3 Uhr ging ich zu Bidault. Er sagte, das erste, was er wissen wolle, und das Wichtigste sei, ob ich bliebe oder nicht. Ich teilte ihm mit, ich wisse es nicht. Er fragte, ob ich Bevin gesagt hätte, welche Bedeutung er dieser Frage beimesse, worauf ich erwiderte, ich könne so etwas unmöglich selber ausrichten. In diesem Fall, entgegnete er, wolle er Massigli anweisen, es zu tun. Ich berichtete dann, was sich in London zugetragen hätte, und er äusserte seine Befriedigung darüber.

Inzwischen stattete de Gaulle den Vereinigten Staaten einen Besuch ab, und ich hörte, er sei zurückgekehrt, «in schlechter Laune, soweit es England betrifft. Er hat nicht die Absicht, sich zu einem Abkommen drängen zu lassen, und zieht es vor, sich auf amerikanische Unterstützung zu verlassen.» Als ich Bidault das nächste Mal sah, «fragte ich ihn, ob de Gaulle einen Vertrag mit England wirklich wünsche. Er zögerte und sagte, es gäbe zwei Menschen in de Gaulle, *l'homme d'esprit et l'homme d'humeur*. Letzterer trüge die Schuld an allem. Er wisse, dass ein Vertrag etwas Gutes sei; er wisse auch, dass das französische Volk einen solchen wünsche, und wisse, dass ebenso der Quai d'Orsay ihn wünsche. Und doch sei es schwer zu sagen, ob er selber ihn wünsche.»

Am 11. SEPTEMBER wurde die erste Nachkriegskonferenz der Aussenminister im Lancaster House eröffnet. Die fünf Mächte waren durch Bevin, Bidault, Byrnes, Molotow und Wang vertreten. Drei Sprachen wurden gesprochen, was soviel hiess, dass jede Rede zweimal übersetzt werden musste. Ich dachte darüber nach, dass beim Wiener Kongress im Jahr 1814 *eine* Sprache genügt hatte. Ein Jahrhundert später waren in Paris zwei nötig, und jetzt, im Jahr 1945, mussten wir drei anwenden. Das war der Fortschritt, der zweifellos in derselben Richtung weitergehen würde, bis er uns zum Turm von Babel zurückbrächte.

Ich wohnte, neben Bevin sitzend, jeder Vollsitzung bei, und stand ihm manchmal zur Verfügung, wenn ich ihm Argumente nahelegte, die er vorbringen konnte, oder auf Trugschlüsse in der Argumentation der anderen hinwies. Die Übersetzungen liessen viel Zeit zum Nachdenken. Es wäre nicht sehr interessant, alles nachzuerzählen, was sich bei diesen Sitzungen zutrug, die drei Wochen lang morgens und nachmittags stattfanden. Die Russen waren erfolgreich reich entschlossen, als Hemmschuh zu wirken, so dass nichts von geringster Bedeutung erreicht wurde. Bei einer der späteren Sitzungen sagte Molotow, eine bei der ersten Sitzung angenommene Resolution sei aufgehoben, da sie, sobald eine Partei sie widerrufe, aufhöre, eine Resolution zu sein. Bevin hielt ihm entgegen, er rede wie Hitler.

Darüber geriet Molotow in Wut und sagte, der Vorsitzende dürfe eine solche Sprache nicht dulden: «Haben wir einen Vorsitzenden oder nicht?» (Er hatte vergessen, wer es war, da es bei jeder Sitzung einen anderen gab. Diesmal war es Byrnes.) Schliesslich erklärte er, er wolle nicht bleiben, um sich beleidigen zu lassen, und schickte sich an, den Raum zu verlassen. Bevin lachte, nahm alles zurück und entschuldigte sich. Molotow kehrte an seinen Platz zurück. Er hielt daraufhin eine Rede, sagte, dies sei nicht die erste Konferenz, an der er teilnehme, und sprach mit Bedauern von Anthony Eden. Die Sitzung dauerte lang und war sehr bewegt, aber wir machten überhaupt keinen Fortschritt. Molotow äusserte, es könne weder ein Kom-

muniqué noch ein Protokoll geben. Mit grosser Erbitterung sprach er über Bevin. Letzterer redet nicht gut. Er schweift ab und wiederholt sich. Das wird offenkundig, wenn er ins Französische übersetzt wird. Der Dolmetscher streicht das, was Bevin gesagt hat, auf die Hälfte zusammen. Byrnes seinerseits spricht ganz gut.

In den letzten Stadien der Konferenz versuchte Molotow Verwirrung in die Angelegenheit zu tragen, indem er eine in Potsdam angenommene Resolution vorbrachte, die eine Diskussion gewisser Probleme auf die grossen Drei beschränkte, wobei Frankreich und China ausgeschlossen wurden. Bevin trat für die Sache Frankreichs ein und stellte dabei China in den Vordergrund, womit er die Unterstützung von Byrnes gewann, da die Chinesen damals in Amerika beliebter waren als die Franzosen. Es waren jedoch die Franzosen, die gerade die Russen von Diskussionen über gewisse, Europa betreffende Fragen auszuschliessen wünschten. Am 2. Oktober kam die Konferenz zu einem Ende, ohne sich überhaupt über irgendeinen Punkt geeinigt zu haben.

Den angenehmsten Abend während dieser Konferenz verbrachte ich in Chequers, wohin ich in einem mir zur Verfügung gestellten Auto fuhr,

16. SEPTEMBER. Um 7.30 Uhr langte ich in Chequers an. Ich traf den Premierminister, Mrs. Attlee, ihre hübsche Tochter, die beiden Bevins, Bob Dixon und eine Sekretärin an, alle in Abendkleidung. Ich hatte mich nach einigem Zögern dazu entschlossen, meinen Abendanzug mitzubringen, und das war gut so. Ich zog mich zurück, um mich umzuziehen, und sah bei meiner Rückkehr, dass Massigli und Bidault eingetroffen waren, alle im Abendanzug. Als Winston letztes Jahr in Paris war, erkundigte ich mich bei Bidault, ob wir abends Smoking tragen sollten, worauf er gestand, er besässe gar keinen. Diesem Mangel hatte er abgeholfen. Ich sass zwischen Madame Massigli und Dixon. Wir hatten ein gutes und fröhliches Dinner. Nachdem uns die Damen verlassen hatten, begannen wir eine ernsthafte Diskussion über die englisch-französischen Beziehungen,

die aussergewöhnlich gut verlief. Bidault und Bevin waren grossartig, und man beschloss, in Paris Gespräche einzuleiten, die eine Lösung der Levantefrage zum Gegenstand haben sollten. Ich bin voller Hoffnung. Die Bevins kehrten nach London zurück. Ich blieb über Nacht – die einzige Nacht, die ich je in Chequers verbrachte.

Meine Hoffnungen erfüllten sich. Nach weiteren Verzögerungen und Schwierigkeiten wurde am 13. Dezember von Bevin und Massigli in London ein englisch-französisches Abkommen über Syrien unterzeichnet. «Ich war sehr froh, zugegen zu sein, und hoffe aufrichtig, das Abkommen möge das endgültige Ende der ermüdenden Streitfrage bilden, welche die englisch-französischen Beziehungen so lange vergiftet hat.»

Bevin reiste am nächsten Morgen nach Moskau ab, wo von den drei Grossmächten eine Anzahl Beschlüsse über die Ausarbeitung von Friedensverträgen mit den besiegten Nationen und über die Abhaltung einer Friedenskonferenz in Paris im Frühjahr gefasst wurde. Bevin bestand darauf, sein Einverständnis mit allen diesen Beschlüssen von der Zustimmung Frankreichs abhängig zu machen, was viel dazu beitrug, den Franzosen die Pille ihres Ausschlusses von den Moskauer Gesprächen zu versüssen. Die Wahl von Paris als Schauplatz der Friedenskonferenz trug noch mehr dazu bei, so dass ihre Einwilligung erteilt wurde.

So endet das Jahr 1945 – ein Jahr grosser Ereignisse: die Niederlage Italiens, Deutschlands und Japans; der Tod Hitlers, Mussolinis und Roosevelts; der Sieg der Arbeiterpartei und der Sturz Winstons; die französischen allgemeinen Wahlen und die Bestätigung von de Gaulles Stellung. Was hält wohl das kommende Jahr bereit, und werde ich an seinem Ende noch hier in Paris sein? Das ist es, was ich mich frage.

Das erste wichtige Ereignis des neuen Jahres stärkte meine Stellung zweifellos nicht. Ich wurde in Kenntnis gesetzt, der Aussenminister habe aus gewissen privaten

Quellen, die ich niemals feststellte, erfahren: «die Kommunisten stehen im Begriff, mit Herriot ein Bündnis zu schliessen und de Gaulle zu stürzen, und es hiess weiter, de Gaulle renne ins Unglück und wolle jetzt abtreten, um später mit verstärkter Macht zurückzukommen».

Die Depesche mit dieser Nachricht erreichte mich an einem Tag, an dem ich mit einem leichten Grippeanfall zu Bett lag. Ich erwiderte, ich hielte beide Berichte für unwahrscheinlich. In Paris schwirrte es damals von Gerüchten, über die ich nicht berichtete, solange sie nicht durch Beweise gestützt waren. Das gängigste Gerücht war, die Kommunisten seien im Begriff, einen Staatsstreich zu inszenieren, oder von Moskau sei Befehl erteilt worden, eine Revolution auszulösen. In einem meiner letzten Berichte zwei Jahre später ging es darum, solch ein Gerücht zu widerlegen, das in England so weitgehend Glauben gefunden hatte, dass ängstliche Eltern ihre zur Erziehung in Frankreich befindlichen Kinder zurückriefen.

Skepsis gegenüber Gerüchten ist gewöhnlich klug, aber es gibt unter hundert Gerüchten eines, das sich als wahr erweist und den Skeptiker Lügen straft. Es schien kein Grund vorhanden, weshalb de Gaulle, der Ende des Jahres in der Frage des einige Wochen vorher einstimmig angenommenen Heeresvoranschlages in der Nationalversammlung einen Sieg errungen hatte, freiwillig die grösste, einem Franzosen je gebotene Gelegenheit von sich weisen sollte, seit Napoleon Bonaparte die Krone Frankreichs mit der Spitze seines Degens aus der Gosse aufgelesen hatte. Dennoch hatte das Gerücht diesmal ausnahmsweise recht, und die Vernunft unrecht. Am 20. Januar, dem Vorabend des Jahrestags der Hinrichtung Ludwigs XVI, schlug sich de Gaulle seinen eigenen Kopf ab und ging in das Schattenland der Politik ein.

Anfangs befürchtete ich, er könnte vielleicht auch meinen Kopf abschlagen, denn es hatte sich gezeigt, dass der Aussenminister in London hinsichtlich der Vorgänge in Paris besser informiert war als sein Botschafter an Ort und Stelle. Es war tatsächlich ein wohlgehütetes Geheimnis gewesen. Später erfuhr ich, dass Pleven, der, wie man ver-

mutete, damals mehr als irgendeiner seiner Kollegen das Vertrauen des Generals genoss, erst Samstagnachmittag zur Kenntnis nahm, was der General am Sonntagmorgen zu tun beabsichtigte. Bidault, der Aussenminister, befand sich in London und erhielt weder vorher eine Warnung, noch nachher eine Erklärung.

Der General hat die wahren, hinter seinem aussergewöhnlichen Verhalten liegenden Motive niemals völlig enthüllt. Der Beobachter vermag daher nur zu mutmassen, ob de Gaulle seine Dienste in der damaligen verworrenen Situation für so wertvoll erachtete, dass er annahm, seinem freiwilligen Rücktritt werde bald die Bitte um Rückkehr folgen – und zwar unter seinen eigenen Bedingungen. Er war mit der Verfassung unzufrieden und wünschte eine solche nach amerikanischem Vorbild, in der er seine Macht gleich der des amerikanischen Präsidenten ausüben würde. Sein Prestige war so gross, dass er sich selber für unersetzlich hielt, was kein Politiker je gewesen ist.

Der Rücktritt General de Gaulles von der französischen Regierung und die Bildung einer neuen Regierung in Grossbritannien schienen mir Gelegenheit zu bieten, das Thema eines englisch-französischen Bündnisses erneut aufzugreifen. Ich hatte weder auf meinen letzten Entwurf zu diesem Problem, vom 11. März 1945, noch auf eine andere Schrift, in der ich mich für engere wirtschaftliche Bande zwischen den beiden Ländern eingesetzt hatte, eine Stellungnahme erhalten. Das zuletzt genannte Problem war am Vorabend der allgemeinen Wahlen Gegenstand einer Konferenz aller Ministerien gewesen. Dort hatte die von mir empfohlene Politik grosse Unterstützung erfahren, und man bedauerte, dass keine sehr klare Konzeption der Politik vorlag, der die Regierung zu folgen gedachte. Am Ende dieser Sitzung äusserte der rangälteste Vertreter des Foreign Office, nach den Wahlen müsse vom Kabinett eine Richtlinie auf lange Sicht gesucht werden.

In der jetzt vorgelegten Schrift fasste ich alle bereits früher vorgebrachten Argumente, von Algier und von Paris, kurz zusammen, und zwar mit der Bildung einer festgefügtten, auf einem englisch-französischen Bündnis beruhenden

den Gruppe westlicher Demokratien als Ziel. Ich beklagte den britischen Mangel an Initiative und verglich ihn mit dem Geschehen vor dem Krieg. «Deutschland», so schrieb ich, «besass keine Verbündeten, als Hitler an die Macht kam. Aber eines nach dem anderen nahmen Polen, Italien, Österreich, Ungarn, Rumänien, Spanien und Bulgarien an, was ihnen geboten wurde, und schlossen Freundschaft mit der Macht des Bösen – denn eine Macht des Guten schien es nicht zu geben. Die Namen dieser Staaten klingen heute unheilvoll.»

Ich äusserte meine Überzeugung, «dass es immer in der Absicht des ehemaligen Aussenministers (Eden) gelegen hat – wie es auch immer der Wunsch des französischen Aussenministers ist – schliesslich ein englisch-französisches Bündnis einzugehen. Es gab indessen immer wieder Verzögerungen, und es wurde kein Fortschritt erzielt. Heute herrscht Russland mit seinem mächtigen Arm immer unumschränkter in den seinen Grenzen am nächsten liegenden Ländern, und die starken Finger dieses Armes greifen bereits emsig nach den weiter entfernten Nationen. In keinem europäischen Land gibt es eine kommunistische Mehrheit, aber fast überall gewinnen die Kommunisten durch die Unterstützung von draussen, auf die sie, wie sie wissen, bauen können, an Boden. Erst kürzlich hat sich der ungarische Ministerpräsident dieser Unterstützung wegen beim britischen Geschäftsträger beklagt und hinzugefügt, er selber erhielt weder von Grossbritannien noch von Amerika ein ermutigendes Wort. Die Zeit ist da», so fuhr ich fort, «um unsere Freunde zu zählen, sie zu stärken und sie eng an uns zu binden. Von den rein europäischen Ländern bleibt Frankreich, trotz seiner Fehler und Verworrenheiten, potentiell das stärkste und reichste Land, vorausgesetzt, dass nicht der Fehler wiederholt wird, Deutschland zu gestatten, wieder zur Grossmacht zu werden. Ein englisch-französisches Bündnis würde einen machtvollen Magneten für die anderen bilden, die sich jetzt ziemlich kopflos auf der Suche nach Sicherheit und Rettung befinden.»

Bald nachdem diese Schrift in London eingetroffen war, wurde Oliver Harvey plötzlich nach Paris entsandt.

3. APRIL. Ich erfuhr von Oliver, der gestern Abend ankam, dass meine jüngste Schrift einige Früchte getragen habe, und Bevin auf jeden Fall durchaus für ein Bündnis sei. Es ist für das Foreign Office typisch, dass es jetzt, nach zwei Jahren des Zögerns, alles in zwölf Stunden regeln will.

Wird irgendetwas dabei herauskommen? Hoffentlich!

Nichts kam dabei heraus.

Unglücklicherweise fiel dieser Besuch mit einer Krise wegen der Ruhrfrage im französischen Kabinett zusammen. Gouin, der sozialistische Ministerpräsident, und Bidault, mit denen Oliver Unterredungen hatte, dachten mehr an ihre eigenen internen Angelegenheiten als an internationale Abkommen. Deshalb wurde die Sache einstweilen fallengelassen, um kurz darauf bei Eröffnung des Aussenministerrates noch einmal auf die lange Liste vorrangiger Angelegenheiten gesetzt zu werden, die der Beschlussfassung harren.

Das Geschwätz des Ministerrates erwies sich als sehr ähnlich dem bei den Zusammenkünften von London im vergangenen Jahr. Der Aussenminister wurde mit seinen sämtlichen Sachberatern im Hotel «Georg V.» untergebracht, wo es so geschäftig wie in einem Ministerium herging. Jeden Morgen wurde dort eine Sitzung unserer Delegation abgehalten, auf der man die dem Rat vorzulegenden Fragen erörterte. Diese zwanglosen Versammlungen waren viel interessanter und lebendiger als der Aussenministerrat selber. Bei einer Sitzung des letzteren hatte ich eine Minute lang meine Augen geschlossen. Da hörte ich diese Worte des Aussenministers: «Sagen Sie Duff, ich würde ihn wecken, wenn sich irgendetwas ereignet», und er fügte noch hinzu: «Er ist der vernünftigste Mann im Zimmer. Es ist doch alles Zeitverschwendung.»

Ich besitze einen vollständigen Bericht dessen, was von Tag zu Tag stattfand. Aber wenn es schon stumpfsinnig für die Teilnehmer war, so wäre es noch viel stumpfsinniger, darüber zu lesen, und wir können den Berufshistoriker nur bemitleiden, dessen Aufgabe das einmal sein wird. Dem Ministerrat folgte die eigentliche Friedenskonferenz, bei

der alle Vereinten Nationen vertreten waren. Als tägliche Beschäftigung war sie sogar noch öder als das Vorangegangene. Beim Rat herrschten wenigstens noch der Widerstreit der Persönlichkeiten und das Interesse an improvisierten Disputen, was es auf der Konferenz beides nicht gab. Ich schrieb damals: «Es ist ein erbärmliches Schauspiel. Jeder Sprecher einer Nation verliest eine sorgfältig vorbereitete Rede. Keine Rede bezieht sich auf eine andere. Es gibt keine Argumente, keine Debatte, keine Beredsamkeit.»

Den abendlichen Veranstaltungen – so viel Pracht auch viele von ihnen entfalteten – ermangelte die Fröhlichkeit ebenso sehr, wie es den Sitzungen der Konferenz an Interesse fehlte. Nach einer dieser Gesellschaften war es, dass François Mauriac, der regelmässig im *Figaro* schrieb, Diana eine bezaubernde Huldigung darbrachte, die ich im Original zitiere, weil die Prosa des Meisters ebenso schwer zu übertragen ist wie Dichtung: «A une fête de ces derniers jours où les visages fermés des Slaves glissaient, tous feux éteints, à travers les groupes, j'observais l'Ambassadrice d'une nation amie, cette figure de Pallas Athénée qui épandait sur ce troupeau sombre et méfiant l'inutile lumière de ses yeux; statue encore intacte, témoin des époques heureuses, sa beauté adorable se dressait en vain, comme un dernier appel à la joie de vivre au dessus d'une humanité sans regard.» – «An einem dieser letzten Tage, da die verschlossenen Gesichter der Slawen, in denen jedes Feuer erloschen ist, über die Gruppen der Menschen hinwegglitten, betrachtete ich die Botschafterin einer befreundeten Nation – jenes Antlitz der Pallas Athene, wie es das zwecklose Leuchten seiner Augen über diese düstere miss-trauische Herde hingoss. Ein noch unversehrtes Standbild, ein Zeugnis glücklicher Zeitalter, so ragte seine wunder-same Schönheit vergebens, einem letzten Ruf an die Lebens-freude gleich, über eine gesichtslose Menschheit empor.»

Ich glaube, es war wohl bei diesem Anlass, dass Diana Molotow durch einen Dolmetscher im Gespräch fragte, ob wir unseren Sohn zur Erlernung der Sprache einige Monate

zu einer russischen Familie schicken könnten. Molotow erwiderte, er wolle diese Frage «studieren», worauf Diana bemerkte, sie hätte keine Ahnung gehabt, dass eine so einfache Frage ein Studium erfordere; und da sie wisse, dass seine Zeit voll in Anspruch genommen sei, solle er diese Frage lieber vergessen.

Es war ein kalter nasser Sommer, der das Ungemach, ihn ganz in Paris verbringen zu müssen, milderte. Erst gegen Ende Oktober, als die Konferenz endlich vorüber war, gelang es uns, eine Woche zu verreisen. Wir fuhren nach unserem geliebten Venedig, das wir seit 1937 nicht mehr gesehen hatten. Das Wetter kann dort im Spätherbst herrlich sein, dieses Jahr aber war es kalt und freudlos.

Im Dezember stattete ich London einen kurzen Besuch ab.

18. DEZEMBER. Ich ass mit der englisch-französischen Gruppe im Unterhaus und hielt anschliessend eine Ansprache. Vermutlich sprach ich zu ausführlich, da am Schluss keine Zeit mehr für Fragen war. Ich bekam einen Platz in der Kammer und hörte mir die Anfragen an. Heimweh bekam ich nicht. Im Gegenteil, ich fühlte mich wie ein älterer Junge, der seine Vorschule besucht und deren Torheit verachtet: noch immer die gleichen törichten Fragen, das gleiche alberne Gelächter, die gleichen kindischen Gereiztheiten und Streitigkeiten.

Am 31. DEZEMBER fasste ich zusammen:

Es ist ein viel ereignisloseres Jahr gewesen – und weit weniger befriedigend. Trotz General de Gaulles Rücktritt und der Abwicklung der Levantefrage haben sich die englisch-französischen Beziehungen nur wenig – wenn überhaupt – gebessert. Die Schwierigkeit der deutschen Frage ist infolge der Zunahme der prodeutschen Einstellung in England grösser als vorher. Die UNO hat sich nicht ausgezeichnet, und die fünf Friedensverträge, die so lange brauchten, bis sie unter Dach und Fach kamen, bieten keinerlei Anlass zum Stolz. Die Vierte Republik ist noch immer ohne Präsident.

Vor einem Jahr fragte ich mich, ob ich am heutigen

Tag noch hier sein würde. Zu jedermanns Erstaunen und zum Verdruss vieler bin ich es noch immer. Es ist zum kleinen Teil mein Verdienst, mehr noch aber das der Labourregierung. Noch immer wird sie von ihrem linken Flügel kritisiert, weil sie mich hält, und noch immer erscheinen in der Presse Prophezeiungen über meine bevorstehende Abberufung. Sie beunruhigen mich nicht, denn es wird mich nicht berühren, zu gehen, wenn die Zeit da ist, obwohl ich nicht sicher bin, wohin ich gehen oder was ich anfangen soll.

Ende 1946 fand in Frankreich ein Regierungswechsel statt. Nach den Wahlen im November versäumten es die verschiedenen politischen Parteien, die übliche Koalition zu bilden, und Léon Blum wurde Chef der rein sozialistischen Regierung. Er behielt sich die Leitung der Auswärtigen Angelegenheiten selber vor und ernannte Lapie, einen guten Freund Grossbritanniens, zum Unterstaatssekretär beim Quai d'Orsay.

26. DEZEMBER. Um 12 Uhr begab ich mich zu Blum ins Hôtel Matignon (Amtssitz des Ministerpräsidenten). Ich war ihm dort das erstemal vor zehn Jahren begegnet, als er Ministerpräsident, und ich Staatssekretär im Kriegsministerium war. Er schien mir in besserer gesundheitlicher Verfassung zu sein als je nach seiner Freilassung und so charmant wie immer. Wir unterhielten uns über eine Stunde und berührten fast jedes politische Problem. Ungleich Lapie, der die Ansicht vertritt, die jetzige Regierung bliebe noch unbegrenzt am Ruder, ist Blum sicher, dass es keine Schwierigkeiten geben wird, eine Koalitionsregierung zu bilden, wenn im nächsten Monat die Zeit dazu gekommen ist. Natürlich stimmt er mit mir über das englisch-französische Bündnis überein, schien aber erstaunt, als ich andeutete, er selber könne es abschliessen. Er sagte, er sei nur ein paar Wochen im Amt, und die deutsche Frage müsse zuerst geregelt werden.

Diana kam um 1 Uhr, und wir speisten zusammen mit Madame Blum und einem Privatsekretär. Es war ein schöner Tag, das Haus ist prachtvoll und das Essen ausgezeichnet.

net. Zwei Jahre zuvor waren die Blums Gefangene und warteten täglich auf ihre Hinrichtung. Diana und ich gingen im Sonnenschein nach Hause.

Am folgenden Tag traf ich Couve de Murville beim Diner. Er amtierte damals als Beauftragter des Aussenministers bei der Friedenskonferenz und im Ministerrat.

Er äusserte, Blum hätte sich sehr für meinen gestrigen Vorschlag interessiert, wir könnten ein englisch-französisches Bündnis noch vor der Regelung der deutschen Frage abschliessen. Ich war eigentlich nicht befugt gewesen, einen solchen Vorschlag zu machen.

7. JANUAR. Wir erhielten vom Foreign Office den Text einer zwischen Blum und Attlee geführten Korrespondenz. Ersterer schrieb am 1. Januar, bestand auf der Bedeutung der Kohle zur Rettung Frankreichs und äusserte auf Grund seiner Unterredung mit mir, er sei eifrig bemüht, ein Bündnis zu schliessen, und wäre stolz, wenn er es während seiner kurzen Amtszeit tun könnte. Attlee erwiderte, hinsichtlich der Kohlen sei absolut nichts zu machen, er sei aber sehr für ein Bündnis und würde sich freuen, wenn Blum, wie in seinem Brief vorgeschlagen, nach England käme.

9. JANUAR. Heute war ein erregter Tag. Am Morgen traf aus London der Entwurf eines Memorandums für das Kabinett ein, das die Eröffnung von Unterhandlungen zum Abschluss einer Zollunion mit Frankreich vorschlägt. Man wollte meine Ansicht vor der Unterbreitung des Schriftstücks im Kabinett wissen. In einem Begleitbrief äusserte Sargent, er hege wenig Zweifel an der Natur meiner Ansichten.

Etwas später kam der Text eines weiteren Briefes des Premierministers an Blum. Es war eine herzliche Einladung, England zu besuchen. Ich schickte ihn umgehend ihm zu und begab mich um 3.30 Uhr zu ihm. Er sagte, Massigli solle am Samstag nach Paris kommen und wenn dieser einwillige, würde er – Blum – sich selber am Montag nach England begeben, Dienstag und Mittwoch bleiben und am Donnerstag zur Präsidentschaftswahl zurückkehren. Ist es möglich, dass endlich etwas zurwege gebracht wird? Ich

telegraphierte dem Foreign Office, der Besuch werde, falls Blum mit leeren Händen zurückkomme, mehr Schaden anrichten als Gutes bewirken.

11. JANUAR. Eric Duncannon ging gestern nach London und telephonierte heute Morgen. Er hatte verschiedene Leute im Foreign Office gesprochen. Sie waren zwar noch immer für Blums Besuch, doch nicht sehr begeistert. Massigli sei pessimistisch und sage, wenn bei dem Besuch nichts herauskomme, habe man den Kommunisten in die Hände gespielt. Er kommt heute Morgen nach Paris. Was er Blum mitteilen wird und mit welchem Ergebnis, kann ich nicht sagen. Beim Essen erhielt ich eine Nachricht, vor morgen würde kein Entschluss wegen Blums Besuch gefasst – sehr unangenehm.

12. JANUAR (Sonntag). Heute Morgen stand ich auf und kleidete mich in völliger Ungewissheit meines Schicksals an. Es dauerte einige Zeit, bis ich Gewissheit erlangte. Endlich – gegen 10.30 Uhr – kam Robin Hooper (zweiter Botschaftssekretär), der sich zum Hôtel Matignon begeben hatte, mit der Nachricht, Blum habe sich heute Morgen entschlossen, nach London zu gehen. Gleichzeitig rief Massigli, der gestern herübergekommen war, an, um mir zu sagen, Blum habe ihn gebeten, mich dementsprechend in Kenntnis zu setzen. Massigli selber hatte ihm von dem Besuch abgeraten. Er sagte, ich sei hauptsächlich für den Besuch verantwortlich, und es sei daher meine Sache, ihn zum Erfolg zu führen.

13. JANUAR. Um 2.45 Uhr fuhr ich mit Eric ab, um Blum in Northolt abzuholen. Unterwegs fiel mir ein, dass Blum Staatsoberhaupt ist und der König daher jemanden zu seiner Begrüßung hätte schicken sollen. John Addis vertrat den Premierminister und Cheke den Aussenminister. So dachte ich, ich sollte vielleicht erklären, ich sei als Vertreter des Königs da, der in Sandringham weilte. Bei der Ankunft bat ich Eric, ans Foreign Office zu telephonieren, um die Zustimmung dafür zu erlangen, doch war natürlich dort niemand bereit, die Verantwortung zu übernehmen. So nahm ich das Risiko auf mich, und als Blum ausstieg, erklärte ich, der König habe mich beauftragt, ihn willkom-

men zu heissen. Später geriet ich an Tommy Lascelles, der erklärte, ich hätte ganz richtig gehandelt.

Blum iuhr mit Massigli ins Claridge, und ich ging ins Foreign Office, wo im Zimmer des Aussenministers eine Sitzung stattfand. Bevin wirkte meiner Ansicht nach verbrauchter als gewöhnlich. Man hatte ein Kommuniké vorbereitet, das bei Blums Abreise herausgegeben werden sollte. Ich hielt es für sehr dürftig, auch Bevin war dieser Meinung. Ich fand ihn von vortrefflichen Gedanken über Frankreich erfüllt, aber gegen jeden Vorschlag, den er machte, erhob irgendein Sachverständiger Einspruch. Nach einigem ergebnislosem Gerede gingen vier von uns in ein anderes Zimmer, um das Kommuniké neu zu entwerfen. Ich brachte sie dazu, etwas klar Umrissenes über das Bündnis hineinzuarbeiten.

14. JANUAR. Das revidierte Kommuniké nahm sich heute Morgen ganz gut aus. Ich begab mich ins Unterhaus, wo wir assen, nur zu zehnt: Bevin, Blum und die Hauptsachberater. Bevin befand sich in bemerkenswerter Form, und trotz der Schwierigkeit der Sprache – Blum versteht kein Wort Englisch – brachte er es zuwege, die Unterhaltung grossartig zu führen. Er zog mich auf, indem er den Franzosen erzählte, ich sei mehr Franzose als Engländer, habe alles Interesse an England verloren und höre nie auf, ihm zu sagen, was er tun solle, um Frankreich zu helfen. Er erklärte, es gebe nur einen einzigen Punkt, in dem er mit mir übereinstimme, dass nämlich die Gefahr noch immer mehr von Deutschland als von Russland drohe. Das war sehr zufriedenstellend. Er erzählte eine Menge nicht sehr komischer ordinärer Geschichten, die schwierig zu übersetzen waren, über die Blum aber wacker lachte. Um 5.30 Uhr hatten wir eine Sitzung im Zimmer des Aussenministers. Sie dauerte nur eine Stunde und alles verlief sehr gut. Ich glaube, wir sind instande, ein befriedigendes Kommuniké fertigzubringen, das so aussehen wird, als sei etwas erreicht worden – und es wird auch erreicht werden!

Am nächsten Tag wurde in Downing Street 10 für Blum ein Essen veranstaltet, und anschliessend fand eine letzte

Begegnung zwischen ihm und Bevin im Foreign Office statt. «Es herrschte völlige Übereinstimmung hinsichtlich des Textes, und ich empfand, dass tatsächlich etwas erreicht worden war, und ich selber dazu beigetragen hatte.» Blum flog in der Frühe des nächsten Morgens nach Paris zurück, um den Präsidentschaftswahlen beizuwohnen. Als ich selber am Abend dort ankam, war Vincent Auriol gewählt worden. Das Elysée war festlich beleuchtet, und eine von Scheinwerfern angestrahlte Trikolore wehte seit sieben Jahren zum erstenmal wieder über dem Palais.

Wie es Léon Blum selber vorausgesehen hatte, überlebte seine Regierung die Wahlen nicht. Unter Ramadier als Ministerpräsident kehrte Bidault ins Aussenministerium zurück. Ich hegte die Befürchtung, er könne Übelnehmen, was in seiner Abwesenheit unternommen worden war, und sich sträuben, das Werk zu Ende zu führen, das Blum so tapfer begonnen hatte. In dieser Ungewissheit suchte ich ihn am Abend des 25. JANUAR auf.

Er hätte nicht freundlicher sein können. Vielleicht hätte er selber, wie er sagte, die Angelegenheiten anders durchgeführt und den Bündnisvertrag vermutlich bis nach der Moskareise zurückgestellt. Er nehme aber die Abmachungen voll und ganz an und sei bereit, den Vertrag sogleich abzuschließen. Das war sehr befriedigend.

Es gab weitere Verzögerungen, weitere Störungen, weitere kleine, von Regierungsstellen erhobene Fragen, aber der vereinte gute Wille Bevins und Bidaults überwand alle Hindernisse, und am 28. FEBRUAR schrieb ich:

Kurz nach dem Lunch kam Ashley (Clarke, Erster Botschaftsrat in Paris mit Gesandtenrang) mit der verbürgten Nachricht, der Vertrag sei abgeschlossen, Bevin und Bidault würden dies heute Nachmittag bekanntgeben, und ich solle Bevin am Dienstag in Dünkirchen treffen, wo wir beide ihn unterzeichnen sollten. Ich war hochofrenut. Es sind gerade drei Jahre her, seit ich in Algier begonnen habe, für diesen Vertrag zu arbeiten. Obgleich er wahrscheinlich irgendwie und irgendwann zustande gekommen

wäre, glaube ich ehrlich, dass es nicht jetzt geschehen wäre, hätte ich nicht das ausgesprochen, was ich zu Blum in unserer Unterredung sagte. Eric und ich gingen in die Kammer. Pierre Cot sprach gerade – und zwar sehr gut. Als er geendet hatte, gab es eine Pause, die mir endlos schien. Hervé Alphand berichtete Eric, es habe ein weiteres *accrochement* gegeben, weder Bidault noch Bevin wollten eine Ankündigung machen. Ich war sehr besorgt. Nach einer iast einstündigen Verzögerung wurde die Debatte fortgesetzt. Man hatte uns mitgeteilt, vor Bidault würden noch zwei Reden gehalten. Aber er sprach sofort. Er spricht nie gut, und diese Ansprache bildete keine Ausnahme von der Regel. Er wartete mit der Ankündigung bis zum Ende. Der Beifall war allgemein, und dann erhob sich allmählich das ganze Haus. Die Kommunisten applaudierten weniger begeistert und erhoben sich langsamer als die anderen, aber sie alle klatschten doch Beifall und standen alle. Es war ein eindrucksvoller Anblick. Dann unterbrach Herriot, der den Vorsitz führte, den Sprecher und sagte ein paar Glückwunschworte – ein grosser Augenblick.

Einige Tage später wurde der Vertrag in Dünkirchen unterzeichnet. Es war, wie ich glaube, Bevin, der den Ort der Unterzeichnung gewählt hatte – und er war gut gewählt. Der alte flämische Seehafen hat in der langen Geschichte Englands und Frankreichs oft eine Rolle gespielt. Er hat manchmal dem einen, manchmal dem anderen und manchmal keinem von beiden gehört. Im letzten Krieg war er Zeuge einer tragischen, doch heroischen Episode gewesen. Die Verwüstung, die Dünkirchen erlitten hatte, stand an jenem nassen Märznachmittag des Jahres 1947 noch immer vor aller Augen – aber meine Stimmung erhob sich über das Wetter.

An diesem Abend schrieb ich in mein Tagebuch: NUNC DIMITTIS.

XXIII. KAPITEL

DAS ENDE MEINER LAUFBAHN

1947

Anfang April reisten wir zu kurzem Ferientaufenthalt nach Monte Carlo, wo uns Freunde eine Villa zur Verfügung stellten. Ich wurde dort schwer krank und war den ganzen Monat von Paris abwesend. Als wir zurückkehrten, hatte Ramadier seine Regierung neu gebildet und war alle Kommunisten, die ihr angehört hatten, losgeworden. Diese Tatsache stärkte das Ansehen Frankreichs in der internationalen Politik beträchtlich. Jedesmal, wenn ich in den vergangenen drei Jahren darauf drang, dass Frankreich durch Grossbritannien mehr Berücksichtigung und Vertrauen erführe, begegnete ich dem schwer zu entkräftenden Argument, die französische Regierung lasse die Kommunisten gewähren, die Diener Stalins seien und ihm jede erreichbare Information übermitteln würden.

Ramadier hatte in diesem Mai auch das Vergnügen, Winston Churchill die französische Militärverdienstmedaille zu verleihen. Diese Medaille ist die analoge Auszeichnung zu unserem Victoriakreuz. Sie wird Gemeinen und Unteroffizieren für Tapferkeit im Felde, wie auch den höchsten und erfolgreichsten Generälen verliehen. Durch einen alt-hergebrachten und ehrenvollen Brauch wird sie stets von der ersteren Gruppe den letzteren verliehen. Ein Fünf-Stern-General oder ein Marschall von Frankreich ist stolz, sie aus der Hand eines gewöhnlichen Soldaten, der sie im Kampfe errungen hat, zu empfangen. Ramadier war nicht nur Ministerpräsident, sondern er hatte die Militärverdienstmedaille im ersten Weltkrieg als Unteroffizier gewonnen. Er war es, der sie im Hof des Invalidendoms

an die Brust des Kriegspremiers von Grossbritannien heftete.

Im Juni wurden die ersten Bemühungen zur Bildung des späteren Marshallplanes eingeleitet. Ein grosses Verdienst gebührt hier Bevin für seine Initiative.

10. JUNI. Gestern Abend kam ein geheimes Blitztelegramm über den Inhalt der Marshallrede in Harvard und dazu die Weisung, umgehend Bidault aufzusuchen und unsere Koordinierung in der Auswertung des Angebotes von Marshall zu besprechen. Heute Morgen besuchte ich Bidault. Ausser dem Vorschlag, Alphant, der auf jeden Fall nächste Woche nach London gehen soll, zur Diskussion dieser Frage zu ermächtigen, hatte ich nicht viel zu sagen. Bidault war ausserordentlich bereitwillig und hilfreich. Er hatte bereits über die Sache nachgedacht und machte wertvolle Vorschläge.

In der folgenden Woche traf Bevin mit einem riesigen Heer von Verwaltungsbeamten ein, die ein halbes Dutzend Regierungsstellen vertraten. Ich veranstaltete am Abend ein Dinner für dreissig Herren, dem die britische Delegation sowie französische Minister und Verwaltungsbeamte beiwohnten.

Wir hatten ein vorzügliches Dinner, und anschliessend entwickelte sich eine Diskussion, über die von uns einzuschlagende Linie herrschte last völlige Übereinstimmung. Das Wichtige ist die Annäherung an die Russen. Sie müssen zur Teilnahme aufgefordert werden und dürfen gleichzeitig keine Gelegenheit erhalten, Verzögerungen zu bewirken und Hindernisse in den Weg zu legen. Das wird nicht leicht sein.

Der nächste Tag war anstrengend und erfolgreich. Um 10 Uhr fand in der Botschaft eine Sitzung unserer Delegation statt, der eine Vollsitzung beider Seiten um 11 Uhr im Quai d'Orsay folgte.

Dann fand eine kurze Sitzung von Sachbearbeitern, zwischen 12.30 und 1.30 Uhr, statt. Zu meiner Verwunde-

zung forderte mich der Aussenminister zur Teilnahme auf. Später erklärte er, seiner Ansicht nach seien die Vertreter des Schatzamtes allzu geneigt, unnötige Schwierigkeiten zu machen. Das ist richtig, ist aber ein Fehler der Rechten. Ich bin im Gegensatz zu ihr allzu ungestüm.

Lunch im Quai d'Orsay – nur Herren und Madame Bidault. Nachher folgten Reden von Bevin und Bidault. Danach eine andere Sitzung von uns Sachbearbeitern in der Botschaft, sowie eine weitere Sitzung französischer und britischer Sachbearbeiter im Quai d'Orsay, der ich beiwohnte. Dies ging bis 6 Uhr, als eine Vollsitzung mit den beiden Aussenministern stattfand, die gut verlief. Bevin wischte einige der unwesentlicheren Fragen, auf denen die Sachbearbeiter herumritten, beiseite, und man erzielte völlige Übereinstimmung. Die Situation war durch den französischen Informationsminister, der am Morgen einige ebenso völlig ungenaue wie indiskrete Communiqués herausgegeben hatte, etwas kompliziert worden. Ich war sehr verärgert, denn gerade das warfen die Engländer den Franzosen immer vor. Das Ergebnis war der Beschluss, die Aufforderung an die Sowjets deren hiesigem Geschäftsträger wie auch unseren jeweiligen Botschaftern in Moskau zu übermitteln. Deshalb musste Bevin vor dem Dinner den Geschäftsträger hier in der Botschaft empfangen. Er empfing ferner den amerikanischen Botschafter und gab ihm eine Kopie der Einladung, die wir nach Moskau senden. Ich war bei beiden Unterredungen zugegen. Meiner Ansicht nach hatten wir ein gutes Tagewerk hinter uns.

Die wichtigsten Mitglieder unserer Delegation kamen zum Dinner. Es ging ganz gut. Bevin redete und redete, und wir alle hörten zu. Es war der Tag des Besuches des BBC-Orchesters. Diana musste einen grossen Lunch und eine Cocktailparty für Adrian Boulton und die Orchestermitglieder geben und ging abends in das Konzert. Sie kam mit John Julius zurück, nachdem die Gäste gegangen waren, während Bevin und ich noch immer im Grünen Salon sass. Er ging bald zu Bett. Ich fand Louise in der Bibliothek bei der Übersetzung meiner Rede, die ich in Lille halten wollte, und wir arbeiteten bis nach Mitternacht.

Mein Besuch in Lille verlief nach dem gleichen Muster wie die Besuche in Lyon und Bordeaux. Wieder einmal wurde mir ein Ehrendoktor verliehen. Nach meiner Rückkehr traten wir in das zweite Stadium der Verhandlungen über den Marshallplan ein. Molotow kam an und verlangte, die Vereinigten Staaten sollten sich äussern, wieviel Geld sie uns geben wollten, ehe wir ihnen mitteilten, was wir damit anfangen würden. Die Antwort war einfach. Was sie uns gaben, hing von ihrer Billigung unseres Planes ab, und wenn wir keinen Plan machten, würden wir kein Geld bekommen. Molotow erwiderte, die Sowjets hätten ihre Pläne gemacht und würden sie nicht auf Geheiss der Vereinigten Staaten hin ändern. Es dauerte länger, dies zu sagen, als es niederzuschreiben. Tatsächlich dauerte es eine Woche, an deren Ende die Russen – ohne sich von irgendjemandem zu verabschieden! – nach Hause reisten. Sie liessen Engländer und Franzosen ihre eigenen Pläne weiter verfolgen und andere Nationen zur Teilnahme auffordern.

Während dieses Besuches freute ich mich, Bevin mehr denn je meinen Ansichten geneigt zu finden.

Er ist nun ganz für den Westblock, die Zollunion mit Frankreich, gemeinsame Währung usw. – tatsächlich alles, wofür ich mich in meiner Botschaft aus Algier im Mai 1944 eingesetzt hatte. Wie lange es gedauert hat!

Wieviel länger sollte es noch dauern!

10. AUGUST. Die Frage der Möglichkeit einer Zollunion verursachte Schwierigkeiten. Sie würde den Amerikanern passen – die Franzosen sind dafür und unsere Minister sind willig, aber die Sachbearbeiter des Schatzamtes und des Handelsministeriums wollen, dickköpfig wie stets, nichts davon hören. Wir sollten nur das Prinzip annehmen – die Sache selbst käme nicht vor Jahren zustande.

Als ich nach der Unterzeichnung des Vertrages von Dünkirchen «Nunc dimittis» schrieb, ahnte ich nicht, wie bald mein Gebet erhört werden sollte.

3. SEPTEMBER. Heute Morgen erhielt ich einen Brief vom Aussenminister, der mich davon in Kenntnis setzte, dass ich die Botschaft zum Jahresende verlassen muss. Es war ein sehr höflicher Brief. Er besagte, die Dienste, die ich geleistet hätte, seien «von höchster Bedeutung»; man werde meiner «sicherlich als eines der hervorragenden englischen Vertreter auf diesem wichtigen Posten» gedenken, und es sei im weitesten Sinne mir persönlich zu verdanken, «dass die Stellung des Botschafters Seiner Majestät in Frankreich in diesen schwierigen Zeiten im französischen Leben wieder voll und ganz anerkannt» worden sei.

Bevin schliesst mit den Worten, er schulde mir Dank für meine Hilfe und Treue und sei traurig, dass diese glückliche Zusammenarbeit zu Ende gehe. Als Grund für den Wechsel wird lediglich angegeben, ich sei seit drei Jahren in Paris. Es war ein Schock – und alle Schocks sind unerfreulich. Ich bin traurig, gehen zu müssen, aber vielleicht geschieht es besser jetzt als später. Ich bin traurig, das Haus zu verlassen, nicht aber den Pomp und das ganze Drum und Dran, das ich immer nur als Belastung empfunden und nie geschätzt habe. Ich werde jetzt Zeit finden, etwas anderes zu tun, ehe ich endgültig scheidet. Diana nahm es grossartig auf, wie sie stets schlimme Nachrichten aufnimmt, und erklärte, solange wir unseres Hauses in Chantilly sicher seien, mache es ihr nichts aus.

Am nächsten Tag brachen wir zu unseren Ferien auf und fuhren nach San Vigilio, einem kleinen Ort am Gardasee, den wir seit langem kannten und liebten. Auf dem Weg dorthin verzeichnete ich:

5. SEPTEMBER. In der letzten Nacht schlief ich schlecht. Ich erinnere mich, wie ich bei meinem Rücktritt zur Zeit von München – obwohl ich ganz zufrieden und sicher war, das Richtige getan zu haben – häufig träumte, ich sei sehr unglücklich. Beim Erwachen pflegte ich eine Zeitlang auch unglücklich zu sein. So war ich letzte Nacht im Schlaf unglücklich darüber, die Botschaft zu verlassen, und fing, als ich um 4 Uhr morgens erwachte, an, mich zu quälen und

mir Gedanken zu machen, ich sei schlecht behandelt worden; ich wollte in Briefen zu dieser Angelegenheit Stellung nehmen und Reden dazu verfassen. Um 4 Uhr morgens, in Wirklichkeit noch tiefe Nacht, gerät alles aus der Perspektive. Ich machte Licht, las eine Weile und schlief wieder ein. Beim Wiedererwachen kehrte mir der ungetrübte Sinn wieder.

Gegen Ende des Monats musste Bevin für vierundzwanzig Stunden nach Paris kommen, um den Bericht der Marshallplan-Beauftragten zu unterzeichnen. Ashley Clarke, mein vertrauter und äusserst fähiger Botschaftsrat, glaubte, es bestehe kein Grund für meine Rückkehr. Unter gewöhnlichen Umständen würde ich seinem Rat wahrscheinlich gefolgt sein. Ich wollte jedoch zeigen, dass ich meine Pflichten nicht vernachlässige, bloss weil sie in Kürze enden sollten, noch dass ich wegen meiner Entlassung gekränkt sei. So flog ich denn – mit einiger Schwierigkeit, da der nächste Flugplatz jenseits Genuas lag – zurück und holte den Aussenminister bei seiner Ankunft ab. Er erwähnte mit keinem Wort die Tatsache meines Abschieds – und ich auch nicht.

22. SEPTEMBER. Ich hatte an diesem Morgen viel zu tun. Um 12 Uhr suchte ich in Begleitung des Aussenministers Ramadier auf. Die Besprechung verlief günstig, und ich freute mich, zugegen zu sein. Beim Wegfahren sagte Bevin zu mir: «Heute Morgen haben wir die Zollunion zwischen England und Frankreich erreicht.» Er würde es natürlich gern sehen, und ich glaube, ohne die anderen Ministerien könnte er die Union verwirklichen. Wir assen im Quai d'Orsay und kehrten für eine halbe Stunde in die Botschaft zurück – vor der Schlussitzung der Marshallplan-Konferenz. Es gab keine Störungen, die Reden waren gut und kurz. Alles lief wie am Schnürchen. Ich kam zurück und diktierte einen Bericht zur Unterredung Bevin-Ramadier von heute Morgen.

II. OKTOBER. Heute Nachmittag kam Ashley aus London zurück. Er erzählte, jedermann im Foreign Office wisse von meinem bevorstehenden Abschied und bedaure ihn. Er

glaubt nicht, dass im Foreign Office jemand dafür verantwortlich ist. Alle schreiben es politischem Druck zu. Er hat an einer Aussprache der Ministerien über die Bevin-Ramadier-Unterredung teilgenommen. Angesichts der entschlossenen Opposition von Schatzamt und Handelsministerium ist nichts erreicht worden.

13. OKTOBER. Heute Nachmittag begab ich mich zu Bidault und unterrichtete ihn, nachdem wir ein paar andere Probleme besprochen hatten, von meiner bevorstehenden Entlassung. Er war aufrichtig betrübt und wurde ganz beredt, als er seinem Bedauern über meinen Weggang und seiner Dankbarkeit für das, was ich getan hatte, Ausdruck verlieh. Wie er sagte, spreche er nicht nur für sich selbst, sondern auch im Namen der französischen Regierung und des französischen Volkes. Er bestand darauf, mich nicht nur bis zur Tür, sondern bis an meinen Wagen zu begleiten, wo er, bis ich abfuhr, stehenblieb. Er tat dies alles mit grosser Würde. Es war beinahe dramatisch, und ich war gerührt.

Bei der Unterzeichnung des Vertrages von Dünkirchen äusserte ich, wenn dieser Vertrag das Ende eines langen Kapitels darstelle, so sei er von nur geringer Bedeutung. Erweise er sich aber als Beginn eines neuen Kapitels, dann sei er ein grosses Ereignis. Ich hoffte, er möge zu engeren Beziehungen und, als letztem Ziel, zu wechselseitiger Ergänzung zwischen den beiden Ländern führen; die Solidarität dieser nordwestlichen Ecke Europas möge zum Kern einer grossen internationalen Interessengemeinschaft werden – umfassender und mächtiger als die Sowjetunion oder die Vereinigten Staaten.

Ich hoffte, diese Politik würde auf drei Ebenen verfolgt werden: auf der militärischen, der wirtschaftlichen und der kolonialen. Den ersten Schritt auf militärischer Ebene müssten Stabsgespräche bilden. Die Franzosen wünschten sie, hatten sie jedoch, trotz meiner Befürwortung, noch nicht eingeleitet, als ich die Botschaft verliess. Es gelang mir indessen, einen englisch-französischen Wirtschaftsausschuss aufzubauen, der, wie ich hoffte, in regelmässigen

Zeitabständen zusammentreten würde. In ihm sollten Vertreter des Schatzamtes und des Finanzministeriums offen Informationen austauschen und ihre Probleme erörtern. Der Ausschuss war zur Zeit meines Abschieds von der Botschaft im Entstehen und, wie man mir sagte, bestand er weiterhin. Als aber die britische Regierung das Pfund abwertete, erhielten die französischen Finanzbehörden vorher keine Mitteilung, obwohl sie in Washington neben ihren britischen Kollegen sassen, als der Beschluss gefasst wurde.

Während der letzten Monate meiner Amtszeit verminderte ich keineswegs meine Bemühungen um Unterstützung für die Politik, an die ich glaubte, sondern verstärkte sie sogar. Ich verlegte mich mehr auf die Methode des persönlichen Briefes als der offiziellen Eingabe. So schrieb ich am 16. OKTOBER:

Sehr geehrter Herr Aussenminister, da ich in Kürze meinen Posten verlasse, hoffe ich. Sie werden mir vergeben, wenn ich Ihnen mit Worten schreibe, die sich kaum für einen Untergebenen seinem Vorgesetzten gegenüber gehören.

Ich erinnerte ihn dann an die Schriftstücke, die ich sowohl an seinen Vorgänger, wie an ihn selber gerichtet hatte; wie sie beide «im Prinzip» mit mir übereingestimmt hatten; wie aber der Augenblick, Schritte in der gewünschten Richtung zu unternehmen, immer ungünstig erschienen war; wie Léon Blum zu Anfang die gleichen Einwände vorgebracht hatte, mit einer besseren Begründung als die meisten anderen, denn seine Regierung war dazu verurteilt, nach vierzehn Tagen gestürzt zu werden; wie ich ihn dennoch überredet hatte, nach London zu gehen, und wie sein zweitägiger Besuch den Vertrag von Dünkirchen zuwege gebracht hatte.

Letzten Monat glaubte ich, mit dem Gespräch, das Sie mit Ramadier führten, sei ein weiterer Schritt vorwärts getan. Ich habe soeben einen Entwurf des Berichtes von der am 8. Oktober erfolgten Diskussion des Foreign Office

über dieses Gespräch gesehen – offen gestanden, ein äusserst melancholisches Dokument. Das Gesamtergebnis ist gleich Null – oder sogar noch eine Minusgrösse. Ich glaube kaum, dass Sie die Zeit gefunden haben, in das Dokument hineinzusehen. Wenn ich Ihnen aber sage, dass ein Drittel der Zeit dazu verwendet wurde, um über Irland zu sprechen, so werden Sie verstehen, wie wirklichkeitsfremd die Diskussion gewesen ist. Die Bedeutung dieses Berichtes liegt jedoch in der Tatsache, dass er mit aller Deutlichkeit zeigt, wie gewisse Ministerien – ich habe das schon immer geglaubt! –, vor allem das Schatzamt und das Handelsministerium, im Prinzip gegen jede engere Zusammenarbeit zwischen Grossbritannien und Frankreich sind.

Die Motive der beiden Ministerien können meiner Ansicht nach auf zwei Hauptprinzipien zurückgeführt werden. Es wird folgende Ansicht vertreten:

1. Obgleich wir beide sehr arm sind, ist Grossbritannien noch immer reicher als Frankreich. Wenn wir daher unsere Hilfsquellen vereinigen, werden wir mehr geben, als wir bekommen.

2. Man ist überzeugt, dass es in der Welt auf nichts als auf Dollars ankommt, und dass daher kein Land ausser den Vereinigten Staaten zählt.

Der erste dieser Einwände ist der wesentlichere, und ich halte ihn für den von Grund auf falscheren. Er verrät nicht nur eine engstirnige Auffassung, sondern auch einen wirtschaftlichen und politischen Irrtum. Einigkeit ist Stärke. Niemals wären Banken entstanden, wenn die Reichen es nicht für der Mühe wert erachtet hätten, mit den weniger Reichen zusammenzuarbeiten. Die Gewerkschaften hätten nicht existieren können, wenn die besser bezahlten, erfolgreicher und robusteren Arbeiter geduldet hätten, dass ihre schwächeren Brüder – wie es lange der Fall war – an die Wand gedrückt werden. Die Nationen, die von Zeit zu Zeit in der Welt führend waren, hätten dies nie vermocht, wenn sie es lediglich für lohnend gehalten hätten,

Ich befasste mich dann ausführlich mit der Frage, wie erstrebenswert es sei, den Umfang des Handels zwischen den beiden Ländern zu erweitern; gemeinsam Wirtschaftspläne zu entwerfen, um nicht nur unseren inneren Markt, sondern auch den unserer jeweiligen Kolonialgebiete, besonders in Afrika zu erfassen, und unsern Fremdenverkehr zu fördern. Ich schlug vor, den Schatzkanzler und den Handelsminister zu überreden, ihre Ministerien davon in Kenntnis zu setzen, dass die Politik einer engeren englisch-französischen Integration beschlossen sei, und dass es ihnen obliege, den besten Weg zu deren Durchführung vorzuschlagen. Ich schloss folgendermassen:

Verwaltungsbeamte haben, wie die meisten erwachsenen Menschen, eine angeborene oder angelernte Antipathie gegen einen radikalen Wechsel. Es ist ihre Pflicht, die sie übrigens restlos erfüllen, Minister auf die Gefahren und Schwierigkeiten hinzuweisen, die untrennbar mit jeder neuen politischen Richtung verbunden sind. Und es ist ferner ihre Pflicht – ich habe nie erlebt, dass sie dabei versagten – ihr Ausserstes zur erfolgreichen Verwirklichung eines Beschlusses zu tun, wenn die Minister einen solchen gefasst haben. Man braucht nur die Anweisungen zu geben, und ihre Durchführung wird umgehend erfolgen.

Im folgenden Monat schrieb ich erneut und beklagte mich über einen Brief des Kriegsministeriums an meinen Militärattaché, in dem es hiess: «Das Foreign Office legt Wert darauf, dass Sie Ihr Bestes tun, um jeder Anregung zu Stabsgesprächen als völlig verfrüht den Wind aus den Segeln zu nehmen.»

Da ich auf keinen der Briefe eine Antwort vom Aussenminister erhielt, schrieb ich am 26. November seinem Privatsekretär und erkundigte mich, ob die Briefe angekommen seien. Ich fügte hinzu:

Einbahnverkehr bei Briefen ist immer entmutigend. Handelt es sich um das Erteilen eines Rates, dann möchte man doch gern wissen, ob man den Fehler begeht, offene Türen einzurennen, oder aber so unannehmbare Ansich-

ten vorbringt, dass es Zeitverschwendung ist, sie überhaupt zu äussern. Da sich meine Tage ihrem Ende nähern, möchte ich hinausziehen, um das Evangelium zu predigen – aber nicht, wenn seine Annahme durch die Tatsache beeinträchtigt wird, dass ich sein Wortführer bin.

Das Ergebnis war ein Brief, der im Handelsministerium hätte entworfen sein können, obwohl mein Handelsattaché eine oder zwei Ungenauigkeiten darin entdeckte. Was hätte ich davon gehabt, mit dem Handelsministerium zu streiten? Die in einem anderen Brief vorgebrachten Ausflüchte für die Zurückstellung von Stabsgesprächen waren derartig dürftig, dass sie mich veranlassten, doch noch einmal – zum allerletzten Mal – zu schreiben.

Nachdem ich mich mit der unmittelbaren Fragestellung befasst und ausführlich über den Missstand von Zurückstellung und Aufschub ausgelassen hatte, schloss ich:

Im Jahre 1919, nach dem ersten Weltkrieg, waren Grossbritannien und Frankreich die stärksten und am besten bewaffneten europäischen Mächte. Hätten sie damals ihre Stärke zu bewahren gewusst und ein Bündnis geschlossen, dann hätten sie den Weltfrieden gewährleisten können. Aber sie warfen ihre Waffen weg, trieben getrennt dahin und liessen durch ihre verbrecherische Torheit die zweite Katastrophe hereinbrechen. Dennoch waren die für die Regierung der beiden Länder verantwortlichen Männer in diesem Zeitraum weder Verbrecher noch Narren. Ihr Fehler bestand darin, dass sie nicht gedrängt werden wollten; sie wollten keine verfrühten Entschlüsse fassen; sie wollten sich nicht festlegen; sie wollten nicht allzu viel Geld ausgeben; sie wollten nicht die öffentliche Meinung beunruhigen; sie wollten nicht gegen andere Nationen kämpfen, und sie – die Engländer und Franzosen – trauten einander nicht ganz. So wurde alles aufgeschoben, bis es zu spät war – bis keines der beiden Länder dem Feind mit Zuversicht ins Auge sehen konnte – jenem Feind, den sie zwanzig Jahre zuvor völlig besiegt und vernichtet hatten.

Dies, sehr geehrter Herr Aussenminister, ist wahrschein-

lich der letzte Brief, den ich als Botschafter in Paris an Sie richte. Ich habe gern unter Ihnen gedient, weil ich von Anfang an gespürt habe, dass wir in den grossen Fragen übereinstimmen. Sie mögen vielleicht denken, dass ich grundlos viel Aufhebens mache, und dass es keine Rolle spielt, ob Stabsgespräche im Januar oder im Juni oder erst im übernächsten Jahr beginnen. Meiner Meinung nach ist dies jedoch eine jener kleinen Angelegenheiten, von deren Regelung das Schicksal grosser Nationen abhängt. Ich habe die Entwicklung während der zwanzig Jahre zwischen den beiden Weltkriegen beobachtet. In diesem Zeitraum diente ich im Foreign Office, im Schatzamt, im Kriegsministerium und in der Admiralität. Die Haltung der Regierung war Schritt für Schritt vertretbar, logisch und von vernünftigen Argumenten getragen, aber ihr ermangelte eines: eine wirkliche politische Zielsetzung. Deshalb manövrierte sie uns schliesslich in einen grausigen Krieg ohne einen ihr verpflichteten Verbündeten oder einen gemeinsamen Verteidigungsplan. Um ein Haar hätten wir diesen Krieg verloren. Um Gottes und der Menschheit willen: Lassen Sie das nicht wieder geschehen!

Das war meine letzte Mahnung an den Aussenminister, und ich bin zufrieden, dass diese Worte meine letzte offizielle Äusserung bleiben sollten. Sie enthalten eine Warnung, deren Notwendigkeit nach wie vor besteht.

Zum Teil rührte das Bedauern, die Botschaft verlassen zu müssen, davon her, dass ich mit der Zeit zu dem Botschaftsgebäude Zuneigung gefasst hatte. In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erbaut, ist es ein vollkommenes Beispiel dessen, wie das Haus eines reichen Standesherrn sein sollte. Weder palastartig noch imponierend, sondern geräumig und bequem, zentral gelegen und ruhig. Mitunter spürte ich, wie es von den Geistern lebenswürdiger Menschen ganz leise heimgesucht wurde, die in seinen behaglichen Räumen gesessen haben. Von den Herzögen von Charost, für die es erbaut worden war, weiss ich wenig, ausser, dass der letzte Herzog an den Blattern starb, die er sich bei der Pflege der Armen geholt hatte.

Den Herzögen von Charost folgte Pauline Borghese, die jüngste und schönste der Schwestern Napoleons, die – was immer ihre Fehler gewesen sein mögen – ihrem Bruder stets die Treue gehalten und sich nach St. Helena begeben hatte, als sie seinen Tod erfuhr. Das Haus ist so geblieben, wie sie es zurückgelassen hat, und ihr Silbergeschirr schmückt noch immer bei grossen Empfängen die Tafel. Im Jahr 1814 kaufte Wellington das Haus für unsere Botschaft, die seitdem hier verblieben ist. Gern stellte ich mir Talleyrand vor, wie er hier Lady Granville besuchte, wobei er sie zu ihrem Erstaunen als «so sanft, so freundlich, so einfach und so gross» charakterisierte. Und ich stellte mir auch gern Dickens vor, wie er bei Liebhaberaufführungen mitspielte, und Thackeray, der sich hier trauen liess. Erst nachdem ich die Botschaft verlassen hatte, entdeckte ich, dass auch meine eigenen Grosseitern mütterlicherseits hier getraut worden waren, da mein Grossvater damals ehrenamtlicher Attaché war.

Als ich zum erstenmal in die Botschaft kam, sah ich einige kostbare Bände herumliegen, ein Geschenk von Stephen Gaselee, dem früheren Bibliothekar des Foreign Office. Da ich die Gewohnheiten von Leuten kannte, die sich Bücher ausleihen, und den mangelnden Respekt vor Regierungsbesitz, ordnete ich an, die Bände in die Bibliothek zu schaffen – nur um zu erfahren, dass es im ganzen Haus keine Bibliothek gab.

Bücherkaufen war stets meine Schwäche, und ich habe überall einen Berg von Büchern zurückgelassen, wo immer ich gewesen bin. Als wir unsere Wohnung in der Admiralität aufgaben, zogen wir in die Chapel-Street in das Haus meiner Schwiegermutter, das diese Diana hinterlassen hatte. Sie hatte nach dem Garten hinaus einen ziemlich grossen Raum gebaut, den wir in eine von Rex Whistler für uns entworfene Bibliothek umwandelten. Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich meine sämtlichen Bücher in einem Raum untergebracht. Kaum war es so weit, als der Krieg ausbrach. Es schien mir töricht, meine Schätze den Bomben ausgesetzt zu lassen. Deshalb verschickten wir sie in die sicheren Keller von Belvoir.

Als ich in die Botschaft kam, hatte ich daher meine Bücher fünf Jahre lang nicht gesehen – und hatte sie sehr vermisst. So schlug ich denn unserer Gebäudeverwaltung vor, sie solle die Umgestaltung eines der Räume in eine des Hauses würdige Bibliothek bezahlen, und verpflichtete mich, diese bei meinem Weggang mit Büchern angemessen versorgt zu hinterlassen. Ich erhielt daraufhin die unvermeidliche Verwaltungsdienst-Antwort, die Anregung sei zwar vortrefflich, die Zeit jedoch ungeeignet. Ich entgegnete, wahrscheinlich würde die Zeit nicht wiederkehren, in der es einen Botschafter gäbe, der bereit sei, ihnen eine Bibliothek zu vermachen. Mit Hilfe des betreffenden Abteilungsleiters überwand ich die amtlichen Einwände. Viel Mühe wurde auf diese Bibliothek verwandt, und als ich die Botschaft verliess, hielt ich sie für den angenehmsten Raum auf der Welt und war froh, mit ihr ein Denkmal meines Aufenthaltes zu hinterlassen.

Wir gaben einen Abschiedsball, ehe wir gingen, und hatten dabei das grosse Glück, dass Winston Churchill zufällig an diesem Abend, auf dem Weg zu seinen Weihnachtsferien in Marokko, durch Paris kam. So war er, der mich auf diesen Posten ernannt hatte, bei meiner Abschiedsgesellschaft zugegen und verlieh durch seine Anwesenheit dem Fest seinen Glanz. Es war ein fröhlicher Abend. Viele unserer englischen Freunde kamen dazu herüber, und unsere französischen Freunde waren verschwenderisch in Worten der Freude über die Gesellschaft und des Bedauerns über unser Gehen. Léon Blum schrieb mir zu Ehren einen sehr freundlichen Artikel und mass mir alles Verdienst an dem Vertrag von Dünkirchen zu.

Ich war fast achtundfünfzig Jahre alt, also zwei Jahre unter dem Ruhestandsalter. Man schlug mir die Rückkehr ins Unterhaus vor und versprach mir einen Sitz. Ein Parlamentskandidat muss aber die Regierung entweder angreifen oder verteidigen. Ich empfand es jedoch als schmähsch, mich nun umzuwenden und die Hand zu beissen, die mich in den vergangenen zweieinhalb Jahren gefüttert hatte. Auch hielt ich es für ungehörig, dass einer, der sich in dieser Zeit des Vertrauens der Regierung er-

freut hatte, diese, sogleich nachdem er deren Dienst verlassen, angreifen sollte. Ich stellte deshalb meine Entscheidung zurück. Nach und nach schwand mein noch verbliebenes Verlangen nach Parteipolitik dahin.

Journalismus und andere Aufgaben sicherten mein Einkommen und liessen mir mehr Musse, als ich vorher genossen hatte. Auch hatte ich, obwohl ich in Frankreich lebte, nicht das Gefühl, meine staatsbürgerlichen Pflichten gänzlich zu vernachlässigen: Der Vorsitz der örtlichen Zweigstellen der British Legion und der St. George's Society, das Präsidium des Travellers Clubs und Arbeit im Verwaltungsausschuss des British Hospital's versahen mich mit jenen Pflichten, die zu erfüllen alte Männer am besten geeignet sind.

Zu Beginn meiner Erinnerungen sagte ich, das Alter biete meiner Ansicht nach viele Entschädigungen. Und, wie in meiner Jugend, empfinde ich noch immer, dass die Alten vor den Jungen zurücktreten sollten, um auch ihnen eine Gelegenheit zu geben, solange sie – die Alten – noch Einsicht genug haben, sie zu inspirieren, Energie, etwas zu leisten, und Zeit zum Vollenden.

Nie habe ich das Gefühl gehabt, das Betrachten der Vergangenheit müsse aus dem Wissen heraus, dass sie nicht wiederkehren kann, zu einer Quelle der Trauer werden. Es ist vielmehr ein Bewegtsein wie beim Betrachten eines Albums mit alten Photographien, die glückliche Tage zurückrufen. Finden wir unter ihnen die Gesichter von Freunden wieder, die nicht mehr sind, so freuen wir uns in der Erinnerung der Zuneigung, die wir zu ihnen empfunden haben.

Ich habe dieses Buch geschrieben, und ich habe das Schreiben genossen, weil ich einige dieser Erinnerungen niederlegen wollte, ehe sie verblassten. Die teuersten und heiligsten dieser Erinnerungen freilich konnten nicht eingeschlossen werden.

Das Leben ist gütig zu mir gewesen, und ich bin ihm dankbar. Meine Freude am Leben ist heute so stark wie je, und dankbar will ich die Jahre annehmen, die mir noch gewährt werden. Aber ich liebe den Wandel und habe ihn

begrüsst, selbst wenn ich ungewiss war, ob er zum Besseren sei. So werde ich bei allem Glück, dort zu leben, wo ich jetzt lebe, nicht allzu traurig sein, wenn der Ruf, zu scheiden, an mich ergeht.

Immer ist der Herbst meine liebste Jahreszeit gewesen und der Abend die schönste Zeit des Tages. Ich liebe das Sonnenlicht – aber ich vermag das Nahen der Dunkelheit nicht zu fürchten.

NAMENSVERZEICHNIS

A

- ABBAS II» Khedive von Ägypten, 126
ABESSINIEN, Kaiser von, 239 f, 455
ADAMS, Vyvyan, 267
ADDIS, John, 486
ADLY PASCHA, Kollege von Ruschdi Pascha, 127 f; in Highclere, 129; mit eigener Delegation in England, 131 ff, 180
AGAR ROBERTS, Leutnant the Hon. Alec, Adjutant, 102
AGGIE, Tante, siehe: Grain Mrs.
ALANBROOKE, Feldmarschalt Viscount, 449
ALEXANDER, Feldmarschall Earl; Feldzug in Nordafrika 1944, 409
ALEXANDER VI., Papst, 51
ALLEN, W. D., im Stab des Autors in Singapore, 378
ALLENBY, Feldmarschall Viscount, Ankunft in Ägypten, 127; entlässt Zaghul, 128; in London, 134; Rücktrittsdrohung, 135-140
ALPHAND, Hervé, 489, 491
ALTRINCHAM, Baron, Parlamentsmitglied für Oldham, 167, 173, 174; wird Gouverneur von Kenya, 187, 207
AMERY, the Right Hon. Leo, Krise von 1931, 220; widersetzt sich der Vertagung des Unterhauses im Juli 1939, 328; «Sprechen Sie für England!», 333; Rede gegen Chamberlain, 358 f
AMOS, Sir Maurice Sheldon, Rechtsberater der Regierung für Ägyptenfragen, 1919-1925, 136, 139
ANNIE, Tante, siehe: Townshend, Marchioness
ANSON, Sir Denis, 49; sein Tod, 54 f, 83
ANSON, Sir William, Rektor von All Souls, 49
ASQUITH, Elisabeth, siehe: Bibesco, Prinzessin
ASQUITH, H. H., siehe : Oxford, Earl of
ASQUITH, Mrs., siehe: Oxford, Countess of
- ASQUITH, Raymond, 63; sein Tod und Nachruf John Buchans, 64, 83
ASQUITH, Mrs. Raymond, in Melis, 82; in Frankreich, 98; mit Diana in Saint Sauveur, 153
ASTOR, Viscountess, gratuliert dem Autor zur Antrittsrede, 179
ATTLEE, the Right Hon. Clement, wird Führer der Labour-Fraktion, 221, 253, 308, 433; ein Abend in Chequers, 476 f; Korrespondenz mit Blum, 485
AURIOL, Präsident Vincent, in Algier, 436, 468; wird Präsident der Republik, 488
AYTOUN, W.E., *Lays of the Scottish Cavaliers*, 15
- ### B
- BACKHOUSE, Admiral Sir Roger, in Invergordon, 259; während der Münchener Krise, 285 ff, 305
BAKER, the Right Hon. Harold, 89
BALDWIN, Earl, wird Premierminister, 153; allgemeine Wahlen 1923, 155; Rede zur Parlamentseröffnung, 157 f; Schutzzollpolitik, 167; weise Entscheidung, 176; 179; 184 f; Generalstreik, 190; ernennt den Autor zum Finanzsekretär im Kriegsministerium, 198 f; Führer der Opposition, 211, 213; Rede in Queen's Hall, 216; Begegnung in Annecy, 219; 234; ernennt den Autor zum Staatssekretär im Kriegsministerium, 234; Abdankung Eduards VIII» 250, 253, 255; Rücktritt als Premierminister, 256 f; ein Brief des Autors an ihn, 328 f
BALFOUR, Earl, Freund von Mrs. Hamlyn und Lady Manners, 34; Aussenminister, 127
BALFOUR of Inchrye, Lord, bei Kriegsausbruch, 334
BALFOUR, Harold, siehe: Lord Balfour of Inchrye
BALZAC, 272
BARING, the Hon. Maurice, Stimmwerber in Oldham, 173; Lob der Haig-Biographie, 231
BAUDELAIRE, 16
BAXTER, James, 383

- BEAUCHAMP, Earl. Warden of the Cinque Ports, 62
- BEACONSFIELD, Earl, mit der Mutter des Autors befreundet, 22 f; 120; gegen Gladstone, 182
- BEAVERBROOK, Baron, Begegnung, 118; Versöhnungsdinner mit Winston Churchill, 124 f; Artikel für den *Sunday Express*, 142; seine Isolationspolitik, 196; Opposition gegen Baldwin, 211; Wahl im St.-George-Bezirk, 215 ff, 225 f; in Marrakesch, 413 f
- BECK, Oberst, Begegnung in Gdingen, 281
- BEERBOHM, Sir Max, 62
- BELLOC, Hilaire, 53; Shakespeare-Sonette, 68; Gedicht an den Wein, 78; spricht für den Autor bei den allgemeinen Wahlen 1929, 205 f, 221; Neville Chamberlains Gedicht, 274; in Paris, 275, 279, 355
- BENCKENDORF, Graf Konstantin, 55
- BETHOUART, General, 426, 429
- BETTY, siehe: Salisbury, Marchioness
- BEVIN, the Right Hon. Ernest, Treffen mit de Gaulle, 429; Aussenminister, 472; seine Haltung zu Frankreich, 473 f, 475; in Chequers, 476 f; Abreise nach Moskau, 477; 481; unterzeichnet den englisch-französischen Vertrag, 489; Marshall-Plan-Verhandlungen, 491; befürwortet eine Zollunion, 493; entlässt den Autor, 494, 497
- BEYNET, General, kehrt nach Syrien zurück, 460
- BIBESCO, Prinzessin Antoine, 65
- BIDAULT, Georges, Aussenminister, Begegnung mit dem Autor, 439; befürwortet einen englisch-französischen Pakt, 456, 461, 465; 473, 475 f; 479; zurück im Quai d'Orsay, 488; unterzeichnet den englisch-französischen Vertrag, 489; Marshall-Plan-Verhandlungen, 491; Verabschiedung des Autors, 496
- BILLOUX, M., 427
- BILLOTTE, General, 429
- BIRKENHEAD, Earl, seine Stellung nach den Wahlen von 1924, 176
- BIRRELL, the Right Hon. Augustin, 68; als Gast und Gastgeber, 69, 84
- BLAND, Sir Nevile, Privatsekretär des Ständigen Unterstaatssekretärs im Foreign Office, 1922, 147 f, 162
- BLUM, Léon, wird Ministerpräsident, 484; sein Empfang in London, 485 ff, 488, 503
- BODENSCHATZ, General, 305
- BOGOMOLOV; Botschafter der UdSSR in Algerien und Paris, 442
- BOGOMOLOV, Madame, 446
- BOISSON, M., 411, 414, 416
- BOLINGBROKE, Viscount, zitiert, 211
- BONNET, Georges, franz. Aussenminister, 277, 289
- BONNET, Madame, Frau des franz. Botschafters in Washington, 442
- BONO, de, 413
- BOOTHBY, Sir Robert, bei Kriegsausbruch, 334 f
- BORGHESE, Prinzessin Pauline, 502
- BORGIA, Cesare, 243
- BOUCH, Major Tommy, in Melis, 82
- BOULT, Sir Adrian, 492
- BOWDEN, Mr., Vertreter der australischen Regierung in Singapur, 391
- BRACKEN, Viscount Brendan, 281, 304; bei Kriegsausbruch, 334, 365; Nachfolger als Informationsminister, 373, 432
- BRASSEY, Gerard, 90
- BRIAND, Aristide, sein Rücktritt, 136; Vertreter Frankreichs in Genf 1928, 201
- BROOKE, Alan, siehe: Alanbrooke, Feldmarschall Viscount
- BROOKE-POPHAM, Luftmarschall Sir Robert, Oberbefehlshaber Fernost, 378; informiert den Autor über Schiffsverluste, 390; ersetzt durch General Sir Henry Pownall, 392
- BROWN, Captain, Privatsekretär des Premierministers, 410
- BROWNING, Robert, Essay über, 25, 69
- BUCHAN, John, siehe: Tweedsmuir, Lord
- BULFIN, General, Sir Edward, in Ägypten, 128
- BURCKHARDT, Carl, Begegnung in Danzig, 281
- BUTLER, Ne vile, Nachfolger des Autors als Privatsekretär bei Arthur Ponsonby, 158 f
- BYRNES, James, amerikanischer Staatssekretär, vertritt die USA bei der Londoner Fünf-Mächte-Konferenz, 475

C

- CADOGAN, the Right Hon. Sir Alexander, in der Handelsabteilung des Foreign Office, 53; 445 f
- CÁLDECOTE, Viscount, Koordinationsminister, 270ff; während der Münchener Krise. 284-305
- CAFFERY, T. Jefferson, Botschafter der USA in Paris, 441, 446
- GAIN, Julien, Leiter der Bibliothèque Nationale, 362
- CAMPBELL, Sir Ronald, Botschafter in Paris, 362
- CAMPINCHI, César, franz. Marineminister, 274
- CAMROSE, Viscount, 330
- CAPITANT, M., 427
- CARNARVON, Earl, in Highclere, 129
- CARROLL, Lewis, 77
- CARSON, Lord, 70
- CARSTAIRS, Leutnant Carroll, verwundet, 114; auf Urlaub in Paris, 114 f; seine Gastfreundschaft in New York, 155
- CASEMENT, Sir Roger, Landung in Irland, 68
- CASIE, siehe: Grenfell, the Hon. Monica
- CASTELLANE, Graf Bonifaz de, 48
- CATROUX, General, 417
- CATULL, 26
- CECIL, Lord Robert, siehe: Cecil, Viscount
- CECIL, Viscount, beim Dinner in Downing Street, 65; Parlamentseröffnung, 177
- CHAMBERLAIN, the Right Hon. Sir Austen, 134, 140; verkündet den Rücktritt Montagus, 144; im Carlton Club, 148; seine Stellung nach der Wahl von 1924, 176, 178 f; bei der Antrittsrede des Autors, 179; schliesst den Locarno-Pakt, 187
- CHAMBERLAIN, Lady, Frau von Sir Austen Chamberlain, 267
- CHAMBERLAIN, the Right Hon. Neville, im Zentralausschuss der Konservativen Partei, 214, 218; warnt den Autor vor Indiskretion, 229, 233; 237; 248 f; seine Ansicht über Hitler und Mussolini, 250; seine Ansicht über Verteidigung, 255 f; wird Premierminister und ernennt den Autor zum Ersten Lord der Admiralität, 256 f; weist Vorschlag Präsident Roosevelts ab, 262; Edens Rücktritt, 263 ff; 266; 272; 274; 286; die Münchener Krise, 289-311; nimmt den Rücktritt des Autors an, 312, 319; 324 f; 332 f; wird wegen der Amerikareise des Autors befragt, 341, 345; Rücktritt seiner Regierung, 357-359
- CHAPIN, Seiden, amerikanischer Geschäftsträger in Algier, 422
- CHAROST, Herzog von, 501
- CHARTERIS, the Hon. Ivo, 86
- CHATFIELD, Admiral, Lord, Erster Seelord, 260, 270; bedauert den Rücktritt des Autors, 314 f
- CHAUVEL, M., 445; seine vergebliche Mission, 455 f, 458
- CHEKE, Marcus, 486
- CHENAULT, Oberst, 384
- CHESTERTON, Cecil, 53
- CHESTERTON, G. K., Father Brown-Geschichte, 62; seine politischen Ansichten, 206
- CHURCHILL, E. L., Lehrer in Eton, 20
- CHURCHILL, Lady Gwendeline; bei Mr. Birrell, 69 f; 87; 138; 158
- CHURCHILL, Lady, 158; in Marrakesch 410, 412; 444
- CHURCHILL, Mary, 365, 444
- CHURCHILL, Miz, siehe: Spencer-Churchill, Captain
- CHURCHILL, Randolph, hilft Flandin, 414; beim Autor in Algier, 436
- CHURCHILL, Sarah, in Marrakesch, 410 f
- CHURCHILL, the Right Hon. Sir Winston, erste Begegnung 52 f; Warden of the Cinque Ports, 62; 67; 87; Streit und Versöhnung mit Lord Beaverbrook, 124 f, 130; seine Ansichten über Ägypten und die Weltpolitik, 131, 134; in Breccles, 135; Freundschaft mit Michael Collins, 137, 138; 158, 163, 166, 176 f, 184, 186; trennt sich vom Schattenkabinett 212 f; 218, 234; Dinnerparty im Unterhaus, 236; 253; in Cranborne, 278; während der Münchener Krise, 287; 306; 319, 322; widersetzt sich der Vertagung des Unterhauses im Juli 1939, 328, 329; über die deutschen Bedingungen an Polen, 330; Einladung, in die Regierung Chamberlains einzutreten, 332, 334; Verhältnis zu Chamberlain, 339, 357; wird Premierminister, 360 f; ernennt den Autor zum Informationsminister, 361; an

- Propaganda uninteressiert, 372 f; sendet den Autor nach Singa-
pore, 374; ernennt den Autor zum Resi-
dierenden Kabinettsminister in Sin-
gapore, 390; Rückberufung des Au-
tors, 393 f; 407; seine Ansicht über
de Gaulle, 408, 409; in Marrakesch,
410 ff, 418 ff; de Gaulles Besuch in
London, 429 ff, 436 ff; Besuch in Pa-
ris, 443-446; bei Eisenhower, 449;
450, 454; 458-461; General de Gaulle,
464-467; der Epilog der de Gaulle-
Geschichte, 468; seine Popularität
1945, 471, 477; erhält die franz. Mi-
litärmedaille, 490; beim Abschieds-
essen des Autors in Paris, 503
- CIANO, Graf, 267 f; Erschiessung, 413
- CLARKE, Ashley, Botschaftsrat, 488,
495 f
- CLAYTON, Brigadegeneral Sir Gilbert;
Ägypten-Verhandlungen, 136, 139
- CLEMENCEAU, 444
- CLYDESMUIR, Lord, 298
- COATS, Captain Dudley, 92
- COBBETT, William, erstes Parlaments-
mitglied für Oldham, 166
- COCHRAN, C. B.; über Dianas Auftreten
in *The Miracle*, 159
- COLLIER, Sir Laurence, im Foreign
Office, 51
- COLLINS, Michael, beim Dinner mit den
Laverys, 137
- COLVILLE, the Right Hon. John, siehe:
Clydesmuir, Lord
- COLVILLE, John, Privatsekretär des
Premierministers, 412
- COOPER, Lady Agnes, Mutter des Au-
tors, Tochter des Earl of Fife, verheira-
tet mit; 1) Viscount Dupplin, geschie-
den; 2) Herbert Flower, verstorben; 3)
Alfred Cooper, verstorben 1925, 9, 31,
73, 89; ihre Grosszügigkeit, 119; Weih-
nachten 1923, 155; ihr Tod, 181
- COOPER, Sir Alfred, Vater des Autors,
11; Kenner des Rotweins, 16; sein Tod,
24, 26; guter Gesellschafter, 32
- COOPER, Cecil, Bischof in Korea, Vetter
des Autors, Gefangener der Kommunis-
ten, 247
- COOPER, Charles (1), Ururgrossvater
des Autors, Kaufmann in Norwich, 12
- COOPER, Charles (2), Urgrossvater des
Autors, Altrechtsanwalt Cooper, 12
- COOPER, Charles (3), Onkel des Autors,
Jagd in Arran, 14
- COOPER, Lady Diana; Freundschaft
zu, 61 f; Patin des Sohnes Raymond
Asquiths, 63, 69; Arbeit im Kran-
kenhaus, 71, 73; in Melis, 81 f, 84;
in Taplow, 86; 89 f; Korrespondenz
mit dem Autor, 97, 101, 106, 109 f;
geplante Heirat, 111; Freundschaft
mit Lord Beaverbrook, 117 f; Schwie-
rigkeiten mit ihren Eltern wegen der
Heirat, 119 ff; Verheiratung, 122;
bricht sich ein Bein, 123; Besuch
von Monkey Island, 132; in Breccles,
134 f; 138; «der Plan», 141; beim
Film, 142, 147; Rollenangebot für
The Miracle, 152, 153; erster Besuch
in Amerika, 154; Auftreten in New
York, 157 f; Erfolg, 159, 163; glän-
zende Unterhalterin, 168 f; Rück-
kehr nach Amerika, 169; kommt
nach England zu den allgemeinen
Wahlen im Oktober 1924, 172 f;
wieder in Amerika, 177 ff, 184; Ge-
burt eines Sohnes, 209; mit Mrs.
Baldwin, 219; Auftreten in *The Mi-
racle* in London, 221, 224; zu Besuch
in Rom, 236 f, 273; in Genf während
der Münchener Krise, 290; Rückkehr
nach London, 294; über die deut-
schen Bedingungen an Polen, 330;
Furcht vorm Fliegen, 374 f; in Singa-
pore, 378; «Insubordination»,
381 ff; Erkrankung, 388; im Chiffrier-
dienst, 392 f, 395; Mut in Gefahr,
400; geht nach Algier, 406; 456; die
deutsche Kapitulation, 460; Lob durch
Mauriac, Unterhaltung mit Molotow,
482 f; Entlassung des Autors, 494
- COOPER, Hermione, Schwester des Au-
tors, heiratete 1904 Neil Arnott, starb
1924, 18
- COOPER, Henry, siehe Cooper, William
- COOPER, the Hon. John Julius, Sohn des
Autors, 209; Rückkehr aus Genf, 294;
besucht die Schule in Kanada, ver-
bringt die Ferien in USA, 375; Rück-
kehr aus Kanada, geht nach Eton, 403;
456; 492
- COOPER, Stephanie Agnes, älteste
Schwester des Autors, verheiratet mit;
1) Arthur Levita, verstorben 1912; 2)
Captain Maurice Wingfield; Erziehung
in Paris, 16, 89; ihr Tod, 117

- COOPER, Sybil, Mary, jüngste Schwester des Autors, heiratete 1903 Richard Hart-Davis; ihr Einfluss auf den Autor, 10-14; in Arran, 16, 18; Heirat, 23, 89 f
- COOPER, William, Advokat in Ipswich, Grossvater des Autors, 11
- COOPER, Sir George, 215
- CORK, Admiral Earl, 315
- COT, Pierre, 489
- COULET, 445
- COUVE DE MURVILLE, 485
- CRAIG, siehe: Craigavon
- CRAIGAVON, Viscount; erster Premierminister von Nordirland, 137
- CRANBORNE, Viscount, siehe: Salisbury
- CREEDY, Sir Herbert, 402 f
- CREEVEY, Thomas, 13
- CREWE, Marquess, 65, 70; Staatssekretär im Kriegsministerium, seine Grosszügigkeit, 242
- CROMWELL, Oliver; zitiert Amery, 359
- CROMWELL, Richard, 215
- CROSBY, Sir Josiah; kommt nach Singapore, 380
- CROWE, Sir Eyre, ständiger Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten 1920-1925; ägyptische Verhandlungen, 132, 134; 147 f
- CUNARD, Lady, Einstellung zum Kriege, 434
- CUNNINGHAME GRAHAM, Robert Bontine, 29 f
- CURZON, Marquess, 66, 71, 129 f; ägyptische Verhandlungen, 131-137, 139, 142; 145; Verhandlungen in Paris, 146 f, 148 f; 151 f, 153; gratuliert dem Autor zur Antrittsrede, 179 f
- CURZON, Viscount, siehe: Howe Earl
- CUSHENDUN, Lord, wird Parlamentarischer Sekretär für Auswärtige Angelegenheiten, 149, 150, 153, 158; empfiehlt den Autor dem Zentralbüro der Konservativen Partei, 163 f; wird Finanzsekretär im Schatzamt, 188; Leiter der Mission beim Völkerbund 1928, 201
- D**
- DALADIER, Edouard, 274, 275 f in London, 302 ff; ersetzt durch Reynaud, 356
- DARLAN, Admiral, Begegnung, 274, 409
- DAVID, König, Buchplan des Autors, 402
- DAWSON, Geoffrey, Herausgeber der *Times*, 288
- DE LA WARR, Earl, die Münchener Krise, 286 ff
- DENHAM, Mr., Mitglied des Zivilen Verteidigungsausschusses in Singapore, 391
- DÉRBY, Earl, Gastfreundschaft in der Britischen Botschaft in Paris, 115; 172 f; unterstützt Neville Chamberlain, 314
- DESBOROUGH, Lord und Lady, 85 f
- DEVERELL, Feldmarschall Sir Cyril, Unterredung mit König Eduard VIII., 251
- DICKENS, Charles, Theateraufführungen in der Britischen Botschaft, 502
- DICKINSON, Brigadier, Generalinspekteur der Polizei in Singapore, 391
- DILL, Feldmarschall Sir John, 330
- DILLON, Brigadier Viscount, 365 f
- DISRAELI, Benjamin, siehe: Beaconsfield, Earl
- DIXON, Sir Pierson John {«Bob»}, 476
- DORMAN-SMITH, Sir Reginald, Gouverneur von Burma, 383
- DOWSON, Ernest, zitiert, 30
- DUCLOS, franz. Kommunistenführer, 468
- DUFF, Sir Beauchamp, Kritik, 66
- DUFF, Lady Agnes, Mutter des Autors, geb. 1852, verheiratet mit: 1) Viscount Dupplin, 2) Herbert Flower, 3) Alfred Cooper
- DUFF, Lady Juliet, 217
- DUGAN, Sir Winston, Gouverneur von Victoria, 388
- DUNGANNON, Viscount, 467, 486, 489
- DURANTY, Walter, Amerikareise des Autors, 340

E

- EAKER, General, amerikanischer Luftflottenbefehlshaber, 438
- EDEN, the Right Hon. Anthony, 189, 254; Rücktritt, 263 ff, 270; Wortführer der Konservativen Opposition gegen München, 322; bei Kriegsausbruch, 334, 360; schlägt dem Autor den Botschafternosten in Aleier vor.

406; mit de Gaulle, 429. 432 f; begleitet den Premierminister nach Paris, 444, 462, 475; befürwortet eine englisch-französische Allianz, 480
 EDEN, Mrs, 442 f
 EDNAM, Viscountess, in Taplow, 86, 87; als Krankenschwester in Frankreich, 98
 EDUARD VII., engl. König, seine Tochter heiratete den Onkel des Autors, 13, sein Pferd *Minoru* gewinnt das Derby, 41
 EDUARD VIII., engl. König, siehe: Windsor, Herzog von
 EISENHOWER, General, Beziehungen zu Macmillan, 409; Erklärung über Frankreich, 424; empfängt de Gaulle, 429 f; in Versailles, 448 f
 ELCHO, Lord, 72, 83
 ELIOT, George, 19
 ELLIOT, the Right Hon. Walter, Münchener Krise, 290-302; 309 f; bei Kriegausbruch, 334
 d'ERLANGER, Baroness, 84, 90
 ERROLL, Countess, 11
 ESCANDE, M. und Mme., 457

F

FAIRBAIRN, Sydney, 84
 FARGE, Yves, 456
 FARUK, König von Ägypten, Krise 1942, 398
 FEILING, Keith, 256
 FELLOWES, the Hon. Mr. und Mrs. Reginald, 363
 FIELDING, Henry, *Tom Jones*, 272
 FIFE, Herzog von, 13
 FIFE, Earl, 13
 FIFE, Earl, Grossvater des Autors, 32
 FISHER, Generalleutnant Sir Bertie, Vorschlag Haig-Biographie, 222 f
 FISHER, Bischof, 236
 FISHER, H.A.L., the Right Hon., Lehrer in Oxford, 38 f, 43, 134, 179; spricht vor dem Völkerbundkomitee, 184
 FITZGERALD, the Hon. Evelyn und Mrs., 294
 FITZGERALD, Edward, Leutnant, 92
 FLANDIN, Etienne, 411, 414
 FELMING, Peter, 383
 FOCH, Marschall, 17, 88, 122, 444

FORBES-ADAM, Eric, 50, 51
 FORBES, Sir Courtenay, 51
 FOX, Charles James, Einfluss, 20 f, 29, 37 f, 40; gegen Pitt, 182
 FREND, Kapitän, 315, 403
 FREYBERG, General, Lord, 84
 FROSSARD, franz. Informationsminister, 362
 FRYER, Major, 102, 104 f

G

GAGE, Viscount und Viscountess; Gäste an Bord *H.M.S. Enchantress*, 260; 296
 GALITZIN, Prinzessin, 426
 GANDHI, Mahatma, 130
 GARIBALDI, 264
 GASELEE, Stephen, 502
 GAULLE, General de; Führer des franz. Widerstandes, 406, 407, 410; Begegnung, 413; krank, 419; Frage der Nachkriegsverwaltung Frankreichs, 420; Londoner Besuch, 422-428; Missverständnisse mit dem Premierminister, 429 ff; zufrieden mit seinem Londoner Besuch, 434; Besuch in Amerika, 435; weigert sich, den Premierminister zu besuchen, 436 ff; erzürnt über den Besuch des Premierministers in Korsika, 437, 441; Besuch in Moskau, 446 f; wünscht Pakt mit Grossbritannien, 450, 454; ändert seine Meinung, 455, 460; 461; ein stürmisches Interview, 463; letzte Schwierigkeiten mit dem Premierminister, 464-467; der Epilog, 468; Rücktritt
 GAULLE, Madame de, 442
 GEIJER, Leutnant de, 101
 GEORG V., engl. König; Krönungstag, 42; Parlamentseröffnung, 177; Tod, 241
 GEORG VI., engl. König; Münchener Krise, 308, 312
 GEORGES, General, Freundschaft zu Winston Churchill, 409 f, 411
 GERLIER, Kardinal, Erzbischof von Lyon, 456
 GEST, Morris, Impressario, *The Miracle*, 152
 GIBBON, Edward, 25, 94
 GILBERT, W. S., zitiert, 22
 GILMOUR, the Right Hon. Sir John; in Chamberlains Kabinett berufen, 356

- GIRAUD, General, 408, 410 f
 GIRAUDOUX, Jean, 362
 GLADSTONE, W. E., 22; gegen Disraeli, 182
 GORDON, Leutnant, 100
 GOERING, Hermann, 305, 444
 GORT, Feldmarschall Viscount, 339; mit dem Autor nach Nordafrika, 365 f
 GOUGH, General Sir Hubert, 88
 GOUIN, M., Ministerpräsident von Frankreich nach dem Rücktritt de Gaulles, 481
 GOWRIE, Earl, 387
 GRAIN, Mrs., Tante des Autors, 14
 GRANDI, Graf, Beziehungen zu Stresemann, 188; 264, 267 f
 GRANVILLE, Countess, 502
 GREENWOOD, the Right Hon. Arthur, 328, 333; Rede nach der Kriegserklärung, 336
 GREENWOOD, William, Parlamentsmitglied für Stockport 1920-25, 167 f, 172
 GREISER, Begegnung in Danzig, 281
 GRENFELL, the Hon. Billy, 83
 GRENFELL, David, Parlamentsmitglied für Glamorgan, Erwiderung an Lloyd George, 344
 GRENFELL, the Hon. Ivo, 86
 GRENFELL, the Hon. Monica, 86
 GREY, Earl, gegen Wellington, 182
 GREY, Viscount, 60, 63, 71
 GRIGG, Sir Edward, siehe: Altrincham, Lord
 GRONOW, Memoiren, 411
 GROSVENOR, Lord und Lady Edward, 138
 GUNSTON, Sir Derek, 335
 GUNTHER, John, 340
 GUNTHER, Madox, Leutnant, 92; gefallen, 114
- H**
- HAIG, Feldmarschall Earl, Unterstützung General Goughs, 88; sagt das Ende des Krieges voraus, 91; der Autor soll seine Biographie schreiben, 222 f; Veröffentlichung und Kritik der Biographie, 230 ff
 HAIG, Lady, ist mit John Buchan als Biograph nicht einverstanden, 223
 HAILSHAM, Viscount, Eröffnungsrede im Parlament, 158; Chef des Autors als Staatssekretär im Kriegsministerium, 200, 221 j Münchener Krise, 298 ff
 HALDANE, Viscount, 67; Lordkanzler der ersten Labour-Regierung, 160
 HALIFAX, Earl, seine Politik als Vizekönig von Indien, 212; folgt Eden als Aussenminister, 276; seine Haltung während der Münchener Krise, 286-297; als möglicher Chef einer Koalitionsregierung, 329, 361; Bericht aus Washington, 453
 HAMEL, Gustav, 54
 HAMILTON, General Sir Ian, 66
 HAMLYN, Mrs., 33 f
 HAREWOOD, Earl, 92, 97; Bataillonskommandeur, IIOf
 HARMSWORTH, Cecil, siehe: Harmsworth, Lord
 HARMSWORTH, Esmond, siehe: Rothermere, Viscount
 HARMSWORTH, Lord, Parlamentarischer Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten, der Autor wird sein Privatsekretär, 143, 146, 148
 HARVEY, Sir Oliver, 428, 431; Mission in Paris, 480 f
 HAY, the Hon. Marie, siehe: Hindenburg
 HAZLITT, William, 13
 HEATH, Voltevin, in Oxford, 42
 HEINE, Heinrich, deutscher Lieblingsdichter des Autors, 45
 HÉNAUT, Jeanne de, franz. Lehrerin, 46 f; letzte Begegnung, 115
 HENDERSON, Sir Nevile, Botschafter in Berlin, Verhalten während der Münchener Krise, 286-305, 310
 HENLEIN, Führer der Sudetendeutschen, 295 f
 HENLEY, the Hon. Mrs. Anthony, 70
 HENNESSY, Sir George, siehe: Windlesham, Lord
 HERBERT, Sir John und Lady Mary, Gastfreundschaft in Kalkutta, 397
 HERBERT, Michael, in Melis, 82; in Taplow, 85 f, 87, 89
 HERBERT, Sir Sidney, 41; Parlamentarischer Privatsekretär des Premierministers, 176 f, 178 f, 189; verteidigt die Pariser Rede des Autors, 253; Gedanken über die Krise von München, 302; sein Tod, 322
 HERRIOT, Edouard, 456, 478, 489

HERTZOG, General, Premierminister von Südafrika, 306
 HINDENBURG, Marie, Stiefschwester des Autors, 32 f
 HINDENBURG, Herbert, heiratete Marie Hay, die Stiefschwester des Autors, 31
 HITLER, Adolf, 224, 238; Besetzung des Rheinlandes, 243 ff; Forderungen an Schuschnigg, 270, 277, 279; Münchener Krise, 283-307; 376; Ansichten des Autors über ein Verfahren gegen ihn, 404; 475, 477, 480
 HOARE, Sir Samuel, siehe: Templewood, Lord
 HOESCH, Botschafter, 226
 HOFMANNSTHAL, Lady Elisabeth von, als Gast auf *H.M.S. Enchantress*, 260; 274
 HOGG, Sir Douglas, siehe: Hailsham, Viscount
 HOMER, 26
 HOOD, Viscount, Privatsekretär des Autors, 365
 HOOPER, Robin, 486
 HORAZ, 15, 26
 HORE-BELISHA, the Right Hon. Leslie, 272 ff, 302 f, 304; befürwortet allgemeine Wehrpflicht, 327; von Neville Chamberlain entlassen, 356
 HORNER, Edward, 81 f, Tod, 83
 HOWARD, the Hon. Geoffrey, 84
 HOWCROFT, A. J., 167
 HOZIER, Miss Nelly, siehe: Romilly, Mrs.
 HUDSON, Viscount, 325
 HULL, Cordell, 376, 420
 HUNTER, General Sir Archibald, 66

I

IBSEN, Neuinszenierung von *«Ein Volksfeind»*, 23
 ILLINGWORTH, the Right Hon. Percy, 53
 INGE, Dekan, 63, 227
 INGLIS-JONES, Leutnant, 92 f
 INGRAM, Maurice, 158
 INSKIP, Sir Thomas, siehe: Caldecote, Viscount
 INVERCHAPPEL, Lord, in Singapore, 380: 453
 ISMAY, General Lord, 297
 IRWIN, Lord, siehe: Halifax, Earl

J

JACKSON, the Right Hon. Sir F. S., 184
 JACKSON, Prof. Henry, 59 f
 JAGGERS, siehe: de Geijer
 JAKOB II., engl. König, 405
 JANZÉ, Phyllis de, 85
 JEANNENY, M., 445
 JELLICOE, Viscount, 71
 JOHORE, Sultan von, 380
 JOHNSON, Dr., Parlamentsberichte, 186
 JORDAN, Mrs., 13
 JOXE, M., 427
 JUIN, Marschall, 416

K

KARL I., engl. König, 405
 KARL II., engl. König, 405
 KEATS, John, Oden und Sonette, 25, 62
 KEITH-SIMMONS, Generalmajor, Festungskommandant in Singapore, 391
 KERILLIS, Henri de, 356
 KERR, Archie, siehe: Inverchapel, Lord
 KERR, Hamilton, Parlamentsmitglied für Oldham, parlamentarischer Privatsekretär des Autors, 265
 KESWICK, W. J., begleitet den Autor nach Singapore, 376, 387
 KEYES, Admiral Sir Roger, Rede gegen Chamberlain, 358
 KHEDIVE von Ägypten, siehe: Abbas II.
 KILLEARN, Lord, seine Gastfreundschaft in Kairo, 398; Abdankung König Faruks, 399
 KIPLING, Rudyard, 208, 212; Lob der Haig-Biographie, 232
 KIRK, Alexander, amerikanischer Gesandter in Kairo, 399
 KITCHENER, Earl, Abreise nach Frankreich, Nachricht vom Tode, 63, 66, 67
 KNATCHBULL-HUGESSON, Sir Hughe, 453 f
 KNICKERBOCKER, H. R., 340
 KOCH DE GOOREYND, Gerard, 290
 KOENIG, General, 429
 KRONPRINZ, siehe: Wilhelm
 KRUEGER, Präsident, 17

L

- LA CHAMBRE, Guy, franz. Luftfahrtminister 1938, 274
- LACOUR-GAYET, Biographie Talleyrands, 208
- LAMONT, Mr. und Mrs. Tom, 350
- LAMPSON, Miles, siehe: Killearn, Lord
- LANSBURY, the Right Hon. George, wird Führer der Labour-Opposition, 221; 316
- LANDSDOWNE, Marquess, 457 f, 466
- LAPIE, M., Sekretär für Auswärtige Angelegenheiten, 484
- LASCELLES, the Right Hon. Sir Alan, 487
- LASCELLES, Viscount, siehe: Harewood, Earl
- LATTRE DE TASSIGNY, General, 411 f. 416, 426, 458
- LAVAL, Pierre, 239
- LAVERY, Sir John und Lady, 84; Winston Churchill beim Dinner, 130, 137
- LAW, The Right Hon. Andrew Bonar, 70, 124, 129; wird Premierminister, 149; Rücktritt, 153
- LAWFORD, Nicholas, Privatsekretär Anthony Edens, 444
- LAYTON, Admiral Sir Geoffrey, Befehlshaber der Marinestreitkräfte in Singapur, 390
- LE BAS, Sir Hedley, 61
- LECLERC, General, Invasion Frankreichs, 418 f
- LEVESON-GOWER, Lady Rosemary, siehe: Ednam, Viscountess
- LIGNE, Prinzessin Marie de, 426
- LINDSAY, the Right Hon. Sir Ronald, Verhandlungen über Ägypten, 132 f, 136
- LINLITHGOW, Marquess, Vizekönig von Indien, 384
- LISTER, the Hon. Charles, 83
- LIZ, siehe: Hofmannsthal, Lady Elisabeth von
- LLOYD, Baron, Parlamentsmitglied für Eastbourne 1924-25, 332
- LLOYD, George, Earl, 60; Abreise nach Frankreich, 63; Regierungsbildung, 69 ff; 88; in Cherkley, 118 f, 134, 139 f; Freundschaft mit Northcliffe, 143; Rücktritt als Premierminister, 148; Parlamentseröffnungsrede Januar 1924, 157; 176, 179; Rede während des Generalstreiks, 191; 253; Friedensrede, 334
- LLOYD-GREAME, Philip, siehe: Swinton, Viscount
- LOTHIAN, Marquess. 346 f
- LODER, John, siehe: Wakehurst, Lord
- LUDWIG XVI., franz. König, 405, 440
- LUDWIG XVIII., franz. König, 405
- LUFTI BEY, Mitglied der ägyptischen Delegation, 129
- LYONS, Mr., australischer Premierminister, 306, 308
- LYTTELTON, the Right Hon. Oliver, in Kairo, 398, 399
- LYTTON, Earl, Vizekönig, Botschafter und Dichter, 26

M

- MACARTHUR, General, 377
- MACAULAY, Lord, *Lays of Ancien Rome*, 15
- MACDONALD, the Right Hon. Malcolm, 265, 320
- MACDONALD, the Right Hon. Ramsay, Rede bei der Parlamentseröffnung Januar 1924, 157; Beziehung zu Arthur Ponsonby, 159; 160 f; Rede im Unterhaus, 179, 184 f, 190 f, 220; ernennt den Autor zum Finanzsekretär im Schatzamt, 228; Treffen mit Mussolini in Stresa, 235 f
- MCKENNA, the Right Hon. Reginald, 52, 70 f
- MCLAREN, Barbara, siehe: Freyberg, Lady
- MCLAREN, the Hon. Francis, 70
- MACMILLAN, the Right Hon. Harold, 320; in Algier, 409
- MACNAGHTEN, Hugh, Lehrer in Eton, 25 f
- MCNEILL, Ronald, siehe: Cushendun, Lord
- MACQUISTEN, F. A., Parlamentsmitglied für Argyllshire, 183 f, 186
- MAITLAND, Oberstleutnant Mark, 341
- MAITLAND-WILSON, General Sir Henry, in Algier, 409, 418, 426
- MANDEL, Georges, 275, 355, 363, 366
- MANNERHEIM, Marschall, Begegnung in Helsinki, 281
- MANNERS, Baron, 31

- MANNERS, the Hon. John, 30 f, 35 f;
Silvesterabend 1913, 50; gefallen, 56
- MANNERS, Lady, 33 f
- MANNERS, Lady Diana, siehe: Cooper,
Lady Diana
- MARGESSON, Viscount, 265, 293
- MARKHAM, Sir Henry, Privatsekretär
des Autors in der Admiralität, 276, 296
- MARSHALL, General, 433, 491
- MASARYK, Jan, tschechischer Gesandter
in London, 301
- MASSEY, Vincent, 375
- MASSEY, Mr., Premierminister von
Neuseeland, 131 f
- MASSIGLI René. 422 f, 425, 434,
Protest bei de Gaulle, 422, 443 ff, 474;
in Chequers, 476; Blums Besuch in
London, 486
- MAUPASSANT, Guy de. *Fort Comme la
Mort*, zitiert, 29
- MAURIAC, François, 482
- MAURICE, General Sir Frederick, Emp-
fang der deutschen Generäle, 241 f
- MAX, siehe: Beaverbrook
- MELCHETT, Baron, 187
- MENSDORFF, Graf, österreichischer
Botschafter, 242
- MENTHON, M. de, 445
- MENZIES, the Right Hon. Robert, 386 f
- MILNER, Viscount, Mission in Ägypten,
128; seine Politik, 129; Veröffentli-
chung in der *Times*, 129, 130
- MITCHELL, E. Rosslyn, gratuliert dem
Autor zur Antrittsrede, 181
- MOHAMMED, Mahmud, in Highclere,
129
- MOLOTOW, W., Vertreter der UdSSR
bei der Londoner Fünfmächte-Konfe-
renz, 475 f
- MONCKTON, Sir Walter, 398 f
- MOND, Sir Alfred; siehe: Melchett, Lord
- MONTAGU, the Right Hon. Edwin,
Freundschaft, 60 f, 62; Sturz Asquiths,
70 f, 77; Besuch Indien, 84; in Breccles,
116; 125; bei Winston Churchill, 130;
135 ff; Rücktritt, 144 f
- MONTAGU, the Hon. Mrs. Edwin, 84;
124
- MONTGOMERY, Feldmarschall Vis-
count, Besuch in Paris, 461
- MONTGOMERY-MASSINGBERD,
Feldmarschall, 228
- MORISCE, 366 f
- MORRISON, the Right Hon. Herbert,
253; Rede gegen Chamberlain, 359
- MORRISON, the Right Hon. W. S.,
290, 301 f; bei Kriegsausbruch 334, 339
- MORUS, Sir Thomas, 236
- MOTTISTONE, Lord, 67
- MOUNTBATTEN, Earl, an Bord der
Berengaria, 169; 262, 274, 315, 465
- MURRAY, John, Chef der Ägypten-Ab-
teilung im Foreign Office, 126, 130, 132
f, 134, 136, 159
- MURRAY, General Sii Wolfe, 67
- MUSSET, Alfred de; 29
- MUSSOLINI, Benito, Begegnung, 227;
Treffen in Stresa, 236; 2381, 240, 262;
«in Hitlers Arme getrieben», 264,
269; 355, 404 f, 477
- MUSTAPHA KEMAL, 145, 146
- ## N
- NAIRN, britischer Konsul, 467
- N.\POLEON I., Kaiser, 405
- NAPOLEON III., Kaiser, 405
- NEWALL, Marschall der R.A.F. Lord,
Generalgouverneur von Neuseeland,
388
- NEWBOULT, Alec, Mitglied des Stabes
in Singapore, 377, 391
- NICHOLLS, Mr., südafrikanischer
Hochkommissar in London, 465
- NICOLSON, the Hon. Sir Harold, 46,
253; Parlamentarischer Sekretär des
Informationsministeriums, 362
- NOGUÈS, General, 365 f
- NORMAN, Gerald, 464
- NORTHCLIFFE, Viscount, mit Allen-
by in Ägypten, 139; Freundschaft zu
Lloyd George, 143; Tod, 148
- ## O
- O'CONNOR, Sir Terence, 336, 339
- OLIVER, F. S., 261
- O'NEILL, Maire, irische Schauspielerin,
36
- OTTLEY, Bruce, 84

OXFORD, Countess, 65, 233
OXFORD, Earl, Freund von Mrs. Hamlyn und Lady Manners, 34, 60, 62 ff, 65; im Kriegsministerium, 67; Shakespeare Sonette, 68 f; Sturz, 70; Gegensatz zu Lloyd George, 118 f; 156

P

PAGET, General Sir Bernard, 462 f
PAGET, Lady Elisabeth; siehe: Hofmannsthal
PAGET, Lady Victor (Bridget); 290
PALEWSKI, Gaston, 413, 418, 428, 437, 444 f, 449, 458, 460
PALEY, Mr. und Mrs. William, 375
PARIS, Graf von, Kritik des Münchener Abkommens, 321 f
PARR, Sir Robert; Generalkonsul in Lyon, 457
PARSONS, Alan, 61 f, 69, 70 f; mit Edwin Montagu nach Indien, 84
PASITSCH, 146
PEAKE, Sir Charles, 432; beim SHAEF, 448 f
PEMBROKE, Lord und Lady, 88; in Paris, 115
PEPYS, Samuel, 62; Gedenken in Cambridge, 272
PERCEVAL, Generalleutnant A. E., in Singapore, 390
PÉTAÏN, Marschall, 408
PETERSON, Sir Maurice, 45, 51
PETTER, Sir Ernest, Kandidat des St.-George-Wahlbezirkes, 214, 216, 218
PEYROUTON, M., 411, 414, 416
PHILLIPS, Admiral Tom, Ankunft in Singapore, 389 f
PHIPPS, Sir Eric und Lady, in Paris, 274 f; Münchener Krise, 289; 326
PIKE, Oberst Ebenezer, in Bushy, 80
PILCHER, Oberstleutnant, 97
PITT, William, gegen Fox, 182
PLEVEN, René, 427; Rücktritt de Gaulles, 478 f
POE, Edgar Allan, Gedichte, 15; Essay 25
POINCARÉ, Raymond, Verhandlungen mit Curzon, 146
PONSONBY, Arthur, siehe: Ponsonby, Lord

PONSONBY, Lord, 158; Beziehungen zum Premierminister, 159; 161 f; gratuliert dem Autor zur Antrittsrede, 179
POUND, Admiral Sir Dudley, in Alexandrien, 259
POWNALL, General Sir Henry, 392, 394
PRIESTLEY, J. B., 372
PULFORD, Vizemarschall, in Singapore, 390

R

RADCLIFFE, Lord, 370
RAMADIER, M., wird Ministerpräsident, 488, 490; Unterredung mit Bevin, 495
RAMSAY, A. B., 272
READING, Marquess, 70
REDMAN, Generalmajor Harold, verkündet die deutsche Kapitulation, 460
REINHARDT, Max, Besuch bei, 152 f
de REUTER, Leutnant, 100
REVELSTOKE, Lord, 87
REYNAUD, Paul, wird Ministerpräsident, 356, 364
RIBBENTROP, Besuch in Paris, 326
RIMBAUD, Arthur, 42
ROBARTES, siehe: Agar Robartes
ROBERTSON, Major, in Singapore, 377
ROBERTSON, Feldmarschall Sir William, 71, 88
ROMILLY, Mrs., 52, 125
ROOSEVELT, Präsident F. D., Vorschlag einer Intervention in Europa, 268, 306; empfängt den Autor, 352, 376; sein Verhalten zu de Gaulle und Giraud, 408; Frage der Zivilverwaltung in Frankreich, 420; Tod, 457, 477
ROSENBERG, Alfred, Begegnung, 224
ROTHERMERE, 1. Viscount; Opposition zu Baldwin, 211, 219, 225 f
ROTHERMERE, 2. Viscount, 266
ROTHSCHILD, Baron, 301
RUMBOLD, Hugo, 84, 89
RUNCIMAN, Viscount, 70, 281; Verhältnisse in der Tschechoslowakei, 291
RUNDLE, General, 66

RUSCHDI PASCHA, ägyptischer Premierminister, 127 f; Verhandlungen, 133, 180
RUSSELL, Conrad, 296
RUSSELL, Martin, Privatsekretär des Autors, 378; japanische Landung in Malaya, 389
RUTLAND, Herzog von, Unterredung wegen der Heirat, 120 f, 158
RUTLAND, Herzogin von, Freundschaft zu Lady Tree, 61; gegen die Heirat ihrer Tochter, 119 ff

S

SABRI PASCHA, ägyptischer Finanzminister, Besuch in London, 393
SALISBURY, 4. Marquess, gegen Milners Ägypten-Politik, 130; in Hatfield, 178; 340, 357
SALISBURY, 5. Marquess, Rücktritt, 267; 308; Ansicht über die Amerika-reise des Autors, 339
SALISBURY, Marchioness, Gemahlin des 5. Marquess, Garten in Cranborne, 278; 308, 432
SAMAIN, Albert, von H. A. L. Fisher erwähnt, 39
SANDERSON, Baron, Ständiger Unterstaatssekretär für Auswärtige Angelegenheiten, 158
SANDYS, the Right Hon. Duncan, 332, 334
SANSOM, Sir George, 379, Mitglied des Kriegsrates in Singapore, 391, 393
SARGENT, Sir Orme, 53; Zollunion mit Frankreich, 485
SARWAT PASCHA, 136
SASSOON, Sir Philip, 179
SCHUSCHNIGG, Dr., Hitlers Forderungen, 270
SEELEY, John, siehe: Mottistone
SELBORNE, Earl, gegen Milners Ägypten-Vorschläge, 130
SELBY, Sir Walford, Rückkehr aus Ägypten, 136 f, 290
SFORZA, Graf, Teilnahme an den Verhandlungen in Paris, 146
SHAKESPEARE, Geoffrey, 272
SHAKESPEARE, William, 11; angegriffen von Tolstoi und Shaw, 45
SHAKESPEARE, Sergeant, gefallen, 93
SHAW, G. Bernard, greift Shakespeare an, 45
SHAW-STEWART, Patrick, 40; Besuch bei Jeanne de Hénaut, 46, 81, 83; Rückkehr aus Saloniki, 84; Tod, 85f
SIDKI PASCHA, Mitglied der Delegation Adlys, 180
SIMMONDS, Captain Teddy, Adjutant, 90
SIMON, Sir John, siehe: Simon Viscount
SIMON, Viscount, 191; Begegnung mit Mussolini in Stresa, 236; 241, 253, 269 ff, 276 1; Münchener Krise, 287 bis 309
SIMSON, Brigadier, in Singapore, 392, 395
SINCLAIR, Sir Archibald, siehe: Thurso, Viscount
SINOWJEW, Briefe, 175
SITWELL, Sir Osbert, 162
SMITH, General Bedell, 448
SMUTS, Feldmarschall, Begegnung mit de Gaulle, 429; 433, 465
SNELL, Olive (Mrs. Pike), 80
SNOWDEN, Viscount, Vergleich mit Arthur Ponsonby, 161
SPEARS, General Sir Edward, Gesandter in Syrien und dem Libanon, 416 ff, 445, 464
SPEARS, Lady in Algier, 419; 465
SPENCER-CHURCHILL, Captain, 100
SPOONER, Konteradmiral, in Singapore, 389
STALIN, Josef, 342; «saubere Hände», 405, 446 f
STANLEY, Lord, ältester Sohn Lord Derbys, 314
STANLEY, of Alderley, Lord, 290
STANLEY, Lady Maureen, Gemahlin Oliver Stanleys, 266, 290, 302
STANLEY, the Right Hon. Oliver, 70, 272; während der Münchener Krise, 288-310, 313 f, 334
STANLEY, Lady, Gemahlin Lord Stanleys, 217
STEED, Wickham, Herausgeber der *Times*, 143
STETTINIUS, Mr., 424
STEWART-RICHARDSON, Lady Constance, 84
STONEHEWER BIRD, Sir Hugh, britischer Generalkonsul in Marokko, 428

STREATFEILD, Oberst, 74
STRESEMANN, Dr. Gustav, Locarno,
188
STUCLEY, Lady, 35
SUZANNE, Monsieur und Madame, in
Tours, 28
SWINTON, Viscount, 172, 402
SYNGE, J. M., 36

T

TALLEYRAND, Charles Maurice, Vor-
satz über ihn zu schreiben, 208; 329,
457, 502
TEDDER, Luftmarschall, 446
TEITGEN, 468
TEMPLEWOOD, Viscount, Völker-
bund, 238; Abkommen mit Laval,
239, 240; Münchener Krise, 287 ff
TE WATER, C. T., südafrikanischer
Hochkommissar, 306
THACKERY, W. M., 502
THEBAW von Burma, König, 383
THOMAS, The Right Hon. J. P. L., 334
THOMAS, Sir Shenton, 372
THOMSON, Tommy, Fregattenkapitän,
449
THOREZ, Maurice, 446
THORNE, General Sir Andrew, 110
THURSO, Viscount, 179, 253
TOCQUEVILLE, Monsieur de, 426
TOLSTOI, Leo, 45
TOWNSHEND, Marchioness, Tante
Annie, 31 f
TREE, Sir Herbert, Neuinszenierung
von «*Ein Volksfeind*», 23; Vater
von Viola Parsons, 61
TREE, Ronald, bei Kriegsausbruch,
434; Parlamentarischer Privatsekretär
des Autors, 362
TREVELYAN, Sir Charles, Rede im
Unterhaus, 178, 185
TREVELYAN, Sir George Otto, *Life of*
Charles James Fox, 20; Briefwechsel mit
Prof. Jackson, 60
TREVELYAN, Dr. G. M., als Biograph
Haigs vorgeschlagen, 223, 232
TROUBRIDGE, Vizeadmiral Sir Tho-
mas, auf H. M. S. *Enchantress*, 281
TUNIS, Bey von, 169

TWEEDSMUIR, Lord, 64 f, als Bio-
graph Haigs vorgeschlagen, 223,
232 f
TYRELL, Baron, 189, 236

V

VALERA, Eamon de, 290
VANDAL, Albert, *L'Avènement de*
Bonaparte, 208
VANSITTART, Lord, ägyptische Ver-
handlungen, 133
VERGENNES, Aussenminister Ludwigs
XVI., 440
VERLAINE, Paul, 29, 39
VERNON, Baron, 49
VICTORIA, engl. Königin, 13; Tod,
18 ff; 31, 212
VIENOT, Botschafter, 429 f
VILMORIN, Louise de, 492
VOLLMOELLER, Carl, 152

W

WAKEHURST, Lord, Gouverneur von
Neusüdwales, 387
WALES, Prinz von, siehe: Windsor,
Herzog von
WALLACE, The Right Hon. Euan; 274,
285; in Genf, 290; 313; bei Kriegsaus-
bruch, 334
WALLACE, Mrs. Euan, siehe Agar
WALPOLE, Hugh, 29
WALPOLE, Sir Robert, 12
WANG, vertritt China bei der Londoner
Fünfmächte-Konferenz, 475
WARDLAW MILNE, Sir John, Rede
bei Kriegsausbruch, 333
WASHINGTON, George, 94
WAUGH, Evelyn, 436
WAWELL, Feldmarschall Earl, Ankunft
in Singapore, 393 f
WEDGWOOD, Josiah, 320
WELLINGTON, Herzog von, gegen
Grey, 182; 460 f, 502
WEST, Rebecca, 187
WESTMORLAND, Countess, 86
WHISTLER, Rex, 502
WILHELM II., deutscher Kaiser, Ab-
dankung, 116; «Hängt den Kaiser!»,
242, 404
WILHELM, deutscher Kronprinz, 188

- WILHELM IV., engl. König, 13
WILSON, Sir Horace, 296; Reise nach
Berlin, 303; sein Bericht, 306
WILSON, General Sir Henry, 88
WILSON, Präsident der USA, 17, 194,
197; Selbstbestimmungsrecht, 243
WILSON, Sir Mathew, 149
WILSON, Mr., Amerikanischer Ver-
treter in Algier, 421
WIMBORNE, Viscountess, 70
WINANT, J. G., Botschafter, 425, 433
WINDLESHAM, Baron, 210
WINDSOR, Herzog von, 88; an Bord
der *Berengaria*, 169 f; bei der Parla-
mentseröffnung, 177; Abdankung,
250 ff
WINGATE, Sir Reginald, Hochkom-
missar in Ägypten, 127
WINN, the Hon. Anthony, 288; in
Heston, 309, 321
- WINTERTON, Earl, 290 f
WOOD, the Right Hon. Sir Kingsley,
276, 298; rät Chamberlain zurück-
zutreten, 361
WOODS, Sir John, Privatsekretär des
Schatzkanzlers, 276
WORDSWORTH, William, 10
WORTHINGTON-EVANS, the Right
Hon. Sir Laming, 134, 199, Tod, 213;
Vergleich mit Neville Chamberlain,
229
WYNDHAM, Diana, siehe: Westmor-
land, Countess
- Y**
YEATS, W. B., 36
YOURSTON, Brigadier Carthew, 448
- Z**
ZAGHLUL PASCHA, Führer der ägyp-
tischen Nationalisten, 127 ff

INHALT

I	KIND UND KNABE 1890-1907	9
II	DER JÜNGLING 1907-1913	28
III	IM FOREIGN OFFICE 1913-1917	50
IV	BEI DER ARMEE IN ENGLAND 1917-1918	75
V	BEI DER ARMEE IN FRANKREICH 1918	91
VI	HEIRAT 1918-1922	116
VII	PRIVATSEKRETAR 1922-1924	141
VIII	PARLAMENTS KANDIDAT 1924	165
IX	PARLAMENTS MITGLIED 1924-1926	175
X	IM AMT 1926-1929	193
XI	LITERATUR UND POLITIK 1929-1935	208
XII	STAATSSSEKRETÄR IM KRIEGSMINISTERIUM 1935-1937	235
XIII	ERSTER LORD DER ADMIRALITÄT 1937-1938	258
XIV	RÜCKTRITT 1938	283
XV	DIE GNADENFRIST 1938-1939	315
XVI	DER BEGINN DES ZWEITEN WELTKRIEGES 1939-1940	332
XVII	INFORMATIONSMINISTER 1940-1941	355
XVIII	SINGAPORE 1941-1942	374
XIX	KANZLER DES HERZOGTUMS LANCASTER 1942-1943	396
XX	ALGIER 1944	406
XXI	PARIS 1944-1945	439
XXII	DER VERTRAG VON DÜNKIRCHEN 1945-1947	470
XXIII	DAS ENDE MEINER LAUFBAHN 1947	490
	NAMENSVERZEICHNIS	506